3 1761 04944656 0

Werke des Grafen Gobineau

DIE RENAISSANCE. Hiſtoriſche Szenen. Deutſch von Ludwig Schemann. Ausgabe letzter Hand mit den aus der Handſchrift erſtmalig übertragenen Originaleinleitungen Gobineaus. 8°. LXXXIII, 378 S. 1912. Geheftet M. 4.—, in Leinw. geb. M. 5.—, in Ganzleder M. 6.—.

Der Wert und die Bedeutung der neuen Auflage wird beſonders dadurch erhöht, daß in ihr zum erſten Male und allein in ihr die Einleitungen, die Gobineau ſelbſt zur Renaiſſance geſchrieben hat, veröffentlicht werden. Die Schemannſche Ausgabe iſt die einzig vollſtändige Ausgabe der Renaiſſance.

ALEXANDER. Tragödie in fünf Aufzügen. Deutſch von Ludwig Schemann. Dritte Auflage. 8°. XV, 109 S. 1911. M. 2.—.

NACHGELASSENE SCHRIFTEN DES GRAFEN GOBINEAU

Herausgegeben von Ludwig Schemann.

PROSASCHRIFTEN: I. La Troisième République française et ce qu'elle vaut. 8°. XI, 125 S. 1907. M. 2.50.

DICHTERISCHE WERKE: I. Alexandre le Macédonien. Tragédie en cinq actes. Zweite Auflage. 8°. XXVI, 101 S. 1902. M. 2.—.

BRIEFE: I. Briefwechſel mit A. v. Keller nebſt einem Anhang enthaltend den Briefwechſel Gobineaus mit W. L. Holland. 8°. XVI, 206 S. 1911.
Geheftet M. 4.—, in Leinwand geb. M. 5.—.

Verlag von KARL J. TRÜBNER in Straßburg

K. J. T. 1872

Gobineau

Eine Biographie

von

Ludwig Schemann

Erſter Band:

Bis zum zweiten Aufenthalte in Perſien.

„Haltet das Bild der Würdigen feſt!"
Goethe.

Straßburg
Verlag von Karl J. Trübner
1913

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1913 by Karl J. Trübner, Straßburg.

x12068

PQ
2260
G9S3
Bd. 1

Hof- und Universitätsbuchdruckerei C. A. Wagner, Freiburg i. Br.

Meiner Frau Bertha

geb. Funcke.

Vorrede.

Dieſes Buch iſt in dem Bewußtſein niedergeſchrieben worden und tritt mit dem Wunſche vor ſeinen Leſerkreis hin, daß es ein Dauerwerk bedeute. Es will den kommenden Geſchlechtern das Bild eines Mannes überliefern, der von ihnen wie nur wenige ſeiner Zeit gehört und geleſen, erlebt und beherzigt zu werden das Recht hat. Es will ein Monument Gobineaus aufrichten — ein Monument, das, bei deſſen Art, unbedingt nur in Lebensgröße ausfallen durfte. Es will den Siegeslauf vollenden helfen und gleichſam das Siegel darauf drücken, in welchem jener ſeit zwanzig Jahren zunächſt die deutſchen Lande, dann Öſterreich, Italien und die kleineren europäiſchen Länder und neueſtens auch die angelſächſiſche Welt durchzieht.

Ein großer Unterſchied beſteht freilich zwiſchen den Wirkungen auf die ebengenannten Völker. Den meiſten derſelben iſt Gobineau einer unter vielen; den Deutſchen iſt er einer unter wenigen. Sein Werk über die Raſſen wie ſeine Renaiſſance haben Bewegungen bei uns entfacht, die immerhin durch den Umſtand, daß wir ſelbſt in jenen Jahren eine ähnliche Geſtalt nicht beſaßen, verſtärkt werden mochten, einer Vertiefung dagegen weder bedurften noch fähig waren, da es ſich

beim ersten Auftauchen jener Schöpfungen alsbald unwiderleglich zeigte, wie sehr sie uns an die Wurzel griffen.

Wie es nun aber bei großen Denkern und Dichtern häufig zu ergehen pflegt und wie es bei einem solchen, den ich erst als einen Vergessenen und Verschollenen meinem Volke neu zu erobern hatte, doppelt so ergehen mußte, haben sich dessen Wirkungen bisher etwas stark auf die beiden zuvor erwähnten Hauptwerke konzentriert, und nur in seiner Eigenschaft als Novellist, allenfalls als Romandichter (also in denjenigen seiner Schriften, die letzten Endes doch für sein Lebenswerk erst in zweiter Reihe in Betracht kommen) ist er bei uns danebenher zu verdienter Geltung gekommen. Wie wenig er damit aber auch nur von ferne sich erschöpft, das eben zu zeigen ist die Hauptaufgabe der vorliegenden Biographie. Wenn sie ihren Zweck erreicht, darf sie keinen Zweifel darüber lassen, daß die ganze siegende Kraft dieses Mannes erst in seiner Gesamtgestalt beschlossen liegt. So reichverzweigt, so buntmannigfaltig, so scheinbar willkürlich auseinandergezogen auch Gobineaus Schaffen zunächst erscheinen mag, dem tieferen Blick erschließt sich doch unter all den Reichtümern, die ich vor meinen Lesern werde auszubreiten haben, unschwer ein gemeinsamer Grundgehalt; und nachdem wir mit leichter Mühe das Verfehlte ausgeschieden, das mehr spielend Hingeworfene auf seine Bedeutung als harmloser Zierat eingeschränkt, werden wir die Quadern seines eigentlichen Lebensbaues um so wuchtiger hervortreten sehen.

Ungewöhnlich schnell, klar und entscheidend hat sich die Mission dieses Denkers, haben sich Bedeutung und Charakter

dieſer Geſtalt herausgeſtellt, hat es ſich vor allem gezeigt, daß die überlegene Perſönlichkeit faſt noch mehr als der überlegene Geiſt aus ihr wirkte, eine Perſönlichkeit, deren ganze Gewalt man ahnt, wenn man bedenkt, daß die größten Wirkungen Gobineaus, daß ſeine ſchönſten Triumphe im Grunde gegen das, was wir den Zeitgeiſt nennen, errungen worden ſind.

Denn in der Tat, ſo manchem, was unſere Zeit hegt und pflegt, was ſie feiert und auf Händen trägt, dem unbegrenzten Fortſchritt, der ſchrankenloſen Freiheit, der blinden und verblendenden Volksaufklärung, all den Irrlichtern moderner Weltbeglückung hat ſich dieſer Mann rückſichtslos entgegengeworfen. Sein ganzes Daſein war ein einziger Proteſt, ein einziger Gegenangriff gegen einen Humanitarismus, der kein Volkstum mehr würdigt und anerkennt, gegen einen Aufklärergeiſt, der vor keiner geheiligten Macht der Geſchichte mehr innehält, gegen eine demokratiſche Nivellierungswut, welche in der geiſtigen ſo wenig wie in der geſellſchaftlichen Welt mehr Höhen und Tiefen, Individuen und Maſſen ſcheiden und unterſcheiden will.

Und dennoch — wie oft hat man's erleben können, daß ſelbſt die mitten drinnen in den Zeitbewegungen Stehenden, die vom Zeitgeiſt hoch Emporgetragenen nach Gobineau wie nach einem Anker griffen, daß vollends ſchlichte Naturen ſich vor ihm niederwarfen, als griffen ſie's mit Händen, daß ihnen hier einmal Lebensbrot ſtatt der Steine gereicht werde!

Seltſam, daß man im heutigen Deutſchland dieſes Rätſels Löſung kaum bei Namen nennen darf, daß man faſt zagen möchte, das Wort auszuſprechen, welches das Weſen Gobineaus

im Kerne erfaßt und bis auf den Grund wiedergibt, weil man sich auf die leidigsten und folgenschwersten Mißverständnisse gefaßt halten muß, weil jenes Wort zugleich ein politisches Sammelzeichen bedeutet, das in den Wirren des Parteilebens, gleichviel ob zum größeren Teile durch die Machenschaften der Gegner oder durch eigene Verfehlungen und Unzulänglichkeiten der Bekenner, in weiten Kreisen so mißliebig wie nur möglich geworden ist!

Und doch wäre es eine Feigheit, die einer Versündigung an Gobineau gleichkäme, wollten wir es nicht heraussagen, daß er seine eigentümliche und bleibende Bedeutung vor allem als der große konservative Genius des neunzehnten Jahrhunderts sich errungen hat. Kein anderer Denker irgend eines anderen europäischen Landes hat in diesen letzten Zeiten den konservativen Gedanken mit auch nur annähernd gleicher Allseitigkeit, Wucht und Vornehmheit vertreten. Freilich haben wir uns hier den Konservatismus, so gewiß Gobineau auch politisch dieser Anschauung zuneigte, doch vor allem als Weltanschauung vorzustellen und von seiner Einzwängung in das Getriebe politischer Einzelkämpfe und -entscheidungen bei einem solchen Gesamtüberblick gänzlich abzusehen: nichts Zeitliches, nichts Parteimäßiges haftet ihm an, einzig der Ewigkeitsgehalt, das Schöpferisch-Produktive, das ihm eignet, redet und wirkt aus Gobineau. Wenn je ein Großer, hat er dem Ideale gelebt, hat er Ideale gepflegt und verbreitet; aber er hat sie sich aus dem Leben, aus der Geschichte gewonnen und herausgegriffen, nicht wie so viele seiner Gegenfüßler,

aus der Luft oder der Phantasie. Die Liebe zu den Dingen ist das Letztbewegende in ihm: das ist sein ganzes Geheimnis. Er war ein durch und durch positiver Geist in einer immer mehr dem Zerstören sich zuneigenden Epoche, einer der volltönendsten Verkünder alles dessen, was der Menschheit von jeher heilig war und auf je wird heilig bleiben müssen. Er war konservativ in dem Sinne, von dem auch der „Liberalste" ein Teil mithaben wird oder doch mithaben sollte: des Festhaltens am Bewährten, der Begeisterung für jene ewigen Güter, die er selbst als der Besten einer vertrat und verkörperte. Er hatte den Blick der Erkenntnis, daß die Menschheit vor allem wieder der Autorität bedürfe, und den Mut des Bekenntnisses, daß ihr Ordnung in unseren Tagen hundertmal mehr not tue als Freiheit; aber er lehrt zugleich, daß die Selbstbindung durch Ehrfurcht sich sehr wohl mit dem denkbarsten Maße persönlicher Freiheit verträgt, welche letztere er sich überhaupt, insoweit Realität, nur als ein Individualgut vorstellen konnte, als schematisches Massengut dagegen lediglich verderblich erachtete.

Ich deutete es schon an, daß bei uns Gobineau bisher fast etwas zu einseitig im Lichte der einen geistigen Tat, die ihn den Dauererrungenschaften der Geschichte, den Dauergütern des Volkstums das Rassenbewußtsein einverleiben ließ, betrachtet worden ist. Wohl war ihm die Rasse in gewissem Sinne das Höchste auf Erden; aber, bei allem, was er wissenschaftlich für sie geleistet hat, im allerletzten Sinne war doch selbst sie ihm wieder ein Ideales, Ethisches. Selbst hinter ihr barg sich ihm etwas vom Heldengedanken, wie viel mehr

hinter seinen künstlerischen Schöpfungen! Er war ein Held, der Helden spiegelte, in seinem Tun, wie in seinem Dichten und Denken. Der Sinn für das Große lag ihm gleichsam im Unterbewußtsein. Er atmete ihn in jedem Worte, er strahlte ihn in jedem Blicke aus. Man muß schon nach Schiller greifen, wenn man ein Beispiel dafür sucht, wie Widerstand und Befehdung vor der vornehmen, fast unnahbaren menschlichen Größe des Angefeindeten in sich zusammenbrechen und ersterben. In der Tat ist wenigstens mir kaum je ein Widersacher Gobineaus begegnet, dessen — auch feindliches — Reden und Tun nicht mit einer Schattierung von Bewunderung untermischt gewesen wäre; oft genug hat er dagegen politische Gegner durch die Größe seines Geistes, Weltanschauungsgegner durch die seines Herzens überwältigt und entwaffnet und so alles in allem der Minorität, die sich mit ihm zum aristokratisch-konservativen Gedanken bekennt, mit der Zeit doch einen ganz gewaltigen Zuwachs zugeführt, ja, was mehr, ihn vor aller Welt und für alle Welt zu hohen Ehren gebracht. Auch kann es nicht fehlen, daß sowohl nach seiten der Wirksamkeit jenes seines Gedankens wie der seiner Persönlichkeit dieses Lebensbild ergänzend, erweiternd, vollendend zu allem Bisherigen hinzutreten wird.

* * *

Einst hatte ich gehofft, mit diesem meine Tätigkeit für Gobineau im wesentlichen abschließenden Werke eines Tages vor zwei Völker hintreten zu können. Nachdem ich viele Jahre in französischer Wissenschaft und Literatur fast wie in der

unſrigen gelebt, war es mir mehr und mehr ein Lieblingsgedanke geworden, namentlich der uns naheſtehenden Minderheit der Franzoſen, aber im weiteren Sinne überhaupt dem geiſtigen Frankreich, gegenüber eine Verſöhnungsmiſſion auszuüben, inſofern ich je länger je mehr hatte erkennen müſſen, daß in der gegenſeitigen Beurteilung Gobineaus und ſeines Volkes alles andere eher als Unbefangenheit und Gerechtigkeit gewaltet hatte, und daher in der glücklichen Lage war, mir über beide das weit günſtigere Urteil zu bilden. Es iſt anders gekommen, und jene Hoffnung iſt mir gründlich zunichte gemacht worden. Wer dabei mehr verliert, bleibe für jetzt dahingeſtellt; ich kann hier nur die leidige Tatſache zum Ausdruck bringen, daß nach den erfreulichen Anſätzen früherer Jahre, nach dem Eintreten Sorels, den temperamentvollen Anregungen Seillières und anderer, die Ausſichten Gobineaus in Frankreich ſeit Jahren wieder ſtetig geſunken ſind, daß meine Bemühungen zu ſeinen Gunſten immer weniger Erwiderung in der Öffentlichkeit gefunden haben, ſodaß auf ein eigentliches Publikum in Frankreich kaum mehr zu rechnen iſt. Wenigſtens beſchränken ſich die neueſten Verſuche jüngerer Freunde der Sache, wie namentlich der nicht genug anzuerkennende rege Eifer Tancrède de Viſans, darauf, den Franzoſen die Nebenwerke (Romane und Novellen) eingänglich zu machen und ſie zu beſtimmen, ihm dafür ſeine Hauptwerke zugute zu halten. Und ſelbſt jene haben es ſchwer genug, ſich dort am Leben zu erhalten, da die franzöſiſchen Verleger, zur ſelben Zeit, wo die deutſchen ſich faſt um Gobineau reißen, jeden Neudruck eines ſeiner Werke wie einen Gnadenakt einer-

seits, wie einen gewagten Schritt anderseits behandeln, an den sie nur nach langem Zaudern und Verhandeln herantreten, und für den sie dann Forderungen stellen, als hätten sie Erstlingswerke eines Novizen, nicht Neuauflagen eines Mannes von Weltruhm vor sich.

Es ist klar, daß diesen Dingen tiefere Ursachen zu Grunde liegen, daß hier große Strömungen uns entgegenwirken müssen, denen es anscheinend nie gelingen wird eine andere Richtung zu geben. Da ist vor allem das offizielle, das führende Element des französischen Geisteslebens: die Akademie und ihre Anhänge und Ausläufer. In diesen Kreisen hat sich nach Sorels Tode nicht einer mehr gefunden, der der Wahrheit darin die Ehre gegeben, welch einen großen Mann Frankreich an Gobineau besessen hat. In diesen Regionen schweigt und schweigt und schweigt man, wofür nur zweierlei Deutung denkbar ist: entweder die Führenden haben sich zu kurzsichtig gezeigt, um jene Wahrheit zu erkennen, oder sie haben den Mut nicht besessen, um sie zu bekennen. Ein Drittes gibt es nicht, und leider ist das letztere das Wahrscheinlichere. Sie, deren Beredsamkeit nie versiegt, wenn es gilt, ihre Mittalente, nicht selten zweiten und dritten Ranges, ins Licht zu setzen, einem Gobineau gegenüber haben sie völlig versagt. Keine Kunst des Verschweigens, des Verleugnens, des Verkleinerns, die man nicht gegen ihn geübt hätte. Nur schüchtern und in verlorenen Winkeln durfte sich einmal ein lobendes Wort hervorwagen, sonst nur gelegentliche Nadelstiche oder vereinzeltes Hervorbrechen von Gift und Galle; durchweg aber der Grundton vollendeter Liebloſigkeit, das geflissentliche Ab-

lehnen jeder inneren Beziehung zu einem hervorragenden Landsmann, dem man doch in jedem Falle Gerechtigkeit geschuldet hätte, wenn man denn einmal nicht stolz auf ihn zu sein verstand. Die einflußreichen Männer, die mit einem kräftigen Worte Gobineau Hunderte und Tausende von Lesern hätten zuführen können, haben so vielmehr ihren Einfluß nur auf seine Unterdrückung verwandt und es am Ende erreicht, daß er für die große Zahl der von ihnen Geleiteten bis heute eine Art Konterbande geblieben ist. Wie hätte ich mich da wundern dürfen, wenn auch mir, nachdem ich im Namen der deutschen Wissenschaft die Erfüllung einer Ehrenpflicht übernommen, welche die französische abgelehnt, um nicht zu sagen vernachlässigt hat, von dort nur Nichtbeachtung, wenn nicht gar Spott, statt Dankes geworden ist?

Den Späteren werden wohl einst die Einzelheiten wie vor allem die Motive eines solchen Handelns noch deutlicher werden als uns heute. Völlig durchsichtig sind dagegen die letzteren bei einer anderen Gruppe, die sich zwar bis zu einem gewissen Grade mit der vorgenannten deckt, aber doch noch weit darüber hinausreicht: bei den französischen Nationalisten. Bei ihnen ist es ersichtlich ein ausschließlich patriotischer Grund, der sie getrieben hat, nicht nur, wie jene anderen, stillschweigend, sondern laut und in aller Form Gobineau zu verfemen. Sie hassen ihn, weil er Deutschland liebte, und glauben damit ihre Liebe zu ihrem Vaterlande zu bekunden. Ob es nicht größer gedacht und ihrer würdiger gewesen wäre, bei aller Gegnerschaft in jenem einen Punkte, in den übrigen gerade im Interesse und im Dienste ihres Vaterlandes mit

ihm zuſammenzuhalten? Mit ihm, den man in mancher Beziehung geradezu den geiſtigen Vater des Nationalismus nennen kann (und mehrfach genannt hat), der ihnen ſo vieles und vielfach gerade das Beſte von ihren politiſchen Anſchauungen vorgedacht und — wie dies Buch aufs neue lehren dürfte — mit Geiſteskräften vorgedacht hat, die man unter dem Nachwuchs von heute ſo leicht nicht wieder finden dürfte? Ich trage durchaus den Gefühlen derjenigen unter ihnen Rechnung, die, weil nicht auf der geiſtigen Höhe Gobineaus ſtehend, ihm nicht gerecht werden konnten, die, in einſeitiger Ausbildung ihres ſittlichen Selbſt nach der patriotiſchen Seite, ihn verdammen zu müſſen glaubten. Dann wäre es aber um ſo mehr die Pflicht der hervorragenden Geiſter geweſen, die gerade der Nationalismus in ſeinen Reihen zählt und von denen einzelne direkt aus Gobineaus Schule hervorgegangen ſind, ihre Gefährten über den Undank dieſer Verleugnung und über das Fragwürdige und Unwahrhaftige dieſer Art von Patriotismus aufzuklären, der einen der edelſten Söhne Frankreichs des Landes verweiſt, weil er ſein Vaterland auf ſeine Weiſe liebte — eine Weiſe, die er mit manchem erhabenen Geiſte ſeit Tacitus' Tagen gemein gehabt hat —, und mit ihm alle ſeine Werke, darunter die herrlichſten Schöpfungen des Genius, in den Bann tut, weil er zugleich unſer Vaterland liebte. Hätten ſie alle nicht ſich, ſondern die Wahrheit geliebt, ſo hätten ſie zum mindeſten das auch in ihrem Sinne Patriotiſche hervorziehen müſſen[1], da man ja nicht von ihnen ver-

[1] Um an einem, zwar beſonders ſchreienden, aber keineswegs vereinzelten, Beiſpiele darzutun, bis zu welchem Grade man Gobineau

langen kann, daß sie ihm in der ganzen großherzigen Weite seiner Versöhnungsbestrebungen aus seinen letzten Lebensjahren hätten folgen sollen, die ihn an der erkannten Wahrheit, daß seinem Lande in enger Anlehnung an uns kulturell und sittlich gutes blühe, auch dann noch, und bis zum Martyrium, festhalten ließ, als seine Gesinnungsgenossen von vor 1870 sich von ihr abwandten.

Die Tatsache, daß durch geschichtliche Fügung unsere beiderseitigen Länder Nebenbuhler und Gegner geworden, hat im allgemeinen den regsten Austausch, die fruchtbarsten Berührungen zwischen beiden nie beeinträchtigt. Einzig für Gobineau hat man eine grausame Ausnahme gemacht. Ein Genius von seinem Ewigkeitsgehalte ward so den politischen Kursschwankungen unterworfen, fast könnte man sagen: den

---

hat fallen und in Vergessenheit geraten lassen, greife ich eine Bewegung heraus, für die er sich all sein Leben lang, namentlich aber in der Jugend, mit besonderer Wärme und Hingebung eingesetzt und die neuerdings gerade auch der Nationalismus stark unter seine Fittiche genommen hat: die der Dezentralisation, heute die regionalistische genannt. Sie ist in den letzten Jahrzehnten ungeahnt mächtig emporgewachsen, und man kann sagen, sie hat ganz die Entwicklung genommen, die Gobineau vor zwei Menschenaltern vorausgesagt und angebahnt hat. Auf Schritt und Tritt begegnen uns heute wieder seine Argumente, ja vielfach seine Worte. „Revue provinciale“ betitelt sich heute wieder eines der führenden Blätter, wie sich 1848 schon das Gobineaus so betitelte. Ganz wie er damals, sehen die Regionalisten ein, daß die Existenzfrage Frankreichs im Provinzgedanken beschlossen liegt. Dabei aber bringt es Charles Brun, einer ihrer Hauptvertreter, fertig, in seinem Buche „Le Régionalisme“, Paris 1911, das im übrigen alles, aber auch alles aufzählt, was nur irgend zur Verlebendigung jenes Gedankens in seinem Vaterlande beigebracht worden ist, Gobineau mit keiner Silbe zu erwähnen!

Einwirkungen einer chroniſchen Baiſſe ausgeſetzt, weil ſein eigenſtes Weſen mit dem Wahrheitsdrang eines inneren Müſſens ihn zum Germanenherold und Deutſchenfreund beſtimmte!

Soll dies nun in alle Zukunft ſo weiter gehen? So bitter es zu denken, ſo tragiſch es in gewiſſem Sinne zu nennen iſt, daß der ganze Teil ſeines Schaffens, der auf ſein Volk berechnet, endgültig verloren und vergeudet ſein ſoll, ſeinem Geſamtgeſchick kann das doch keine andere Wendung mehr geben, ſeinem Ruhm keinen Abbruch mehr tun. Der Erfolg kann einzig der ſein, daß Frankreich, wenn es von ſeinem großen Sohne nichts weiß oder nichts wiſſen will, in einen wenig ruhmvollen Rückſtand den anderen Ländern gegenüber gerät, die ihn ſich immer mehr zu eigen machen.

Mich ſelbſt durften alle dieſe Einſichten und Erkenntniſſe nicht in meinem peinlichen Beſtreben beirren, das Bild Gobineaus, unter völliger Ausſchaltung jeder nationalen Beeinfluſſung, einzig ins Licht der Wahrheit zu rücken. Auch den Franzoſen ſoll er ſo nahegeführt werden, wie er geweſen iſt. Ich habe es jedenfalls nicht daran fehlen laſſen wollen, die noch ungehobenen Schätze ſeines Geiſtes und Herzens auch ihnen zugänglich zu machen: ob ſie ſie nutzen wollen, ſteht bei ihnen. Muß ich auch, nach vielfachen Erfahrungen, faſt darauf verzichten, mein Werk ins Franzöſiſche übertragen zu ſehen, das haben die Gegner doch nicht verhindern können, was es mich drängt, hier auch öffentlich voll Dankes auszuſprechen, um dieſen Punkt nicht mit einem Mißklang abzuſchließen: daß auch ein reiches Teil franzöſiſchen Gebens und Gönnens,

französischer Liebe und Verehrung in diesem Buche mit beschlossen liegt. Wenn mächtige Führer auf dem geistigen wie auf dem politischen Gebiete alles getan haben, um Gobineaus Bild auszutilgen, so haben dagegen die amtlichen Leiter alles getan, um es, wenn auch durch die Arbeit eines Deutschen, erstehen zu lassen. Nicht nur die staatlichen Behörden in Paris, sondern auch die Provinzial- und Kommunalbeamten in Bordeaux, Beauvais und Trye haben mir das denkbar gütigste, vielfach von regem Interesse für die Sache zeugende Entgegenkommen bewiesen. Und vollends habe ich mich der Erkenntnis freuen dürfen, wie viele einzelne doch auch in Frankreich den Bann der Cöterien durchbrochen und sich zu werktätiger Mithilfe im Dienste des Genius angefeuert gefühlt haben.

* * *

Ich bin mir bewußt, daß ich beim Hinausgeben dieses Werkes eine Verantwortung trage wie wohl selten ein Biograph. Seit Jahr und Tag alleiniger Beherrscher des urkundlichen Materiales, alleiniger Bewahrer der mündlichen Überlieferung, habe ich in dem langen Unter-vier-Augen mit Gobineau jene Verantwortung stellenweise bis zur Beängstigung empfunden, und nur das Bewußtsein, daß die außerordentliche Situation eine Gewissenhaftigkeit, eine Selbstkritik in mir wachgehalten hat, die dem strengsten Richter frei ins Auge blicken kann, läßt mich nun im Momente der Veröffentlichung um so voller aufatmen. Ich habe im Anhang am Schlusse des Buches eine Einzelrechenschaft über die benutzten

Quellen abgelegt; zusammenfassend aber darf ich hier wohl das eine sagen, daß sich in meinem Buche nicht eine Wendung findet, die nicht entweder durch irgend eine Stelle der Schriften bezw. durch eine briefliche oder mündliche Äußerung Gobineaus oder ihm Nächststehender als sicher belegt oder aber ausdrücklich von mir als hypothetisch gekennzeichnet ist.

Vorarbeiten habe ich nicht gehabt. Ich habe alles selbst ausgraben müssen, und der Gobineau namentlich dieses ersten Bandes ist ein so gut wie völlig neuer[1]. Dieses ganz auf mich selbst Gestelltsein hat sein Bedenkliches, aber auch sein Gutes gehabt. Von der Zumutung an meine Kräfte abgesehen, konnte es ja auf die Dauer beklemmend wirken, so überall erst die Bahn zu schaffen, die Richtlinien und Gesichtspunkte aufzustellen, das erste Urteil abzugeben; geschah dies aber, wie nicht anders denkbar, nach bestem Wissen und innerstem Müssen, so durfte ich mich nun auch dessen getrösten, daß es mir bei meiner vieljährigen innigen Vertrautheit mit dem Gegenstande gelungen sein werde, als getreuer und zuverlässiger Interpret meines Helden ein mindestens in den Hauptzügen zutreffendes, ja abschließendes Bild desselben zu liefern, und mich angesichts dessen ruhig dabei bescheiden, zu manchem in der Gobineau-Forschung nur erst Winke und Anregungen gegeben zu haben, in wieder anderem, wo ich etwa geirrt, von Späteren mich berichtigen zu lassen.

[1] Bis zu welchem Grade dies der Fall, möge den Leser etwa ein Blick auf die vielberufenen vierzehn Pariser Jahre lehren, von denen man bis vor kurzem nicht viel mehr wußte, als daß Gobineau während derselben den Essai geschrieben haben sollte — was, wie wir heute wissen, gerade nicht zutrifft.

Auf der anderen Seite nun aber gewährte mir die ſtille Abgeſchiedenheit, in der ſich mir Gobineau erſchloß, auch wieder eine Freude ganz einziger Art, wie ich ſie bei keinem anderen Genius annähernd ähnlich genoſſen. Faſt bei allen anderen Großen redet immer ſchon, mindeſtens ein Weniges, die Welt, die Allgemeinheit, die Geſellſchaft, ja der Salon mit. Wir ſind beirrt, behindert durch allerlei Meinungen, die uns unvermerkt umſchwirren und automatiſch, oft genug wider unſeren Willen, beeinfluſſen. Wir dringen nur ſchwer mehr mit unſerem vollen Selbſt bei jenen Meiſtern durch: wenn ſie auch durch die Abgegriffenheit nicht an Wert verlieren, ſo doch nicht ſelten an Wirkung, der Genuß iſt nicht mehr der gleiche ungetrübte. Wir ſind nicht unbefangen oder doch nicht ungeſtört. Wie dagegen von Gobineau ſo Werk um Werk auf mich eindrang, wie ich all die Fülle (mehrfach als erſter Leſer) in mich aufnahm, war mir zumute, als fände ich mich an einem Naturquell in jugendlichem Walde, und es lockte mich immer ſtärker, möglichſt viele zu dem Waldquell mit heraufzuholen, wenn ich auch keinen Augenblick daran denken konnte, ſein Waſſer etwa in unſere modernen Leitungen oder in die Brunnen unſerer Lebens-Altmärkte überzuführen. Wohl blieb ich mir dabei der außerordentlichen Schwierigkeit der Aufgabe vollauf bewußt, einen Mann, der bei Lebzeiten nicht nach Gebühr gewirkt hatte, nun nachträglich noch als Geſamtfigur darzuſtellen und aufleben zu laſſen. In dieſer Beziehung wirken ja freilich die Echos, welche große Männer in ihrer Zeit geweckt haben, als ungleich beſſere Vorbereitung. Aber wiederum zeigt auch noch der dahingegangene Gobineau, wie in ſeinen Werken,

so in seinen Briefen, ja in allen seinen persönlichen Lebensspuren eine Plastizität, eine Eindringlichkeit der Erscheinung, daß am Ende doch alle jene Schwierigkeiten durch das unvergleichliche Leben einer so mannigfaltigen Persönlichkeit behoben und aufgewogen werden.

Dieser Mannigfaltigkeit sollte der Biograph von Rechts wegen eine gleiche Vielseitigkeit entgegenzustellen haben. Ich habe mein Leben lang darum gerungen, den möglichsten Grad einer solchen, soweit er sich mit strenger Wissenschaftlichkeit im einzelnen verträgt, zu erreichen. Wie vieles mir nach dieser Seite noch entgeht, empfinde ich selbst am lebhaftesten. Insbesondere ist mir der Mangel orientalistischer Fachausbildung bei einem Leben Gobineaus als starke Lücke fühlbar geworden; doch darf ich dafür mich der Wohltat von seiten des Geschickes rühmen, das mir von jungen Jahren an eine Reihe, zum Teil naher, orientalistischer Freunde zugeführt hat: einer Wohltat, die ich nach Kräften zu nutzen bemüht gewesen bin.

Eine andere Gefahr, der fast jeder Biograph mehr oder minder unterliegt, ist die der Überschätzung seines Helden. Ich habe mich über diese so naturgemäße und anfangs gewissermaßen notwendige Stimmung schon bei früherer Gelegenheit ausgesprochen. Ich bekenne mich noch heute durchaus zu den schönen Aussprüchen Goethes, daß nur ein gewisser parteiischer Enthusiasmus zum Verständnis der Großen führe, und Treitschkes, daß man nur das wahrhaft schätze, was man überschätze. Aber ein anderes ist es um solch individuelles Erleben, ein anderes um das Weitergeben. Da muß jedes Wort doppelt gewogen werden, und blinde Vergötterung be-

deutet Verunstaltung, wie Beispiele lehren. Ich habe mir demgemäß immer strengstens gegenwärtig gehalten, daß Liebe und Bewunderung, wenn in ihrem Namen der Wahrheit ins Gesicht geschlagen wird, nicht als mildernde, sondern als erschwerende Umstände ins Gewicht fallen und aus der Anerkennung, die einem früheren Werke von mir einmütig in dem Sinne geworden, daß ich darin die Wahrheit noch mehr geliebt hätte als Gobineau, die Hoffnung geschöpft, daß mir dies auch im vorliegenden wieder möglich geworden sein möge. Ich habe Gobineaus Leben nachgelebt mit meinem ganzen Ich, insoweit ich dieses dem Gobineaus verwandt fühlte, aber auch nicht gezaudert, dieses Ich vollkommen abzulegen, wo immer ich erkannte, daß hier nur die gänzliche Unbefangenheit, ja Unbeteiligung, die reinste Objektivität eines „Dritten" urteilen dürfe.

Ich habe als Aufgaben einer Biographie, wie sie sein solle, irgendwo einmal die Formulierung gelesen: „Schilderung der Zeit und Umgebung. Eingehende Schilderung der Werke nach Anlaß, Quellen und Wirkungen" und finde dies im allgemeinen zutreffend, indem ich annehme, daß die eigentliche Hauptsache, die Herausarbeitung der Gestalt des Helden aus jenem allen, dabei stillschweigend vorausgesetzt wird. Gerade in dieser Beziehung möchte ich nun aber noch einen Vorbehalt zu Gunsten des meinigen und gegen eine starke Vorliebe unserer Zeit machen, die darauf ausgeht, die großen Geister möglichst in allgemeinere Zusammenhänge, Abhängigkeiten und Entwicklungen einzureihen, sie, mit einem Worte, zu rubrizieren, wobei denn Gobineau ganz naturgemäß unter die Romantiker oder Rückschrittler entfiel. Mir dagegen schien es, ohne daß

ich gewisse von jenen Zusammenhängen und Zugehörigkeiten bestreiten oder schmälern wollte, doch im Sinne einer ausgleichenden Gerechtigkeit geboten, vorwiegend das Besondere, Einzige, Selbständige der großen Persönlichkeit hervorzukehren, das gerade bei Gobineau (z. B. schon in seiner französisch-deutschen Doppelveranlagung) ungewöhnlich reich vertreten war und sich mit Schlagworten und Klassifikationen am letzten abtun läßt.

Verwandte Motive haben mich geleitet, als ich kein Bedenken trug, den hervorragendsten Gestalten aus Gobineaus Freundeskreise, in diesem Bande also vor allem Tocqueville und Prokesch-Osten, einen über das Gewöhnliche hinausgehenden Raum zuzuweisen. Für Tocqueville bedarf dies vielleicht keiner besonderen Begründung, um so mehr aber für Prokesch, der ohnehin der reicher Bedachte ist.

Daß dieser Mann bisher noch nicht eine seiner würdige Einzelbehandlung gefunden hat, wie deren weit Geringere so vielfach teilhaftig geworden sind, kann nur als eine fast lächerliche Anomalie bezeichnet werden. Gerade er ist durchaus nicht etwa eine abgestorbene Natur, die ihre Bedeutung nur für ihre Zeit gehabt hätte, vielmehr, wenn einer, einer der Lebendigen, den jede Generation sich in jedem Augenblicke wieder erwecken könnte. Vielleicht war auch sein Schicksal der Universalismus. Er baute die verschiedensten Gebiete an; so überließ ihn einer dem anderen, bis er am Ende an mehr archivalischen Stätten, in Nekrologen und Nachschlagewerken, vergraben blieb und in das eigentliche Lesepublikum kaum, oder nur im bescheidensten Umfange, mehr hinausdrang.

Freilich genügt dies noch nicht zur Erklärung. Zufall, Verkennung, skrupellose Gegnerschaften haben mit- und zusammengewirkt, um Prokesch fast ganz aus der Öffentlichkeit zu verdrängen. Vor allem haben Bismarck und ihm urteilslos Nacheifernde ein wahrhaft abscheuliches Zerrbild von ihm in die Welt gebracht, das durch das echte zu ersetzen einfach eine Ehrenpflicht ist[1]. Daß eine solche Rehabilitation gerade von der eng verschwisterten Seite Gobineaus ihren Ausgang nimmt, ist eine schöne Fügung, im übrigen aber durchaus natürlich. Das Prokesch gewidmete Kapitel lehrt zur Genüge, wie innig das Leben und Wirken beider Männer ineinander verwachsen war, sodaß eine genauere Schilderung Prokeschs implicite zugleich ein Stück Gobineauscher Lebensgeschichte bedeutet.

So denke ich denn an anderer Stelle mit meinen Mitteilungen über diesen Mann fortzufahren, möchte aber schon an dieser meiner innigen Dankbarkeit und Verehrung für den auch öffentlichen Ausdruck zu geben nicht unterlassen, der mir

[1] Um Mißdeutungen vorzubeugen, möchte ich übrigens ausdrücklich bemerken, daß meine Skizze von Prokesch alles andere eher ist als etwa eine tendenziöse Gegendarstellung. Sie war bis zum letzten Worte niedergeschrieben, als ich, in dem Wunsche, der Episode Bismarck-Prokesch noch etwas näher quellenmäßig nachzugehen, erst auf das Schlimmste von der gegnerischen Seite, in den Briefen an Gerlach, den Buschschen Tagebuchblättern und in Hans Blums Bismarckbiographie traf. Darin, daß ich nach dem allen nicht eine Silbe in meiner Darstellung zu ändern Veranlassung fand, ist zwar meine Stellungnahme zu dieser ganzen Angelegenheit genügend gekennzeichnet; doch überschreitet das dort Gebotene leider zu sehr alles Maß, als daß nicht eine Zurückweisung jener Verunglimpfungen für eine andere Gelegenheit noch unerläßlich bliebe.

ziemlich als einzigster nach dieser Seite bisher vorgearbeitet, der im Vertrauen auf die Güte seiner Sache der ungeheuren Übermacht mutig standgehalten hat, bis Sukkurs kam und das Andenken seines Vaters nun hoffentlich doch noch im rechten Lichte vor der Nachwelt dastehen wird: Herrn Grafen von Prokesch-Osten in Gmunden. Die weihevollen Stunden, die ich in dem pietätvollst gehüteten Familienarchiv, inmitten der Reliquien der Größten einer großen Epoche, einst mit ihm habe verbringen dürfen, werden mir immer besonders unvergeßlich bleiben.

* * *

An diesem Buche und seinen Seitenarbeiten habe ich jahrelang in guten wie in bösen Tagen ununterbrochen gesonnen und geschaffen, sodaß ich meine Leser wohl bitten darf, es als mein allerpersönlichstes Testament zu betrachten. Was nur an hohem und großem mich im Leben bewegt hat, spiegelt sich bis zu einem gewissen Grade darin wieder, und es würde mein schönster Lohn für die langjährige Arbeit sein, wenn ich von der vielen Erhebung, die sie mir gebracht hat, nur ein Teil auf meine Leser übertragen könnte. Das Echo, das ihre Vorgängerinnen in ungezählten deutschen Männern und Frauen geweckt haben, läßt mich dies denn auch hoffen, trotz der Widerstände, auf die sie sich gefaßt halten muß. Jedenfalls kann in ein Zeitalter, in welchem des Niederdrückenden wie des Anwidernden so vieles um uns her vorgeht, das sich vielfach so zerfahren und verirrt, so kompaßlos, so unzufrieden und disharmonisch gibt wie das unsrige, ein Mann der alten

Art gar nicht nachdrücklich genug hineingerückt werden, der, kraftvoll sicher, urgesund, sonnig heiter, mit all den in ihm lebendig gewordenen fruchtbaren Ideen und harmonischen Kräften mindestens für wiederum vieles Halt und Ausweg bietet.

Und so sollte denn, wenn anders die Dinge bei uns gingen wie sie sollten, dieses mein Buch recht vielen ans Herz wachsen. Wenn meine Kräfte vorhalten, hoffe ich den Schlußband bis zum Säkularjahre 1916 zu liefern. Möge inzwischen dieser erste ihm rüstig vorarbeiten in dem Sinne, daß er Gobineau auch als Menschen den Deutschen immer vertrauter und werter mache.

Noch ein ernstes Wort. In dem langen Zeitraum, seit ich diese Biographie begonnen, sind viele liebe Freunde, unter ihnen zum guten Teile die edelsten und besten meiner Helfer und Genossen, dahingegangen, die hervorragenden Anteil daran gehabt, denen sie mit unter den ersten zugehört hätte. So kann ich ihnen nur noch meinen Dank und mein Gedenken weihen; das vollendete Werk dagegen lege ich in der Hauptsache — denn zum Glück sind doch auch aus der älteren Zeit gar manche übriggeblieben, denen ich meine Gabe nun mit um so größerer Innigkeit darbringe — in ganz andere Hände als die derer, für die es einst erdacht, mit denen es durchdacht worden war. Daß ich dies dennoch mit gleicher Zuversicht tue, möge als ein Zeichen für das ewig sich gleich Bleibende, für das Unvergängliche in Gobineaus Wirken gelten. Ein jüngeres Geschlecht soll jetzt die Nutznießung seiner Gedanken haben, die uns Ältere zuvor bewegt und beglückt haben. Viel-

leicht können sie ihn nicht so lieben, wie wir ihn liebten: uns war er ein Erlebnis, ihnen ist er eine Tatsache. Aber sein Seelenadel wird zu ihnen sprechen wie zu uns, und seinem Verständnis vollends hat die Zeit inzwischen ganz anders nachgeholfen. Seine Prophetien sind geläufige Wahrheiten geworden, und sein künstlerisches Schaffen dringt mit jedem Tage mehr bei uns ein. So dürfte doch auch für die Jüngeren, und für alle Zukunft, der Mahnruf Goethes nicht zum wenigsten in seiner Anwendung auf Gobineau seinen vollen Sinn gewinnen:

> Haltet das Bild der Würdigen fest! Wie leuchtende Sterne
> Streute sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

Freiburg i. Br., 12. August 1913.

L. Schemann.

Inhaltsverzeichnis.

Vorrede.

Miſſion und Bedeutung Gobineaus. Gobineau und ſein Vaterland. Aufgaben und Auffaſſungen ſeines Biographen.

Erſtes Buch.

Ahnen. Familie. Kindheit und Frühjugend.

Seite

Erſtes Kapitel. Die Ahnen 3

Herkunft der Familie Gobineaus nicht mit Sicherheit zu beſtimmen, aber ſehr wahrſcheinlich nordfranzöſiſch. Hauptblüte des Geſchlechts in Bordeaux, wo die Angehörigen desſelben ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert in den verſchiedenſten Berufen auftreten. Jacques, der Schöffe (le Jurat). Etienne. Jean. Pierre Joſeph d. Ä. und ſeine Nachkommenſchaft. Pierre Joſeph d. J. Thibaut Joſeph, der Großvater Gobineaus.

Zweites Kapitel. Die Familie 15

Der Vater, Louis de Gobineau. Die Mutter, Anne Louiſe Magdeleine de Gercy. Der Oheim, Thibaut Joſeph de Gobineau.

Drittes Kapitel. Kindheit und Frühjugend 26

Geburt und Taufe. Die Schweſter Caroline Hippolyte. Kindheit. Trennung der Eltern. Junge Leiden. Erſter Unterricht. Inzlingen. Biel. Rückkehr zum Vater. Lorient. Gobineau, zum Offizier beſtimmt, verfehlt das Examen. Autodidaktiſche Weiterbildung. Die Bretagne. Die Familie de Laigneau.

Seite

Amélie. Redon und die „Redonaille“. Stillleben in La Bigottaie. Gobineau nach Paris (Oktober 1835).

Zweites Buch.

Paris 1835—1849.

Erſtes Kapitel. Äußeres Leben 53

Eintritt in Paris. Der Oheim. Erſte Stellungen. Journaliſtiſche Tätigkeit an der Quotidienne. Geldnöte und Exiſtenzkämpfe.

Zweites Kapitel. Politiſche, wiſſenſchaftliche, literariſche und künſtleriſche Beziehungen 65

Die royaliſtiſche Welt der dreißiger und vierziger Jahre. Der Graf von Chambord. Berryer, der Duc de Valmy, Labourdonnaye u. a. Staatsmänner der Julidynaſtie, Tocqueville, Decazes, Salvandy, Rémuſat. Kolettis. Gobineau durch ſeine politiſche Umwelt bedeutenden geiſtigen Bewegungen ſeiner Zeit bis zu einem gewiſſen Grade ferngehalten. Univerſaliſtiſche Ausbildung. Bedeutung von Paris hierfür. Männer der Wiſſenſchaft: Quatremère, Reinaud, Eyriès, Leber, Paulin Paris, Fortia d'Urban, Lacordaire, Clarac. Künſtler: G. Bohn, H. Lehmann, Ary Scheffer. Dichter und Schriftſteller: Turquety, Maxime du Camp, Ronchaud, Caſimir Delavigne. — Madame Dorval.

Drittes Kapitel. Freundſchaften. Lebensweiſe. Geſundheit 86

Die Adelskreiſe des Faubourg St. Germain. Die Gräfin de Serre und ihr Neffe Hercule de Serre. Die Scelti oder Iſisvettern. — Pariſer Leben. Gobineau in der Geſellſchaft. Enorme Arbeitsleiſtungen. „Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut.“

Viertes Kapitel. Charakterbild des jungen Gobineau. 102

Willensſtärke, Charakterfeſtigkeit, Mut und Tapferkeit, Ehrgeiz, Zuverſicht, Ausdauer und Standhaftigkeit. Wahlſpruch:

Seite

„Malgré tout.“ Unabhängigkeitsdrang. Ritterlichkeit. Naivetät. Gemüts- und Innenleben. Selbsterziehung und Selbstüberwindung. Frühe Anlage zur Misanthropie, zur Schroffheit gegenüber der Mittelmäßigkeit. „Pessimismus“, zu überwinden nur durch den Wert, den man dem eigenen Dasein verleiht. Lauterkeit, Vertrauen auf die innere Stimme. Dichterberuf und eine edle Liebe. Dienst des Ideales um seiner selbst willen. „Glück.“ Heiterkeit, unerschöpflicher Frohsinn. Neigung zu Witzen und Späßen, Ausgelassenheiten und Tollheiten. Gemütsseite dieses Zuges. Gobineau und die Dienstboten. Gobineau und die Tiere.

Fünftes Kapitel. Vermählung und neue Freunde . . . 125

Gobineaus Gattin, Gabrielle Clémence Monnerot. Deren Bruder, Jules Monnerot, und Verwandter, Baron d'Avril, vermehren den Kreis seiner Intimen und bilden mit Bohn und de Serre den der ersten „Gobinisten“.

Drittes Buch.

Tätigkeit der Pariser Jahre.

Erstes Kapitel. Das Julikönigtum 133

Die Julimonarchie zu begreifen nur in ihrem Erbverhältnis wie in ihrem Gegensatze zur Restauration. Charakter dieser letzteren: eine der schönsten Epochen der französischen Geschichte, eine Zeit positiver Ideale. Die Umwälzung von 1830. Das neue Königtum ohne die alte Königsweihe. Usurpatorischer Charakter desselben. Das Revolutionsfieber: mit der alten Dynastie zugleich alte Überlieferungen und Satzungen, Ehrfurcht und Glauben begraben. Ausschaltung des Adels aus dem französischen Leben. Rückschläge der Julirevolution im Gebiete der Religion, der Literatur. Unbestimmtheit der neuen Ideale. Die politische Krankheit. Die Rednerei. Das Parteileben. Das neue Optimatentum: die Bourgeois. Ihre politischen Sünden. Charakteristik des Bourgeois-Regimentes. Sein gesellschaftliches, sein geistiges Aussehen.

Gegensätzliche Einwirkungen dieser Zustände auf Gobineau.

Seite

Dem „Nieder, nieder!“ setzt er ein „Empor!“ entgegen. Die vierziger Jahre flößen ihm einen unauslöschlichen Haß gegen den „bourgeois“, die Ereignisse von 1848 einen ebensolchen gegen den Demagogenhetzer ein. Lichtpunkte der französischen Welt vor allem die Provinzen.

Erster Eintritt Tocquevilles in Gobineaus Leben. Dessen Lebenslauf, politisches und schriftstellerisches Wirken. Mitarbeit Gobineaus an einer Arbeit für die Académie des sciences morales et politiques. Tocqueville Gobineaus Lehrmeister im politischen Denken. Sein erhabenstes menschliches Vorbild.

Zweites Kapitel. Politisch-historische Arbeiten 172

Gesamtcharakter der Jugendarbeiten. Die Pariser Jahre eine Periode unerhörter Aktivität, höchster Schaffensfreudigkeit. Die Fülle tut der Gediegenheit keinen Eintrag. Breiter Universalismus gepaart mit einem jugendlich frohen französischen Patriotismus. Tätigkeit an der Quotidienne. Die Klippe des Parteitreibens von Gobineau nach Kräften durch Entfaltung der großen Gesichtspunkte des Patriotismus umschifft. Nur in seiner grundsätzlichen Opposition gegen die Regierung, namentlich in den äußeren Fragen, wird er mehrfach in jenes hineingezogen. Bekämpfung Guizots. Nationaler Zug der Quotidienne-Aufsätze. Die große Artikelreihe von 1843. Arbeiten über Deutschland, über Neugriechenland.

Revue-Aufsätze: „Capodistrias“ in der Revue des Deux Mondes. Aufsätze über Neugriechenland in der Union Catholique und der Revue nouvelle. Arbeit über Alviano, als Bruchstück einer geplanten Gruppe von Lebensdarstellungen der Condottieri. — Gobineau über die deutschen Dinge. „Études sur l'Allemagne“ in der Unité. Artikelgruppe der Revue de Paris 1844 ss.: „Tendances nouvelles“, „Progrès du Zollverein“, „Colonie allemande au Texas“, „Troubles de la Silésie“, „Les ducs de Saxe et d'Anhalt“, „Le Danemark et ses provinces allemandes“, „La Belgique et le Zollverein“, „La Prusse et les classes ouvrières“, „Du mouvement constitutionnel en Europe“, „L'émigration allemande“, „Le Royaume des Mosquitos“, „Commerce extérieur de l'Autriche“, „Mouvement industriel et commercial du Zollverein“, „La bureaucratie

Seite

prussienne“ und in der Revue nouvelle 1845ss.: „Les émigrations actuelles des Allemands“, „Des agitations actuelles de l'Allemagne“, „Institutions politiques de la Prusse“, „La lettre patente du 3 février et l'opinion publique en Prusse“. Gobineau ruft mit Kergorlay die Revue provinciale (1848 bis 1849) ins Leben. Seine Arbeiten für dieselbe der Höhepunkt seines publizistischen Wirkens. Seine praktische Agitation für den Provinzgedanken. Dessen Bedeutung für seine gesamte Weltanschauung, insbesondere für seine schriftstellerische Tätigkeit. Wiederaufnahme seiner Bemühungen in der neueren Bewegung des „Regionalismus“.

Drittes Kapitel. Literarisch-kritische Arbeiten 222

Kleinere Erstlingsversuche. „Une littérature nouvelle est-elle possible?“ in der Revue nouvelle. „Des buts techniques de la littérature“ ebenda. Gobineau über die Dichter der Zeit: „Edgar Quinet“ in der Unité. „Essais de Critique“ im Commerce (Alfred de Musset, Théophile Gautier, Balzac, Stendhal u. a.), „Les œuvres de M. Vitet“ in der Revue nouvelle. Gobineau über Mignet. Artikelreihe über die zeitgenössischen Kritiker (Villemain, Sainte-Beuve, Magnin, Gustave Planche, Jules Janin, Saint-Marc-Girardin) in der Quotidienne. — Anhang: Kunstkritische und kunsthistorische Aufsätze.

Viertes Kapitel. Dichterische Tätigkeit 238

Bedeutung der Dichtkunst für Gobineau. Erste Versuche. „Dilfiza“, „Scholastique“, „Le Roman de Manfredine“, „La chronique rimée de Jean Chouan et de ses compagnons“. Dramatische Arbeiten: „Les adieux de Don Juan“, „Alexandre le Macédonien“. Die Formfrage in ihrer Bedeutung für die dichterische Würdigung Gobineaus in seinem Vaterlande. Schicksale des Alexandre. — Romane und Novellen. Allerlei Verlorenes. „Scaramouche“, „Mademoiselle Irnois“. Allgemeine Betrachtungen über die Jugendromane „Le prisonnier chanceux“, „Les aventures de Nicolas Belavoir“, „Ternove“, „L'abbaye de Typhaines“. Rückblick auf Gobineaus Jugendschaffen.

Seite

Viertes Buch.

Erſte diplomatiſche Jahre. Der Essai sur l'inégalité des races humaines.

1849—1855.

Erſtes Kapitel. Tocqueville's Miniſterium 341

Stellung und Veranlagung Gobineaus zu ſeiner neuen Tätigkeit. Charakter von Tocquevilles Miniſterium. Die Hauptereigniſſe desſelben und Gobineaus Beteiligung daran. Gobineau als Kabinettschef Tocquevilles. Tocquevilles letzte Jahre und ſein ferneres Verhältnis zu Gobineau. Der Briefwechſel. Wiſſenſchaftliche, politiſche und religiöſe Divergenzen; menſchlich ſchönes Einverſtändnis.

Zweites Kapitel. Die Schweiz und Hannover 363

Gobineaus veränderte Stellung zum Bonapartismus. — Geſandtſchaftsſekretär in Bern. Amtliche Tätigkeit. Reibungen mit Vorgeſetzten und Kollegen. Das Genie in der Zunft. Ehrgeiz. Briefe über die politiſchen Zuſtände der Schweiz. Gobineau wird in der Schweiz nicht warm. Geſchäftsträgerinterim in den Welfiſchen Landen 1851. Reiſen in der Schweiz und in Piemont. General de Barral.

Drittes Kapitel. Frankfurt. — Prokeſch-Oſten 383

Verſetzung von Bern. Stillſtand der diplomatiſchen Tätigkeit. Gobineau über den Deutſchen Bund und über die preußiſche Politik. Bismarck. Prokeſch-Oſten: Lebenslauf, politiſch-militäriſche, wiſſenſchaftliche Laufbahn, Charakter, Beziehungen zu Gobineau. Was er ihm damals war und für immer wurde.

Gobineau und das Deutſchtum. Die Frankfurter Geſellſchaft. Pädagogiſche Tätigkeit beim Töchterchen. Geſundheitliches, Kur in Wiesbaden. Vollendung des Essai.

Viertes Kapitel. Der Essai sur l'inégalité des races humaines 428

Verweiſung auf des Verfaſſers früheres Buch „Gobineaus Raſſenwert" und Inhaltsangabe desſelben. Genetiſche Zu-

Seite

sammenhänge des Werkes. Seine Hauptbausteine. Seine Wahrheiten konnten nur Schritt um Schritt durchdringen, zumal das Ganze, als „System", in vielen Stücken anfechtbar blieb und dementsprechend von den Fachwissenschaften angefochten wurde. Gobineau selbst hat den Essai später durch wertvolle Einzelarbeiten ergänzt; seine Nachfolger, die Hauptvertreter der sozial-anthropologischen Schule, haben namentlich seine Germanenlehre fruchtbar ausgebaut. Gobineaus grundlegende Neuerung: er hat die anthropologische (rassenmäßige) Betrachtungsweise nicht nur in die Geschichte, sondern auch in die Politik, als werdende Geschichte, eingeführt. Gobineaus Verhältnis zu anderen beherrschenden Geistern unserer Zeit: zu Herder, zu Darwin, zu Galton, zu Rousseau. Seine Bekämpfung des aufklärerischen Fortschrittswahnes; seine auf anthropologische Erkenntnisse begründeten düsteren Zukunftsvisionen. Dem kosmopolitischen Allerweltsmenschen gegenüber hat Gobineau das besonders von den deutschen Nationalisten aufgegriffene Germanenideal begründet. Weitherzigkeit desselben, wie denn überhaupt der Essai kraft der Weite seiner Gesichtspunkte und des überragenden Persönlichkeitswertes seines Verfassers zu den Werken gehört, welche über alle Schranken der Zeit, der Nationalität, der Parteiungen hinweg zu wirken berufen sind.

Fünftes Buch.

Der Orient. Paris und Trye. Neufundland. Die Werke über Asien.

1855—1864.

Erstes Kapitel. Persien zum ersten Male 457

Die Reise. Der Eintritt in Teheran. Einrichtung und Leben daselbst. Ausflüge, Lagerleben. Heimkehr der Seinigen, ernste Erlebnisse während derselben. Gobineau Geschäftsträger. Seine amtliche Tätigkeit. Die englischen Schutzbefohlenen. Popularität Gobineaus. Seine reichhaltigen Beziehungen. Seine wissenschaftliche Tätigkeit. Sein Reisebericht (in „3 aus

Seite

en Asie"). Kleinere Arbeiten und Studien. Fragment „Feridun". Heimreise.

Zweites Kapitel. Paris und Trye. Neufundland . . . 478

Schloß Trye. Leben und erste Erlebnisse daselbst. Tod des Vaters. Dienstliches aus dieser Zeit. Sendung nach Neufundland im Sommer 1859. Gobineau Mitglied der Kommission für die Teilung der savoyischen Staatsschuld, Sommer 1860. Zwei Pariser Winter. Seelenzustand Gobineaus während derselben. Sein Umgang in der Hauptstadt. Die kaiserliche Familie (Prinzessin Mathilde). Die Minister Drouyn de L'Huys und Graf Walewski. Die Société Asiatique. Julius Mohl und seine Gattin. Viollet-le-Duc. Die Rémusat. Ernest Renan, Madame Renan. Prosper Mérimée. Gobineaus Buch „Voyage à Terreneuve".

Drittes Kapitel. Persien zum zweiten Male 503

Aufenthalte in Griechenland und Konstantinopel. Wiederbegrüßung. Diesmaliger Stab und Haushalt in Teheran. Umgang mit den Weisen des Landes. Gobineau lebt ganz der geistigen Arbeit. Heimkehr im Herbst 1863.

Amtliche Tätigkeit dieser Jahre. Politische Pläne. Rochechouart.

Viertes Kapitel. Die Werke über Asien 516

Das Werk über die Keilschriften. Gobineaus Beschäftigung mit diesem Stoffe; deren Rückschlag auf sein menschliches Dasein. Stimmungen und Hoffnungen. „Lecture des textes cunéiformes" 1858. „Traité des écritures cunéiformes" 1864. Verfehlte Grundannahme. Scheitern dieser ganzen wissenschaftlichen Unternehmung. Was am Traité wertvoll und zu retten ist: die Schlußabschnitte, enthaltend Beiträge zur Religionsgeschichte des Orients, insbesondere das Kapitel „Développement historique des idées chaldéennes". — Plan eines Kommentars zu Dantes Paradiso. Übersetzung von Descartes' „Discours sur la méthode" ins Persische. — „Les Religions et les Philosophies dans l'Asie centrale", Gobineaus wissenschaftliches Meisterwerk. Allgemeine Charak-

Seite

teriſtik desſelben. Mannigfaltige Vorſtudien. Beziehungen zu den perſiſchen Sekten. Die Bâbi und der Bâb. Analyſe des Werkes, in Verbindung mit einer ſolchen des ideell dazu gehörigen zweiten Teiles von 3 ans en Asie. Urteile über das Werk.

Fünftes Kapitel. Zwiſchenjahr 1863—1864 557

Winter in Paris 1863—1864. Gobineau Maire von Trye. Reiſe nach Bordeaux. Ernennung zum Geſandten in Athen Oktober 1864.

Anhang.

A. Quellenbericht 563

Allgemeines. — Werke. Briefe. Amtliche Quellen. Mündliche und ſchriftliche Unterweiſung. Literatur. — Dankſagungen.

B. Zur Methodik 575

Behandlung der Brief- und anderer Zitate. Begründung der verſchieden ausführlichen Beſprechung der Werke. Sprachliches (Grenzen der Sprachreinigung in einem einem Franzoſen gewidmeten Werke). Ergänzungsverhältnis des Buches zu verſchiedenen anderen Veröffentlichungen über Gobineau.

Erſtes Buch.

Ahnen. Familie. Kindheit und Frühjugend.

Erſtes Kapitel.

Die Ahnen.

In dem ſtolzen Bau des Lebens eines Gobineau darf vor allem der Ahnenſaal nicht fehlen. Ja, es regt ſich wohl in einem jeden das natürliche Verlangen, ihn möglichſt reich bevölkert zu ſehen, und Gobineau ſelbſt iſt uns hierin, wie bekannt, mit dem guten Beiſpiele einer faſt unbegrenzten Freigebigkeit vorangegangen. Freilich führte er dabei unter anderem eine treibende und mitſchaffende Kraft ins Feld, deren wir uns gänzlich zu entſchlagen haben: die Phantaſie. Wie er je länger je mehr ſich als einen Odinsſohn zu betrachten liebte, ſo auch hat er an einen ſolchen germaniſchen Helden aus dem Frühmittelalter ſein ganzes Geſchlecht zu knüpfen geſucht, hat er einer über Nordfrankreich und England weitverzweigten Familie, deren Geſchicke er aus Urkunden, Dichtungen und Legenden zuſammengeleſen, die Ahnenſchaft der Gobineau — wie er es ſich dachte, der Gobineau de Gournay — zugeſchrieben. Wir ſind heute auf den Wegen der Kritik vielmehr zu der Auffaſſung gelangt, daß er die beglaubigte Geſchichte der Gobineau durch eine Geſchichte der Gournay nach rückwärts verlängert habe, die in ſich vielfach auch beglaubigt ſein mag, gerade in ihrer Verknüpfung mit erſterer, in der Identifizierung der Gobineau mit den Gournay dagegen es höchſt wahrſcheinlich nicht iſt.

Ganz Phantaſie iſt nun aber dieſe Herkunftsgeſchichte der Gobineau doch wohl nicht. Das Wahre oder wenigſtens

Wahrscheinliche daran dürfte sein, daß die Familie ursprünglich aus Nordfrankreich, vielleicht sogar wirklich aus der Normandie, wohin das mehrfach vorkommende Gobinot de Gournay in der Tat zu weisen scheint, stammt und etwa im fünfzehnten Jahrhundert, gegen Ende oder nach Beendigung des hundertjährigen Krieges mit England, wo der Ruin zahlreicher Abteien und Schlösser zur Folge hatte, daß ein starker Strom von Einwanderern aus den nördlichen Provinzen sich nach Guyenne ergoß und das verödete Land wieder aufleben ließ, dort eingewandert oder wenigstens fest ansässig geworden ist. Tatsache ist jedenfalls, daß Gobinots de Gournay im fünfzehnten Jahrhundert in verschiedenen Gegenden Nordfrankreichs, in Berry, in Poitou, in Brest vorkommen, daß die Vorstellung, nicht zwar von einem Zusammenhang mit den Gournay, wohl aber von einer Einwanderung von Norden her in der Familie lebendig geblieben war, und daß in Chartres eine als ancienne famille de robe bezeichnete Familie Gobineau ihren Sitz hatte, die zur Zeit Heinrichs IV. nobilitiert wurde und sich von dort aus nach verschiedenen anderen Gegenden der Nachbarschaft, vornehmlich aber nach Lothringen ausgedehnt hat, wo sie, mit dem später angenommenen Zunamen de Montluisant, der zuletzt sogar der herrschende wurde, dem Lande eine Anzahl tüchtiger Justiz- und Verwaltungsbeamter geschenkt hat, in einem ihrer Glieder (Esprit de Gobineau) im siebzehnten Jahrhundert sich auch literarisch bekannt machte. Im letzten Jahrhundert scheint dieser Zweig erloschen zu sein.

Ungleich bedeutender war ohne Zweifel der im Süden aufgeblühte, dem als letzter Sproß unser Joseph Arthur entwachsen ist. Diesem haben wir daher jetzt etwas näher unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden[1].

[1] Meine Darstellung der Gobineauschen Familienvorgeschichte ist ein Mittleres zwischen seinem eigenen Wikingerroman und der Travestie, die dieser von seiten neuerer Kritiker erfahren hat. Ich bin zu den

Wir müssen darauf verzichten, uns über den Zeitpunkt, wann, und über die Persönlichkeiten, in welchen die Gobineau in Bordeaux, an das sich in späterer Zeit ihr Name vornehmlich knüpft, zuerst festen Fuß gefaßt haben, mit Sicherheit auszusprechen. Die zuverlässigen Dokumente reichen über das sechzehnte Jahrhundert nicht hinaus, und die als älteste auftauchenden Gestalten bleiben daher, wie so vielfach in den Familiengeschichten, in einem gewissen Zwielicht. Offenbar aber sind sie schon zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in der mächtigen alten Handelsstadt, die sich die Verfassung und den Geist alter Gemeindefreiheit durch das ganze Mittelalter hindurch zu bewahren gewußt hatte und ihren führenden Bürgern ein entsprechendes Teil stolzen Fühlens in die Wiege legen mochte, in den verschiedensten Berufen, als Krieger, Reeder, Kaufleute, Rechtskundige und Notare tätig gewesen. Bald darauf sehen wir sie in hohen Gemeindeämtern; ihre Stellung im Patriziat, die sie sich durch Energie und Wagemut, wie durch vielseitige Begabung errungen, haben sie später durch Verbindungen mit bedeutenden Familien der Stadt wie

darin niedergelegten Ergebnissen nach sorgfältigster Prüfung des verfügbaren Materiales und Abwägung aller Gesichtspunkte gelangt. Für die Begründung im einzelnen muß ich auf meine Darlegungen in „Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus“ Bd. I verweisen, wo ich u. a. auch dargetan habe, daß die vielumstrittene Frage nach Gobineaus germanischer Herkunft durch die andere, ob seine Familie nord- oder südfranzösischen Ursprungs sei, nicht unmittelbar und nicht entscheidend beeinflußt wird. Natürlich wächst die Wahrscheinlichkeit auch nach dieser Seite durch den von mir erbrachten Nachweis, daß die nordfranzösische Herkunft die wahrscheinlichere sei. Im übrigen steht die anthropologische Diagnose Gobineaus fest. Er zeigt die Merkmale der nordischen Rasse in Gestalt, Gesichts- und Schädelbildung, mit mittelländischem Einschlag, welch letzterer bei ihm persönlich sich in der Farbe der Augen und Haare kundgibt, die dagegen noch bei seinem Vater, und ebenso bei einem letzten überlebenden Seitenverwandten, blau bzw. stark blond waren.

des Landes zu befeſtigen gewußt, um ſchließlich auch eine Parlamentsfamilie (famille parlementaire) zu werden, das höchſte Ziel des Ehrgeizes, das in der ſpäteren Königszeit dem Provinzadel in den Städten ſich darbot.

Neben dieſer ihrer Rolle in der Stadt aber, an die noch heute eine Rue Gobineau und ein Hôtel Gobineau in Bordeaux erinnern, ging, Hand in Hand mit ihr, eine andere auf dem Lande her, die ſie für uns noch charakteriſtiſcher aus ihrer Umgebung und Zeitgenoſſenſchaft heraushebt.

Sie hatten mit der Zeit in verſchiedenen Teilen des Landes ausgedehnten Grundbeſitz erworben[1]. Von dieſen Beſitztümern bevorzugten ſie mehr und mehr das zu Izon, nicht weit von Bordeaux, belegene, wo ſie zuerſt um 1565 durch die Heirat Etienne Gobineaus mit Françoiſe de Maſſip, der Tochter einer dieſem Orte benachbarten Gutsfamilie, ſich anſiedelten, um dann allmählich immer größere Ländereien anzuſammeln. Izon war von je unabhängige Kommune geweſen, hatte im Mittelalter ſeiner befeſtigten und mit Zinnen bewehrten Kirche Saint Martin ſeinen Schutz verdankt und beſaß, wie alle Kommunen des Landes, ſeinen syndic oder souldic, in deſſen Händen nach altem bordelaiſer Gemeinderecht alle militäriſche und zivile Gewalt vereinigt war. Dieſe mit der Zeit erblich gewordene Würde kam damals an die Gobineau und iſt von ihnen bis zur Revolution ausgeübt worden, wie ſie denn auch ſieben Generationen lang in der genannten Kirche ihre Grabſtätten gefunden haben, welche erſt im neunzehnten Jahrhundert („de nos jours“, ſagt Gobineau „Ottar Jarl“ p. 333 ss.) durch einen Vandalenakt des Kardinal-

[1] „Histoire d'Ottar Jarl“ p. 311. 318. 329. 354 und beſonders 369: „Ils avaient, dans le Bourgez, la Tour d'Esquivan et Carros, Monblin et Plassan; à Izon, de nombreux domaines, entre autres la métairie de la Crabette.“ Pierre Joſeph fügte noch ein Landgut in der Nähe von Nérac hinzu (p. 436).

erzbiſchofs von Bordeaux beſeitigt worden ſind, „wobei man mit den Gebeinen nach Art der Revolutionsmänner verfuhr".

Alle Arten franzöſiſch-provinzialen Landlebens haben ſich im Lauf der Zeit in Jzon abgeſpielt. Als letzter machte es Gobineaus Oheim Thibaut Joſeph eine Zeitlang zum Schauplatz ſeiner Tollheiten, bis er das Gut, das er gründlich verwirtſchaftet hatte, verkaufte, wie ähnlich ſein jüngerer Bruder Louis das ſchöne Haus in Bordeaux, das ihm als Erbe zugefallen war, aus den Händen ließ.

Es lag in der Natur der Sache, daß die eigentliche Blüte des Geſchlechtes, die Betätigung ſeiner beſten Kräfte, in die Zeiten fiel, da Bordeaux von ſeinem alten Rang und Charakter als ſelbſtändige Stadt noch möglichſt wenig eingebüßt hatte. Damals, und im ſechzehnten Jahrhundert, lebten die Figuren, die als die kraftvollſten unter den Gobineau erſcheinen. Je mehr ihre Heimatſtadt zur modern-franzöſiſchen Provinzialſtadt herabſank, je mehr Paris die Kraftquellen des Landes, und insbeſondere der Hof den Adel abſorbierte, deſto mehr verfiel die Rolle der ſtädtiſchen Patriziate, deſto prekärer wurde vor allem die des Provinzialadels. Die tüchtigſten Elemente ſchlüpften wohl im Heere, in der Verwaltung, in den Parlamenten unter; die weniger Tüchtigen verkümmerten als Landjunker oder wurden zu mauvais sujets, an denen es auch bei den Gobineau nicht gefehlt hat.

Die erſte Vollfigur, die uns entgegentritt — denn von den früheren erfahren wir immer nur einzelne Züge, wie z. B. von einem um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Lebenden die immerhin bei einem Vorfahren Gobineaus beſonders intereſſierende Tatſache, daß er als Goldſchmied Votivſtatuen, Weihgefäße und andere Kunſtwerke gefertigt habe, was ihn nach dieſer Seite zu ſeinem ganz beſonderen Ahn ſtempelt — iſt Jacques der Schöffe („Jacques le jurat"), † 1562. Er war vielſeitiger Kaufmann, Bankier, Reeder

(unter anderem rüstete er zwei Kriegsschiffe, den Lion und den Croissant, aus, „um in Westindien die Feinde des Königs zu bekriegen", was freilich de facto wohl mehr aufs Beutemachen hinauslief), Haus-, Grund- und Weinbergsbesitzer und vor allem ein einflußreicher Mann der Gesellschaft, alles in einer Person. Er gehörte zuerst dem Rate der dreißig und sodann gegen Ende seines Lebens dem engeren Rate der sechs Jurats oder Ratsherren an, welcher mit dem Maire die Regierung der Stadt teilte.

Auch sein Sohn Etienne war Mitglied erst des Rates der Dreißig, später (1576) erster Konsul in dem 1564 im Interesse des Bordelaiser Handels neubegründeten Konsulargerichtskollegium. Zur Zeit der Religionskriege und noch einige Jahre darauf finden wir ihn als Kapitän an der Spitze der Bürgergarde. Er war eifriger Katholik und das erklärte Haupt der Katholiken in jenen schlimmen Jahren. Die Ereignisse der Bartholomäusnacht fanden in Bordeaux ihr, wenn auch nicht ganz so blutiges, Nachspiel, und Etienne de Gobineau werden aus diesem Anlaß in einer von protestantischer Seite stammenden Denkschrift bitterböse Dinge nachgesagt. Aber Gobineau weist einleuchtend nach, daß es damit so schlimm nicht gewesen sein könne, und im allgemeinen müssen wir uns hüten, die Raufereien der französischen Religionsparteien im sechzehnten Jahrhundert zu sehr vom deutschen Standpunkt und mit deutscher Sentimentalität zu betrachten. Insbesondere für jene Landschaft scheint es festzustehen, daß die Hugenotten sich mit ihrem neuen Glauben in recht gewalttätiger Weise eingeführt und, um in der Kindersprache zu reden, „angefangen" haben. Wie dem auch sei, Gobineau, der selbst zeitlebens vom Protestantismus nicht viel wissen wollte, hat sich auch durch den „Hauptmassakreur" und Hugenottentöter in Etienne nicht beirren lassen, der ihm vielmehr, als urkraftvolle Persönlichkeit und vor allem auch als Begründer der Patronatsherrlichkeit

der Gobineau über Izon, immer ganz beſonders nahe geſtanden hat. Er war faſt eine Art Schutzheiliger für ihn, zu dem er ſelbſt betete und dem er Gelübde tat[1].

Ein Bruder Etiennes, Bernard, war ein etwas abenteuerlicher Kriegsmann, der unter verſchiedenen Namen, Bernard d'Izon, Capitaine de la Roque-Tombeboeuf, ſich viel in fernen Ländern herumgetrieben und dort geendet zu haben ſcheint. Ein Enkel Etiennes (gleichen Namens wie der Großvater) war Geiſtlicher. Im allgemeinen treten die Gobineau in der nächſten Zeit weniger hervor. Erſt Jean (geboren 1620), in frühen Jahren ſchwerer Reiter in einer Ordonnanzkompagnie, griff die energiſcheren Traditionen der Familie wieder auf. An den Kämpfen der Fronde nahm er, durch mannigfache verwandtſchaftliche Bande an die dem Kardinal Mazarin feindliche Parlamentspartei gekettet, leidenſchaftlichen Anteil. Er rüſtete auf eigene Koſten eine Kompagnie aus und machte ſich namentlich durch eine glänzende Waffentat: die Vertreibung der Regierungstruppen von der Ile St. Georges, einen Namen. In ſeinem älteſten Sohne Pierre Joſeph begegnet uns das erſte enfant terrible der Familie. Geboren 1665, trat er ſchon mit fünfzehn oder ſechzehn Jahren bei den Gardes du Corps des Sonnenkönigs in Verſailles ein. In ſeinen Urlaubszeiten erregte er durch ſeinen Lebenswandel in Bordeaux, Izon und Libourne ſchweren Anſtoß. Achtzehnjährig, wurde er wegen Fenſtereinſchlagens und Abſingens gottloſer Lieder in letzterer Stadt zum Tode und allerlei anderen Dingen, deren groteske Einzelheiten man bei Gobineau p. 383 ss. nachleſen möge, verurteilt, was ihn nicht hinderte, neun Jahre ſpäter im flandriſchen Feldzuge, bei der Belagerung

[1] Auch in den Briefen an die Schweſter taucht er immer wieder auf. „J'aurais peut-être eu un fils, et l'âme du vieux Étienne en aurait tressailli de joie" (23 juin 1851), und ein anderes Mal: „wenn er einen Sohn bekäme, dürfe der nur Etienne heißen."

von Namur, die Ludwig XIV. in Person leitete, als Sieben=undzwanzigjähriger eine Kapitänsstelle im Infanterieregiment Maine sich zu erringen. Einige Jahre darauf kam er abermals, diesmal unschuldiger, aus Anlaß einer Totschlagsaffäre mit den Gerichten in Berührung. Zwei Jahre eingekerkert, ward er 1697 wieder freigelassen, um in seinem späteren Leben für uns zu verklingen.

Von seinen Nachkommen ist nicht viel Gutes mehr zu melden. Wohl tauchen noch vereinzelt edlere Gestalten unter ihnen auf, wie Raymond, der während der Revolution in St. Domingo den Tod fand, aber im ganzen fehlt diesem Geschlechte der Halt, und einer seiner letzten Vertreter, Jean Louis, der, gänzlich ohne alle Bildung und Erziehung heran=gewachsen, in den neunziger Jahren die Jakobinerwirtschaft mitmachte, endete nach deren Zusammenbruch kümmerlich als Dorfschulmeister. Von einer Bäuerin, die er geheiratet, hatte er einen Sohn, Joseph, dem Gobineau im „Ottar Jarl“ und noch ausführlicher handschriftlich eine eingehendere Charakteristik gewidmet hat. Niemand wird sich der Rührung erwehren können, wenn er sieht, wie dieser verarmte alte Bauer, in dem noch vage Reminiszenzen von alter Herrlichkeit traumartig weiterleben, dem aristokratischen Vetter wie einer Art von höherem Wesen gegenübertritt, wie dieser ihm in zartfühlender Weise beispringt und der wiederum in schlichtvornehmer ihm dafür dankt.

Besseres ist von der Linie des jüngeren Sohnes des Erstürmers der St. Georgs=Insel zu sagen. Dessen Sohn, gleich dem Übeltäter von Libourne, seinem Oheim, Pierre Joseph geheißen, Rat am Obersteuergericht, brachte sogar neuen Glanz in die Familie durch seine Vermählung mit Louise Dumas de Fontbrauge, dem Sprossen eines in der Gascogne weit verbreiteten und hochangesehenen Geschlechtes. Ihre Mutter war eine geborene de Canolle, und Gobineau ist

immer beſonders ſtolz darauf geweſen, daß durch ſie Robert de Canolle (von den Engländern Robert Knowles genannt), Großmarſchall von Guyenne und einer der Helden des hundertjährigen Krieges, ſein direkter Ahn wurde[1].

Noch ein zweiter Kriegsheld kam mit den Dumas in ſeine Verwandtſchaft, an dem ſeine Freude eine minder ungetrübte geweſen ſein dürfte: Ezechiel Dumas, Graf von Mélac, der berühmte Verteidiger von Landau und Zerſtörer von Heidelberg. Gobineau hat von ihm („Ottar Jarl" p. 416—434) ein keineswegs geſchmeicheltes Porträt entworfen, in welchem mancherlei Neues aus ſeiner Korreſpondenz mit dem Kriegsminiſterium mitgeteilt, auch einige draſtiſche Anekdoten aus ſeinem Leben beigebracht werden. Die Mordbrennereien Mélacs werden gründlich bei Namen genannt, aber zugleich deutlich herausgeſagt, daß dieſer grimme Gascogner nicht der Schlimmſte, geſchweige der einzig Schlimme war, daß die eigentlichen Schuldigen ganz wo anders ſaßen und es nur für geraten hielten, den alten Kettenhund, den ſie zuvor auf die Deutſchen und die Holländer losgelaſſen, vergeſſen und verachtet in ſeiner Hundehütte enden zu laſſen[2].

Pierre Joſeph wird als eine durch und durch ſympathiſche, friſche und heitere, tätige und gewandte Natur geſchildert. Er ſtarb erſt 1788 im Patriarchenalter von zweiundneunzig Jahren, ſo daß ſein alter Gärtner noch 1872, ſelbſt ähnlich bejahrt,

---

[1] Ausführliche Skizze Canolles in „Ottar Jarl" p. 210—228. Parallele mit Mélac p. 432 ss.

[2] Léo Drouyn hat die Verwandtſchaft Mélacs mit den Dumas von Libourne beſtritten oder wenigſtens als unſicher hinſtellen wollen. Hier iſt aber offenbar Gobineau beſſer unterrichtet. Er ſtellt (O. J. p. 432) ſogar eine doppelte Verwandtſchaft feſt und erwähnt außerdem noch ausdrücklich (p. 417), daß Mélacs Andenken in allerlei Zügen und Anekdoten in der Familie lebendig geweſen ſei. Daß er menſchlich ſehr gute Seiten hatte, ergibt ſich aus p. 432.

seinem Urenkel von dem 1696 Geborenen mündlich erzählen konnte!

Eine weit mehr hervortretende Charakterfigur war dessen Sohn Thibaut Joseph, gleich und zeitweise mit dem Vater zuerst Rat am Obersteuergericht, später Parlamentsrat. Wiewohl der Sitte der Zeit entsprechend zugleich ein starker Lebemann, war er doch vor allem ein tüchtiger und kundiger Beamter, der dabei sehr seine eigenen Ideen hatte und ihnen unter Umständen durch beißenden Sarkasmus und scharfe Pointen Nachdruck zu verleihen wußte.

Als Syndikus von Izon hat er diese Eigenschaften mehrfach mit Mut und Glück gegen sehr hochstehende Personen verwertet. Die Hauptprobe seiner Gesinnungstüchtigkeit aber hatte er im Jahre 1771 zu bestehen, als der Kanzler Maupeou bei seinem berühmten Kampfe gegen die Parlamente die widerspenstigen Präsidenten und Räte derselben zu Paaren treiben wollte und unter ihnen auch Thibaut Joseph den Ausweisungsbefehl erhielt. Der in Bordeaux residierende Marschall Richelieu, der Gouverneur von Guyenne, der große Stücke auf ihn hielt, erklärte ihm, daß, wenn der Gouverneur der Provinz sich genötigt sehe, ihm das Verbannungsurteil mitzuteilen, der Herzog von Richelieu dagegen sehr froh sein werde, ihn auch fernerhin möglichst oft bei sich zu sehen. Thibaut Joseph aber erwiderte ihm, daß er sich auf Hintertüren nicht verstehe und es vorziehe, an den Ort seiner Verbannung (nach Tulle) zu gehen.

Nach der siegreichen Herstellung der Parlamente kehrte er zurück und vermählte sich 1774 mit Victoire de la Haye, der reichen Tochter eines Generalpächters aus der Normandie. Unter ihr, die auch künstlerische neben stark geselligen Interessen pflegte, zog glänzendes Leben in Izon wie in Bordeaux ein. An ersterem Orte gab es Feste auf Feste, bei denen die Marschallin von Duras, die Gattin des Nachfolgers Richelieus,

und der Erzbischof von Bordeaux, Champion de Cicé, Hauptstammgäste waren. Die zum Landhause gehörige Orangerie war in einen Schauspielsaal verwandelt, in dem Komödie gespielt wurde. In Bordeaux baute Thibaut Joseph das stattliche neue Haus, das noch seinen Namen trägt, aber nicht lange in den Händen der Familie geblieben ist.

Während der Revolution stand er fest und würdig zur Monarchie. Überzeugt, daß nur allmähliche Reformen seinem Vaterlande heilbringend sein könnten, mißbilligte er den überstürzten Verlauf der Dinge und hielt sich allem fern, was diese an Neugestaltungen brachten.

Sein Todesjahr steht nicht ganz fest, seine Gattin war jung gestorben, nachdem sie ihm zwei Söhne, Gobineaus Oheim und Vater (1775 und 1784), geschenkt hatte. Mutterlos und später ganz verwaist wuchsen diese in die wilden Zeiten hinein, deren Strudel sie beide, jeden nach seiner Art, erfassen sollte. Aber sie haben sich ihm, abermals jeder nach seiner Art, zu entreißen vermocht, und so werden wir ihnen noch näher begegnen.

* * *

Mit diesem vorerst nur kurzen Streifblick auf die Porträts des letzten Brüderpaares endet diese unsere Führung durch den Ahnensaal. Möglich genug, daß sie Gobineau selbst eine schmerzliche Enttäuschung bereitet hätte, indem sie die Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Bilder der einen Seite lenkte, die vielfach stattlicheren und jedenfalls mit ungleich größerer Liebe ausgeführten der anderen dagegen so gut wie unbeachtet ließ oder doch nur allenfalls als uns hier nicht näher berührende Kunstwerke zu würdigen vermöchte (ohne Bild gesprochen: die ganze erste Hälfte des „Ottar Jarl“ ist für uns nur ein interessantes Stück normännischer Provinzialgeschichte ohne nachweisbaren Zusammenhang mit dem Leben Gobineaus).

Gewiß, diese Lossagung von seinen liebsten Erinnerungen (oder Phantasien) würde ihn geschmerzt haben. Aber er könnte sich beruhigen, selbst wenn wir uns bescheiden müssen, da, wo ihm vermeintliche Gewißheiten winkten, nur allenfalls Rätsel und Ungewißheiten zu erblicken — Rätsel, die auch diejenigen, welche am gründlichsten mit ihnen im reinen zu sein wähnen, doch nicht restlos zu lösen imstande sein dürften. Woher diese Gobineau oder Gobineau de Gournay, die eine altbordelaiser Familie anscheinend doch nicht gewesen sind, gekommen sind, welche Vorgeschichte sie hinter sich haben mögen, ob sie, Gobineaus Herzenswunsch entsprechend, eine gestürzte und sich wieder aufrichtende Familie der Feudalzeit, wenn auch eine weniger als die Gournay von deren Glanz umspielte, gewesen sind oder wenigstens durch ihre Eheverbindungen entsprechendes Blut in sich aufgenommen haben, wie es ja für spätere Zeiten — durch die Verbindung mit den Canolle — feststeht: das alles müssen wir, als nicht zu ergründend, auf sich beruhen lassen.

Eine andere Frage ist, ob Gobineau nicht überhaupt im Irrtume war, wenn er sich durchaus einer ganz alten Familie zurechnen wollte, und ob nicht eine überragende Gestalt wie die seine in unseren Tagen nur noch aus einer solchen hervorgehen konnte, die erst verhältnismäßig später aktiv in den Weltlauf eingetreten war.

Was aber die Hauptsache, er durfte sich in jedem Falle sagen (und wir mit ihm), daß er, ob Gournay, ob Gobineau, wie nur je ein großer Mensch, die Eigenschaften seiner besten Ahnen in sich zusammengefaßt, verjüngt und veredelt wiedergeboren, in den Dienst eines Höheren gestellt hat, mit dem nur er begnadet und das keinem jener früheren auch nur von ferne aufgegangen war.

Zweites Kapitel.

Die Familie.

Wie wir im vorigen Kapitel den älteren Stamm der Gobineau an uns haben vorüberziehen laſſen, ſo werden wir nun einen näheren Blick auf die unmittelbar vorhergehenden Träger des Namens zu werfen haben, um uns vollends darüber klar zu werden, in welcher Weiſe die Individualität Joſeph Arthurs durch ſein Geſamtgeſchlecht beeinflußt worden, welche Geiſter über ihm gewaltet, welche Kräfte aus ihm gewirkt haben.

Den Eltern Gobineaus gilt vor allem unſere Aufmerkſamkeit.

Sein Vater Louis de Gobineau war geboren am 16. Januar 1784 zu Bordeaux und verbrachte dortſelbſt eine anſcheinend ſehr ungeregelte und leichtfertige Jugend. Vergebens verſuchte er, dem ſeine politiſchen Geſinnungen jederlei öffentliche Laufbahn im republikaniſchen wie kaiſerlichen Frankreich verſchloſſen, ſeinen ſtark zurückgegangenen Vermögensverhältniſſen durch günſtige Anlagen des ihm Gebliebenen wieder aufzuhelfen, die politiſchen Umwälzungen der Reſtaurationszeit raubten ihm vielmehr auch noch den Reſt ſeines Vermögens.

Entſcheidend für ſein Leben wurde ſeine Bekanntſchaft mit den Polignacs, die ihn veranlaßten, ſich einem royaliſtiſchen Geheimbunde — der association royaliste — anzuſchließen, zu deren eifrigſten Agenten er in der Folge zählte. Im Jahre 1814 verdankten die Brüder Polignac ihr Ent-

kommen aus zehnjähriger Haft weſentlich mit ſeinem Beiſtande, der ihm nun aber ſeinerſeits die Freiheit koſtete und vermutlich Leib und Leben gekoſtet haben würde, wenn nicht der Einzug der Alliierten ihm mit allen übrigen Opfern der Napoleoniſchen Zwingherrſchaft die Rettung gebracht hätte.

Zur Belohnung für ſeine Aufopferung im Dienſte ihrer Sache fand er im neuen Königreiche der Bourbons, erſt als Ordonnanzoffizier des Grafen von Artois, ſpäter als Offizier der königlichen Garde, die ſeinen Wünſchen wie ſeinem Weſen entſprechendſte Verwendung. Als er Jahre ſpäter in ſeinen Lebenserinnerungen auf dieſe Dinge zu ſprechen kam, lachte ihm noch das Herz in der Rückerinnerung an ſein wundervolles (zweites) Regiment, an den Geiſt, der alle darin, Vorgeſetzte, Kameraden und Untergebene, gleichermaßen beſeelt habe, an jene Zeit, da Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl und Begeiſterung die beſten Royaliſten alten Schlages noch einmal neu aufleben ließen. Später trat er in die Linie über, um den ſpaniſchen Feldzug mitzumachen, wo er u. a. an der Belagerung von Coruña teilnahm.

Leider ſollte dieſe Herrlichkeit nur anderthalb Jahrzehnte dauern. Die Julirevolution traf das Königtum, von dem fortan nur der Name blieb, ins Herz und ſprengte alle ſeine Getreuen für immer auseinander. Louis de Gobineau gehörte zu dieſen: er warf dem verhaßten Orléans ſeinen Degen vor die Füße und zog es vor, als Oberſtleutnant außer Dienſten mit der kläglichen Penſion von neunhundert Franken, der ſein älterer, wohlhabenderer Bruder einigermaßen nachhalf, im Winkel der Bretagne ein beſcheidenſtes Stillleben bis zu ſeinem am 15. Oktober 1858 erfolgten Tode zu führen — ein Stillleben, das uns aber näher angeht, und von dem wir daher auch noch zu berichten haben werden.

Aus den Zügen des Mannes, wie ſie von einem Bilde an den Wänden des Straßburger Gobineau-Zimmers auf uns

herabſchauen, ſpricht eine ſeltene Güte des Herzens — eine Güte, die nicht frei von Schwäche war, wenn wir, woran nicht zu zweifeln, den aus der Familienkorreſpondenz gewonnenen Eindrücken, wie auch einer ausdrücklichen Andeutung des Sohnes, in deſſen knappen Aufzeichnungen über den Vater, trauen dürfen. Hätten wir nur dieſe Quellen für das Leben Louis de Gobineaus, ſo hätte es am Ende bei dem nicht eben ungewöhnlichen Bilde gewiſſer Offizierslebensläufe ſein Bewenden, in welchen als ſtereotype Motive wiederkehren die Verpraſſung des ererbten Gutes, das Vorwalten des Leichtſinns in der Jugend, das ſpäter im Mannesalter durch brave, treue Dienſte und endlich im Alter durch Bereuen der Sünden und immer zunehmende Frömmigkeit ſeine Sühne findet.

Aber dies Bild, das uns bei dem Vater Gobineaus am allerwenigſten genügen könnte, iſt zum Glück nicht das einzige, das wir von ihm beſitzen. Die (gleichfalls in Straßburg handſchriftlich erhaltenen) Lebenserinnerungen, beim Herannahen des Alters für ſeine Kinder niedergeſchrieben, bieten uns ein zweites, geiſtigeres Bild, das an lebendiger Unmittelbarkeit und zwingender Wahrheit dem gemalten nicht nachſteht, uns dazu aber eine Menge Einzelzüge liefert, aus denen wir jenes aufs glücklichſte und für den Verfaſſer günſtigſte ergänzen und ſo uns den ganzen Mann erſt mit untrüglicher Sicherheit zuſammenſetzen können. Das iſt nicht der gebrochene, aus der Bahn geſchleuderte, zu trübſinniger Muße verurteilte Louis de Gobineau — wie ihn Joſeph Arthur zumeiſt nur gekannt hat —, dem Alter, Schickſale und Entſagungen einen leidenden Ausdruck gegeben, und der einem Kraftvollen leicht ſchwach erſcheinen konnte, das iſt ein ganz anderer, ein Mann des Lebens und einer, dem wir mit unſerer innigen Liebe auch unſere hohe Achtung nicht verſagen können.

Da ſteht denn vor uns ein Mann von goldener Treue, Treue vor allem gegen das Königtum, das ihm das Höchſte

auf Erden, dem er jedes Opfer bringt, und ohne das es für ihn kein Leben, kein Wirken gibt. Aber ſeine Treue iſt nicht die des Hundes, ſondern die des Mannen, der Heeresfolge leiſtet, aber ſie nicht blind leiſtet, der ſich den klaren Blick, das geſunde Urteil, und nicht zum letzten auch das offene Ausſprechen, mit einem Wort die volle Unabhängigkeit des Charakters wahrt, wo immer er die Vertreter des Königtums nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe ſieht; der zwar gelegentlich die Haſenfüßigkeit Ludwigs XVIII., die Schwäche Karls X. („ce comble de l'ignominie“ [1830]), die Unfähigkeit Polignacs, den „Nonſens“ der Erſchießung Neys und anderes beim Namen nennt, aber um ſo zäher an dem Ideale des Königtums feſthält und ein ſolches Feſthalten auch von allen ſeinen Geſinnungsgenoſſen ſo unbedingt verlangt, daß ſein Zorn und ſeine Verachtung ſich über jenen „cynisme des apostasies“ ergießen, der einzeln ſchon unter Napoleon, und dann ganz anders unter dem Julikönigtume in den Reihen der Royaliſten eingeriſſen war.

Dieſe Treue gegen ſein Ideal entwickelte aus ſich wie von ſelbſt eine ganze Reihe anderer Tugenden, die wir Louis de Gobineau zieren ſehen, ſeinen ſelbſtloſen Patriotismus, ſeine Tapferkeit und Feſtigkeit, gepaart mit Klugheit und Geiſtesgegenwart, wie er ſie bei Gelegenheit ſeiner Verhaftung und ſeines Verhörs 1814 bewies, ſeine unbeſtechliche Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, ſeine ſtreng redliche Selbſtbeurteilung, vor allem aber einen Edelſinn, eine innere Vornehmheit, die durch alle Akte ſeines Lebens, nicht ſelten wahrhaft ergreifend, hindurchſchimmert, wie wenn er etwa ſeinem alten Gönner Polignac, von dem er ſich, da er noch der Gefeierte, Hochſtehende war, in freiwilligem Abſtand zurückgehalten hatte, nach ſeinem Sturze, da er von allen ſich gemieden ſah, in ſeine Haft zu Ham die Botſchaft ſandte, daß es ihn dränge, gerade jetzt ihn aufzuſuchen („que son infortune était un

motif pour moi de lui rester sincèrement attaché"), und daß nur seine dürftigen Vermögensverhältnisse ihn daran verhinderten.

Auch geistig war Louis de Gobineau durchaus nicht unbedeutend veranlagt, insbesondere nach der historischen Seite. Er bewies vor allem für die Geschichte seines Landes ein außerordentlich reges Interesse und einen nicht minder klaren Blick: die historischen Betrachtungen in seinen Lebenserinnerungen gemahnen vielfach direkt an entsprechende Gobineaus selbst. Wir haben also hier eine besonders bedeutsame Vererbung festzustellen (ist doch die Historie der eigentliche Ausgangspunkt wie das Zentrum von Gobineaus Schaffen gewesen und geblieben), deren Wert dadurch noch erhöht wird, daß, wie uns Gobineaus Schwester bezeugt, der Vater auch recht eigentlich der Lehrmeister des Sohnes in der Geschichte gewesen ist und der geistige Verkehr beider jahrelang im Austausch ihrer historischen Anschauungen gegipfelt hat.

Nach der vorhergegangenen Schilderung leuchtet es ein, zu einem wie guten Teile der Charakter Gobineaus im väterlichen vorgebildet lag. Wenn er auch den Vater geistig unermeßlich überragte, wenn auch die weichen Züge desselben in ihm leiser anklingen und nie, wie bei jenem, in Schwäche ausarten, sondern nur gelegentlich wie zur Abdämpfung des in ihm zum letzten Male verkörperten Ahnenerbteils einer unbändigen naturkraftähnlichen Energie auftauchen, die Grundelemente seines Wesens hatte er doch vom Vater, und wir werden nicht lange zu fragen brauchen, woher seine tiefe Wahrhaftigkeit, seine unendliche Herzensgüte, woher vor allem der Ritter und der Edeling in ihm stammen[1].

Aber eines hatte er nicht von ihm, das fehlte der nach keiner Seite blendenden Erscheinung Louis de Gobineaus und

[1] Auch eine leibliche Ähnlichkeit ist unverkennbar vorhanden, in der Schädelbildung wie in Augen und Mund.

kam ihm erst von der anderen Elternseite: das war jener magische Zauber, jene unwiderstehliche Anziehungskraft der ganzen Persönlichkeit, die wir ihn all sein Leben lang ausüben sehen und die auch seiner Mutter in hohem Maße eigen gewesen sein muß. Nur daß dieses, soweit wir urteilen können, einzige ihm mit ihr Gemeinsame ihr nicht, wie dem Sohne, zum Segen, sondern zum Fluche werden sollte.

Eine Lebensbeschreibung wie die vorliegende hat am letzten Veranlassung, in Sensation und Unrat herumzuwühlen; aber an der Tatsache, daß Gobineau eine Frau von Carmens Art — eine verfeinerte Carmen immerhin, aber eben doch eine Carmen — zur Mutter gehabt hat, darf sein Biograph nicht schweigend vorübergehen. Wir haben daher jetzt auch diesem dunklen Gegenbilde näherzutreten.

Während Gobineau der Vater in den genealogischen Mitteilungen seiner Lebenserinnerungen die Herkunft seiner Gattin Anne Louise Magdeleine de Gercy in geflissentliches Dunkel hüllt und gewisse Nebenumstände ihrer Geburt nur andeutet, ist der Sohn nicht nur in mündlichen, sondern selbst in schriftlichen Berichten deutlicher geworden. Er erzählt kurzerhand, daß seine Mutter von Ludwig XV. abgestammt habe: sie war darnach die Tochter eines seiner natürlichen Söhne. Man weiß, wie verschwenderisch dieser König mit dem Blute der Bourbons umgegangen ist, und der Hauptzug, unter welchem sein Bild in die Geschichte übergegangen ist, die zügellose Sinnlichkeit, hatte sich auch auf diesen seinen Sproß mit vererbt. Louis de Gobineau war der erste, der den bestrickenden Reizen, der dämonischen Berückung dieser Frau zum Opfer fiel. Ein Gemisch von Liebenswürdigkeit, Lebenslust, Verschwendung, Unrast, Sucht nach Großstadtleben, hatte sie seinen ökonomischen Verhältnissen bald den Rest gegeben. Jetzt wandte sie sich anderen Männern zu, einem nach dem andern, denen sie in gleicher Weise mitspielte. Wie es scheint, ist sie dabei in

der Wahl ihrer Liebhaber wie in den Mitteln, ſich und ihnen dieſen Lebenswandel zu ermöglichen, immer mehr geſunken, ſo daß die letzten Berührungen, die Gobineau mit ihr hatte, von der Art waren, daß er ſich gezwungen geſehen hätte, alle Beziehungen zu ihr abzubrechen, auch wenn der Oheim, als Haupt der Familie, die er durch ihr Treiben ſchwer kompromittiert und gefährdet ſah, nicht für den anderen Fall mit Enterbung gedroht hätte.

Wir tun gut, die im einzelnen unkontrollierbaren Gerüchte über die letzte Zeit der Armen auf ſich beruhen zu laſſen. In nächtigem Dunkel verlieren ſich die Schritte der Frau, die einſt einen Gobineau in ihrem Schoße getragen. Niemand weiß heute, wann und wo ſie geſtorben iſt — — —

Von allen Wunden, die jenem das Leben ſchlug, iſt dies wohl ſicher mit die ſchwerſte geweſen, und ſie hat an ihm gezehrt bis in ſeine ſpäteſten Tage. Das ſchönſte Verhältnis, das uns auf Erden geboten — ein Verhältnis, das insbeſondere im Vaterlande Gobineaus durchweg inniger und ſtärker ausgebildet erſcheint als das eheliche —, für Gobineau hat es den von Natur und Sittengeſetz gewollten Segen nicht gebracht. Der holde Name, der anderen die Fülle goldener Erinnerungen, Dank, Troſt und Erquickung weckt und birgt, ihm ward er ein Unheilsname, der in ſeiner Gegenwart kaum mehr genannt werden durfte, den er ſelbſt, die inneren Zuckungen niederkämpfend, nur noch mit eiſigem Tone ausſprechen konnte.

Verlaſſen wir für jetzt die Eltern Gobineaus, um noch eine dritte Geſtalt uns einzuprägen, welche in gewiſſem Sinne, namentlich ſoweit ſein äußeres Leben in Betracht kommt, faſt wichtiger für Gobineau geweſen iſt als Vater und Mutter: es iſt dies der Oheim Thibaut Joſeph de Gobineau[1] (1775 bis 1855).

[1] Gobineau hat dieſem eine kurze Charakteriſtik gewidmet in „Ottar Jarl“ p. 444 ss., und eine etwas ausführlichere in den hand-

Dieſer nun vertritt einen ganz anderen Typus als der Bruder. In ihm iſt alles roh und wild, ungebändigte Energie, undisziplinierte Gaben und Kräfte, das Gegenteil nicht nur von aller Bildung im geiſtigen[1], auch von aller Erziehung im moraliſchen Sinne. Ob es je anders gekommen wäre, wenn die politiſchen Verhältniſſe ſich einem zum Royaliſten vorbeſtimmten Kraftmenſchen ſeiner Art günſtiger entwickelt und ihm eine regelrechte Betätigung im Dienſte des Vaterlandes ermöglicht hätten? Wer will es ſagen? Wahrſcheinlich iſt es nicht. So aber brach in ſeinem vierzehnten Jahre die Revolution herein, und er hatte das vierzigſte erreicht, als endlich die Bourbons, ohne die es für ihn kein Frankreich gab, wieder feſten Fuß auf dem Throne faßten. An ſtändige Dienſte war da nicht zu denken, ſelbſt das, was für ihn das Verlockendſte hätte werden können: ein Kapitänspatent für die Kavallerie, das ihm Napoleons Palaſtmarſchall Duroc anbot, lehnte er ab. Und ſo ſah er ſich darauf angewieſen, all ſein patriotiſches Ungeſtüm, ſeinen tollkühnen Wagemut in allerlei Verſchwörungen und Zettelungen, in Hand- und anderen Streichen zu verpuffen, von denen uns ſein Neffe einige Beiſpiele erzählt hat. Wie bedeutend infolge ſeiner Heldentaten ſein Einfluß, wie groß der Zauber ſeiner abenteuerlich-tollen Perſönlichkeit in ſeiner Vaterſtadt geweſen ſein muß, geht unter anderem daraus hervor, daß — wie Louis de Gobineau a. a. O. erzählt — um die Zeit der erſten Reſtauration, als es galt,

ſchriftlich erhaltenen Seitenarbeiten zu dieſem Werke. In beiden waltet der Geſichtspunkt des öffentlichen Intereſſes, in der Form das Anekdotiſche vor. Die privaten Züge, die Familienbeziehungen hat Gobineau a. a. O. weniger berückſichtigt, ſie ſind daher von uns hier und im folgenden etwas ſtärker herangezogen worden.

[1] Eine hierfür bezeichnende Anekdote erzählt ſein Neffe: er war in Lauſanne acht Tage mit Byron zuſammen geweſen und hatte dieſen im Ballſpiel beſiegt. Nach Jahren frug er Arthur: „Der Mann ſoll ſehr geiſtreich ſein und ſogar Bücher geſchrieben haben?“

dem Herzog von Angoulême in Bordeaux eine berittene Garde aus Freiwilligen zu werben, eine Anzahl von Grandseigneurs, welche Kompagnien für diese Truppe stellen wollten, Thibaut Joseph die ihm hierzu gleichfalls bereits erteilte Genehmigung wieder zu entwinden wußten, weil sie fürchteten, alles werde sonst jenem zulaufen. Daß er, dem die allereinnehmendsten und gewandtesten Formen nachgerühmt werden, auch in der Gesellschaft seinen Mann gestanden habe, dürfen wir mit Sicherheit annehmen: einen Mann ohne Geist und Witz, der freilich bei ihm meist als Sarkasmus sich äußerte, würde ein Talleyrand schwerlich in seinen intimen Kreis aufgenommen haben.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei solchen exzentrischen Gestalten die Jugend ungleich anziehender und sympathischer wirkt als das Alter, das dennoch im vorliegenden Falle weit mehr für uns in Betracht kommt. Da bedarf es, indem die bizarren, abstoßenden Züge naturgemäß immer mehr gewachsen, stellenweise bis zur Versteinerung eingewachsen sind, schon einer guten Dosis Humor, um in der Beurteilung nicht in den trockenen Ton, und damit ins Einseitige und Ungerechte zu verfallen. Gobineau hat uns darin ein vortreffliches Beispiel gegeben, in dessen Korrespondenz der joviale Ton fast durchweg angeschlagen wird, so oft auf den gestrengen Onkel die Rede kommt, in dessen Klauen („griffes onclales“) er sich längere Zeit in Paris befand, so daß nicht nur seine drastischen Schilderungen des alten Hagestolzen und Egoisten, sondern auch dieser selbst entschieden dabei gewinnen.

Freilich, damit muß man nun einmal rechnen: er bleibt vor allem ein Mann, bei dem das liebe Ich erst dreimal kommt, ehe andere einmal kommen. Nicht ganz ohne Herz, namentlich gegen die Menschen seines Blutes, aber doch nicht mehr, als unbedingt nötig. Wie ein Fels, wenn jemand etwas von ihm will und er nicht will. Starrsinnig, despotisch, reiz-

bar, launisch, paradox bis zum Äußersten, grundsätzlich oppositionell, kann er gefährlich werden, wenn Befinden ihn gallig gemacht oder Erlebnisse ihn in Zorn versetzt haben. Dann kann er je nachdem den Narren, den Besessenen, ja den Teufel spielen, dann muß er behandelt oder auch gemieden werden wie ein Raubtier. Eine Pferdenatur bis in sein hohes Alter, ein ausgesuchter Meister in allen körperlichen Leistungen, Gewohnheitsduellant, ein alter Anakreon, der von den galanten Abenteuern nicht lassen kann, noch als Siebziger; rabiater Politiker, als Regel natürlich Royalist, zur Abwechslung wohl aber auch einmal mit ministeriellen, ja schier jakobinischen Anwandlungen; ziemlich verstockter Heide, an dem sich sein frömmerer Bruder mit Bekehrungsversuchen vermutlich umsonst abgequält haben würde, wenn der einsichtigere Neffe sie ihm nicht als aussichtslos ausgeredet hätte. Gemeiniglich das Gegenteil von splendid, wenn nicht gerade einmal eine Sonntagslaune über ihn kommt. Dann schwingt er sich sogar zum Edelmut auf, namentlich wenn die eigenen Überzeugungen mit ins Spiel kommen, wie damals, als der Bruder um der gleichen willen seine ganze Zukunft opferte. Last not least: er ist sanft wie ein Lamm, ja von entzückender Liebenswürdigkeit, wenn man nur das besagte Ich an der rechten Stelle zu fassen weiß. Die Heiterkeit geht ihm über alles im Leben, und in diesem Zeichen verdient er auch bei uns fortzuleben.

Wundersame Fügung, daß dieser scheinbar so antipodischen Gestalt nun doch auch wieder wichtige gemeinsame Züge mit der Joseph Arthurs eigneten! Ein unbändiger Tatendrang, ein stürmisches Temperament, ein elementarer Wille beseelte sie beide, nur daß der eine dies alles sein Leben lang blind sich austoben ließ, während der andere es zielbewußt auf schöpferische Gestaltung hinlenkte und verwandte.

Alles in allem aber ist es doch eine glückliche Fügung für Gobineau gewesen, daß er in den entscheidenden Jahren

ſeines Lebens es nicht mit ſeinem ſanften, gütigen Vater, ſondern mit dem ſtarren, verhärteten Ohm zu tun hatte: auch der iſt zweifellos, wenn auch vielfach im abſchreckenden Sinne, ſein Lehrmeiſter geweſen. Wie er den ihn in den erſten Wochen gänzlich als Luft Behandelnden durch die Erklärung: wenn das ſo weiter gehe, werde er ſich in ſeinem Hauſe erſchießen, mürbe machte und zur Beachtung, ja zur Bewunderung zwang, wie er, wenn ſie ſich politiſch an die Köpfe flogen, dem ihn in A Anſchreienden im Kopfſtimmen-C erwiderte, ſo hat er überhaupt je länger je mehr dem Fels eine „eherne Mauer" entgegengeſetzt. Der alte Sonderling hat ein unſchätzbares Verdienſt um Gobineaus Charakterbildung; der Tyrann fand in ihm ſeinen Meiſter.

Aus Marmor waren ſie beide, nur daß der eine immer ein ſtarrer Block blieb, indes der andere zur wundervollen Statue ſich auswuchs.

Drittes Kapitel.

Kindheit und Frühjugend.

Joſeph Arthur de Gobineau iſt als das älteſte Kind ſeiner Eltern am 14. Juli 1816 zu Ville d'Avray bei Paris geboren[1]. Dieſer in der Nähe von Sèvres in reichem, üppigem Grün entzückend gelegene Vorort bildet noch heute mit ſeinen ſchönen Gärten, ſeinen Teichen, mit Pfarrhaus, Kirche und Mairie eine vollkommene Idylle, in deren ländlicher Stille man die Nähe einer Weltſtadt kaum auch nur ahnt. Ob und welche dauerhafteren Beziehungen die Eltern etwa mit dieſer Stätte verknüpft haben mögen, können wir heute ſo wenig mehr ergründen, als ſich über das Geburtshaus irgend etwas ausfindig machen läßt. Wir wiſſen nur, daß die Mutter damals den ganzen Sommer dort zugebracht haben muß und

---

[1] So das Zivil-Geburtszeugnis. Im Kirchenbuch iſt der 13. Juli als Datum angegeben; darnach iſt es wahrſcheinlich, daß er in der Nacht geboren wurde. Gobineau ſelbſt hat den 14. immer als ſeinen Geburtstag betrachtet und nicht verfehlt, über das Zuſammenfallen ſeiner Geburt mit der Erſtürmung der Baſtille auf den gleichen Kalendertag des öfteren die ſeiner Geſchichtsauffaſſung entſprechenden Bemerkungen zu machen, z. B. (23 juillet 1877): „Tiens, c'est vrai! Je suis né le 14 juillet et on a pris la Bastille en même temps. Ce qui prouve que les contraires se touchent.“ Über den Namen Arthur ſchreibt er noch in einem ſeiner letzten Jahre einer Freundin: „Sachez que je m'appelle comme Schopenhauer et comme le Roi des hommes de la table ronde, n'est-ce pas un sort?“

daß der Kapitän Louis de Gobineau, mit dem sie bereits sechs Jahre ehelich verbunden war, zur Taufe seines Söhnchens im Oktober herüberkam.

Wie es heißt, war es Gobineau nicht lieb, daß er in Ville d'Avray zur Welt gekommen war. Vielleicht ahnte er in den Umständen, die seine Geburt umlagerten, ein Symptom jenes Geistes der Unstete und der Friedlosigkeit, der über der Ehe seiner Eltern je länger je mehr gewaltet hat. Geht doch sein Vater in seinen Erinnerungen so weit, jene überhaupt als wider den Willen des Himmels geschlossen hinzustellen. Wir werden im Hinblick auf das, was sein Sohn später geworden ist, den Absichten des Himmels zweifellos eine andere Deutung geben dürfen. Aber zunächst schien es freilich, als sei es auch um die zukünftigen Geschicke des Neugeborenen nicht allzu glänzend bestellt: daß er ein äußerst zartes, ja schwächliches Kind gewesen sei, hören wir von mehreren Seiten, und der Umstand, daß er gleich nach der Geburt in den Schoß der Kirche aufgenommen, aber erst ein Vierteljahr später die eigentlichen Zeremonien der Taufe nachgeholt wurden, läßt fast auf eine Nottaufe schließen[1].

Die nächsten Jahre brachten Gobineau noch zwei Schwestern, von denen die eine, Alix, früh starb, die andere, Caroline Hippolyte, ihn um einige Jahre überlebt hat. Die Rolle, die diese in seinem Leben gespielt hat, war eine so bedeutende, daß wir ihr gleich hier, wo sie erstmalig ihm zur Seite tritt, eine kurz zusammenfassende Betrachtung widmen müssen.

Ihre Liebe ist die treueste und jedenfalls die selbstloseste gewesen, die ihm aus einem Frauenherzen je gespendet worden ist. Von der Unheilsgestalt der Mutter hebt sie sich als reine

[1] Notwendig ist diese Annahme allerdings nicht, da, wie mir der gegenwärtige Herr Pfarrer von Ville d'Avray gütigst mitteilte, dies Verfahren einer vorläufigen und einer endgültigen Taufe auch sonst wohl zur Anwendung kam.

und schöne Vertreterin echter Weiblichkeit doppelt wohltuend ab. Von Jugend an körperlich leidend und schon dadurch den Freuden der Welt entfremdet, sah sie anderseits in dem Lebenswandel der Mutter ein zu Sühnendes, das früh den Wunsch, dem Himmel auf dem Wege der Gnade zu nahen, in ihr erweckte, wenn sie ihn auch erst gegen Ende ihres Lebens durch tatsächlichen Eintritt ins Kloster verwirklichte. Viele Jahre hat sie erst als liebevoll sorgende Tochter ihrem Vater zur Seite gestanden, ehe sie später ganz nur als Tochter ihrer Kirche ihr Leben beschloß. Der Bruder aber vollends blieb auch der Nonne noch bis zum letzten Atemzuge das Höchste nach ihrem Gott.

Sie war diesem in vielen Stücken nah verwandt. Ebenso tief und gründlich, aber ruhiger, nüchterner. „L'esprit le plus positif de la famille", sagt Gobineau einmal von ihr. Ihr fehlte vor allem die künstlerische Ader, mit Ausnahme einer gewissen plastischen Begabung, die sie sogar noch vor dem Bruder geübt hat. Wissenschaftlich dagegen war sie reich gebildet, auch im Besitze großer sprachlicher Kenntnisse. Dem Deutschen ist sie fast wie Arthur nahegetreten. Sie lebte nnd webte in des Bruders Größe und Schaffen, unbewußt immer darauf hinarbeitend, dem phantastischen Elemente in ihm ein Korrektiv zu geben.

Während in früheren Jahren Gobineau durchaus als ihr Mentor erscheint, lernte er in späteren sie bewundern, ja an ihr heraufsehen. Ihre große Divinationsgabe, ihr vielfältiges Begreifen ließen ihn öfters etwas wie eine Sibylle, eine weise Frau, ihre gläubige Ergebung, ihr standhaftes Bewältigen der härtesten Prüfungen, ihr Heroismus im Ertragen ihrer Leiden immer mehr und mehr eine Heilige in ihr erblicken.

So konnte es kommen, daß die denkbar weiteste Kluft, die trotzdem geistig zwischen den Geschwistern bestand, insofern Caroline ihr ganzes Leben, insbesondere auch das intellektuelle,

auf chriſtlichem Grunde aufbaute, Gobineau dagegen für ſeine Perſon lebenslang dem Chriſtentume ferner blieb, doch niemals zu einer Kluft der Herzen geworden iſt, indem ſie auf der einen Seite durch eine Liebe ohne Grenzen, auf der anderen durch ein innigſt zartfühlendes Begreifen überbrückt wurde. So blieb die Schweſter durch alle Phaſen ſeines Lebens und Erlebens hindurch ſeine Vertraute und hat ſie uns in den etwa ſechshundert Briefen, die der Bruder in nahezu fünfzig Jahren an die Familie (die meiſten an ſie ſelbſt) gerichtet und die ihre liebende Hand durch eine biographiſche Skizze nach rückwärts bis zur Geburt Arthurs ergänzt hat, einen unerſetzlichen Schatz in Geſtalt einer Art autobiographiſchen Lebensbildes hinterlaſſen.

Leider läßt uns zwar auch dieſe Skizze für die Einzelheiten des erſten Lebensabſchnittes unſeres Helden, von dem wir jetzt zunächſt zu reden haben und für welchen uns im übrigen faſt gar keine Quellen zur Verfügung ſtehen, einigermaßen im Stiche. Über die Aufenthalte der — offenbar ſchon damals vielfach getrennten — Gatten zumal fehlen uns faſt alle Angaben. Nur einzelne wenige Tatſachen treten uns wirklich bezeugt aus dieſen langen Jahren entgegen, die alsdann freilich mehr oder minder typiſche Bedeutung für uns gewinnen. Insbeſondere gibt der einzige erhaltene Brief des Vaters an Arthur aus dem Jahre 1827 über die Lebensverhältniſſe der Familie Gobineau einige Aufklärung, indem wir einerſeits daraus erſehen, daß der Vater damals ein länger andauerndes Kommando in einem kleinen Städtchen La Seu de Urgel in Katalonien innehatte [1], und anderſeits, daß er dem kränkelnden Söhnchen als Regel nach Möglichkeit

[1] Eine franzöſiſche Armee unter dem Herzog von Angoulême hatte 1823 die aufſtändiſche Bewegung in Spanien niedergeworfen. Seitdem waren franzöſiſche Okkupationstruppen in mehreren Teilen des Landes verblieben.

Landaufenthalte zu sichern suchte, welchem Wunsche aber die pariserischen Neigungen seiner Gattin zu seinem großen Kummer entgegenwirkten.

Gobineau hat selbst einmal, im Hinblick auf einen seiner Enkel und Rückblick auf die eigene früheste Kindheit, scherzend berichtet, daß er zuerst ein arger Isegrimm gewesen, leicht in Jähzornsanfälle geraten und erst später „so liebenswürdig geworden" sei. Da in seinem ganzen Leben sonst von einer solchen Eigenschaft, als Charakterzug, keine Spur zu bemerken ist, so mag es mit jenen „fureurs bleues" wohl auch damals schon seine eigene Bewandtnis gehabt haben, und man wird sich füglich fragen dürfen, wieviel von ihnen auf Rechnung von körperlichem Unbehagen, Bonnendummheiten und allerlei ähnlichen im Kinderleben geläufigen Dingen zu setzen sei.

Weit einleuchtender klingt das Charakterbild, das Caroline aus den späteren Stadien seiner Knabenzeit von ihm entwirft, dem er sich aber offenbar schon sehr bald zubewegt haben muß. Darnach war er schon als Kind der allgemeine Liebling der Seinigen, wie er umgekehrt die Seinigen innig, ja leidenschaftlich liebte. Seine unerschöpfliche Heiterkeit, seine lebensvolle Frische, sein feuriges, schwungvolles Wesen rissen alles unwiderstehlich mit fort. Auch die blühende Phantasie erwachte gar bald in dem Knaben, und mit ihr zugleich die Lust zu fabulieren: vereinzelte Proben, die er uns hiervon aus der Erinnerung aufgetischt hat, lassen erkennen, daß er blutjung schon Mären und Geschichten ersonnen hat, die an Kühnheit der Vorstellungskraft nicht leicht mehr zu überbieten waren.

Am allerwenigsten aber konnte das Gemüt bei einem Wesen seiner Art zu kurz kommen, konnte zumal das religiöse Gefühl unentwickelt bleiben. Wir werden es Caroline gern glauben, daß er mit tiefer Inbrunst — welcher eine vollkommene Reinheit und Unschuld vollends erst die rechte Weihe

gab — zu seiner ersten Kommunion gegangen, und daß er später auch von der ihrigen wieder innigst bewegt worden sei. Wenn sie aus ersterem Anlaß freilich die Bemerkung hinzusetzt, daß der der Konfirmation vorhergehende zweijährige Religionsunterricht für einen so eindringenden und nachsinnenden Geist wie der seine nicht ausgereicht habe, so werden wir diese gewiß unbestreitbare Tatsache nicht, wie Caroline sie faßt, im Sinne einer Kritik der besonderen ihm damals gewordenen Unterweisung, sondern einzig in dem Sinne aufgreifen dürfen, daß einem solchen Geiste gegenüber überhaupt jede religiöse Unterweisung von außen von Hause aus unzulänglich erscheinen mußte.

Leider, leider nur sollte sich diese ganze wundervoll sonnige Entfaltung einer jungen schönen Seele auf dem dunklen Hintergrunde schwerer Seelenleiden und verhängnisvoller Konflikte vollziehen. Äußerungen wie die Gobineaus des Vaters (in den Lebenserinnerungen), daß aus seiner Ehe nur Unheil, Verdruß und Widerwärtigkeiten aller Art erwachsen seien, oder Gobineaus des Sohnes, daß zehn Jahre lang alle ihre Schritte sie nur in den Sumpf geführt hätten (an den Vater, 22. August 1838), daß die Vergangenheit eitel Mißgeschick, leidiges Erleben und kummervolle Ausblicke für sie berge, und daß alle Teufel sie holen möchten (an ebendenselben, 24. August 1841), werfen auf diese ganze Periode ein Licht wie der Blitz in die Nacht. Kein Zweifel, daß der jugendliche Gobineau nur allzufrüh von den Verirrungen seiner Mutter Kunde bekommen hat; einer ihn hierüber ausfragenden Jugendfreundin hat er dies eingestanden und hinzugesetzt, er habe sie lange nicht kennen *wollen*, er habe eine *Rolle* jener gegenüber gespielt. Hier haben wir ebenso ersichtlich eine erste große Kundgebung jenes instinktiven Heroismus, der ihn lebenslang geleitet hat, und der ihm über sonst erdrückende Erlebnisse und Erkenntnisse hinweghalf, wie wir ihn anderseits mit Hilfe der anderen treuen Begleiterin,

ſeiner unverwüſtlichen Heiterkeit, die Echos und Spiegelungen jener Dinge in der äußeren Welt abſchütteln ſehen: über die früh ſchon an ſeine Abſtammung ſich knüpfende Legendenbildung — einmal ſollte er ſogar ein gänzlich untergeſchobener Sohn ſein — hat er nach ſeiner eigenen Ausſage gründlich gelacht.

Aber freilich hat das alles nicht gehindert, daß die Rückſchläge jener Ehewirrungen doch ſchwer ſchädigend in dies Kinderleben hineindrangen. Insbeſondere iſt Arthur ein Verhältnis dadurch menſchlich vergiftet worden, das ſonſt eines der fruchtbringendſten hätte werden können und es geiſtig wohl auch bis zu einem gewiſſen Grade geworden iſt: das zu ſeinem Erzieher, dem die wichtige Aufgabe, einen Gobineau geiſtig heranzubilden, zum weitaus überwiegenden Teile zugefallen war. Wie beglückend möchte man ſich das Los des Lehrers eines ſolchen Schülers, wie rein die Freude des letzteren nicht nur am Lernen, auch am Lehrer nach manchem, was wir von dieſem hören — er war aus vornehmer Familie, feingebildet und geiſtig hochſtehend —, ausmalen, wenn der Dämon die Mutter nicht angeſtiftet hätte, im Erzieher des Sohnes zugleich ſich einen Liebhaber heranzuziehen und damit abermals einer Pietätsregung in dem jungen Herzen die Wurzel abzugraben![1]

Der Unterrichtskurſus begann, wie es ſcheint, im achten Jahre Arthurs und hat ſich dann eine Reihe von Jahren hingezogen. Der ſchwächliche Geſundheitszuſtand des Knaben, vielleicht auch der öftere Domizilwechſel, ließ es nicht rätlich erſcheinen, dieſen eine öffentliche Schule beſuchen zu laſſen. Was für uns beſonders ins Gewicht fällt, iſt der deutſch-

[1] Geiſtig muß Gobineau dem einſtigen Erzieher bis in deſſen Alter nicht ganz ferngerückt ſein; noch 1865 drückt er Monnerot ſeine Freude darüber aus, daß er jenem ſein Buch über Zentralaſien mitgeteilt habe.

freundliche Einfluß, den La Coindière als erſter auf Gobineau ausgeübt hat. Er hatte ſelbſt ſeine ganze Studienzeit in Heidelberg[1] verbracht, liebte deutſches Weſen und vor allem deutſche Unterrichtsmethoden und hat dem Studiengange ſeines Zöglings das deutſche Vorbild zugleich mit der Beherrſchung der deutſchen Sprache fürs ganze Leben unauslöſchlich eingeprägt.

Wann der formelle Bruch zwiſchen Arthurs Eltern erfolgte, iſt nicht ganz ſicher und auch ſchließlich gleichgültig. Feſt ſteht nur, daß Madame de Gobineau im Jahre 1830 mit ihren Kindern Frankreich verließ und in Begleitung La Coindières ſich in der Schweiz (die meiſte Zeit in Biel, ſpäter in Pruntrut) niederließ.

Die Reiſe brachte Arthur die erſten großen Eindrücke dieſer Art, wie ſie in ſeinem ſpäteren Leben eine ſo große Rolle geſpielt haben. Insbeſondere galt ihm ein anſcheinend dem Bieler voraufgegangener monatelanger Aufenthalt in dem an der Schweizer Grenze gelegenen badiſchen Dorfe Inzlingen bei Lörrach, auf einem der freiherrlichen Familie von Reichenſtein gehörigen romantiſchen alten Schloſſe, lange Zeit als der Inbegriff ſeines Jugendglückes.

Inzlingen iſt jetzt ein kleiner Kurort; das Schloß, in lieblicher Lage am Ende des Dorfes, iſt noch heute, wo es nach moderner Weiſe in eine Seidenſpinnerei verwandelt iſt, rings von Waſſer umgeben, mit Brücke zum Haupteingang.

Caroline hat uns von dem damaligen Leben und Treiben der Kinder, von den großen Eindrücken, die die Natur und die pittoresken Trachten der Bevölkerung in ihnen hinterlaſſen, von Arthurs Anſehen und Beliebtheit als Anführer bei allen Spielen eine anſchauliche Schilderung gegeben. Dieſer ſelbſt

[1] Nicht in Jena, wie die Gräfin La Tour in ihrer Vorrede zum Amadis irrig angibt und wie ſeitdem in bekannter Weiſe hundertfältig nachgebetet worden iſt.

entwirft eine ebensolche, auf Einzelheiten der Persönlichkeiten wie der Umgebung (wie z. B. der Bilder des Schlosses) sich erstreckende aus Anlaß eines Besuches, den er zwanzig Jahre später als Berner Gesandtschaftssekretär dieser Tummelstätte seiner Kindheit abstattete, in einem Briefe an die Schwester. Seine Phantasie hat dort jedenfalls reichlich Nahrung gefunden und seine Beobachtungsgabe, dieser Grund- und Urquell seiner besten wissenschaftlichen wie dichterischen Darstellungen, ist in Inzlingen zum ersten Male sozusagen methodisch in Betrieb gesetzt worden. Pädagogisch war der Aufenthalt vermutlich von geringerer Bedeutung; wir erfahren nur, daß Arthur unter anderem bei dem Hilfsschullehrer des Ortes Klavierunterricht hatte.

Die nächsten Jahre in Biel dagegen brachten in seine weitere Ausbildung wiederum einen bedeutenden Aufschwung. Zum ersten Male hat er dort auch (als Externer) eine höhere Schule besucht und vollständige Kurse in deutscher Unterrichtssprache mitgemacht. Außer den klassischen Sprachen, die, schon im Privatunterricht gepflegt, jetzt weit ernstlicher berücksichtigt wurden, wandte er sich auch — wie er später einmal, wohl paradox übertreibend, erzählt hat: um seinen Lateinlehrer zu ärgern — mit stürmischem Eifer erstmalig den orientalischen zu, für welche ein seltsamer Zufall ihm im Bieler Kollegium Lehrer zuführte, denen die Einführung des hochbegabten, gleichsam prädestinierten einstigen Orientalisten in dieses Gebiet eine besondere Freude und Überraschung gewesen zu sein scheint. Die viele Gelehrsamkeit, die er so etwas vorzeitig in sich aufnahm, vermochte übrigens seinen kindlichen Sinn in keiner Weise zu beeinträchtigen, wie denn seine Schwester unter anderem erzählt, daß, untermischt mit orientalischen Wörterbüchern und Übersetzungen, Bleisoldaten und Marionetten vor ihm gestanden hätten, die er zum Gaudium seiner Kameraden das aufführen ließ, wozu er sich durch seine Lektüre angeregt

fand. Daß die Beziehungen zu dieſen Kameraden nicht ganz bedeutungslos geweſen ſein müſſen, geht ſchon daraus hervor, daß er nicht nur in den fünfziger, ſondern ſelbſt noch in den ſiebziger Jahren Biel wieder beſucht hat.

Über das Privatleben der ſo ſeltſam zuſammengeſetzten Familie in dieſer Stadt hatte Frau Fama noch bis in dieſes Jahrhundert hinein für Nachrichten geſorgt, die wir aber einerſeits durch ſicherere, auf Gobineau ſelbſt zurückgehende kontrollieren müſſen, anderſeits des Details entkleiden wollen, bei welchem ja mehr der Klatſch eine Rolle ſpielt, um uns auf eine weſentliche Grundtatſache und ihre ſeeliſchen Rückſchläge für unſern Helden zu beſchränken: den Gegenſatz zwiſchen der großen Dürftigkeit der Mittel und dem immer noch im Sinn und Stil beſſerer Zeiten gehaltenen vornehmen Auftreten der Mutter, ein Gegenſatz, der zwar von Madame de Gobineau ſelbſt wenig empfunden und berückſichtigt wurde, während das Demütigende, das er vielfach im Gefolge hatte, auf dem feinfühligeren Sohne um ſo ſchwerer laſtete. Hart genug iſt dieſer damals vom Geſchick angefaßt worden, aber er begann ihm auch ſchon die Zähne zu zeigen, und Schillers Wort, daß in der Not allein der Adel großer Seelen ſich bewähre, ward auch nach anderer Seite noch von dem Jüngling in ſeiner Wahrheit erwieſen. In jener Zeit war es, wo das geſchwiſterliche Verhältnis zu ſeiner Halbſchweſter Suzanne, der Tochter La Coindières, ſich herausbildete, das ſpäter in ſeiner Vereinigung von Stolz, Takt, Liebe und Mitleid zu einem einzig ſchönen Seelenbilde ſich fügen ſollte.

Über die Umſtände, welche dem Bieler Aufenthalt ein Ende bereiteten, wie insbeſondere auch über die Chronologie der damaligen Vorgänge ſind wir nur ſehr ungenügend unterrichtet. Die Nachricht, daß Louis de Gobineau 1832 an der legitimiſtiſchen Schilderhebung der Herzogin von Berry teilgenommen, und daß er im ſelben Jahre ſeiner Gattin die bis

dahin gezahlte Penſion gekündigt habe, läßt faſt darauf ſchließen, daß erſt damals ſeine materiellen Verhältniſſe vollends den Charakter kümmerlichen Behelfens angenommen haben mögen, in welchem Zeichen ſie fortan ſtehen ſollten. In der Zwiſchenzeit hatte er es anſcheinend noch mit einer Zivilſtellung verſucht, aber kein Glück damit gehabt.

Nach kurzem Aufenthalt in Quimper ließ er ſich in einer Vorſtadt von Lorient nieder, wo ihm die befreundete Gattin eines Regimentskameraden, Madame de Laigneau, für einen idylliſchen Preis ein Häuschen mit großem Garten verſchaffte. Dorthin ließ er Ende 1832 oder Anfang 1833 die Kinder kommen, und zum erſten Male trat jetzt die Frage nach Arthurs Zukunft alles andere beherrſchend in den Vordergrund.

Es war nur zu begreiflich, daß der alte Edelmann und leidenſchaftliche Soldat auch für jenen zunächſt an die militäriſche Laufbahn dachte. Auch war er gern bereit, die ausſichtsloſe Treue gegen die Bourbons und den Haß gegen die Orléans, Gefühle, die in ihm perſönlich wie eine Wunde brannten und ſein Leben beſtimmten, da, wo es das Wohl des einzigen Sohnes und das Fortleben ſeines Namens galt, zum Schweigen zu bringen. So wurde denn St. Cyr ins Auge gefaßt, und Arthur beſuchte zwei Jahre lang das Collège in Lorient, um ſich für das Examen, das dem Eintritt daſelbſt voranzugehen hatte, vorzubereiten. Gegen die Erwartung ſeiner Lehrer hat er dieſes dann nicht beſtanden, für welches ungünſtige Ergebnis wir aus Carolinens Bericht drei hauptſächliche Gründe herausleſen können: erſtlich Gobineaus mangelhafte Begabung für die exakten, insbeſondere die mathematiſchen Wiſſenſchaften, die naturgemäß in St. Cyr eine Hauptrolle ſpielten; zweitens — wohl das Weſentlichſte — die zähe Energie, mit welcher er neben den immerhin mit ehrlichem Eifer betriebenen Pflichtſtudien und ſozuſagen gegen ſie die eigenen Lieblingsſtudien, die orientaliſchen, weiterförderte

— „nur allzu oft ſchlichen ſich auf ſeiner Schiefertafel arabiſche Worte anſtatt der vorgeſchriebenen algebraiſchen Zeichen ein" —. Der dritte Grund iſt beſonders charakteriſtiſch für Gobineau: wir hören, daß er mehr darauf bedacht geweſen ſei, den Kameraden, als ſich ſelber durchzuhelfen. Unwillkürlich mag ihn, außer ſeinem angeborenen Edelmut, bei dieſem Verfahren freilich auch das richtige Gefühl geleitet haben, daß es bei jenen ganz anders auf einen erfolgreichen Ausgang der Prüfung ankomme, als bei ihm ſelber: jedenfalls bewies die gelaſſene, ja heitere Art, mit der er ſein anſcheinendes Mißgeſchick aufnahm, daß er nicht nur mit der Möglichkeit desſelben gerechnet, ſondern es faſt als eine innere Notwendigkeit erkannt hatte. Für die Außenſtehenden hatte er in jenem Momente etwas verloren; für ſich ſelbſt hatte er das Höchſte: ſeinen wahren Beruf gefunden. Für das, was er hatte werden ſollen, ließen ſich die Dinge nicht an; jetzt galt es dem, was er werden mußte.

Und für dieſe Prüfung, die er recht eigentlich dem Leben ſelber abzulegen hatte, nahm er nun alle weiteren Vorbereitungen ſelbſt in die Hand. Aus jener Zeit wird uns zuerſt berichtet, daß er bis zu fünfzehn Stunden täglich gearbeitet habe. Aber kaum weniger als dieſer Rieſenfleiß iſt der ſichere Inſtinkt zu bewundern, mit dem er jetzt und in der Folge in das ſcheinbar planloſe, fieberhafte Herumleſen in allen Zeitaltern und Literaturen doch Ordnung und Folgerichtigkeit zu bringen wußte. Wohl blieb ihm der Orient immer das nächſte; wohl ſetzte er alles daran, um ſich in Aſien immer heimiſcher zu machen. Aber er hat doch auch keine Gelegenheit verſäumt, um die noch vorhandenen Lücken ſeiner Bildung nach der abendländiſchen Seite zu ergänzen. Jetzt mußte vor allem der Vater — der, gütig und wohlwollend wie immer, in freudiger Erkenntnis der genialen Begabung des Sohnes ſich ſchnell deſſen Auffaſſung von ſeiner Zukunft angeſchloſſen

hatte — herhalten, um ihn in die Geſchichte, die bisher vor den Sprachen mehr zurückgetreten war, gründlicher einzuführen. Die franzöſiſche Geſchichte und Literatur zumal lieferte unerſchöpflichen Stoff zum Lehren und Lernen, wobei wir freilich annehmen dürfen, daß die Rollen zwiſchen den beiden bald genug gewechſelt worden ſein mögen. Nicht umſonſt hat Gobineau ferner damals ſo lange im klaſſiſchen Lande der Sagen geweilt: neben die germaniſche, die ihm ſeit lange vertraut war, trat jetzt die unermeßlich reiche Sagenwelt Armorikas. Er ließ ſich von den Niederbretonen die Legenden von den Feen und den Zwergen erzählen, er beſuchte die alten geheimnisvollen Steindenkmäler, und es hätte mit Wunderdingen zugehen müſſen, wenn er über dem allen — das Meer nicht zu vergeſſen[1] — nicht wie über Nacht auch zum Dichter geworden wäre.

Zwar, die zuletzt genannten Dinge haben erſt ſpäter in ſeiner Dichtung einen ernſtlicheren Niederſchlag gefunden. Zunächſt war es mehr ein allgemeiner Drang, der ihn erfaßte und antrieb, ſich zeitweiſe in Verſen faſt ſo ſpielend leicht wie in Proſa zu äußern, in Verſen freilich, über die er dann, als über ſolche „qui n'avaient ni pieds ni pattes“, mit den Seinigen in die Wette weidlich geſpottet hat. Aber als allgemeiner Charakterzug aus jener Zeit durfte auch dieſes erſte Erwachen des Dichterfeuers in ihm hier nicht fehlen. Genährt worden iſt es zweifellos auch durch die menſchlichen Verhältniſſe, unter denen er in Lorient lebte, und auf welche wir jetzt noch einen Blick werfen müſſen.

Auf Bitten des Vaters hatte die vorerwähnte Freundin der Familie Arthur in ihr Haus aufgenommen, wo er in einem ihrer Söhne einen Studiengenoſſen fand. Sie ſelbſt er-

[1] Ein unglaublich prometheiſches Gedicht, „Chanson“ überſchrieben und Molène unterzeichnet, verdankt vielleicht ſeine Entſtehung einem nach dieſer kleinen Inſel unternommenen Ausfluge.

ſetzte ihm die Mutter, wenigſtens nach gewiſſen Seiten, wie ſie denn einmal den Achtzehnjährigen, von einer lebensgefährlichen Krankheit Befallenen mehr als vierzehn Tage lang Tag und Nacht mütterlich umſorgte, ſo daß er ſelbſt ſie immer als ſeine Lebensretterin betrachtet hat. Die ganze Familie de Laigneau liebte Gobineau wie einen Sohn und Bruder und bewunderte ihn ſo ſehr wie ſie ihn liebte. Die Tochter Amélie wurde ſehr bald die Erwählte ſeines Herzens, jahrelang iſt er mit ihr ſtill verlobt geweſen, auch während der erſten Pariſer Jahre blieb ſie einer der Leitſterne ſeines Lebens, der ihn vor vielen Verſuchungen bewahrte und zu vielem in ſeinem Streben und Tun anfeuerte. Das Leben hat die beiden — vermögenslos wie ſie waren — auseinandergeriſſen; ſchwere Schickſale ſind über die Getrennten im ſpäteren Leben hereingebrochen; ob ſie ihnen gemeinſam erſpart geblieben wären? Vielleicht haben wir es immerhin zu beklagen, daß dieſe Jugendliebe nicht zu einer Vereinigung geführt hat. Jedenfalls hätte Gobineau bei dieſer Frau das eine gefunden, was ihm not tat: Weiblichkeit, Hingebung und das Verſtändnis wahrer Liebe. Die Freundin der Jugend hat ihm dieſe Gefühle auch ſo bis ans Ende, ja bis über den Tod hinaus bewahrt. Noch in den Stockholmer Tagen entwarf ſie dem Freunde brieflich ein Bild des 1832 aus der Schweiz in Lorient Eintreffenden und damit erſtmalig in ihr Leben Tretenden von einer Treue und Sicherheit, die dieſen ſelbſt in Erſtaunen ſetzte; noch kurz vor ſeinem Tode hat er ſie dann in ihrem Heim zu St. Truchaud (Bretagne) aufgeſucht und in einem letzten Wiederſehen die alten unzerſtörbaren Bande neu beſiegelt.

Es iſt nicht mehr als recht, wenn wir der Baronin de St. Martin, Gobineaus Amélie oder „Mily", der wir neben der Schweſter Caroline die wertvollſten Nachrichten über jene Jahre verdanken, ſchließlich auch noch ſelbſt das Wort über den geben, der einſt der Abgott ihrer jungen Tage geweſen war.

Sie ſchrieb darüber nach ſeinem Tode (29 octobre und 7 novembre 1882):

„... Il était déjà un Amadis aux idées chevaleresques et une âme héroïque, rêvant aux plus grandes et aux plus nobles choses ... C'était un grand jeune homme à la fois grave et naïf. Je me souviens qu'un Monsieur Gérono, un érudit de grande valeur, ancien précepteur des pages de Charles X. disait à ma mère: «Je n'ai jamais rencontré autant de simplicité et d'intelligence dans une aussi jeune tête.»

Il travaillait 5 à 6 heures de suite, avec une ardeur toute bénédictine. Il doit bien à lui seul sa grande élévation en toutes choses.

Il versifiait déjà à cette époque avec une facilité merveilleuse. Toutes ses aspirations étaient tournées vers l'Orient. Il ne rêvait que mosquées et minarets, se disait musulman prêt à faire son pélérinage à la Mecque. Il jurait par le prophète et se serait mis volontiers au régime du pilau et des confitures de pâte de roses. Il traduisait des ouvrages persans, ceux du poëte Firdousi, je crois, dont il nous entretenait sans cesse. Dans ces travaux, son langage s'imprégnait des couleurs et des images les plus poétiques. Il nous racontait des histoires merveilleuses, nous forçant à nous asseoir à la façon orientale pour l'écouter[1]. Au fond de tous ces enfantillages apparaissait déjà l'homme de génie."

In Paris, wo Gobineau „den Ruhm und die Herrlichkeit ſuchte, von denen er träumte", traf er ſpäter mit Mutter († 1844) und Tochter wieder zuſammen. Die alten Beziehungen wurden dort weiter gepflegt, ſoweit eben das Pariſer

[1] 1001 Nacht, ſein Lieblingsbuch, mag hierbei, wie ſchon bei den Bieler Aufführungen, ſeine gebührende Rolle geſpielt haben.

Leben es geſtattete. Unter anderem wurden die beiden Frauen vorgeſchickt, wenn es galt, einmal bei dem alten Bullenbeißer von Oheim etwas Außerordentliches zu erwirken, wie etwa jenes perſiſche Wörterbuch von dreihundert Franken, an dem ſein ganzes Herz hing und deſſen Eroberung ihm dann eine ſolch kindliche Freude bereitete, daß er drei Nächte lang mit dem koſtbaren Schatz im Arme einſchlief.

Ungern trennen wir uns von jenen Tagen in Lorient, um die Familie Gobineau nach Redon zu begleiten, wohin ſie 1834 oder 1835 überſiedelte, Vater und Tochter für Jahrzehnte, während Arthur ihnen nur auf einige Zeit noch dort Geſellſchaft leiſtete.

Wir dürfen nicht zweifeln, daß es abermals ökonomiſche Gründe waren, welche dieſen Domizilwechſel veranlaßten und den vielgeprüften alten Soldaten aus der doch immerhin bedeutenden Seeſtadt mit ihren Schönheiten und Anregungen, aus einem anſcheinend reichhaltigen Verkehr innerhalb der bretagniſchen Ariſtokratie in die gänzliche Abgeſchiedenheit eines entlegenen Krähwinkels geſcheucht haben. Gilt ſchon die ganze Bretagne den modernen Franzoſen als der Inbegriff des Altertümlichen, Konſervativ-Rückſtändigen, wie ſie ja denn auch immer die ſtrengſt-royaliſtiſche Provinz blieb, ſo haben wir uns vollends dies alte Redon, das, nebenbei bemerkt, zu dem nicht ſehr umfangreichen, einſt von Sachſen beſiedelten Terrain gehört, als ein wahres Muſter- und Genrebild dieſer Art vorzuſtellen. Noch viele Jahre ſpäter entſetzte ſich Gobineau über den Gedanken, daß Trottoirs oder gar Eiſenbahn dorthin kommen ſollten, und auf die „Promenade" wirft folgende Zukunftsviſion (30 mars 1853) das entſprechende Licht: „Je désire que ma statue soit placée sur la promenade de manière à planer sur les lessives que l'on y étend. A cet aspect le bronze sera attendri et s'essuiera les yeux avec le linge des bons bourgeois." Dem entſprach die Sinnesart der Be-

wohner, denen Tanzen, selbst bei einer Hochzeit, als halbe, durch Buße wieder einzubringende Sünde, und denen ein Feuerkopf wie Gobineau als der allerschlimmsten Dinge verdächtig galt, wenn er sich nur mit einem polnischen „General" einließ, der für zwei Sous Elixire verkaufte und die Wunden zeigte, die ihm der wilde Diebitsch in Person bei Ostrolenka beigebracht hatte. Und doch ist es gerade dies Charaktervoll-Altfränkische, was ihm das kleine Städtchen trotz seines schauderhaften Nebelklimas[1], dem Caroline offenbar zum Opfer gefallen ist, so innig lieb machte, daß er noch nach Jahrzehnten wie in ein verlorenes Jugendparadies dahin zurückschaute und sogar gelegentlich davon träumte, seine alten Tage dort zu verbringen[2].

Der lebensvollen Frische, dem wundervoll heitern Übermut, den, wie er Gobineaus Jugend überhaupt charakterisiert, so namentlich die Erinnerung an Redon ihm immer wieder weckte, ist es zu verdanken, daß wir von seinem dortigen Leben, obgleich keinerlei zusammenhängender Bericht darüber vorliegt, sondern wir es uns aus allerlei Briefsplittern zusammenlesen müssen, doch ein treues, sprechendes Bild besitzen.

Daß er auch dort bei jung und alt, und zumal beim weiblichen Geschlecht, wieder der allgemeine Liebling war, versteht sich von selbst. Dem entspricht seinerseits seine Frage an die Schwester: „In wen wäre ich dort nicht verliebt ge-

[1] Er spottet darüber weidlich und viel, nennt die ganze Bretagne ein Waschfaß — „ce baquet que vous appelez la Bretagne", — ihre Einwohner müßten eigentlich Schwimmflossen haben, und von Redon im besondern sagt er 1858, er würde dort nur als lebendige Statue des Schnupfens leben können.

[2] Sehr auffallend ist es, daß Gobineau wiederholt von seiner „première jeunesse", als in Redon verbracht, von seinen fünfzehn oder sechzehn Jahren (während er doch 1835 neunzehn war) redet. Fast könnte man darnach noch an einen früheren, schon vor die Schweizerjahre fallenden Aufenthalt denken.

weſen?" Die ſpäter von Paris aus entbotenen Grüße ſind ſo zahlreich und an ſo verſchiedene Adreſſen zu richten, daß ſie einmal ſogar in ein „ſynoptiſches Tableau" mit Illuſtrationen zuſammengefaßt werden, worin u. a. figurieren: an erſter Stelle die Dienſtboten, dann ſämtliche Gibon (dieſe alte kinderreiche Grafenfamilie dominierte dort und war den Gobineau nah befreundet), „alle Abbés" (viel mehr als zwei, öfter erwähnte, kann es kaum gegeben haben. Der Abbé Aubrée blieb ihm ein treuer Berater und Vertrauter, der auch ſpäter wohl noch herangezogen wurde), die Damen de Blair, die ihm Byron zu leſen gaben und deren Konfituren er noch lange nachſchmachtete, uſw. uſw. Ein gewiſſer Penhoët wird hier großmütig mit aufgenommen, während es ein anderes Mal von ihm heißt, „man könne wirklich nicht verlangen, daß er den grüßen laſſe". Erwähnen wir endlich noch die ihn zärtlich liebende Madame Bertrand, die gleich ihm dermaßen auf die „gute alte Zeit" hielt, daß er ſpäter einmal ſagte: „il n'y a plus qu'elle et moi en France", den Monſieur Dominé, der allabendlich die unmittelbar bevorſtehende Rückkehr des Königs auf der Straße ausrief, und den ſonderbaren Heiligen und Naturforſcher Pioger, von dem Gobineau läſterte, er habe ſeine Studien dem Geiſt der Gänſe gewidmet, ſo haben wir annähernd alle die Haupttypen dieſer ganzen altmodiſchen „Redonaille" beiſammen. Wiewohl er inmitten dieſer verzopft ehrenwerten, ihm aber ſo ſehr ans Herz gewachſenen Provinzler durchaus nur als Hecht im Karpfenteich zu denken iſt, ſo leidet es doch keinen Zweifel, daß er ſich in der äußeren Lebensführung den Karpfen durchaus angepaßt hat. Selbſt ein fleißiger Kirchgänger iſt er geweſen, er meint einmal, das Bistum Vannes werde ſeinen Verluſt ſchwer zu beklagen haben, indem ſo leicht keiner wieder mit ſolcher Zentaurenſtimme im Kyrie ſingen werde. Die Kirchtürme ſymboliſieren ſeinem Gedenken noch lange nachher das ganze traute Neſt, am meiſten

wohl der der ſchönen Kirche der altberühmten Benediktinerabtei.

Der biographiſche Wert Redons, im weiteren Sinne der ganzen in der Bretagne verbrachten Jahre liegt für uns vor allem darin, daß Gobineau dort die franzöſiſche Provinz lieben und ſchätzen gelernt hat, ein Zug, der für ſein ganzes Leben bedeutſam geworden iſt; daß es eine der originellſten und charaktervollſten Provinzen war, traf ſich dabei beſonders glücklich: er hat den bretoniſchen Bauern die Eindrücke, die er ihren maleriſchen Trachten, ihren Dudelſackſtänzen und ihrer friſchen Gaſtlichkeit verdankte, ſpäter in einer ſeiner erſten, ihnen gewidmeten Dichtungen (der Chronique rimée de Jean Chouan) von Herzen gedankt. Aber mehr als dies alles will es bedeuten, — und darum faßte er bis zuletzt ſein liebſtes Erinnern in dem Stichwort Redon zuſammen —, daß ihm dort zum erſten Male Heimatſinn aufgegangen, Heimatliebe erblüht, und dementſprechend ſpäter nach der Trennung Heimweh angekommen iſt. Freilich hätten das alle die übrigen guten und braven Menſchen, ſo anhänglich er an ſie und ſie an ihn lebenslang geweſen ſein mögen, doch nimmer bewirken können, wenn nicht in La Bigottaie, dem Landhäuschen ſeines Vaters, jene rührend glückliche Familienidylle ſich entſponnen und abgeſpielt hätte, die nach dem, was das „Familienleben" früherer Jahre den Beteiligten gebracht, nun wie eine Erlöſung, wie wiedergefundener Friede wirken mußte. Um von dieſem Familienleben der drei ein einheitliches Bild zu gewinnen, müſſen wir freilich der Zeit voraufeilen und die Ruhe und Stille Redons zu einer Schilderung benutzen, für die wir in den Wirbeln und Stürmen des Pariſer Lebens keine Muße mehr finden würden.

Die ſtaunenswerte Entwicklung und Frühreife Arthurs hatte es mit ſich gebracht, daß er ſchon ſehr bald nicht nur im Mittelpunkte ſeines häuslichen wie geſelligen Kreiſes ſtand,

den Stolz und die Luſt der Seinigen, das Leben und die Zierde des Hauſes bildete, ſeine tiefe Einſicht, ſeine große geiſtige Überlegenheit, ſeine gewaltige Willenskraft befähigten ihn auch in dieſen jungen Jahren ſchon als Vertreter der Familie nächſt dem Oheim aufzutreten. Wie er von letzterem das Vermögen und anſcheinend auch den Grafentitel erbte, ſo iſt er es auch, der alle wichtigeren Angelegenheiten der engeren Familie an letzter Statt leitet und beherrſcht, der insbeſondere auch dem Vater, z. B. in ſeinen Beziehungen zu Oheim und Mutter, durchaus als der Beratende gegenübertritt, während er ihn in ſeine Angelegenheiten (namentlich ſpäter bei ſeiner amtlichen Laufbahn) nicht dreinreden läßt. Das Naturell dieſes Mannes war einmal ſo geartet, daß er von irgend einer Seite beeinflußt werden mußte. In früheren Jahren war unwillkürlich der zehn Jahre ältere Bruder ihm zum Vormund geworden, deſſen Autorität aber — bei dem gänzlichen Mangel aller eigentlichen Erziehung bei beiden — lediglich auf dem Übergewicht an Alter und Vermögen und allenfalls an Energie, oder beſſer Rückſichtsloſigkeit, beruhte. Erſt bei dem Sohne, der den Oheim ablöſte, traten ſittlich-geiſtige Eigenſchaften an die Stelle dieſer Faktoren. Er iſt es, der die Lebensweisheit zu dem Vater ſprechen läßt, der aus dem Grundſatz heraus „wir müſſen aus uns ſelbſt ſchöpfen, was uns das Schickſal von außen verſagt hat", ihm unaufhörlich Troſt, Mut und Ermunterung ſpendet, der ſinnt und ſorgt, dem Unbeſchäftigten Beſchäftigung und Ablenkung, in Gartenpflege und landwirtſchaftlichen Kulturen oder wie es ſei, zu verſchaffen, um ihn vor Hypochondrie zu bewahren, der dem trüb in die Zukunft Blickenden immer von neuem ſeinen Frohblick, dem Kleinmütigen ſeine Tapferkeit, dem Weltunklugen ſeine Lebensklugheit leiht, der vor allem dem Alternden durch ſeine Liebe Wärme, durch ſeine ſtrahlende Heiterkeit Licht zuführt. Selbſt in Paris den ſchwerſten der Kämpfe,

den um die Exiſtenz, ringend, iſt er doch peinlichſt bemüht, dem ohnehin genügend Bedrückten wenigſtens von ſeiner Seite alle Sorgen fernzuhalten, ſich den Seinigen immer nur froh und glücklich, friſch und geſund zu geben. Auch Meinungsverſchiedenheiten wurden immer mit einem Takt und Feingefühl zum Austrag gebracht, daß ſchließlich beide Teile nur inniger wieder zuſammengeführt wurden. Es hatte dies um ſo weniger Schwierigkeiten, als die beiden Männer ja politiſch vollkommen harmonierten und das hauptſächlich Trennende, die religiöſen Anſchauungen — der Vater war von Caroline mehr und mehr in jene frömmelnde Richtung hineingezogen worden, die für Arthur die denkbar fernſtliegende war —, mehr der Schweſter gegenüber ins Gewicht fiel.

Wie ganz anders und doch wiederum der gleiche erſcheint der Bruder, als der Sohn! Hier ſteht, in dieſer Jugendphaſe der Geſchwiſter, noch faſt alles im Zeichen des Scherzes, des Witzes. Von den Kinderſtreichen, die die beiden einſt gemeinſam vollführt, ganz zu geſchweigen, wird man auch Arthurs pädagogiſche Leiſtungen (er war Carolinens erſter Lehrer) wohl nicht allzu ernſt nehmen dürfen. Die Chronik berichtet hier nur von „gewiſſen Diktionärs, die dem Lehrer dabei an den Kopf flogen" — kaum zu verwundern, wenn man ſieht, wie wenig Arthur befliſſen war, den Reſpekt zur treibenden Kraft beim Lernen der Schweſter zu erheben. Nicht als hätte er ſich ihr nicht unendlich überlegen gefühlt, was er ihr in allen Tonarten des Burſchikoſentums zu hören gibt. Die ſtehenden Anreden der Pariſer Zeit ſind „Gribouille" (etwa „Tropf, Konfuſionsrat") und „Patouille" („Faſeltrine", letzteres am öfteſten), auch wohl „Stupide", endlich auch einmal „Paillasse, c'est-à-dire Caroline"[1]. Aber ſeiner ganzen Art nach liebte

[1] Neben dieſe ſo wenig ſchmeichelhaften als galanten Spitznamen tritt gelegentlich noch die klangvollere Anrede: „meine kleine Karolingerin" („ma petite Carolingienne").

er es nun einmal, auch äſthetiſche und literariſche Anweiſungen und Belehrungen, ja ſelbſt philoſophiſche und religiöſe Erörterungen und Auseinanderſetzungen öfters in das Gewand übermütigſten Scherzes zu kleiden; und anderſeits konnte es nicht fehlen, daß bald auch er der Schweſter wirkliche oder vermeintliche ſchwache Seiten zeigte, wie denn namentlich die Wahrnehmung, daß er ſein Herz den Frauen zu weit öffne, ihr Anlaß zu reichlichen Predigten geboten zu haben ſcheint, die ihr dann wiederum Titulaturen wie Estimable archevêque, respectable prélat, Votre Révérence u. ä. eintrugen. Das alles hat aber nicht gehindert, daß Caroline ihre ganze höhere Geiſtesbildung im Grunde dem Bruder zu danken gehabt und auch gedankt hat, der ihr von allem mitgab, was er ſelbſt geiſtig erlebte und erwarb, früher friſch drauf los in dem großen, freien Sinne, wie er ſelbſt es auffaßte und aufnahm, ſpäter, als er einſah, daß es nicht anders gehe, in möglichſt katholiſierender Anpaſſung. Und vollends ließ er es überall da nicht an ſich fehlen, wo das Leben Ernſt machte und daher auch von ihm Ernſt verlangte: ſeine liebende Fürſorge kannte da keine Grenzen. Wie rührend klingt es ſchon, wenn er dem Vater (unter deſſen kränkelnden Stimmungen und Launen Caroline wohl zu leiden hatte) zuruft: „pense à cette pauvre Caroline, qui est bien jeune et sans distractions . . . quand tu es triste tu es un peu brusque et quelquefois injuste; Caroline est très sensible et t'aime avec ardeur . . . sois doux et gai avec ma sœur!“ Und als nun gar das Leiden ihr ſtändiger Begleiter wurde, da hat keiner ſo um ſie geſorgt, keiner ihr ſo treu mit Troſt und Aufheiterung zur Seite geſtanden, als der Bruder, der nicht nur aus dem geiſtigen Rüſtzeug ſeiner reiferen, ſondern nach wie vor auch aus den trauten Spielen der Kinderjahre der Leidenden Heilmittel zu bereiten wußte. „Drei Stunden wolle er ihr täglich Marionetten vorſpielen, wenn er erſt da ſei“, ſchreibt er noch 1845.

Freilich, die beſten Heilkräfte barg doch immer er ſelbſt in ſeinem Innern. Dieſe zwei ſo ganz auf ihn angewieſenen Weſen wurden ſchon geſund, wenn ſie ihn nur erwarteten, und die Ferienaufenthalte in Redon, die im nächſten Jahrzehnt zwar nicht regelmäßig jährlich, aber doch öfter erfolgten, bedeuteten ihnen jedesmal eine Auffriſchung, eine Neubelebung, wie keine Kur der Welt ſie ihnen hätte bringen können. Hüben und drüben zehrte man lange von ihnen, freute man ſich lange zuvor darauf. Die volle Seligkeit des Kindergemütes tönt aus den Worten, die Arthur einmal einem ſolchen Beſuche vorausſchickt: „Comme nous rirons et nous aimerons, quand nous allons être réunis“, und in Majuskelſchrift kündigt er einige Zeit darauf an, daß es Ernſt damit werden ſolle: „JE VIENDRAI.“ Und kam er dann wirklich, dann jubelte ihm alles entgegen, Menſchen und Tiere, dann ging er mit dem väterlichen Nimrod auf die Jagd, dann ſaßen und plauderten ſie im Garten unter dem Feigenbaum, dann tollte er ſich aus, im ganzen Hauſe herum, daß allen die Beſinnung verging, und ein jeder bekam ſein Teil davon mit. Schon damals begann es, und iſt bis ans Ende ſo geblieben, daß die Dienſtboten für ihn durchs Feuer gingen: dies Völkchen verſtand es aus erſter Hand, welchen Gemütstiefen all die Äußerungen köſtlichen Humors und jovialer Laune entſtiegen, die bei ihm nie ausgingen.

So ging es Jahre und Jahre. Erſt die Verheiratung Gobineaus hat vorübergehend einen Schatten auf die Familienidylle von Redon geworfen. Da trat ein fremdes Element zwiſchen dieſe drei ſo ganz innerlich zuſammengewachſenen, ſo ganz für die Liebe geſchaffenen und von der Liebe lebenden Menſchen. Aber das ſonnige Tagesgeſtirn von Arthurs Genius vermochte auch dieſe Schatten bald wieder zu bannen. Und das war ein Glück, denn mehr und mehr wurde er der Seinigen ein und alles, und es war ſchon hart genug für ſie, daß er

ihnen durch seine Laufbahn räumlich fern und ferner gerückt und dadurch, wie früher in den ersten Jahren seiner Ehe durch die Unruhe und Unsicherheit seines Daseins, das Wiedersehen immer seltener wurde. Einsam genug ward es um die beiden. Der alte Gibon starb; das Waidwerk lächelte nicht mehr. Zwei Operationen hatte Louis de Gobineau noch zu bestehen, er tat es tapfer, als ein echter Gobineau. Und als endlich der alte wunderliche Thibaut Joseph das Auge schloß, da lachte auch von außen das Glück wie zum Abschied noch einmal nach La Bigottaie hinein. Gobineau konnte den Seinigen eine Pension aussetzen, die ihnen alle Sorgen benahm und allen Entbehrungen ein Ziel setzte, und damit war dann auch ihm selbst der schwerste Stein vom Herzen genommen.

Das geschah 1855, und in Persien. Jetzt aber haben wir uns wiederum um zwanzig Jahre zurückzubegeben, in den Oktober 1835, in welchem Gobineau sich nach Paris aufmachte, „die Reise bezahlt und fünfzig Franken in der Tasche".

Wir haben in den früheren Abschnitten gesehen, wie seine geistige Ausbildung sich vollzogen hatte: alles zeigte darin ein spontanes Werden, ein strahlenförmiges Zusammenschießen von Kenntnissen und Erkenntnissen aus allen Ecken und Enden des geistigen Horizontes, einen durchaus innerlichen, einen Naturprozeß. Wir haben den Menschen sich weit über seine Jahre hinaus entwickeln und betätigen sehen. Jetzt haben wir ihn ins Getriebe der Hauptstadt zu geleiten, wo sein Genius in harten Kämpfen sich gegen die Welt durchzusetzen hatte, wo er für die künftigen Taten und Werke seines Lebens sich stählen und vorbereiten sollte. Selten wohl ist einem jungen Göttersohne und geliebten Reisenden heißeres Sehnen, innigeres Wünschen, glühenderes Hoffen aus trautem Heimatwinkel in die Ferne gefolgt.

Zweites Buch.

Paris 1835—1849.

Erſtes Kapitel.

Äußeres Leben[1].

In einem bereits früher erwähnten Schreiben der Jugendfreundin Gobineaus, der Baronin de St. Martin, heißt es, daß er ganz allein, ohne irgendwelche Unterſtützung, ja ohne einen einzigen Empfehlungsbrief ſich in Paris emporgearbeitet habe. Dem Sinne nach iſt dieſe Äußerung zweifellos vollkommen richtig; nur iſt der letztgenannte Punkt anſcheinend nicht allzu wörtlich zu nehmen. Vielmehr ſtanden ihm mit der Zeit eine Reihe von Anknüpfungen und offenbar auch Empfehlungen zur Verfügung, von denen freilich die meiſten ſich, am Maßſtabe ſeiner höheren Beſtimmung gemeſſen, als taube Hülſen erweiſen ſollten, andere wohl auch dadurch hinfällig wurden, daß er ſich nicht von jedem und nicht wie der erſte beſte „protegieren" laſſen wollte. Die Briefe Gobineaus laſſen keinen Zweifel, daß er nicht nur als Glied ſeiner Familie von Hauſe aus gut eingeführt war, anſcheinend haben es auch die braven Freunde und Gevattern aus der Provinz nicht an ſich fehlen laſſen, um ihn bei ihren Freunden und Gevattern in Paris in Gunſt zu bringen. Wie dem auch ſei, und unbeſchadet der Ungeduldsanwandlungen, in denen der junge Hitzkopf zwiſchen die „Schlafmützen und trägen Kröten" in Paris und die „Zauderer" in Redon dazwiſchenfuhr, es ſteht

[1] Gobineau wohnte in Paris bis 1839 in der Rue Richelieu 71, dann Rue Miromesnil (anſcheinend in mehreren Häuſern nacheinander, es finden ſich verſchiedene Nummern angegeben), in den vierziger Jahren Rue Roquépine 9.

fest, daß allgemach viel Wohlwollen und guter Wille von der einen, viele Anstrengungen von der anderen Seite vergebens aufgewandt worden sind, um das aufzutreiben, was bei Gobineaus völliger Mittellosigkeit zunächst das Wichtigste war: eine Stellung, oder — um es in der Sprache der damaligen noch härteren Wirklichkeit auszudrücken — eine Stelle.

Es hätte hier, wo wir zusammenzuziehen haben, keinen Zweck, auf Einzelheiten von Gobineaus Eintritt in die Pariser Gesellschaft einzugehen[1]. Was dort später von Bedeutung für ihn wurde, wird uns bald genug begegnen. Nur eine Persönlichkeit, die wir schon kennen, und die wichtigste von allen, haben wir jetzt gleich in Begleitung Arthurs nochmals aufzusuchen: den alten Oheim, der als der natürlichste aller Beschützer erschien und auf dessen Gunst und Gnade er in jeder Beziehung mehr als auf die irgend eines anderen Menschen, ja in der ersten Zeit ziemlich ausschließlich, angewiesen war.

Der vieljährige Verkehr mit diesem alten Sonderling gestaltete sich für Gobineau mehr und mehr zu einer Art Vorkursus in der Diplomatie. Da er nicht nur nach den in der Familie beibehaltenen Traditionen der alten französischen Aristokratie ideell das Haupt und der Wortführer der Familie war, sondern auch deren materielle Wohlfahrt und Zukunft zum guten Teile von ihm abhing, so machte er sozusagen das Wetter für dieselbe, seine Gnade oder Ungnade konnte gleich wichtige Folgen für sie haben. Gobineau selbst wußte den alten Kauz

[1] Die meisten Bekanntschaften Gobineaus dieser älteren Zeit geben überhaupt keinen Anlaß zu näherer Betrachtung. Sie schlafen allmählich ein oder bröckeln ab. Auch unter den Kameraden und Altersgenossen aus jenen Kreisen scheint sich, wiewohl einzelne — Adolphe de St. Simon, Brüder Kléber — berühmte Namen trugen, ein Freund, der ihm ernstlich näher getreten wäre, weder vor der Pariser Zeit noch in deren ersten Jahren eingestellt zu haben. Der erste Intimus, der ihm verblieb, war ein deutscher Maler, G. Bohn.

ſehr bald vortrefflich zu behandeln, aber er hatte große Schwierigkeiten, bei den Seinigen, namentlich dem „beſten, aber wenigſt diplomatiſchen der Väter", ein Gleiches zu erreichen. Gar zu leicht verdarben ſie ihm das Konzept, indem ſich immer wieder ihre Klemmen oder ihre Krankheiten in die Korreſpondenz einſchlichen, was dem Heiterling um jeden Preis dann jedesmal einen ſeiner Wutanfälle und den Redoneſern eine Zurechtweiſung von ſeiten Arthurs, der jenen auszuhalten hatte, eintrug. (Das Rezept für ihre Briefe ſei einfach: wir ſind wohl, du hoffentlich auch, „et quelques mots gais pour faire la sauce".)

Man muß es bewundern, wie Gobineau, ohne je ſeinem Charakter das Geringſte zu vergeben, ohne je mehr als das unbedingt Nötige an Diplomatie und Geſchicklichkeit — dies aber in genialer Weiſe — aufzuwenden, als einzigſter neben dem alten Kammerdiener Henri mit dem Oheim fertig geworden iſt. Erklären kann man es letzten Endes auch nur mit dem perſönlichen Zauber, der all ſein Tun im Leben umſtrahlte und dem, wie Figura zeigt, auch der Härteſtgeſottene nicht widerſtehen konnte.

Vor allem nahm ihn dieſer natürlich politiſch in die Schule, und wenn auch die Zeit der aktiven Verſchwörerränke allgemach vorbei war, ſo konnte ihn die Lektüre der Zeitungen doch noch immer zum Sieden bringen. Dann galt es ſeine Worte wahren, oder auch ſich im Schweigen üben, wie auch geduldig zugehört werden mußte, wenn der Alte hiſtoriſche Vorträge, wie etwa über die Geſchichte Portugals, beliebte. Zuzeiten ließ er es ſich gar beikommen, einen Artikel zu ſchreiben und den Neffen um ſein Urteil darüber zu befragen. Der hatte zum Glück ſeinen Gil Blas geleſen und den Erzbiſchof von Granada und ſeine Predigten in heilſamer Erinnerung. Kurzum, die beiden waren bald genug angefreundet; ſie tafelten allſonntäglich zuſammen, und Arthur, der ſich in

der Küche und beim Bordeaux des alten Filzes für die Entbehrungen der Woche schadlos zu halten hatte, verließ sein Haus manches Mal „in etwas heiterer Stimmung". Freilich dauerte es Jahr und Tag, bis der Brummbär ihn wirklich einmal anlächelte: das war nach einer schweren Krankheit, während deren der Neffe ihn täglich besucht und sich aufs äußerste besorgt um ihn gezeigt hatte.

Je mehr mit den Jahren der Name Gobineaus einen guten Klang in der politischen wie in der literarischen Welt gewann, desto mehr stiegen seine Aktien bei dem Gestrengen, der jetzt wahrhaft stolz auf ihn wurde und sich gern in seinem Ruhme mitsonnte. Jetzt hatte Gobineau gute Tage, der Alte überbot sich in Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten. Doch war er sich keinen Augenblick darüber im Unklaren, daß jeder Mißerfolg wieder eine Baisse für ihn bringen könne, indem auch hier das Letztbestimmende immer die Eigenliebe sei. So blieb auch des Oheims Eifersucht auf seinen Einfluß bis zuletzt die gleiche, und es hätte fast noch einen ernstlichen Riß in die Freundschaft gegeben, als Gobineau ihn bei seiner Verheiratung nicht um Rat fragte.

Die komische Seite dieses ganzen Verhältnisses liegt vor allem darin begründet, daß es jeweils von den Stimmungen des Oheims abhing, wie weit er jetzt und in Zukunft seine Börse öffnen würde; die ernste darin, daß dies so leidig wichtig für den Neffen war, und daß er darum in so manche harte Nuß um seinetwillen beißen mußte. Das zeigte sich gleich bei der ersten Gelegenheit, zu der wir jetzt zurückkehren: als es galt, für Gobineau eine „Stelle" zu finden.

Hier war gleichsam ein Prüfstein dafür gegeben, was dieser von dem Oheim zu erwarten habe; und man muß leider sagen, daß der (nach Arthurs brieflichen Äußerungen zu urteilen) die Probe nicht eben glänzend bestanden hat. Dahingestellt bleibt freilich, ob gerade in diesem Falle sein Können

seinem Wollen entsprochen hätte. Vielmehr ist es nur natürlich, daß dem wütenden alten Parteigänger der Bourbons die Türen wie die Ohren der Herrschenden von damals grundsätzlich verschlossen bleiben mußten. Und da es nun einmal eine Stelle um jeden Preis galt, so war denn alles, was er ausfindig machte, eine solche in einer Gasgesellschaft („Compagnie Française d'Eclairage par le Gaz, Société Larrieu, Brunton, Pilté, Pauwels et Cie"), bei welcher das „um jeden Preis" so wörtlich in Erfüllung ging, daß am Ende gar keiner dabei herauskam. Denn, wie es scheint, ist die vereinbarte schwache Besoldung für die dort verlorenen sieben Monate nicht einmal zur Auszahlung gekommen oder doch bald ins Stocken geraten, und wenn Gobineau hier nicht zu schwarz gesehen oder zu stark aufgetragen hat, so wäre dies sogar dem Onkel auf das Schuldkonto zu schreiben, der ihn dorthin empfohlen hätte als einen jungen Mann, dem man scharf auf die Finger passen und den man beim ersten Anlaß zur Unzufriedenheit heimschicken müsse. Ist dies gewiß wenig schön und kontrastiert es namentlich um so weniger schön mit Gobineaus eigenem Verhalten, als dieser in jener Zeit alle noch so drängenden Triebe seines Innern nach literarischer, insbesondere poetischer Betätigung gewissenhaft und strengstens unterdrückte, um sich ganz auf solide praktische Arbeit zu konzentrieren, so entbehrt dagegen die Art, wie er sich mit den Messieurs von der Gaskompagnie auseinandersetzte und schließlich abfand, nicht eines kräftigen Humors. Die braven Bourgeois haben offenbar in diesem Falle ein feineres Gefühl dafür gehabt, daß er viel zu gut für sie sei, als der Aristokrat von Oheim. Und so setzte es denn bei den sehr bald nicht ausbleibenden Auseinandersetzungen von seiten des Direktors eitel Schmeicheleien, „Komplimente so hoch wie der Turm zu Babel", Verheißungen einer großen Zukunft, aber anderswo als in einer Spelunke wie dies Geschäft, und den Rat, sich

baldmöglichſt aus einer ſolchen Sackgaſſe fortzumachen, von ſeiten des armen in die Enge Getriebenen aber die Verſicherung, daß ſeine Tätigkeit dort allerdings nicht gerade ein Pläſier für ihn, daß er aber leider nun einmal darauf angewieſen ſei, Geld zu verdienen. Als dies dann aber weiterhin ausblieb, bekam er es endlich ſatt und verließ im Mai 1836 das „infernaliſche Bureau" „mit allen militäriſchen Ehren" und mit Zuſtimmung ſeines Herrn und Ohms. Jetzt verwandte ſich ein Graf Pillet, anſcheinend ein dieſem befreundeter und jedenfalls ein den maßgebenden Kreiſen naheſtehender Mann, ernſtlicher für Arthur. Ihm blieb es vorbehalten, zu begreifen, daß es ſich für dieſen, bei ſeinen Gaben, „um eine Karriere, nicht um eine Stelle" handle. Mit Hilfe des älteren Duc Decazes hatte er im Sommer 1836 den damaligen Miniſter des Auswärtigen, Thiers, bereits ihm günſtig geſtimmt, und es hing an einem Faden, daß die ihm vorbeſtimmte diplomatiſche Laufbahn ſchon damals, dreizehn Jahre früher als tatſächlich geſchehen, von ihm angetreten worden wäre, wenn nicht im entſcheidenden Augenblicke durch Abweſenheit und Krankheit ſeiner Gönner, und vor allem wohl auch durch den im Auguſt 1836 erfolgten Rücktritt Thiers' ſeine Ausſichten ſich wieder zerſchlagen hätten.

So ſah er ſich denn abermals auf das wüſte Wettrennen um Stellen zurückverwieſen. Schon 1836 ſchreibt er vom damaligen Paris: „Quand on pense qu'une place de 600 frcs. est quelquefois entourée d'anciens préfets etc. bardés tous de recommandations, c'est à faire dresser les cheveux sur la tête d'horreur." Und einige Jahre ſpäter: „Une place! mais il n'y a plus de places; tout est pris, comblé. Quand un ministre arrive, il faut qu'il en invente; enfin c'est une babel qui finira par une catastrophe."

Nun, er hat es jedenfalls nicht an ſich fehlen laſſen; er hat ſich geregt wie toll, „wie der Teufel im Weihkeſſel". Gab

es nun auch vorerſt einige Jahre keine feſte Stelle, ſo war er um ſo eifriger hinter jeder ſich bietenden Gelegenheit zu Überſetzungen und ſonſtigen literariſchen Arbeiten her. Im Januar 1839 verſchaffte ihm eine Gönnerin, deren wir noch näher zu gedenken haben werden, eine Anſtellung an der Poſt („Administration des Postes, 2me Sous-Direction. Services des Correspondances. Bureau de la Correspondance intérieure"). Er fand hier als Hilfsarbeiter für die Sprachen eine Reihe von Jahren gegen eine monatliche Vergütung von 100 Frcs. Beſchäftigung, die, da ſie nur auf 4—5 Stunden täglich angeſetzt war, ihm reichlich Zeit zu allen ſeinen anderen Arbeiten ließ, ſo daß er namentlich die erſten Jahre ſehr zufrieden damit war und ſcherzte, er ſei nun im Begriff „de rouler tout doucement vers les plus hautes destinées postales". Zwei Jahre ſpäter nennt er ſie dagegen ſchon (begreiflicher!) „mon maudit gagnepain que Dieu confonde", und der Umſtand, daß die Stelle ihm infolge eines Wechſels im Perſonal der oberen Regionen faſt geraubt worden wäre und jedenfalls ſeitdem unſicher wurde, mag ſein Behagen in derſelben auch nicht eben verſtärkt haben. Dazu kam, daß ihm bei jener Umwälzung der größte Teil der ihm bisher gelaſſenen Freiheiten verloren ging, da man ihm als „Kreatur der Beſiegten" gegenüber nicht viel Rückſicht nehmen zu müſſen glaubte. Und als nun gar die Rede davon war, die bisherige Beſtallung als Hilfsarbeiter in eine feſte Beamtenſtellung, aber mit Abzug von 200 Frcs., gegen die gleiche Leiſtung wie bisher, zu verwandeln, da glaubte Gobineau das Exeat, das ſeit länger ſchon über ſeinem Haupte geſchwebt, nicht erſt abwarten zu ſollen, ſondern vollzog ſeinerſeits die Kündigung (1843).

Gobineau als Gas-, als Poſtbeamter — das mutet uns heute fremdartig genug, faſt komiſch an, wie eine Szene aus einem Mummenſchanz. Ein Stück Bürgerkönigtum war es jedenfalls, und nicht das wenigſt bezeichnende. Übrigens aber

ſind dieſe Vorſtudien in zwei verſchiedenen Gebieten des praktiſchen Lebens wohl keinesfalls ganz verloren für ſeine ſpätere Geſamtentwicklung geweſen: daß Gobineau unter den großen Genien verhältnismäßig immer noch einer der praktiſcheren blieb, iſt dieſer Geſtaltung ſeiner äußeren Laufbahn in erſter Linie mit zu danken. Wie ſpielend hat er ſich ſo nebenher namentlich in Geld- und geſchäftlichen Verkehrsfragen einen Grundſtock immerhin doch ſchätzenswerter Kenntniſſe erworben.

Ähnliches gilt auch für den nächſten Zeitabſchnitt: die Jahre bis zu ſeinem Eintritt in den Staatsdienſt, welche vorwiegend, ja faſt ganz ſeiner journaliſtiſchen Tätigkeit gewidmet waren.

Schon Ende 1842 ſchien ſich ihm eine günſtige Ausſicht in dieſer Richtung zu bieten. Ein ſehr reicher junger Mann rief damals eine neue Zeitſchrift „L'Unité“ ins Leben und übertrug deren Schriftleitung, mit anderen, Gobineau und einem ſeiner Freunde. Das Unternehmen, wie es ſcheint etwas großſpurig angefaßt, hielt ſich aber nicht lange und erwies ſich auch in finanzieller Beziehung für Gobineau als Seifenblaſe.

Anders verliefen die Dinge eine Zeitlang bei der „Quotidienne“, einem der royaliſtiſchen Hauptblätter, das unter perſönlicher Mitwirkung einiger Führer dieſer Partei, wie Berryers und des Duc de Valmy, im Frühjahr 1843 eine völlige Umgeſtaltung und Verjüngung erfahren ſollte, für welchen Plan man das glänzende Talent Gobineaus kräftig und ausgiebig mit heranzog. Sollten auch hier wieder die zuerſt gehegten weitgehenden Hoffnungen in materieller Beziehung nicht in Erfüllung gehen, ſo hat er doch als Schriftleiter der Quotidienne, vorwiegend für das Auswärtige, einige Jahre lang, neben einem immerhin ſicheren Einkommen, ſich einer einflußreichen Wirkſamkeit erfreut, die freilich nicht immer im gleichen Maße ungeſtört bleiben ſollte. Vielmehr ſtieß er bald auf Eiferſüchteleien und Rivalitäten bei den Kollegen, die auch durch

kluge Rückſichten nicht zu bannen waren, vielmehr in dem Maße zunahmen, als er ſich bei den vorerwähnten, ſeine Überlegenheit erkennenden Patronen des Blattes in Gunſt zu ſetzen, ja unentbehrlich zu machen wußte, und als dementſprechend ſeine Befugniſſe wie ſeine Erfolge ſich ſteigerten. Dieſe Umſtände verleideten ihm allgemach auch dieſe Stellung; ſein eigener Eifer hielt ſich wohl auch nicht auf der gleichen Höhe wie zu Anfang; das Blatt ging ſtark bergab („Quousquetidienne", witzelte Gobineau), und als es 1847 einging oder vielmehr mit einem anderen royaliſtiſchen Organ zur „Union monarchique" ſich verſchmolz, weinte der Mann, der eine Zeitlang recht eigentlich ſeine Seele geweſen war, ihm um ſo weniger eine Träne nach, als bei dieſem Gegenteil von Ende gut alles gut ihm die üblen Erfahrungen ſeiner Journaliſtenzeit nochmals gehäuft und in leidigſter Ausprägung ſich bemerklich machen ſollten. Wie damals die Leute vom Metier ihn auszuſchiffen wußten, das war die ganz natürliche Rache dafür, daß hier ein Genie bei ihnen eingebrochen war und ihnen ihre Kreiſe zu ſtören gewagt hatte.

Wir werden auf Gobineaus Tätigkeit an der Quotidienne noch eingehend zurückzukommen haben und hätten für jetzt nur noch abſchließend zu bemerken, daß er die nächſten Jahre, wie ſchon früher einmal, wieder völlig ohne äußere Stellung, ausſchließlich auf den Ertrag ſeiner Feder angewieſen war. Und da noch dazu das Revolutionsjahr auf dieſen äußerſt ungünſtig einwirkte, ſo erlitt in dieſer Zeit ein Zuſtand eine akute Verſchärfung, der in gewiſſem Sinne unſeren Helden chroniſch durch ſein ganzes Leben begleitet hat, oder doch wenigſtens immer wiedergekehrt iſt, wenn er auch einzelne Male durch entſcheidende Ereigniſſe wie den Eintritt in eine geregelte ſtaatsmänniſche Laufbahn (1849) und ſpäter das Antreten der Erbſchaft des Oheims (1855) auf längere Zeit beſchworen wurde: die Geldnot. Für die ganzen Pariſer Jahre bildet dieſe ge-

radezu eines der Hauptmerkmale, einen der wesentlichsten Züge, deren sich der Himmel zur Ausbildung dieses Charakters bedient hat. Sie ist erfahrungsgemäß fast eine der obligaten Prüfungen des Genies, ein Hebel zur Vermehrung seiner Spannkraft, ein Mittel zur Belebung seines Humors wie vor allem zur Förderung seiner Selbstzucht, durch Stärkung der Resignationskraft im Kampfe gegen das blinde Begehren. Viele Kleinere sind daran zu Grunde gegangen, daß sie dem Mangel und den Entbehrungen solche Wirkungen nicht abzugewinnen vermochten; die echt Großen dagegen schütteln diesen Gegner wie so viele andere ab und schleudern ihn von sich und gehen dann nur um so gekräftigter und siegesfreudiger aus dem Kampfe hervor.

So Gobineau. Wohl hat sich wieder und wieder das Entbehren als trübe Nebelwolke über seinen Lebensfrühling gelagert und, wenn er ohnehin schon mehr vom Hoffen als vom Verdienen leben mußte, ihm nicht selten gerade die liebsten Hoffnungsblüten wie ein Mehltau vernichtet. Aber untergekriegt hat es ihn nie, vielmehr nur seine besten Eigenschaften, seine angeborene Tapferkeit zumal, vollends zur Entfaltung bringen helfen. Einzig der Rückschlag, den seine kümmerlichen Verhältnisse auf die Seinigen ausüben, ist ihm bitter und hart, einzig bei solchen Gelegenheiten wird er tiefernst, oder äußert sogar einmal fast etwas wie Klagen; für sich findet er sich mit der Erfahrung, daß das Thermometer seiner äußeren Wohlfahrt häufiger auf Null und darunter sinke, daß Schuldentilgen zu den laufenden Obliegenheiten seines Lebens gehöre, unschwer ab, und wenn denn nun einmal der Gläubiger zeitweilig eine größere Rolle in diesem spielte, als ihm lieb sein mochte, so suchte er wenigstens ihm und sich diese Zwangslage nach Möglichkeit durch herzerfreuende Heiterkeit zu würzen. „Je ne sais pas qu'envoyer à la veuve B., je crois que je ne lui enverrai que ma bénédiction, n'ayant pas une obole", so

ſcherzt er einmal, und ſo mag es manches Mal bei ihm ausgeſehen haben. So iſt er auch in den erſten Jahren ſeiner Ehe in eine harte Schule genommen worden, und der Ruf Tocquevilles, der ihn aus Nöten und Plagen jeder Art an ſeine Seite zog, iſt nicht zum mindeſten auch in materieller Beziehung ein Ruf der Rettung für ihn geworden. Wie es aber in den ſchlimmſten Zeiten um ihn ſtand, darüber gibt uns ein Seelenbild Aufſchluß, das er einmal der Schweſter entwirft (13 septembre 1839), und das hier ganz mitgeteilt werden muß:

„. . . Que puis-je à cela qu'en gémir avec vous? (nämlich über die knappe Lage der Seinigen). Songez que je suis ici, tranchons le mot, à me débattre un peu avec la misère, poser au milieu de tout cela, garder un peu de beau semblant, je ne saurais donc qu'être attristé davantage par tout ce que tu me dis à cet égard et par la tristesse de n'y pouvoir rien. Je ne dis pas cela pour que tu ne me contes pas vos sujets d'ennui quand vous en avez, mais pour te faire perdre l'idée que tu parais avoir que je ne manque de rien et que je suis fort heureux. Ah! ma pauvre sœur, tu as toujours dîné, toi, dans ta vie et tes chagrins se bornent à de la gêne dans la maison. C'est beaucoup sans doute. Mais je t'avoûrai que comme j'ai connu souvent par expérience le fin et le parfait de ces douleurs là, je peux dire que je les trouve encore les moins pénibles de l'humanité et que je préférerais les avoir à bien d'autres."

Was er hier als ſein zeitweiliges Los durchblicken läßt: „inmitten der Misère poſieren zu müſſen", ſich von dem, wie es um ihn ſtand, nichts merken laſſen zu dürfen, gerade das ſollte ihn nun aber zum höchſten Sichbehaupten in der Kriſis ſeines Lebens führen. Erſt ſeit er der Not ins grinſende Antlitz geblickt, ſeit er unter vier Augen mit ihr ſich die Deviſe

seines Lebens „malgré tout“ gewonnen und sich gelobt hatte, nicht zu zerbrechen, konnte er nun auch seiner Umgebung mit dem Lächeln sich wieder zuwenden, das schließlich doch nicht geheuchelt, sondern, wenn auch unbewußt, der Ausdruck der Siegesfreude nach niedergekämpften Leiden war[1].

Darum soll die Bedeutung der Mitwirkung der Gesellschaft an diesen Vorgängen nicht unterschätzt werden. Gewiß, für sie, um der Rolle willen, die er in ihr zu spielen hatte, nahm er sich zunächst so heroisch zusammen. Sie mußte ihm ja die Welt, der er sich darbringen wollte, für die er sein ein und alles einsetzte, verkörpern; und so wird es Zeit, daß wir uns jetzt diese Gesellschaft etwas näher daraufhin ansehen, wer sie war, was sie ihm und was er ihr war.

[1] Daß er zu stolz sei, um nicht jedem, der es hören wollte, zu sagen, daß er keinen Groschen habe, schreibt er selbst einmal an den Vater (12. Januar 1838).

Zweites Kapitel.

Politiſche, wiſſenſchaftliche, literariſche und künſtleriſche Beziehungen.

Die politiſchen Zirkel, in die Gobineau in Paris eintrat, waren ihm vorgeſchrieben. Es waren die royaliſtiſchen. Als Sohn und Neffe eines charaktervoll der alten Dynaſtie und ihrer Weltanſchauung anhängenden Brüderpaares bewegte er ſich zunächſt, in ſeinem geſellſchaftlichen Leben wie bald auch in ſeinem literariſchen Wirken, völlig in deſſen Fußſtapfen, und, fügen wir es gleich hinzu, auch nachdem er geiſtig bereits aus dieſem Kreiſe herausgetreten und über ihn hinausgewachſen war, hielt er geſellſchaftlich die Fühlung mit ihm noch lange, ja bis zu einem gewiſſen Grade bis zuletzt, aufrecht[1].

Ein Rundblick über die politiſche Gönnerſchaft und Freundſchaft, deren er ſich während der Pariſer Jahre erfreute, wird unwillkürlich faſt zu einer Heerſchau des damaligen Royalismus: mit faſt allen Koryphäen der Partei iſt er im Laufe jener Jahre in mehr oder minder nahe Berührung getreten[2],

[1] So hielt er z. B. darauf, daß den Damen der bourboniſchen Königsfamilie, der Herzogin von Angoulême und der Herzogin von Berry, Mitteilung von ſeiner Vermählung gemacht wurde. Seine legitimiſtiſchen Jugendfreundſchaften und Erinnerungen blieben ihm immer teuer.

[2] Sehr auffallend, und wohl nur durch deſſen Zurückgezogenheit zu erklären, iſt es, daß Chateaubriand anſcheinend kein einziges Mal von Gobineau erwähnt oder doch beſprochen wird, weder in den Schriften noch in den Briefen. Er ſcheint gar keine Beziehungen zu ihm gehabt zu haben. Und doch gebührt Chateaubriand ein hervor-

wenn man freilich auch ſagen muß, daß dieſe Berührungen, weit entfernt, zu einem vertieften Einverſtändnis zu führen, vielmehr mit der Zeit die Abweichungen in den Anſchauungen immer mehr hervorgekehrt und dementſprechend Gobineaus Vertrauen in die Zukunft des Königtums immer mehr erſchüttert haben.

Da war zunächſt noch der letzte Bourbon ſelbſt, der arme Heinrich, dem Cherubini es einſt nicht an der Wiege geſungen hatte, daß er einmal ſo traurig verſanden ſolle. War er wirklich noch ein Stück lebendes altes Frankreich, oder war er nur ein Trümmerſtück, um das die Wetter des neuen toſten? Gobineau iſt ſich darüber bald genug im Klaren geweſen: ſchon im Oktober 1843 ſpricht er einmal von der „unmöglichen Prätendentenrolle des unglücklichen Fürſten", „qui n'est plus que la parade des choses les plus grandes et les plus abandonnées". Und in einem (undatierten) Briefe aus dem Jahre 1843 oder 1844 klagt er: „Henri V. s'éloigne, s'éloigne, se subtilise de plus en plus." Das hat freilich nicht gehindert, daß er dem mit einer gewiſſen rührenden Einfalt ausgeſtatteten Prinzen perſönlich immer Treue und Ehrfurcht bewahrt hat, auch als er ſeine Unzulänglichkeit für ſeine ſchwere Aufgabe längſt erkannt hatte.

So ſandte er ihm denn auch (1846) ein Exemplar ſeiner „Chronique rimée de Jean Chouan" und erhielt darauf ein eigenhändiges (im Gobineau-Archiv erhaltenes) Dankſchreiben, d. d. Frohsdorf, le 19 octobre 1846:

Le duc de Lévis[1] m'a remis, Monsieur, l'ouvrage que vous m'avez envoyé, et je veux vous en remercier

ragender Platz unter den Ahnen der ſpäter in ſeinem Essai verkündeten Lehren.

[1] Der Vertraute und Ratgeber des Grafen von Chambord, früher (als Duc de Ventadour) Waffenbruder Louis de Gobineaus bei der Garde, von welcher Zeit her er Vater und Sohn immer viel Wohlwollen bewahrt hatte.

moi-même. Le récit naïf que vous faites des actions héroïques de ces paysans qui mouraient pour Dieu et pour le Roi, est plein de charme et d'intérêt, et je l'ai lu avec le plus grand plaisir. J'aime aussi à profiter de cette occasion qui s'offre à moi de vous féliciter sur vos honorables sentiments, qui sont dignes de votre père et de votre famille, dont je connais et apprécie la fidélité et le dévouement.

Henry.

Der ganze Mann und ſeine Welt liegt in nuce in dieſen wenigen Zeilen. Nur ſchade, daß ſchon damals alle todesverachtende Treue vendeeiſcher Bauern und alle aus den Jahrhunderten erwachſene Anhänglichkeit alter Adelsfamilien nicht mehr ausgereicht hätten, um ein Königtum zu retten.

Immerhin fand der junge Edelmann, der im Herbſt 1835, das Herz von kühnen und ſtolzen Hoffnungen geſchwellt, aus der Bretagne in Paris eintraf, auch dort noch einen genügend ſtarken Herd royaliſtiſcher Geſinnung und Betätigung, und er hat im Umgang mit den Führern der Bewegung noch genügend davon mitbekommen, um den Königsgedanken eine Zeitlang mit ehrlicher Jugendbegeiſterung als eines ſeiner Ideale zu pflegen, ſelbſt als er an ſeine faktiſche Zukunft nicht mehr glauben konnte. Von den zwei Hauptſtrömungen, die ſich innerhalb der royaliſtiſchen Partei mehr und mehr herausbildeten, der einen, welche ſich mehr nach links neigte und durch Wahlreformen und Berückſichtigung der Volksſouveränetät ſtarke Konzeſſionen nach dieſer Seite zu machen bereit war (in der Preſſe vertreten durch die Gazette de France), der anderen, welche alles im Staatsleben auf Autorität begründen, der königlichen Gewalt ihren Nimbus zurückgeben und die Ariſtokratie wiederherſtellen wollte (Hauptorgan: die Quotidienne), ſchloß ſich Gobineau unbedenklich der letzteren an: ſie enthielt nach ſeiner Anſicht „tout ce qu'il y a d'élevé parmi les légiti-

mistes“. Ihre Hauptvertreter, Berryer, der Duc de Valmy und vor allem La Bourdonnaie (durch letzteren ſcheint Gobineau auch vornehmlich an die Quotidienne gekommen zu ſein) ſind denn auch ſeine warmen Gönner geweſen. Andere royaliſtiſche Namen wie die Larochejacqueleins, de Maiſtres, Kergorlays und vieler anderer treten weniger hervor, haben aber auch ihre Rolle in ſeinem Leben geſpielt. Kergorlay wird uns noch zu beſchäftigen haben. Noch wieder andere, die mehr geiſtigen Führer der legitimiſtiſchen Welt, wie der Vicomte Walſh, der Baron d'Eckſtein u. a., haben ihn bei ſeinen erſten literariſchen Verſuchen unter ihre Fittiche genommen, aber dann ſpäter die Fühlung mit ihm verloren.

Ihnen allen iſt Gobineau ſehr frühzeitig über den Kopf gewachſen, er hat ſie hinter ſich gelaſſen nicht nur an Hoheit der Geſinnung, auch an Tiefe des Blickes[1]. Schon der Dreiundzwanzigjährige erkennt die hoffnungsloſe Zerklüftung der Royaliſten, ihre Spaltung in Sekten, die Unfähigkeit ihres leitenden Komitees, um die es auch nicht beſſer beſtellt wurde, als an die Stelle des vom Herzog von Bordeaux ernannten ein aus den Reihen der Partei heraus gewähltes getreten war. Er brandmarkt in der Folge in immer ſchärferen Worten die Haltung der letzteren, ihre Weichlichkeit, ihre Schwäche, ihre Einfältigkeit: „ſie begeiſtern ſich nur noch für den weißen Helmbuſch Heinrichs IV. oder die Hoſen des heiligen Ludwig“. Er findet vernichtende Worte für den franzöſiſchen Adel: „unſere Edelleute ſind Tröpfe, Feiglinge und eitle Laffen“, das Gold hat alles verdorben. So könne denn auch der Zerfall der Partei nicht ausbleiben, für den er Symptome ſchon zu erkennen glaubt unter anderem im Abfall des Klerus, der dafür immer eine feine Witterung habe. „Wenn kein Wunder geſchieht, iſt alles verloren“, ſchreibt er (1843 oder 1844). Einzig,

[1] Der einzige Berryer wäre hier etwa auszunehmen.

daß es bei den anderen Parteien mindeſtens im Punkte der Uneinigkeit nicht beſſer ausſehe, ſei noch ihre Rettung; im übrigen aber muß er der Autoritäts- und Talentloſigkeit der eigenen Leute gegenüber die größere politiſche Gewandtheit der Gegner (insbeſondere der Anhänger Guizots) ausdrücklich feſtſtellen. Er beklagt letzten Endes vor allem den Mangel an wirklichen Führern, da Berryer zu wenig Staatsmann und Genoude (der langjährige Herausgeber der Gazette de France) wohl fähig ſei, eine politiſche Zeitung, nicht aber eine politiſche Bewegung zu leiten.

So herzlich ſich die Beziehungen zu einzelnen dieſer Männer von der Rechten, wie namentlich zu La Bourdonnaie, geſtaltet haben mögen, ernſtliches fürs Leben bedeuten haben ſie ihm alleſamt nicht können. Was ſie mit ihm verband, lebte in ihm weit größer, als ſie es ihm zu deuten oder zu verkörpern vermochten. Nicht einer war darunter, vor dem er ſich hätte beugen, zu dem er hätte aufblicken mögen. Es iſt bezeichnend, daß der Mann, bei dem dies zum erſten und vielleicht einzigen Male in ſeinem Leben der Fall ſein ſollte, der ihm zu einem Sterne ward, ihm aus dem Lager derer erſtand, die mit dem Hauſe Orléans ihren Frieden gemacht hatten: Alexis de Tocqueville.

Von ihm wird noch viel die Rede ſein. Hier ſei nur noch hinzugefügt, daß auch andere Staatsmänner der Julidynaſtie, wie der Duc Decazes, der Unterrichtsminiſter de Salvandy und vor allem Charles de Rémuſat ſich Gobineau gelegentlich wohlwollend und fördernd bewieſen haben. Der letztgenannte ſollte ſogar im Laufe der Jahrzehnte in immer ſich gleichbleibender Freundſchaft als einer ſeiner allerechteſten Gönner ſich bewähren.

Von politiſchen Beziehungen über die landsmänniſchen Kreiſe hinaus ſind aus der Pariſer Frühzeit die zu dem griechiſchen Geſandten, General Kolettis, zu nennen. Dieſer

gewaltige Epirote dürfte wohl zweifellos, wenn auch nicht als die glänzendſte, doch als die bedeutendſte Geſtalt des griechiſchen Freiheitskampfes zu betrachten ſein. Jedenfalls war er der fähigſte, vielleicht der einzige, Staatsmann, namentlich der erſten Jahre. Der zu ſeiner Zeit gründlichſte Kenner des Neuhellenentums, der erſte und zugleich bedeutendſte Hiſtoriker desſelben, Prokeſch-Oſten, ſagt von ihm („Geſchichte des Abfalls der Griechen", Bd. I S. 274): „Es gab nur einen Mann in Griechenland, der altes und neues verſchmelzen, den notwendigen Kampf in ſich vermitteln konnte. Dieſer Mann war Johann Kolettis." Was ihn inmitten des berüchtigten Eiferſuchts- und Parteitreibens der neugriechiſchen Anfänge vor ſeinen Mitkämpfern und Nebenbuhlern auszeichnete, war ſeine patriotiſche Selbſtloſigkeit, ſein Gleichmut, ſeine Sachlichkeit, ſeine ſelbſtbewußte Sicherheit — Eigenſchaften, die daraus hervorgingen, daß er ſich am tiefſten im Volke wurzelnd wußte. Sein Edelſinn ließ ihn in den ſchwierigſten Lagen inſtinktiv das Rechte ergreifen, und wenn ihm von manchen Seiten Keckheit, ja Wahlloſigkeit der Mittel vorgeworfen worden iſt, ſo war das wohl ein Fehler, der nur zu ſehr in dem Charakter der Zeit und der Örtlichkeit gegeben war.

Kolettis galt während des Unabhängigkeitskampfes als das Haupt der franzöſiſchen Partei ſeines Landes und wurde daher auch bald nach der Begründung des Königtums dazu auserſehen, dieſes in Paris zu vertreten, wo er zum Könige wie zu Guizot in ſehr nahe Beziehungen trat. Er vermochte die Schar der franzöſiſchen Philhellenen dank ſeiner perſönlichen Einwirkung ſtark zu vermehren und hat ihr unter anderen auch Gobineau für immer zugeführt[1].

[1] Über Kolettis vergleiche man Prokeſch-Oſten an vielen Stellen des oben bezeichneten Werkes, außerdem deſſen „Denkwürdigkeiten aus dem Orient", Bd. II S. 244 ff. 749.

Nur in großen Zügen haben wir für jetzt skizzieren können, was Gobineau seine politische Umwelt an Eindrücken und Anregungen in der in vielen Beziehungen entscheidenden Erstlingsphase seines Lebens eingetragen; an anderer Stelle werden wir dann zu betrachten haben, was er ihr dafür an Gegenleistungen geboten hat. Eine Erwägung aber muß schon hier Platz finden, weil sie uns darüber aufklärt, inwiefern politische Motive und Stimmungen, die auf jene Jugendperiode zurückgehen, für die ganze Geistesentwicklung Gobineaus, mehr aber noch für sein Schicksal als Schriftsteller, mitbestimmend geworden sind.

Es ist oft bemerkt worden, daß in den das Jahr 1830 umlagernden Jahrzehnten, welche überhaupt einen so hohen Aufschwung des französischen Geistes bezeichnen, insbesondere auch die leitenden Staatsmänner vielfach erste Geister nicht nur auf dem politischen Gebiete gewesen sind. Mit den Namen Chateaubriand, Guizot, Thiers, Rémusat sind nur die glänzendsten, aber auch nicht annähernd die vollzähligen Belege dafür erbracht, wie in den das Frankreich jener Tage verkörpernden Hauptgestalten politisches und geistiges sich verquickten. Eine Tatsache wird dabei je länger je mehr unverkennbar: daß der regere Geist, der größere wissenschaftliche Sinn, das reichere Leben sich nach der dem alten Königtume abgewandten Seite entwickelt, daß dessen Anhänger, je mehr sie sich namentlich zugleich an Rom anlehnen, geistig zurückbleiben und nicht teilnehmen an den sich unbestreitbar mächtig kundgebenden Errungenschaften der aus der Revolution und ihren Gegenschlägen erwachsenen neuen Welt. Wohl sollte ein Gobineau sich die Bahn einer eigenen, allen Einflüssen politischer Zeitlichkeit, politischen Parteitumes auf einen hohen Grad enthobenen wissenschaftlichen Entwicklung in freiem Ringen gewinnen; darum bleibt es doch bestehen, daß er an jener konservativen Rückständigkeit des damaligen Royalismus, die freilich in

anderer Hinsicht sein Glück und in den Tiefen seines Wesens verwurzelt war, wenigstens von ferne teilgenommen, daß er infolge politischer Nachwirkungen den großartigen Aufschwung der historischen Wissenschaft seines Vaterlandes nicht hat würdigen und mitmachen können, daß die politischen Gegner der dreißiger und vierziger Jahre ihm unvermerkt und vielfach zu unrecht zu wissenschaftlichen Gegnern der fünfziger und späterer Jahre geworden sind, an denen er vieles (selbst das ihm Verwandte und für seine eigene Lehre Zeugnis Ablegende) nicht herauszufinden und zu nutzen verstand, daß endlich diese Voreingenommenheit, dieses Sichverschließen und Vorbeigehen, diese Negativstellung gegenüber Koryphäen der historischen Literatur wie Thierry, Guizot und Mignet ihn dann nicht nur mancher fruchtbaren Anregung für sein eigenes Schaffen beraubt, sondern auch auf den äußeren Verlauf und Erfolg seiner wissenschaftlichen Laufbahn die schädlichsten Rückschläge ausgeübt hat.

Auf diese Lücke in Gobineaus Bildungsgang und Schaffen mußte auch an dieser Stelle hingewiesen werden[1]. Sie ist eine der wenigen und eine der stärksten in der im übrigen so allseitig reichen Ausbildung, die er sich in der langen, seinem Eintritt ins Amt vorangehenden Reihe von Jahren zu erwerben unermüdlich gerungen hat.

Für diese seine Ausbildung, die uns als Endergebnis einen der hervorragendsten Universalisten des vorigen Jahrhunderts geliefert hat und deren früheren Stadien wir uns jetzt nochmals zuzuwenden haben, ist es ruhmvoll charakteristisch, daß sie in Paris sich vollzogen hat. Hier sind alle ihre Fundamente gelegt, und so fest gelegt worden, daß man wohl sagen darf: jenes Endergebnis sei allenfalls wohl ohne Athen,

[1] Näher habe ich darüber gehandelt in meinem Buche „Gobineaus Rassenwerk". Stuttgart 1910, S. 61 ff. 310 ff. 512 ff.

ohne Rom, ja ohne den Orient, niemals aber ohne Paris denkbar.

Möglich genug, daß er ſelbſt, der je länger je weniger gut auf Paris zu ſprechen war, dies in ſpäteren Jahren nicht mehr hätte Wort haben wollen. Um ſo mehr hat ſein Biograph die Pflicht, im Hinblick auf die dort wirkſamen geiſtigen Kräfte in ſeinem Namen Paris einen Dankhymnus zu ſingen, dieſem ſelben Paris, das es einmal nicht anders kennt, als daß alle es ſchmähen und doch alle es lieben, daß ſo mancher ſein Mütchen an ihm kühlt und doch keiner es miſſen mag — Paris, ein Abgrund und ein Gipfel, ein Inferno und ein Paradiso, ein Babel und ein Athen zugleich. Wie es auf einen Gobineau einwirken mußte, iſt klar: zu ihm ſprach zunächſt, alles andere zur Seite drängend, das große Kulturzentrum. Glorreiche Monumente eines Jahrtauſends, aus der germaniſchen Epoche, aus der Königszeit in die Gegenwart hineinragend, Sammlungen jeder Art, und meiſt allererſten Ranges, vollſtändiger, überſichtlicher, mundgerechter als vielleicht irgendwo ſonſt, die erſte Bibliothek der Welt; dazu ein reiches, blühendes Schaffen ringsum, glänzende Geiſter ihm auf Schritt und Tritt begegnend, wie er es etwa ſpäter in der erſten Szene von Leo X. für Italien geſchildert hat: eine Stadt, in der Wiſſenſchaft ſo groß, daß ein Alexander von Humboldt zwei Jahrzehnte lang ſeine zweite Heimat dort fand, in der Kunſt der Malerei eine Geburtsſtätte vieles Würdigen und Bedeutenden, in der der Muſik noch von altersher ein Forum, vor welchem Meiſter erſten Ranges aus fremden Ländern, ein Gluck, Cherubini und Wagner ihre Geſchicke glaubten zum Austrag bringen zu müſſen. Für Gobineau kommt endlich noch ganz beſonders in Betracht, daß die Orientaliſtik dort damals noch unbeſtritten ihren Hauptſitz, ihre eigentliche Pflanzſtätte beſaß, indem auch in dieſer jungen Wiſſenſchaft, wie in ſo vielen anderen, die Franzoſen einmal wieder als die erſten auf dem Plane geweſen waren.

Alle dieſe Schätze, dieſe geiſtigen Potenzen hat Gobineau ausgenutzt wie wohl nur wenige. Um gleich mit dem letzterwähnten Zweige zu beginnen, ſo hat er in der erſten Zeit ſeines Pariſer Aufenthaltes die Mußeſtunden, die ſeine Stellung ihm ließ, dazu verwandt, ſeine Kenntniſſe in den orientaliſchen Sprachen durch Kurſe bei hervorragenden Meiſtern zu vervollkommnen: im Perſiſchen bei Quatremère, im Vulgärarabiſchen wahrſcheinlich bei Reinaud. Beide haben ihm viel Wohlwollen geſchenkt[1].

Die Beſchäftigung mit den klaſſiſchen Sprachen hat, wie hier nur nebenbei eingeſchaltet ſei, neben den orientaliſchen Studien nie ganz geruht; auch die modernen Sprachen (engliſch, für das der Oheim einen Kurſus ſpendete, ſpaniſch, für das ſich Gelegenheit im Umgang mit Freunden, und beſonders mit zwei jungen Spanierinnen fand, und italieniſch) wurden ganz unter der Hand hinzuerlernt.

Ein beſonders wohlwollender Gönner war ihm der als Geograph, vielſeitig produktiver Schriftſteller und Überſetzer damals ſehr geſchätzte Eyriès, der Begründer und Ehrenpräſident der Société de Géographie de Paris, auch Vizepräſident der Société orientale de Paris. Die Familie Eyriès war der der Gobineau eng verbunden: zwei Träger des Namens erſcheinen als Arthurs Taufpaten. So mag denn auch der kleine alte Akademiker für ſeinen wiſſensdurſtigen Schutzbefohlenen um ſo mehr der rechte Mann geweſen ſein, als ihm ausgebreitete Sprachkenntniſſe und ein wundergleiches Gedächtnis nachgerühmt werden, und er außerdem auf den Quais, wo er im antiken Koſtüm herumflanierte, um ſich die Taſchen mit Scharteken zu füllen, ſich den Ruf eines Originals erworben hatte.

---

[1] Über einen in den Briefen und in Carolinens Skizze erwähnten ferneren Orientaliſten Kaſimirski habe ich näheres nicht ausfindig machen können.

Für die Bereicherung seiner historischen und philosophischen Kenntnisse und Erkenntnisse ist Gobineau wohl in erster Linie sein intimer Umgang mit Männern wie Tocqueville und Rémusat zugute gekommen, wenn auch, oder vielleicht gerade weil die Ausgangs- und einige Hauptgesichtspunkte im historischen Denken beider Männer von den seinigen stark abwichen. Immerhin ist ein Lehrerverhältnis Tocquevilles nach keiner Seite abzuweisen, wie wir noch sehen werden.

Auch der Historiker J. M. C. Leber, der Präsident der Société des antiquaires de France und Verfasser des von Gobineau äußerst hochgeschätzten, im antizentralistischen Sinne gehaltenen Werkes „Histoire critique du pouvoir municipal depuis l'origine de la monarchie jusqu'à nos jours", Paris 1828, ist ihm früh mit vielem Wohlwollen begegnet: er hat ihm später in zwei Anmerkungen seines „Essai" (Bd. III, 393; IV, 213 der deutschen Ausgabe) den Dankeszoll dafür entrichtet.

Eine der Lieblingsbeschäftigungen Gobineaus war schon früh die mit der heimischen, namentlich der altfranzösischen Literatur. Die damals noch sehr spärlichen Gelehrten, die sich um die wissenschaftliche Pflege dieses Zweiges der Literaturgeschichte verdient gemacht haben, hat er eifrig aufgesucht: so in seinem Vaterlande Paulin Paris, in Deutschland Adelbert Keller, der mit den Jahren zu einem seiner Treufreunde erwachsen sollte.

Eine Zeitlang hat ihn der als Mathematiker und Archäologe, vor allem aber als Allerweltsmäcen vielgenannte Marquis Fortia d'Urban in seine Klientel aufgenommen. Gobineau schreibt einmal, er wolle eine seiner Erstlingsschriften auf seine Kosten drucken lassen. Was daraus geworden, vermag der Biograph nicht zu sagen.

Auch dem großen Kanzelredner Lacordaire muß er zeitweise nahegetreten sein: 1839 schreibt er an Caroline, daß dieser ihm sein neuestes Buch (vermutlich die „Lettre sur le

Saint Siège", kaum wohl die „Vie de St. Dominique") überſandt habe.

Beſonders eng empfohlen war er an den Paten ſeiner Schweſter Caroline, Grafen Clarac, den Konſervator der Antiken des Louvre und zeitweiligen Leiter der Ausgrabungen in Pompeji, der mit ſeinem „Musée de sculpture", einer ſtattlichen Fundgrube antiker Skulpturdenkmäler, in hervorragendem Maße zur Pflege alter Kunſt in ſeinem Vaterlande beigetragen hat. Auch ſonſt war er ein Mann nicht ohne Intereſſe, ſelbſt als Künſtler ausübend; er hatte unter anderem von einer Reiſe nach Südamerika eine größere Sammlung von Zeichnungen dieſes Kontinentes mitgebracht, die damals für die beſten ihrer Art galten.

So wenig daran zu zweifeln iſt, daß Clarac ſchon in ſeiner amtlichen Eigenſchaft Gobineau viel hat nützen können, ſowie daß er ihm aufs freundlichſte entgegengekommen iſt, wie er denn überhaupt für einen feinſinnigen Geiſt und uneigennützigen, ſtets hilfsbereiten Charakter galt, ſo iſt es doch nie zu einem irgend erquicklichen Verhältnis zwiſchen den beiden gekommen, wiewohl ſie längere Zeit ſozuſagen Tür an Tür gewohnt haben. Es ſcheint, daß hier perſönliche Verhältniſſe mitgewirkt haben, in die wir einen ganz klaren Einblick nicht gewinnen können, und von denen nur das eine feſtſteht, daß ſie eine Sympathie auf ſeiten Gobineaus nicht haben aufkommen laſſen.

Clarac muß uns als Übergang von der Welt der Wiſſenſchaft zu der der Kunſt dienen. Wenn wir ſchon dort das bedrückende Gefühl kaum abweiſen können, wie mangelhaft wir über einen Reichtum an Beziehungen, eine Fülle von Anregungen orientiert ſind[1], die dem Heißhunger des jugend-

[1] Überaus vieles mag hier verklungen ſein. So kann man ſich z. B. kaum denken, daß aus dem begeiſterten Preisgeſang auf Eugène

lichen Univerſaliſten nach Lernen, nach Erkennen, nach Schaffen entſprochen haben müſſen, ſo gilt dies faſt mehr noch für ſein Leben und ſeinen geiſtigen Austauſch im Gebiete der Kunſt und der Künſtler.

Am beſten ſind wir noch mit den Malern daran: hier können wir doch ſchließlich ein deutliches und ſprechendes Bild von einem Freundſchaftsleben gewinnen, das menſchlich faſt noch mehr als künſtleriſch eine hervorragende Stelle im Leben Gobineaus beanſpruchen darf[1].

Ein Zufall hat das Ganze herbeigeführt. Ein junger dreiundzwanzigjähriger deutſcher Maler, Germann Bohn (geb. 1812 in Heilbronn) traf 1835, ziemlich um die Zeit, da Gobineau nach Paris kam, mit deſſen Mutter auf der Reiſe zuſammen und fuhr mit ihr in der Diligence von Karlsruhe bis Paris, wo er ſich zu Ary Scheffer in die Schule begeben wollte und nachher die Hauptzeit ſeines Lebens zugebracht hat. Unterwegs leiſtete er der fremden Dame mancherlei Dienſte, was dieſe veranlaßte, ihn zum Danke mit ihrem Sohne Arthur bekannt zu machen, dem er bald und fürs ganze Leben ein

---

Burnouf im Essai (Deutſche Ausgabe II 48 Anm.) nicht auch etwas von perſönlichem Erinnern nachtönen, und daß er nicht die Gelegenheit hätte aufſuchen ſollen, dieſem Gelehrten, den er faſt über alle anderen zeitgenöſſiſchen ſtellte, ſich zu nähern. Daß der jugendliche Gobineau, durch Vermittlung ſeines Oheims, bei Talleyrand auch einmal die perſönliche Bekanntſchaft Alexander von Humboldts gemacht hat, erſehen wir aus deſſen Briefe vom 24. Dezember 1854, den ich in meinem Buche „Gobineaus Raſſenwerk". Stuttgart 1910, S. 113 ff. mitgeteilt habe.

[1] Die folgenden Angaben über Bohn und Scheffer beruhen z. T. auf mündlichen Mitteilungen G. Bohns, z. T. auf brieflichen der Madame Marjolin geb. Scheffer. Leider hat Bohn ſeine ganze Korreſpondenz mit Gobineau nach dem Kriege vernichtet, was er nachher lebhaft bereut hat. Auch von einem Briefwechſel Gobineaus mit A. Scheffer iſt keine Spur erhalten.

brüderlicher Freund werden sollte. Schon nach wenigen Monaten nennt ihn dieser seinen „treuen Pylades", und in dieser Rolle hat er sich Gobineau vielfach fast als unentbehrlich bewährt. Es beruhte dies innige Verhältnis vor allem auf den starken Gegensätzen des Charakters und den dadurch bedingten Ergänzungsmöglichkeiten. Bohn war eine weiche, zaghafte, überbescheidene Natur, die infolgedessen auch im Leben meist zu kurz und zu spät kam, „grand perdeur de temps et d'occasions[1] . . . avec sa grande valeur foulé aux pieds par la fortune . . . qui a passé sa vie en retard: c'est l'histoire de sa vie". So sein Freund und Antipode über ihn. Aber er war geistig geweckt, vielseitig zugänglich, dabei gemütvoll und tiefreligiös, und darum schätzte und liebte ihn Gobineau, hat auch im Laufe der Zeit viel Eifer und tatkräftige Freundschaft darangesetzt, um dem mit ihm nicht Schritt Haltenden im Lebenskampfe voranzuhelfen. Es scheint sogar, als habe seine Sympathie für den Menschen zur Schätzung des Freundes als Künstlers einiges hinzugetan; jedenfalls nahm er an seiner künstlerischen Laufbahn überzeugten Anteil und fand für seine Hauptwerke (die sterbende Kleopatra im Museum zu Nantes und den heiligen Martin, wie er einen Toten auferweckt, in der Kathedrale zu Tours) Worte ehrlicher Bewunderung. Bohn seinerseits ist, wiewohl in Gobineaus letzten Lebensjahren eine Erkaltung der Beziehungen, nicht der Gesinnungen, eingetreten war, dem Jugendfreunde in fast schwärmerischer Liebe und Dankbarkeit bis an sein Ende ergeben geblieben und hat noch im höchsten Alter, das er (1877—1899) unter der fürsorgenden Obhut seines ihm von frühen Jahren an wohlgesinnten einheimischen Fürstenhauses in Stuttgart verbringen sollte,

[1] Er war es auch, der ursprünglich die französische Gesandtschaft der fünfziger Jahre nach Persien hatte begleiten sollen, was dann, da er sich nicht dazu entschließen konnte, Pasini zufiel.

deſſen Biographen manch wertvollen Bauſtein zu ſeiner Darſtellung geliefert. Unter Bohns Einwirkung iſt dann Gobineau nicht nur zu eigenen eifrigen Übungen im Zeichnen hingeführt worden, er iſt auch anderen Malern freundſchaftlich nahegetreten, unter denen vor allen ein zweiter Deutſcher und ſpäter naturaliſierter Franzoſe, Heinrich Lehmann aus Ottenſen bei Altona (geb. 1814), unter Ingres gebildet und als Maler anſcheinend Bohn weit überlegen (berühmt waren vor allem ſeine Porträts von Liſzt, Humboldt, Lamennais, de Laborde a. a.), zu nennen iſt.

Die größte Wohltat aber, die Gobineau Bohn zu verdanken hatte, war, daß er ihn ſeinem Meiſter Ary Scheffer zuführte, zu welchem ſich alsbald ein Verhältnis entwickeln ſollte, das in vieler Beziehung einzig in ſeiner Art geblieben iſt.

Die kurzen Bemerkungen, die wir Scheffers Tochter hierüber verdanken, mögen uns als erſte Grundlage für die Charakteriſtik desſelben dienen. Sie ſchreibt kurz nach Gobineaus Tode: „Mon père l'aimait comme un fils, s'intéressant à ses travaux, à sa carrière; lui, venant se reposer du monde et des agitations dans l'atelier de mon père, y causant art et littérature“ und Jahre ſpäter: „Mon père était très charmé de l'esprit et de l'originalité de son jeune ami lequel admirait beaucoup non seulement le grand artiste, mais le grand cœur et l'intelligence si supérieure de mon père.“ Gobineau ſeinerſeits hat es noch gegen Ende ſeines Lebens einer Nächſtvertrauten gegenüber ausgeſprochen, daß er nie wieder einen Menſchen ſo geliebt habe wie Ary Scheffer. So konnte ſich ſogar die Legende bilden, er ſei Scheffers natürlicher Sohn geweſen, wozu der Umſtand, daß er in der Tat zu der erwähnten Tochter des Meiſters in einer Art geſchwiſterlichen Verhältniſſes geſtanden hat, mit beigetragen haben mag.

Wie es bei ſtarken Charakteren nicht ſelten der Fall iſt, erwachſen ihnen auch auf dem Felde der Freundſchaft die

wertvollſten Früchte geradeswegs aus gewiſſen Gegenſätzen im Einzelnen und Äußeren der Welt- und Lebensanſchauungen, welche alsdann eine tiefere Verwandtſchaft in der Geſamtanlage des geiſtigen und moraliſchen Menſchen um ſo wirkſamer in Kraft treten, um ſo glänzender ſich bewähren laſſen. So werden wir es bei Tocqueville ſehen, ſo war es bei Ary Scheffer. Die ſtarken Reibungen waren ſcheint's an der Tagesordnung. Politiſch vor allem nahm er eine ganz andere Stellung ein als Gobineau. Er ſtand dem Hauſe Orléans nahe, war ſogar Lehrer der Kinder Louis Philippes (nach dem Tode des Herzogs von Orléans war er es, der die Zeichnung für deſſen Grabmal entwarf). Und wenn wir ferner hören, daß er 1848 ein eifriger Führer der Nationalgarde geweſen ſei, ſo genügt das wohl. Seit ſodann Renan, als Schwiegerſohn ſeines Bruders Henri, in ſeinen Bereich rückte, geriet er mehrfach unter deſſen Einfluß, was auch nicht eben bedeutete, ihn Gobineau näher bringen. Und vor allem: er war eine rückſichtslos wahrhaftige Natur, die in nichts mit dem, was ſie für wahr und recht erkannte, zurückhielt. So mögen auch die „Plaudereien" im Atelier nicht ſelten den Charakter ſehr lebhafter Auseinanderſetzungen angenommen haben, wovon uns Scheffers Tochter ein intereſſantes Beiſpiel überliefert hat: Gobineau hatte dem verehrten Meiſter ſeine Don Juan-Tragödie vorgeleſen, und daran ſchloß ſich eine ſo heftige Diskuſſion, daß der Lärm davon bis in ihr Zimmer drang, wohin man ſie mit ihrer Gouvernante verbannt hatte.

Dem allen gegenüber müſſen ſchon ſehr ſtarke Magnete wirkſam geweſen ſein, um Gobineau ſo unwiderſtehlich anzuziehen, ſo unlösbar zu feſſeln. In den vorſtehenden Worten der Madame Marjolin ſind ſie bezeichnet: „Der große Künſtler und das große Herz." Ob man heute und in Zukunft noch Scheffer den dauernd Großen beizählen wird? Es iſt ſehr fraglich, aber für unſere Betrachtungen gleichgültig, denen es nur

auf das ankommt, was niemand bezweifeln wird, daß ſein Wollen in jedem Falle ein großes, und ſein Können in jedem Falle ein reiches und ſchönes war. Zum erſten Male erlebte es der ſelbſt glühend allem Hohen und Großen Entgegenſtrebende, daß ein ſolcher Echteſter, ein Mann, der mit jeder Fiber Künſtler war, ſich ihm aus nächſter Herzensnähe in der ganzen Fülle ſeines Weſens erſchloß — eines Weſens, das jedenfalls darin dem Gobineaus wahlverwandt war, daß auch ihm einzig der Sinn für das Hohe und Edle, ein tiefes und wahres Gefühl und ein auserleſener Geſchmack den Pinſel führte, und daß nichts Gemeines und Niedriges ſich an ihn heranwagen durfte. Mit Recht iſt immer wieder der dichteriſche Maler in Ary Scheffer betont worden, wie er ja denn auch als Interpret der größten Dichter neuerer Zeit am weiteſten wie am längſten gewirkt hat. Hier mag auch die Berührung mit Gobineau am engſten geweſen ſein. Aber ſicher haben auch die hiſtoriſchen Stoffe Scheffers teilweiſe ſein Inneres tief berührt und lange in ihm nachgeklungen: wie etwa die beiden griechiſchen, die Beſatzung von Miſſolunghi, im Begriff, ſich in die Luft zu ſprengen, und die Suliotinnen, die nach dem Tode ihrer Männer ſich vom Felſen ſtürzen wollen, um der Sklaverei zu entgehen — wir wiſſen ja, wie dieſe Dinge ſeinem jungen Freunde ans Herz griffen. Auch darin, daß einer von deſſen Lieblingen immer Gaſton de Foix geblieben iſt, darf wohl eine Nachwirkung des Scheffer'ſchen Bildes im Muſeum zu Verſailles „Gaſton de Foix, nach dem Siege von Ravenna auf dem Schlachtfelde unter den Toten gefunden" erkannt werden.

Der wertvollſte Ertrag des Umganges mit Scheffer blieb freilich immer der Einblick in ein Menſcheninneres, wie es ſich in einer ſolch hohen und edlen Kunſt ſpiegelte. Ary Scheffer bildet in vielen Beziehungen ein Seitenſtück zu Franz Liſzt: eine anima candida ſeltenſter Art, ein Mann, wie zu-

ſammengeſetzt aus Pietät, Liebe, Mitleid. Ein Sohn, der die Mutter im Leben auf Händen trägt und nach dem Tode, ſein innerſtes und höchſtes Fühlen im Marmor verewigend, ihr eigenhändig das Grabmal bildet. Ein Freund ohne Falſch und Fehl. Ein Menſchenfreund, dem jahrzehntelang die Reichtümer zuſtrömen, und der doch keine hinterläßt, weil er ſie anderen zuwendet.

Ein ſolches Vorbild mußte im Leben Gobineaus vertreten ſein. Ausgereicht hätte es, als geniale Verkörperung des Großen, nicht; es mußten ſpäter andere Typen desſelben hinzutreten, aber keinem hat er ſich wieder mit ſolcher Inbrunſt und ſolcher Unmittelbarkeit der Beglückung zugewandt wie dieſem deutſchen Meiſter.

Mit letzterem Worte berühren wir noch eine Seite, die für uns Deutſche von ganz beſonderer Bedeutung iſt. Mit Ary Scheffer hat ſich Gobineau eine neue mächtige Brücke nach unſerem Vaterlande hinübergeſchlagen, jener hat ſein früh geweckte Fühlen für deutſche Art fort und fort wach und lebendig erhalten. Es muß hier betont werden, daß beide Eltern Scheffers germaniſch-deutſchen Urſprungs geweſen ſind, der Vater ſtammte aus Mannheim, die Mutter, ſelbſt eine gefeierte Malerin, der die Brüder ihr Beſtes zu verdanken bekannten aus Holland. Und wenn wir nun hören, daß die ganze Reihe der Scheffern vom deutſchen Genius eingegebenen und von ſeinen intimſten Kennern als ſeine beſten betrachteten Werke, die Fauſt- und die Mignon-Bilder, der König von Thule, Lenore, Graf Eberhard der Greiner über der Leiche ſeines Sohnes weinend und andere ihrer Entſtehungszeit nach entweder kurz vor oder in die Jahre nach ſeinem Bekanntwerden mit Gobineau fallen, ſo werden wir uns eine Vorſtellung davon machen können, was den künſtleriſchen Beziehungen der beiden die eigentliche Weihe gegeben hat. Und ebenſo werden wir es auch begreifen, daß Gobineau eine Gipsmaske Goethes,

die Scheffer vom Kanzler Müller erhalten hatte, und die ihm als ſymboliſch zuſammenfaſſendes Andenken an ſein langjähriges Freundſchaftsverhältnis mit jenem zugefallen war, in beſonders hohen Ehren hielt, bis ſie nach ſeinem Tode, in Fortführung der ihr innewohnenden Symbolik, an Richard Wagner weiterging [1].

Gar kärglich ſind die Nachrichten, die uns über den dichteriſchen Umgang Gobineaus in Geſtalt vereinzelter Erwähnungen in den Schriften oder Briefen der Pariſer Zeit, und allenfalls einiger mündlicher hinterher aus dem Kreiſe der Getreuen aufgeſammelter Reminiſzenzen zu Gebote ſtehen. Und doch müſſen wir ſelbſt für dieſe ſchon dankbar ſein, wenn ſie uns auch nur verſprengte Trümmer von Zufalls Gnaden zutragen.

In den allererſten Jahren war es namentlich ein bretoniſcher Poet, Turquety, Verfaſſer von „Amour et Foi“, der ſich Gobineaus annahm und ihn bei ſeinen eigenen dichteriſchen Verſuchen ermutigte. Die allzu kirchlich-katholiſche Richtung des Mannes entfremdete ihn ihm freilich bald. In der Blütezeit ſeines Pariſer Schaffens fand er dichteriſch Anregung und Betätigung in einem engeren Kreiſe gleichaltriger und gleichgeſinnter Freunde, in welchem wir noch länger zu verweilen haben werden und welchem unter anderen auch Maxime Du Camp naheſtand. Die freundſchaftlichen Berührungen mit dieſem ſcheinen heiterſter und ſympathiſchſter Art geweſen zu ſein: noch faſt vierzig Jahre ſpäter zaubert ein zufällig erhaltener Brief Du Camps an Gobineau Stunden ungetrübten Jugendglückes durch alle Nebel ſpäteren ernſten

[1] Madame Marjolin ſchreibt darüber nach Gobineaus Tode: „Ce masque de Goethe était le seul exemplaire existant qui avait été donné à mon père par le chancelier Müller.“ Wir haben es alſo anſcheinend mit einem nicht in die Öffentlichkeit gedrungenen Abbilde Goethes zu tun.

Erlebens vor die erinnernde Phantasie zurück. Auch den späteren Direktor der Nationalmuseen und Kunstschriftsteller Louis de Ronchaud, der aber in seinen ersten wie in seinen letzten Jahren vornehmlich als Dichter hervortrat, hat er damals zu seinen Freunden gezählt. Wann Prosper Mérimée in Gobineaus Lebenskreis eingetreten ist, und ob er ihn überhaupt in dieser älteren Periode schon gekannt hat, wissen wir nicht mit Sicherheit, fast scheint es, als habe erst der Essai ihn ihm nahegebracht.

Casimir Delavigne dagegen hat sich zweifellos in der Reihe seiner Gönner befunden; er schreibt am 10. März 1840 an die Seinigen: „j'attends que la pièce de Casimir de Lavigne, la fille du Cid, ait été donnée pour retourner le voir, attendu qu'il m'a expressément promis son assistance pour faire jouer la mienne." Wiewohl Gobineau nicht selbst auf dem Theater Fuß gefaßt, hat ihm letzteres doch in seiner Frühzeit weidlich am Herzen gelegen, und er hat sich viel davon versprochen, ganz abgesehen von seinen eigenen dramatischen Träumen. Zweifellos sind ihm auch einzelne hervorragende Darsteller der damaligen Welt nicht fremd geblieben: bezeugt ist es uns nur von der Dorval, einer der Größen des Théâtre français, über die er am 19. März 1838 an den Vater schreibt:

„J'ai été présenté hier chez une Polonaise, Mme. Olympe Chodzko, à une femme des plus célèbres de l'époque, à Madame Dorval de la Comédie française. Juge de mon bonheur! J'ai beaucoup causé avec elle: elle comprend l'art d'une manière étonnante dans une femme, et cela avec une simplicité, une bonhomie sans exemple; elle m'a fait l'honneur de me presser d'aller la voir et j'ai été flatté d'être admis avec tant de grâce dans une cour dont Victor Hugo, Alexandre Dumas et autres célébrités déjà faites sont les principaux flambeaux. Elle

m'a promis de me dire des vers. J'y vais demain et le soir j'irai la voir dans *Marion Delorme* aux Français. Elle peut m'être bien utile."

Dieſer Bericht ſcheint den Vater beunruhigt zu haben, ſo daß Arthur einige Zeit ſpäter mit den Worten abwiegeln zu müſſen glaubt:

„Madame Dorval est fort bonne, fort aimable, fort instructive pour moi et voilà tout."

Drittes Kapitel.

Freundſchaften. Lebensweiſe. Geſundheit.

Wir haben im vorſtehenden die Runde gemacht durch die politiſchen, wiſſenſchaftlichen, literariſchen und künſtleriſchen Kreiſe, denen Gobineau in ſeinen jungen Jahren die wichtigſten Eindrücke, Antriebe und Belehrungen zu verdanken gehabt hat. Unwillkürlich mündet dieſer Rundgang am Ende aus in diejenigen Menſchengruppen, die, ohne von einer einzelnen, ganz beſtimmten Seite her ihm verbunden zu ſein, ihm doch menſchlich nahegeſtanden und im Laufe der Jahre ſeinen immer intimeren Umgang gebildet haben.

Auch hier müſſen wir wieder von der Tatſache ausgehen, daß im allgemeinen der Charakter dieſer engeren Umgangskreiſe ihm von Hauſe aus vorgeſchrieben war: es waren die Familien des bekannten alten Adelsviertels, des Faubourg Saint-Germain. Daß er ſich, und warum er ſich dort am wohlſten fühlte, darüber hat er ſich einmal ſelbſt (in einem undatierten Briefe aus dem Winter 1836/37) gegen die Seinigen ausgeſprochen: „Je me trouve là au mieux et dans mon élément. Bon ton, bon goût, et surtout pays de connaissances. Car à tout instant, on me nomme un nom qui m'est familier, je me trouve aussi être connu de plusieurs personnes, de nom du moins. De l'autre côté de la Seine peut-être y a-t-il plus de luxe; chez Gautier (dem Maître des Requêtes oder Berichterſtatter über die Bittſchriften am Staatsrate, einem anſcheinend etwas parvenümäßigen Gönner,

bei dem er eingeführt war), par exemple. Généraux, pairs, députés, on ne trouve que cela chez lui, femmes charmantes, parures délicieuses ... c'est vrai; mais tout cela n'a pas ce ton exquis, cette simplesse de manières, cette élégance héréditaire que l'on trouve chez *les nôtres*. Bref, je ne veux aller d'habitude que là."

Das iſt nun zwar bis zuletzt ſo geblieben, daß Gobineau die vornehmen Formen, als äußerlich entſprechenden Ausdruck inneren Wertes, geliebt und bevorzugt hat; aber gar bald hat er doch zugleich gelernt, den wahren Adel nach innen zu verlegen und einen grundſätzlichen Unterſchied zu machen zwiſchen dem Ariſtokraten, der in überkommenen Titeln und Würden ſich nur ſonnt oder gar ſpreizt, und dem, der ſolche ſich zu verdienen und ſie durch einen ungewöhnlichen Inhalt auszufüllen trachtet. Daß er in letzterer Beziehung ſehr hohe Anforderungen ſtellte, iſt begreiflich nach dem, was ihn ſelbſt erfüllte und was er von ſich verlangte. Aber es iſt ihm doch auch wenigſtens vereinzelt vergönnt geweſen, auf das verkörperte Ideal des echten Adelsmenſchen in der damaligen Geſellſchaft zu treffen. Wir haben hier abermals Alexis de Tocqueville zu nennen, nächſt und neben ihm aber vor allem einer edlen Frau zu gedenken, welcher er in der Pariſer Werdezeit ſeines inneren Menſchen das Beſte, ja nahezu alles zu verdanken gehabt hat, was ihm an Freundſchaften und Beziehungen, an Liebe und Teilnahme, an Mitteln und Gelegenheiten zu ſeiner Vervollkommnung und Geltendmachung zugefallen iſt.

Es war dies die Gräfin de Serre, die Witwe des 1824 verſtorbenen Juſtizminiſters in den Kabinetten Decazes und Richelieu[1]. Sie ſelbſt war eine geborene Baronin d'Huart,

[1] Er war aus altem lothringiſchen Adel, ein mutiger, energiſcher Parteigänger der Bourbons und hat ſich als Schöpfer liberaler Preß-

zu ihrer Zeit und in deren Berichten gefeiert wegen ihrer Schönheit und Anmut. Die sie näher kannten, feierten freilich noch ganz andere Dinge an ihr. Zu ihnen gehörte Gobineau, der offenbar ihr erklärter Liebling gewesen ist: sie erschöpfte sich in Fürsorge und Güte, Aufmerksamkeiten und Überraschungen für ihn, was namentlich in der Zeit seiner materiellen Bedrängnis unschätzbar für ihn ins Gewicht gefallen, aber auch seinem gesellschaftlichen Emporkommen äußerst förderlich geworden ist. „Je n'ai pas une maison ici", schreibt er im März 1838, „où je trouve autant de cette délicate et douce affection que je cherche et apprécie tant", und bald darauf (28 avril): „Madame de Serre continue à être plus que la bonté pour moi, en vérité, j'ai pour elle un attachement vrai et profond; femme du monde, elle a cependant conservé un cœur droit et sentant; c'est une denrée fort rare et fort peu conservée en ce pays-ci." „C'est une femme angélique", heißt es in einem späteren Briefe, und noch wieder ein anderes Mal: „Si je voulais épuiser le tableau de tout ce que je dois à son affection, je n'en finirais plus."

Diese Stimmungen innigster Beglückung durch die Einwirkung echter Weiblichkeit waren Gobineau um so mehr zu gönnen und sind für das Fazit seines Lebens um so dankbarer in Betracht zu ziehen, als sie mehr oder minder episodisch blieben, indem die ihm durch die Bande des Blutes und der Ehe nächstgerückten Frauen ihm auf die Dauer nur Erlebnisse eintrugen, die als herbe Tragödien endigen sollten. Je mehr die eigene Mutter versagte, desto mehr war es eine Lebensfrage für den Jüngling, daß er eine mütterliche Freundin fand. Ganz anders noch als Madame de Laigneau, die doch

---

gesetze einen bleibenden Namen in seinem Vaterlande gemacht. Vgl. über ihn u. a. Guizot, „Mémoires", T. I p. 175 ss; Viel Castel, „Hist. de la Restauration", T. 7. 8. 9.

ein Weltkind blieb, ſcheint die Gräfin de Serre dieſe Rolle ausgefüllt zu haben. Gobineaus faſt ſchwärmeriſche Dankbarkeit für ſie läßt uns nicht daran zweifeln, daß er in ihr das Urbild einzelner der wundervollen Frauengebilde im Leben erſchaut hat, die ſpäter ſeine Werke zieren, oder doch, daß ſie ihm viele Züge dazu hergeliehen hat.

Ein Neffe der Gräfin, Hercule de Serre, war zwei Jahrzehnte lang Gobineaus Intimus, mit dem er ſogar eine Reihe von Jahren die Wohnung geteilt hat. Auch er hat ſich ſpäter, wie ſein Freund, der diplomatiſchen Laufbahn gewidmet, der er aber ſchon 1859 durch den Tod entriſſen wurde.

Beide gemeinſam bildeten den Kern einer Freundesgruppe, welche ſich zu Anfang der vierziger Jahre unter der Bezeichnung der Scelti eng zuſammenſchloß und ſpäter unter der der Iſisvettern (Cousins d'Isis) bis zu einem gewiſſen Grade ſogar in die Öffentlichkeit gedrungen iſt[1]. Ihre Hauptmitglieder waren außer Gobineau, de Serre und Germann Bohn: Henri Rolland de Villarceaux (der eine Zeitlang Gobineau auch ſehr intim naheſtand und auf den er beſonders große Hoffnungen ſetzte, der uns aber bald aus dem Geſichtskreiſe entſchwindet), Paul de Moleſnes, Edmond de Labrador, Cantacuzène[2] und als Hoſpitanten Louis de Cormenin und Maxime Du Camp. Natürlich hatten ſie alle Spitznamen, von denen uns Spadalta, Seriozzo, Crypto und der Gobineaus: Zuccarelli erhalten ſind.

---

[1] Vgl. die Mitteilungen Maxime Du Camps darüber, in den „Quellen und Unterſuchungen zum Leben Gobineaus" Bd. I, und ebenda die Beſprechung der „Adieux de Don Juan" in der Revue des Deux Mondes von 1844.

[2] Es wäre intereſſant, iſt aber nicht mit Sicherheit feſtzuſtellen, ob dieſer mit dem ſpäteren Miniſter und Überſetzer Schopenhauers ins Franzöſiſche, J. A. Cantacuzène, zuſammenhängt oder gar identiſch iſt.

Wie und in welchem Sinne der Name der Isisvettern aufgekommen, ist nicht klar; sollte es sich dabei um mehr als eine willkürliche Jugendspielerei handeln und er wirklich schon tiefere Bezüge bergen, so denkt man dabei unwillkürlich zunächst an das verschleierte Bild der Göttin zu Sais und dessen bekannte Inschrift: „Ich bin das All, das gewesen, das ist und das sein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet." Die andere und in der Korrespondenz weit häufiger angewandte Bezeichnung der Scelti läßt dagegen keinen Zweifel, daß wir es hier mit einem Frühversuch, einem ersten praktischen Inszenesetzen eines später in den „Plejaden" künstlerisch verherrlichten Lieblingsgedankens Gobineaus zu tun haben: dem des Heraustretens einer stolzen, hochstrebenden Jünglingsgruppe aus den Plattheiten des Alltagslebens und ihres Zusammenstehens zu edlerem Tun. Der später angenommene Name der Isisvettern würde dann gleichsam ergänzend und ausdeutend hinzutreten in dem Sinne, daß die Scelti höherer Pflichten sich bewußte Adelsmenschen, vor allem aber Wahrheitssucher sein wollten[1]. Jedenfalls steht soviel fest, daß neben jugendlichen Tollheiten, die (es hätte sonst eben keine Jugend sein müssen!) vielfach im Dienste des Lebensgenusses standen, auch geistig ernstestes herging, sowie daß mehrfach beides zu genialen Geistesstreichen sich verband.

Gobineau hat in den Briefen an die Angehörigen an-

[1] Hierin dürfte doch wohl auch ein gewisser Unterschied von den Balzacschen Treize zu finden sein, auf deren Anregung Seillière („Barbey d'Aurevilly", Paris 1910, p. 60 ss.) die Cousins d'Isis zurückführen möchte: bei jenen spukte in stärkerem Maße das Vorbild der bekannten mit einem Verbrecher-Hautgoût behafteten Byronschen Helden, wiewohl der Zug einer gewissen freibeuternden Auflehnung gegen das Bestehende auch bei den Isisvettern nicht ganz fehlt. Als „heidnisch" hat Gobineau selbst sie einmal bezeichnet. Maxime Du Camp („Souvenirs littéraires" I, 194) erinnert, außer an jene Treize, noch an Hoffmanns Serapionsbrüder als Vorbild.

ſchauliche Schilderungen von den Zuſammenkünften der Iſisvettern gegeben, aus denen hier wenigſtens einiges herausgegriffen ſei:

(10 mars 1840): „Mes amis viennent me voir quelquefois le soir chez moi; nous sommes alors 8 ou 10 réunis; on cause histoire, philosophie, avenir; très peu politique, attendu que nous sommes tous des noncroyants sur ce point; beaucoup art, poésie, littérature, vu que la majorité est bien gentilhomme et artiste; on espère dans l'avenir, on jouit du présent comme l'on peut; si l'un de nous a quelques sous on fait du punch et vers 1 h. du matin chacun va se coucher. Parfois on lit ce qu'on a composé ... On se donne des conseils sévères, on rit, on fait du tapage, et c'est tout."

(12 novembre 1840): „Le soir, les Scelti, réunis chez moi, siège de la société, autour d'une table chargée de tasses de café, savourant de bonnes pipes turques que notre argentier nous procure, moyennant la taille et les gabelles mensuelles, la société, dis-je, s'estime à l'avance très heureuse (nämlich in der Ausſicht auf eine geplante Kollektivveröffentlichung), se moque de tout et vit dans la plus parfaite béatitude. Trois choses sont communes aux membres de la Sérénissime Société: l'ambition, l'indépendance d'esprit, les idées aristocratiques, et elle marche." (An einer anderen Stelle heißt es ähnlich: „Les Scelti sont des esprits aventureux et hardis, de vrais condottieri.")

(3 décembre 1840): „Nous n'avons pas de président, c'est trop démagogique, mais bien un Doge, qu'on appelle illustrissime prince, et un conseiller du Doge qui pondère son pouvoir, tout cela pour trois mois; enfin la république vénitienne dans toute sa fleur. ... Les Scelti sont

fort occupés de leur livre et un peu, beaucoup de leurs plaisirs, car l'hiver commence et ils ne sont pas gens à rester claquemurés dans leur chambre. Aussi annonçons-nous nos hauts faits par une foule de métaphores plus ou moins poétiques. Une des plus communes, c'est celle-ci, faisant allusion à la hauteur de mon domicile, siège ordinaire des sabbats: les aigles vont descendre du sommet des montagnes, etc. etc."

Um dieſe Charakteriſtik abzurunden, darf ſchließlich nicht übergangen werden, daß auch hier der chroniſche Geldmangel, wie billig, ſeine Rolle geſpielt und dieſe Republik Venedig im kleinen gehindert hat, ſich ihrem Wünſchen und Trachten entſprechend bei der Nachwelt zu verewigen[1]. Zwar hielten die jungen Leute tapfer ſtand („La S. S. est toujours dans la misère, toujours se moquant de tout, toujours ferme dans l'adversité et faisant les sabbats les plus ébouriffants"), aber ihre großen Taten ſind darum doch meiſt ungetan geblieben, und wie die Mehrzahl der Iſisvettern uns heute als Blüten ohne Frucht, als Adler, die ſich verflattert haben, erſcheinen, ſo muß auch ein Gedenkwort auf ihre Pläne wohl oder übel gleich zum Nekrolog werden.

Zunächſt war ein Sammelband in Ausſicht genommen, in welchem dichteriſche Schöpfungen, literariſche und politiſche Aufſätze aus dem Kreiſe der Brüderſchaft veröffentlicht werden ſollten (literariſche Kommandit-Geſellſchaft, Ruhm auf Teilung, ſpottete ein Rezenſent Gobineaus in der Revue des Deux Mondes). Gobineau hatte als ſeinen Beitrag eine Dichtung „Scholastique" beſtimmt (die aber, wie auch die Bruchſtücke eines Romans „Les Cinq", die er im Kreiſe der

[1] Sie hatte einmal einen Preis für denjenigen ausgeſetzt, der eine genaue Beſchreibung eines Fünffrankenſtückes geben würde: ein ſo ſeltenes Ding war dies geworden.

Scelti zum Vortrag brachte, verſchollen iſt). Vom Stapel gelaufen iſt ſchließlich, wie es ſcheint, nur ein Roman Paul de Moleſnes'. Indeſſen darf doch auch wohl Gobineaus etwas fürchterliche Don Juan-Tragödie als eine Publikation der Iſisvettern betrachtet werden, wie ſie ſie ja denn auch auf dem Titel trägt.

Nehmen wir dieſes Werk als den eigentlichen dichteriſchen Exponenten der Zeit der Iſisvetterſchaft, ſo erhellt freilich grell genug, wie ſehr dieſe für Gobineau als Dichter eine Zeit wilder Gärung, ein Durchgangsſtadium geweſen iſt; und in der Tat ſind die wahrhaft abgeklärten poetiſchen Schöpfungen der Jugendperiode erſt erſtanden, als die Tafelrunde der Scelti längſt aufgeflogen war.

Weit ernſter und ausgreifender als dieſer Plan war ein anderer, bei dem zugleich die Einwirkung Gobineaus ungleich erſichtlicher zu Tage tritt. Mit flammendem Eifer hat dieſer um die Jahreswende und zu Beginn des Jahres 1841 die Begründung einer Monatsſchrift „Revue de l'Orient" betrieben, welche, als Organ einer Geſellſchaft gedacht, nichts Geringeres als die Befreiung der Chriſtenheit des Orients vom Türkenjoche anbahnen ſollte. „Reconstituer les nationalités grecque, valaque, slave, tel est notre but. Jeter les Turks à la porte, notre fin (mais en ce moment, nous sommes bien avec eux). Paralyser les efforts de la Russie, voilà notre premier travail." Die andauernde eifrige Beſchäftigung mit dem neuerſtandenen Hellas, als deren erſte reife Frucht damals die in der Revue des Deux Mondes veröffentlichte Studie über Capodiſtrias erſchien, und die bereits erwähnten freundſchaftlichen Beziehungen zu dem griechiſchen Geſandten, General Kolettis, der anſcheinend ſogar bis zu einem gewiſſen Grade hinter dem Unternehmen ſtand, haben wohl den erſten Anſtoß zu dieſem gegeben, das dann aber Gobineau, wie es nun einmal ſeine Art war, das Herz immer weiter öffnete und den

Geiſt zu immer höherem Fluge emportrug[1]. Das Unternehmen iſt geſcheitert, weder die Revue noch die Geſellſchaft iſt zuſtande gekommen; aber das mindert in nichts den ſymptomatiſchen Wert, den dieſe kühnen und großen Jugendträumereien heute für uns beſitzen. Rein politiſch betrachtet, lehren ſie uns an einem erſten Beiſpiele Gobineaus Beruf zum politiſchen Propheten. Das halbe Jahrhundert, das ihnen gefolgt iſt, hat in der Konſolidierung des helleniſchen, in der Schaffung des rumäniſchen, ſerbiſchen und bulgariſchen Königreiches genau das gebracht, was die Feuergeiſter im fünften Stocke der Rue Miromesnil damals etwas vor der Zeit verwirklichen wollten. Daß ſie's auch gründlich und methodiſch anzufaſſen dachten, lehrt der Proſpekt der erſten Nummer der Zeitſchrift (leider das einzigſte Dokument, das von dem Ganzen erhalten iſt)[2].

Ideell genommen aber zeigt uns dieſe Geiſteskampagne (und bei anderen Gelegenheiten im Treiben der Scelti, über die wir weniger genau unterrichtet ſind, wird es kaum anders geweſen ſein) das ſchöne Bild, wie der junge Adler die Genoſſen zu kühnem Fluge mit ſich fortreißt, wie Gobineau in einem Kreiſe ungewöhnlicher Menſchen zum Führenden ſich heranbildet und als ſolcher wirkt. Wenn er auch klugerweiſe die Ehrenämter des Vereins Serre und Villarceaux überließ, ſo iſt es dafür doppelt bezeichnend, daß die geiſtige Leitung

[1] Einiges von den philhelleniſchen Schwärmereien dieſer Jugendjahre klingt noch aus in dem Schlußpaſſus des unten zu beſprechenden „Capodistrias".

[2] „Introduction (par moi). De l'établissement d'un courrier français de Constantinople à Bukarest (Edmond de Labrador). — De la situation relative des Grecs et des Turks (Hercule de Serre). — État présent de la Valachie (Paul de Molesnes). — Conspiration des Philorthodoxes en 1839 (moi). — Voyage de M. Anatole Démidoff dans la Russie méridionale (Henri de Villarceaux)."

desſelben ſo unverkennbar mehr und mehr in ſeine Hände überging.

Und hierin liegt denn überhaupt die Bedeutung dieſer ganzen Epiſode der Iſisvetternſchaft für Gobineaus Leben: daß er den Funken der Begeiſterung in eine Anzahl junger Seelen warf, ſie gleich Rittern um ſich ſcharte, ſie in den Kampf im Dienſte des Ideales führte. Wir erinnern uns hier des Wortes ſeiner einſtigen Braut, daß er ſchon als ein wahrer Amadis gen Paris gezogen ſei!

Und was wollte das beſagen, in dieſem Paris als ein Amadis ſich zu fühlen, ſich zu geben, wo der göttliche Hauch immer doppelt ſchwer gegen die weltlichen Einflüſſe und Verſuchungen ſich zu behaupten vermag! Ganz zu geſchweigen davon, daß ſchon allein der Charakter tollen Übermutes, der nebenbei dem Ganzen, wenigſtens zeitweilig, aufgeprägt blieb, es auch nicht dahin kommen ließ, daß dieſe jungen Helden ſich je dem wirklichen Leben entfremdet hätten. Pariſer Leben aber iſt nun einmal Pariſer Leben, und wir wiſſen, daß z. B. für den Verkehr der Geſchlechter im werdenden Mannesalter gewiſſe Dinge dort ſozuſagen ſatzungsgemäß die Regel bilden, die bei uns wenigſtens nur de facto die Regel zu bilden beginnen (was, nebenbei bemerkt, je länger je mehr nicht ſowohl auf eine größere Tugendhaftigkeit der deutſchen Jünglinge als auf die bisher verſchiedene Stellung des weiblichen Geſchlechtes in der Frage der ſexuellen Moral zurückzuführen ſein dürfte). So wunderbar es nun alſo an ſich auch wäre, wenn Gobineau davor bewahrt geblieben wäre, den Dämonen der Natur wie den Sitten ſeines Landes ſeinen Tribut zu zahlen, ſo wenig er dazu veranlagt war — ſelbſt nach franzöſiſchen Begriffen —, den Prüden oder den Philiſter zu ſpielen, ſo tritt dies Ganze doch gerade während ſeiner Pariſer Jahre dermaßen bei ihm zurück, es glitt ſo bedeutungslos von ſeinem höheren Selbſt ab, das beſſere Bewußtſein, zeitweiſe zudem genährt durch

eine Frauenliebe edlerer Art, war ihm ein ſo untrüglicher Kompaß auf der Lebensfahrt, daß alle ſeine Kundgebungen aus jenen Jahren durchaus wie die Stimme echter Unſchuld und Natur erklingen und der Schreiber der Jugendbriefe an die Seinen (dieſes intimſten und wahrſten Seelenſpiegels) uns mitten im Paris des neunzehnten Jahrhunderts anmutet wie ein Stück leibhaftiger Jung Roland.

Gar ergötzlich iſt es dabei, zu ſehen, wie jenes beſſere Bewußtſein, meiſt in der Form der Selbſtironiſierung, immer gleich dahinter her iſt, wenn Außenwelt, Mode uud Zeitgeiſt einmal unvermerkt ihre unausbleiblichen Einwirkungen auf ihn ausgeübt haben. Dann heißt er ſich gleich einen „élégant de première classe“, „un des plus fougueux fashionables“. Man denke! Im Grunde aber hat er doch das Vergnügungsexamen ſo wenig beſtanden wie das Kriegerexamen, und wenn er, um der Schweſter eine Gänſehaut zu bereiten, dieſe einmal anprahlt: „j'ai été à peu près mondain ces jours-ci, voltigeant de belles en belles et passant les nuits au bal“, ſo muß er hinterher, nach fünf Bällen, doch gleich wieder eingeſtehen, „daß er in dieſer Art Freuden kein Held ſei“. Ja, einmal muß ihn ſogar die Herrin des Hauſes bei einer ſolchen Gelegenheit aus einem Verſtecke, in das er ſich geflüchtet, hervorholen.

Im übrigen liegt es in der Natur der Sache, daß das Maß nicht nur der Beteiligung an dergleichen Vergnügungen, ſondern überhaupt der Berührung mit der Geſellſchaft ein ſehr wechſelndes geweſen iſt. Es gab Zeiten, wo Gobineau zurückgezogen wie ein Kartäuſer lebte. Im allgemeinen aber darf man ſagen, daß der Zug zur Geſelligkeit ihm, wie allen ſeinen Landsleuten, in hohem Maße angeboren war, und daß er dieſem Lebensfaktor ſchon ſehr früh nicht nur für die Ausbildung und Belehrung des Geiſtes, für die ihm ſo wichtige Beobachtung von Welt und Leben, ſondern auch für die Er-

holung des Leibes wie des Gemütes reiche Kräfte abzugewinnen verstanden hat.

Wir dürfen nicht zweifeln, daß bei dem ganz ungemein reichhaltigen Verkehr, der ihn im Laufe der Jahre in der Hauptstadt gefesselt hat, weitaus die meisten Persönlichkeiten, die ihn näher kennen lernten, den größeren Vorteil in solchem Umgange als auf ihrer Seite befindlich erkannt und alles, was sie ihm gesellig zu bieten vermochten, durch das, was er war, reichlich belohnt gesehen haben werden. Eine dankbare Natur aber, wie er seinerseits war, hat er doch von Kind an darauf gesonnen, allen denen, die ihm liebes uud gutes erwiesen, dafür auch noch greifbarere Zeichen seiner Erkenntlichkeit darzubringen, und wenn in den bitteren Pariser Jahren die Mittel für solche Aufmerksamkeiten gar zu knapp waren, mußte schlimmsten Falles der alte Vater aushelfen, wenn er einmal „etwas zu viel von der Jagd heimgebracht hatte". Freilich, im letzten Grunde blieb ihm doch alle Geselligkeit nur eine Unterbrechung, ein Abschweifen, ein Ausruhen seines geistigen Menschen. Er tauchte in die Gesellschaft unter, etwa wie er sich zu den Mahlzeiten begab oder sich zum Schlafe niederlegte. Ganz er selbst war er nur in der Tätigkeit, im Studium, im Schaffen. Es ist kaum zu begreifen, was Gobineau neben den ausgebreitetsten geselligen Beziehungen her in seiner Pariser Zeit an Arbeiten geleistet hat. Wir haben früher gesehen, was in festen Posten dienstlich von ihm verlangt wurde; wir werden später sehen, welch ein Reichtum der verschiedensten schriftstellerischen Erzeugnisse zur selben Zeit seiner Feder entflossen ist. Zwischendurch aber hatte er immer noch um des lieben Brotes willen bald hinter allen möglichen Journalen herzulaufen, bald Übersetzungen zu liefern, im Anfang sogar Stunden zu erteilen, so wenig ihm das alles nach dem Herzen sein mochte. Kein Wunder da, wenn er's den Seinigen auch immer wieder zu hören gibt, daß er „drinstecke

wie der Teufel", „arbeite wie ein Neger, wie ein nicht befreiter Neger[1], wie ein Mulatte, wie ein Lasttier, wie ein Hund" u. s. ö. Er hat sicher nichts hinzugetan! Und noch weniger zu verwundern, wenn die Rückschläge solcher übermenschlichen Anstrengungen sich wieder und wieder kundtun, wenn er bei der Zwangsarbeit manchmal nicht weiter kann, die Hand ihm vor Erschöpfung niedersinkt, es ihm blau vor den Augen wird, er sich stumpf, wie gerädert, auf der Folter fühlt, nicht mehr schläft, weil das Gehirn ihm von der Arbeit wie ausgebrannt ist, sich als mager wie ein Zwirnsfaden bekennen muß. Alle diese (nach seinen eigenen Worten wiedergegebenen) Zustände müssen dann wohl die Seinigen mit Sorge erfüllt haben, sodaß er sich genötigt sieht, ihnen, nicht selten mit Zuhilfenahme der drastischsten Bilder, nun wiederum zu versichern, wie unbändig wohl er sich befinde: „wie nie im Leben", „wie der Pont neuf" (Lieblingsbild), einmal sogar „wie drei Ponts neufs", „wie der Papst", „wie ein Grenadier Friedrich Wilhelms I." oder gar „wie ein Faschingsochs", daß er „dans la prospérité la plus prospère" sitze, und was dergleichen mehr. Für gewöhnlich müssen Geduld und Zähigkeit herhalten, um ihm Befinden und Stimmung — deren bekannte Wechselwirkung sich auch bei Gobineau nicht verleugnet hat — zu wahren; kommt aber gar einmal von außen ein günstiger Wind hinzu, so genügt das leiseste Emporschnellen der Glücksschale, ein kleinster Erfolg, eine unerwartete Einnahme, um ihn sich als den wohlsten Menschen fühlen und als „l'homme le plus lancé de France et de Navarre" feiern zu lassen, um ihn zu den ausbündigsten Übermutsexplosionen zu begeistern, um die kühnsten Träume, die herrlichsten Luftschlösser vor seine Phantasie zu zaubern.

[1] Ein anderes Mal freilich umgekehrt: „Je travaille comme un pauvre nègre émancipé (ceux qui sont esclaves ont la douleur de ne rien faire)."

So hat ſich denn freilich, dank der hebenden und tragenden Kraft ſeines Schaffens, dank ſeiner heroiſchen Tapferkeit und ſeiner nie verſagenden Elaſtizität, ſeine Geſundheit im ganzen auch während der Pariſer Zeit durchweg behauptet und auf der Höhe der an ſie geſtellten außerordentlichen Anforderungen erhalten. Aber die bislang verbreitete Vorſtellung von Gobineaus hünenhafter Konſtitution muß doch auf Grund inzwiſchen erworbener Quellenkenntnis entſchieden als legendariſch zurückgewieſen werden. Gobineau bietet ein leuchtendes Beiſpiel für den Satz „es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut". Jene Vorſtellung iſt unwillkürlich aus dem Hinblick auf die enormen Leiſtungen des Mannes erwachſen, deſſen Geſundheit aber in Wirklichkeit keineswegs ein ſicherer oder gar angeborener, vielmehr ein heißerkämpfter und ſtets prekärer Beſitz war. Wir vernahmen dies früher von ſeinen Kinderjahren; ſpäter (1837) wurde er für militäruntauglich erklärt. Wer zwiſchen den Zeilen der Pariſer Briefe zu leſen verſteht, erſieht daraus, daß er auch in dieſer ganzen Zeit weit öfter und weit ernſtlicher zu leiden gehabt hat, als er's den Seinigen mitteilt — was nur geſchieht, wenn es ſich eben durchaus nicht mehr verbergen läßt —: nervöſe Beſchwerden verſchiedener Art ſind ſicher nicht ausgeblieben, ſelbſt die Augen, die ſpäter einmal ſein wundeſter Punkt werden ſollten, haben ſich ſchon früh (zuerſt nach der Vollendung des Ternove 1847) bei ihm gemeldet. In der Regel brachte er ſolche Überanſtrengungen durch die Ferienwochen in Redon oder andere ausruhende Landaufenthalte (1838 in Boulogne, 1839 auf dem Schloſſe Villebouzin bei Madame de Serre, 1847 in Bougival) wieder bei. Eine wirkliche Kriſis brachte ihm das Jahr 1844, in welchem die vergewaltigte Natur endlich einmal von Grund aus ſich aufbäumte. Große Schwächezuſtände, Herzbeſchwerden, Naſenbluten bis zu vier-, fünfmal täglich veranlaßten den Arzt, ſich ernſtlich ins Mittel zu legen und dem mit Händen

und Füßen sich dagegen Sträubenden einen längeren Seeaufenthalt zu verordnen, mit der Androhung, daß er andernfalls regelrecht brustkrank und auf Jahre hinaus völlig arbeitsunfähig werden würde. Letzteres verfing: Gobineau begab sich im August des Jahres in das normännische Seebad Fécamp, und wenn auch aus den für dort verlangten zwei Monaten — hauptsächlich wieder aus Geldmangel — kaum einer wurde, so hat doch diese Kur zweifellos den Grund zu einer Umkehr gelegt, mit der es allerdings so ganz schnell nicht gehen konnte, wie er denn noch im November den Seinigen beichten muß, daß Hirn und Brust sich ihm immer noch in einer traurigen Verfassung befänden.

Dort am Meeresstrande aber lebte er auf, und die Zunahme der Kräfte, die begeisternden Eindrücke des Elementes, die Wonne der Seebäder scheinen ihn, den sonst gewissenhaft Vorsichtigen, berauscht und wie mit Schwindel erfüllt zu haben, sodaß er an einem Septembertage, der für ihn und für uns um ein Haar zu einem dies nefastus geworden wäre, ins offene Meer hinausschwamm und dort in Lebensgefahr geriet. In dem Augenblicke, da er nach dreimaligem Emportauchen zum vierten Male zu versinken drohte, stürzte sich ein Badegast in voller Kleidung ins Wasser und zog ihn an den Haaren heraus.

Er ward uns also gerettet und in den Stand gesetzt, nicht nur, wie er gegen Caroline scherzte, „auch weiterhin die Welt durch seine Tugenden zu erbauen", sondern, was für uns ganz anders ins Gewicht fällt, eine Neukräftigung in sich zu vollziehen, die uns in einem Jahrzehnt Leistungen wie seine politische und dichterische Tätigkeit bis 1849, die Mitarbeit im Ministerium Tocqueville und die Schaffung des Essai neben dem Dienste her bescheren sollte.

Später, nachdem er diesen Anstrengungen die Stirn geboten, haben dann die wochen-, ja monatelangen Seefahrten

und Überlandritte, die reichlichen Strapazen aller Art, die ihm ſeine fernen Poſten auferlegten, ja die Klimate der Länder ſelbſt, in die ſie ihn führten, ihm offenbar ſo wohlgetan, daß für dieſe mittlere Zeit ſeines Lebens in der Tat von einer vollen, ungetrübten Geſundheit die Rede ſein kann, die durch Gobineaus lebenslang in allen phyſiſchen Dingen geübte Mäßigkeit aufs günſtigſte beeinflußt wurde. Das änderte ſich erſt mit Braſilien, und leider ſo gründlich, daß er ſich von den tückiſchen Einwirkungen dieſes Landes und ſeines Klimas nie wieder ganz erholt hat.

Viertes Kapitel.

Charakterbild des jungen Gobineau.

Die Einteilung unſeres Werkes brachte es mit ſich, daß wir bisher mehr den äußeren Lebensgang, die Lebensverhältniſſe Gobineaus ins Auge faßten. Ganz unter der Hand haben wir dabei freilich ſchon eine Fülle von Einblicken auch in ſein Seelenleben gewonnen, aber es empfiehlt ſich, ehe wir demnächſt zur Betrachtung der Geiſtesfrüchte jener Pariſer Frühzeit übergehen, nochmals zuſammenhängend und möglichſt nach ſeinen eigenen Worten das Charaktergemälde zu entrollen und zu analyſieren, das wir uns an der Hand der Jugendbriefe zu gewinnen vermögen und das uns eine Reihe neuer Züge zu den uns bisher bekannt gewordenen liefern wird.

Allem voran geht hier eine Willensſtärke, wie ſie bei jeglichem menſchlichen Tun nur den ganz Großen, und auch unter ihnen wieder vornehmlich den mit einer ganz beſonderen Miſſion ausgeſtatteten zu eignen pflegt. „Réussir ou mourir“, das Wort tönt dem Vater gleich im erſten Jahre aus den Pariſer Briefen entgegen, und wie ein Kommentar dazu das andere: „Ma volonté n'est pas si peu de chose, et lorsque j'ai résolu, ça est.“

Unerſchöpflich ſind ſodann die Wendungen, welche Gobineaus Charakterfeſtigkeit, Mut und Tapferkeit, edlen Ehrgeiz, Zuverſicht, Ausdauer uud Standhaftigkeit kennzeichnen:

(5 juin 1836): „J'ai de l'ambition, le cœur fier et ferme, je puis le dire, et ce ne sont point les plats et

sots plaisirs de la vie parisienne qui me feront trébucher. N'ayez aucune crainte de cela."

(12 janvier 1838): „Je ne m'abuse pas. Je porte un regard très calme sur ma position; je suis un pilotis; demain mon échafaudage peut crouler et je puis retomber dans l'eau. Que m'importe, je recommencerai et je ne me désolerai jamais plus que je ne l'ai fait jusqu'à présent."

(31 octobre 1839): „Comptez cela, que j'ai été, suis et serai toujours ferme et plein d'espérance, que je ne serai jamais abattu parceque je suis profondément ambitieux, ambitieux comme on ne l'est pas souvent, et surtout convaincu de cette belle maxime qui fait la devise des armes d'un de mes amis: Per augusta ad augusta."

(10 mars 1840): „Je suis un peu ennuyé, je l'avoue, des obstacles que je rencontre depuis cinq ans, où malgré peines, travaux, fatigues je n'ai encore pu ni rien publier ni rien faire jouer. Cependant tant qu'il me restera de la vie, j'aurai du courage pour suivre ma seule vocation."

(22 octobre 1840): „Soyez bien tranquilles et comptez que l'avenir n'est pas trop sombre pour nous, nous avons passé de rudes semaines, et je vous en dirai pour ma part des nouvelles quelque jour, mais enfin notre cri d'armes commence à dominer dans la mêlée et la mauvaise fortune va tourner le dos."

(17 avril 1841): „Enfin donc, je suis arrivé à peu près à ce but que je poursuis depuis six ans, et comme les guerriers mohicans, je chanterai les louanges de ma patience et de ma ténacité. Malgré tous les pronostics, malgré les plus fâcheux augures, j'ai enfin mis le pied dans l'étrier et je ne doute pas que le cheval ne m'emporte; mais je ne sais pas où. J'aurai certainement encore bien des déboires à avaler, bien des chutes à

subir, bien des injures peut-être à ne pas oublier, mais ils ne seront pas plus amers que le passé et je justifierai la devise que j'ai prise et que je compte ajouter à mes armes pour en faire la loi de ma famille: malgré tout."

Hand in Hand mit den vorbezeichneten Eigenschaften geht bei Gobineau ein persönlicher Freiheits-, ein Unabhängigkeitsdrang, der sich, als einer der Lebensinstinkte seines ganzen Seins, gegen die stärksten Gegeneinflüsse (unter anderen auch, was in Frankreich immer besonders viel sagen will, gegen weibliche) siegreich behauptet. Er betont es wieder und wieder, daß er nach seiner Art und Sinn denken, reden und handeln müsse, von keinem sich abhängig machen, keiner Partei sich zuschwören könne. Wie er sich dessen immer bewußt ist, daß er jede im Leben gewonnene Stellung einzig seinem eigenen wirklichen Werte, nie der Meinung anderer von demselben zu verdanken habe oder doch haben wolle, so ist ihm diese Stellung auch nur denkbar in der absolutesten Unabhängigkeit: „une immense indépendance, seul bien qui vaille quelque chose en ce monde" (1844, Silvester). Wohl hat er später gelernt und es vorbildlich betätigt, wie man dem Ganzen, dem Staate, dem Vaterlande sich unterzuordnen habe; aber einer Côterie, einer Partei, einem einzelnen, nie. In seiner journalistischen, in seiner wissenschaftlichen, in seiner künstlerischen Tätigkeit wie nicht minder in seinem gesellschaftlichen Leben ist er als Regel seine eigenen Wege gegangen (wenn er im späteren Leben vereinzelt von dieser Regel abging, ist es nicht zu seinem Heil gewesen), was ihm freilich in seinem durchschnittlich an das Umgekehrte gewöhnten Lande die Mitarbeit an dessen erstem Organ (der Revue des Deux Mondes), die Akademie und, noch über seinen Tod hinaus, die Einreihung in die grands écrivains gekostet hat.

Mit ganz besonderer Vorliebe hat er immer wieder, und,

wie uns bezeugt iſt, bis in ſeine letzten Jahre, das Bild vom Condottiere für dieſes völlige Aufſichſtehen, dieſes Durchſetzen der eigenen Perſönlichkeit gegen Zeit, Mode, Zunft- und Herdengeiſt gebraucht, ſeit ihm zuerſt jene kühnen, Gott und die Welt herausfordernden italieniſchen Freibeuterführer des Renaiſſancezeitalters in die Augen geſtochen und ihn begeiſtert hatten. Hier nur eine Stelle ſtatt vieler:

(12 janvier 1838): „Enfin après beaucoup de patience envers et contre toutes les prévisions, malgré tout ce que j'ai souffert, je serai donc enfin arrivé à quelque chose! Gentilhomme, je me serai fait condottiere; mon épée brisée par l'époque, aura été remplacée par ma plume; et libre comme l'air, sachant manger du pain et boire de l'eau joyeusement quand il le faut, mais sachant aussi défendre à tout prix mon indépendance, j'aurai fait mentir tout le monde et j'aurai réussi; en vérité, je pense que j'ai sujet d'être fier!"

Freilich faßte er den vielgeprieſenen Condottiere nicht in dem Sinne (wie ſeine hiſtoriſchen Vorbilder es nur zu ſehr taten), daß er blind und wahllos ſeine Kräfte dem Dienſte jeder beliebigen Sache weihen wolle; und wenn er dennoch einmal, als ihm eine Stellung an einem Blatte der Linken angetragen war, zu ſchwanken ſchien und ſchrieb (17 avril 1843): „Tout en préférant la droite je ne méprise pas la gauche . . . Vrai et pur condottiere, et ne voulant être que cela, je choisirai (s'il faut choisir) celui qui me donnera le plus d'avantages et le servirai fidèlement le temps de mon enrôlement", ſo hat er ſchon acht Tage darauf, als inzwiſchen ſeine Anſtellung an der Quotidienne zur Tatſache geworden war, ſich ſelbſt Lügen geſtraft und bewieſen, daß die vorſtehenden Worte nur als eine paradox ironiſierende Selbſtanklage oder aber im Sinne einer überſtandenen

Verſuchung zu faſſen ſind. Da ſchreibt er denn, er werde dem älteren Kollegen (einer journaliſtiſchen Größe aus der Reſtaurationszeit) gegenüber denkbar weites Entgegenkommen zeigen, nur dürften gewiſſe Punkte (eben ſeine allereigenſten Grundüberzeugungen) nicht in Frage kommen: „Mais sur cela, je suis décidé, et *j'en serais volontiers le martyr.*“ Wie er ja denn auch ſein ganzes Leben lang im Sinne dieſer Worte an jenen Grundüberzeugungen, zu denen eben das „Nicht vom Linken ſich umgarnen laſſen“ gehörte, unerſchütterlich feſtgehalten hat.

Weit uneingeſchränkter und unzweideutiger läßt ſich ein anderes, ebenfalls auf ihn ſelbſt zurückgehendes Bild auf ihn anwenden: das vom Ritter. „Une race particulièrement étourdie, souvent peu religieuse, mais au fond *descendant en ligne directe de la chevalerie*“ nennt er einmal (30 juillet 1839) ſich und ſeine Freunde. Es erhellt aus hundert Zügen ſeines Lebens, daß es nie einen ritterlicheren Freund gegeben hat als Gobineau; aber auch den Frauen gegenüber tat er ſich auf dieſe Eigenſchaft etwas zugute. Wir wiſſen, wie überreichlich ſie ſie ihm gelohnt haben: er kann ſich in dieſer Hinſicht kühnlich neben die Protagoniſten auf dem Felde der Frauenerfolge, einen Goethe oder Liſzt, ſtellen. Sehr viel hat dazu, außer dem ganzen Zauber ſeiner Perſönlichkeit, ohne Zweifel die vollkommene und ungeheuchelte Kindlichkeit, Naivetät und Unbefangenheit beigetragen, die im damaligen Paris faſt als ein Wunder angeſtaunt werden und wirken mußte. „Tout le monde me traite en enfant“, ſchreibt er dem Vater (10 avril 1836), „et je ne suis pas assez sot pour m'en plaindre. Combien de délicieux demi-tête-à-tête ne dois-je pas souvent à cette heureuse prérogative? Combien d'aimables sourires qu'on m'eût refusé si je n'étais pas encore trop *petit* pour que cela tirât à conséquence. Admire qu'avec cela je suis d'une étourderie parfaite, ce qui fait beaucoup rire et amuse extrêmement les femmes.“

Kindlich naiv mutet durchweg auch die Art an, wie er den Seinigen von Erfolgen jeder Art, von geernteten Lobsprüchen berichtet, und nicht minder die Ehrlichkeit, mit der er bekennt, wie gern er (bis in die Dienstbotenkreise hinein) gefalle: „J'ai la passion d'être aimé et désiré", schreibt er einmal, was fast an den bekannten rührenden Zug des jugendlichen Mozart erinnert.

Nehmen wir dazu ein so intensives Gemüts- und Innenleben, daß er z. B. als junger Mann seine Dichtungen nicht vorlesen konnte, ohne daß seine Stimme seine tiefe Bewegung verriet und die Tränen ihm in die Augen traten, so werden wir nicht lange fragen, wie er mit dem allen auf nur einigermaßen empfängliche Gemüter wirken mußte.

Er selbst ist sich freilich der Gefahren, die ein zu unbekümmertes Versinken im Gefühlsleben für ihn hätte bergen müssen, stark bewußt gewesen. Wir bemerken schon früh bei ihm ein geradezu systematisches Gegenarbeiten des Verstandes gegen alles einseitig Gefühlsmäßige. Wieder und wieder rühmt er der Schwester seine Besonnenheit, seine Selbsterziehung. Er führt ihr aus, daß scheinbare Gleichgültigkeit gegenüber von Dingen, die uns tief ans Herz greifen, oft Pflicht sei, daß man diese aber nicht nur nach außen, sondern auch nach innen durchzusetzen und zu bekunden habe (26 mars 1841): „Vous tombez d'accord tous deux qu'à l'extérieur nous devons nous montrer froids et méprisants. Pourquoi arrêter la comédie à ce point? Moi, je la continue avec moi-même et je t'assure que j'ai, en différents points, obtenu déjà de grands résultats." (Es folgt ein Beispiel spartanerhafter Selbstüberwindung und sodann die Maxime, daß man im Leid sich zwar nach Kräften gegenseitig zu trösten und zu stützen habe, daß aber dann) „où il n'y a plus rien à faire, le silence est la seule chose qui soit digne d'un bon sang."

Der ſtürmiſchen Ungeduld, die ſein Inneres durchtobte, dem vulkaniſchen Schaffensdrang, der ſeine Freunde zeitweiſe faſt erſchreckte, dem vorwärtsdrängenden Ehrgeiz ſetzte er eine künſtliche, aber vielfach doch glückhafte Geduld, eine faſt ſtoiſche Ergebung entgegen. „C'était dans ma destinée“ und ähnliche Wendungen der Selbſtberuhigung bilden die ſtehende Antwort, die er auf Mißerfolge, auf getäuſchte Hoffnungen in Bereitſchaft hielt. Faſt auffallender noch wirkt es, daß er ſchon ſehr jung ſich als argwöhniſch und mißtrauiſch bezeichnet, alſo, mit anderen Worten, dem zweifellos äußerſt ſtark in ihm vorhandenen Liebes- und Vertrauensbedürfniſſe ſelbſt einen Dämpfer ſetzte. Von da bis zur eigentlichen Menſchenverachtung, wie ſie in dem „l'homme l'animal méchant par excellence“ des Essai ſpäter ausgeprägt erſcheint, iſt freilich noch ein ziemlich weiter Weg; aber Anwandlungen davon hat er doch ſchon ſehr früh gehabt: nicht ohne Staunen leſen wir in einem Briefe aus dem Jahre 1838, daß er „ſeit langem“ ſchon einen Haß auf die Menſchheit habe! Kein Zweifel, daß er unter Mitwirkung des außerordentlich ſcharfen Blickes, den ihm die eigene edle Art dafür verlieh, deren Schäden und Schwächen beſonders ſchnell auf den Grund blicken lernte. Und wenn ihm dann das Paris des Bürgerkönigtums und zumal der Verkehr mit den toto genere von ihm verſchiedenen Vertretern des Preßgewerbes vielfach Menſchen in den Weg führte, denen er ſeine Achtung verſagen mußte, ſo läßt ſich begreifen, wie durch ſolche Erfahrungen an Mitmenſchen und Pſeudokollegen ſich nicht nur die Neigung zu einer harmloſen Médiſance, der wir faſt bei allen überragenden Genies begegnen, ſondern vor allem auch eine von ihm ſelbſt durchaus erkannte und zugegebene Unverträglichkeit mit dem lieben Durchſchnitt und darüber hinaus gewiſſe Schroffheiten, die fortan bei der Berührung mit allem ihm gänzlich Heterogenen im Leben eine ſtehende Rolle ſpielten, ſich anbahnten und aus-

bildeten. Aber es kann doch nicht ſtark genug betont werden, wie ſehr bei dem ganzen hier zur Erörterung ſtehenden Seelenvorgange das Perſönliche ein Nebenmoment bildet; wie alle die Kleinheiten und Egoismen in der politiſchen wie in der literariſchen Welt den metaphyſiſchen, nicht den empiriſchen Menſchen in ihm abſtießen; wie ſo ganz und gar der Gobineauſche „Peſſimismus", mit dem wir es hier zum erſten Male zu tun haben, ein Unperſönliches, ein Geiſtiges iſt. Wir haben in ihm geradezu den Gipfel der im Vorſtehenden gekennzeichneten Gegenaktion des Verſtandes gegen das Gefühlsleben zu erkennen. In ihm ſelbſt rieſen von Hauſe aus tauſend holde Stimmen des Wahnes verlangend nach Menſchenliebe, nach Weltenwonne; und nur die eine Stimme ertönte dagegen, die Stimme der Wahrheit, die ihn warnte: „Trau den Menſchen nicht!" „Und laß dir ſagen, habe die Sonne nicht zu lieb, und nicht die Sterne!" So iſt ſowohl die Einſicht von der organiſchen Schadhaftigkeit der geſamten moraliſchen Weltordnung wie die von der hiſtoriſchen Degeneration ungewöhnlich früh in ihm zum Durchbruch gelangt. Beides aber, der philoſophiſche wie der hiſtoriſche Peſſimismus, ſind ihm, wie allen echten und großen Vertretern desſelben — und faſt alle unſere tiefſten Geiſter ſind ſolche —, immer nur ein Objekt der reinen, nicht der praktiſchen Vernunft, Ergebniſſe philoſophiſcher Erkenntnis, nicht perſönlichen Erlebens geweſen. Der Mann der praktiſchen Vernunft, des perſönlichen Erlebens kannte, lehrte und verkörperte nur eine Aufgabe: die, jene Erkenntnis zu neutraliſieren, dem Leben des Individuums einen denkbar hohen moraliſchen Wert zu verleihen, auf notgedrungen dunklem Grunde ein Bild in möglichſt hellen Farben aufzuführen.

Es iſt erhebend zu ſehen, wie gerade der tiefen Wahrhaftigkeit ſeines Peſſimismus, des ſchonungsloſen Hinabblickens in die Abgründe menſchlichen Seins, dem jugendlichen Gobineau die volle Glut der Begeiſterung für die höchſten dem Men-

ſchen geſteckten Ziele, das Bekennen zu einem heroiſchen Idealismus entwachſen iſt. Mag immer die Welt, von außen und in ihrer zeitlichen Erſcheinung betrachtet, der ſchärfſten Beurteilung unterliegen, nach ihrer inneren Bedeutung, ihren ewigen Kräften und Möglichkeiten iſt's doch ein anderes; und jeder einzelne, ſoweit er überhaupt an den Aufgaben der Menſchheit mitarbeiten will und kann, braucht nur den Prozeß ſeines Lebens gleichfalls von außen nach innen zu verlegen, jene ewigen Kräfte und Möglichkeiten, von denen ein jeder ſein Teil mitbekommen hat, in ſich auszubilden und ſich auf ſie zu ſtützen, um im Aufblick zum Ideal ſeine Beſtimmung zu erfüllen, ſein Gleichgewicht, ſein „Glück" zu finden.

Gobineau hat uns ſolches vorgelebt.

Er tritt in eine Geſellſchaft, die ihm herzlos erſcheint trotz alles ſcheinbaren Glanzes:

(19 mars 1838): „Au milieu de ce monde élégant et culminant dans lequel je vis, que d'observations j'ai à faire et combien je désespère plus que jamais d'une société qui n'est plus rien que par l'esprit, et qui n'a plus de cœur! Aussi suis-je en opposition avec tous ces braves gens qui font du catholicisme avec du raisonnement et du sentiment à force de blague."

Politiſch widert ſie ihn an, er findet, daß das Zeitalter Juvenals hereinbreche; andere Male fühlt er ſich an das Byzantinerreich erinnert[1]. In der Welt des Geiſtes iſt es kaum beſſer: den Koryphäen der Epoche iſt Ehrgeiz, Eigenliebe alles, das Ideal, die Schönheit nichts (23 juin 1838):

„La chute de monsieur de Lamartine[2] m'a fait de la peine. Moi, qui suis toujours fourré dans le XVI siècle,

[1] Die hierher gehörigen Briefſtellen werden in anderem Zuſammenhange ausführlicher mitgeteilt.

[2] Lamartine, „La chute d'un ange". 1838.

qui ne jure que par ces artistes là, qui ne vois qu'eux, qui passe ma vie au milieu d'eux dans mon cinquième étage, lorsque je descends dans ce siècle-ci, c'est pour voir des hommes, de talent sans doute, mais sans amour pour ce qu'ils font, sans respect pour la Beauté et pour la forme, rongés d'ambition, pétris d'amour propre et attrapant de bric et de broc quelques idées décousues qu'ils campent sur une base vermoulue pour en faire un poème! Ce sont des choses qui me dégoutent tant que si je n'avais l'humanité en haine depuis longtemps je l'aurais pris du coup . . . Sans dévouement, sans amour pour l'art, sans respect pour le beau, qui a jamais créé autre chose que de ridicules et haïssables avortons?"

Da iſt die einzige Rettung, der inneren Stimme zu vertrauen, die uns auf ganz anderen Wegen das Heil verheißt (5 juin 1836):

„Je crois à moi-même. J'ai dans la tête et au cœur quelque chose qui me dit: oui! ma foi! en avant!"

Auf die Gefahr hin, daß es ſcheine, als ob wir Trugbildern nachjagten, haben wir dieſem inneren Berufe treuzubleiben (18 octobre 1839):

„N'allez pas vous récrier, non, que je coure après des chimères; suivre ce qu'on sait une vocation, est un devoir et nous ne sommes peut-être pas sur la terre pour chercher tout le bonheur dans 10000 L. de rente dont je me soucie médiocrement."

In ſeinem damaligen Alter war es vornehmlich der Dichterberuf, der Gobineau zu winken ſchien, und den ihm die Beglückung durch eine edle Liebe noch verklärte. Das „Glaubensbekenntnis", das er in Bezug auf dieſe beiden Ziele dem Vater ablegt, verdient hier ganz mitgeteilt zu werden (5 avril 1838):

„Madame de L. semble me prédire quant à ce qui me concerne peu d'espérance pour l'avenir; elle a tort; c'est la seule chose à laquelle je tienne sur cette terre de misère, c'est le seul mobile de mon ambition et de mes vœux; c'est une chose qui ne peut me manquer ... Je prendrai cette occasion pour te répéter la profession de foi que je t'ai faite à différentes reprises, mon bien bon père, et dont tu ne parais pas assez convaincu. Ma vie se partage en deux buts, en deux désirs qui me dominent tout entier et qui ne donnent place en leur rang, une grande et belle place il est vrai, qu'à l'amour que j'ai pour toi et pour Caroline; cette affection que j'ai pour vous est toute passive; elle existe dans mon sang autant que dans mon cœur; pour la maintenir je n'ai besoin d'aucun effort; aucune lutte n'est obligée autour d'elle; les deux buts sont d'une nature toute différente; la lutte, la patience, les efforts réitérés et sans cesse soutenus voilà ce qu'ils exigent, voilà ce que je me suis bien engagé à supporter et à soutenir. A mesure que j'avance en âge, naturellement le talent en lequel j'ai une confiance qui seule peut me soutenir au milieu des tourmentes de ma vie, augmente, grandit, se fortifie. J'y crois! je crois en moi! et cette pensée qui m'absorbe, me ferait dédaigner toutes les choses de la terre, fortune et honneurs, dans le sentiment que j'ai dans ma conscience d'un devoir plus haut à remplir: celui d'écrire ce que j'ai dans le cœur. Je sais (on m'en avertit) que mon ouvrage [1] quand il paraîtra m'attirera bien des opposants; que les méchants que je frappe, accroupis derrière le lambeau du voile d'une

[1] Es ist nicht sicher festzustellen, auf welches Werk diese Worte sich beziehen.

fausse pudeur, feindront de rougir de la rudesse de l'expression avec laquelle je dévoile les vices du siècle, pour me jeter des injures et de la boue; je n'en frapperai que plus fort et plus profondément. Si je suis un poète, en un mot, j'ai un devoir à remplir et ce devoir, je le remplirai; si je ne suis rien, alors, la situation d'esprit dans laquelle je suis à cette heure sera détruite du moment où j'aurai cette conviction, et je penserai naturellement d'une manière conforme à mon nouvel état. C'est ainsi que tout entier donné par instinct plus encore que par vouloir à une sorte de vocation, je verrais tout avec assez d'indifférence sur cette terre, si l'amour que j'ai pour Amélie, amour qui a déjà vu quatre ans de tourments, de tentations, de faiblesses passer sur lui sans faire autre chose que le grandir et le rendre de plus en plus grave, ne me faisait une loi de chercher à me créer une fortune que tout me prédit que j'aurai, outre cette poésie qui est pour moi; je travaille donc à avoir une position, rien ne me rebute, ni peine, ni soins; le monde que je vois m'attire moins par ses plaisirs dont je suis peu friand en général quoique je m'y amuse, que par ce besoin d'ambition. Après tout ce plaidoyer, tu dois comprendre, mon bon père, que les embûches du monde et les pièges séducteurs ne peuvent avoir que peu de prise sur moi et que j'ai trop de choses à penser, la tête et le cœur trop pleins, pour me laisser longtemps séduire par quelque chose qui pourrait me détourner de ma route."

Ein anderes Mal erwidert er dem Vater ganz im gleichen Sinne auf dessen Vorwurf mangelnden Vertrauens:

(22 juillet 1839): „Il n'est que deux choses au monde qui m'intéressent et dont je suis prêt à devenir martyr: mon amour et la poésie. En ai-je ouvert la bouche

autrefois, tu m'as appelé romantique . . . dans ta manière de voir tu as sans doute raison . . . je comprends parfaitement que tu ne croies pas à ma stabilité de volonté; que je ne sois pas aigri ni fâché le moins du monde de ton incrédulité pour une passion qui jusqu'ici n'est prouvée que pour moi; mais cela fait que je ne peux pas te confier des pensées que tu ne sentirais pas comme moi, ou de la manière dont je voudrais que tu les sentisses. Je ne me formalise pas; mais je me tais et j'attends. Il en est de même pour ma poésie. Je sais que tu ne me crois pas de talent . . . T'en blâmerai-je, ou puis-je en être blessé? Sur ma parole, et en toute vérité, pas le moins du monde. Je n'ai rien fait encore. Je n'ai rien prouvé, rien montré; qu'un ami sur ce que je dis ou sur ce qu'il voit de moi, croie à moi, c'est une preuve de tendresse et j'en suis d'autant plus profondément touché que, je l'avoue avec douleur, je n'y ai encore à l'âge que j'ai aucune espèce de droit. Mais en accordant tout cela, je n'en sens pas moins, moi et dans moi-même, que plus ou moins, je suis quelque chose. Je consens que les autres n'y croient pas, tant que je ne les y ai pas forcés, mais je ne puis pas n'y pas croire si je veux faire quelque chose, et quand cette foi est sur le point de m'échapper, ce qui malheureusement m'arrive trop souvent, je me cramponne à elle de toutes mes forces. En un mot, je ne suis pas fâché qu'on ne me suppose pas de talent; mais à qui ne me croit rien, je ne peux parler de rien. Irez-vous parler des douceurs de l'Eucharistie, vous Chrétiens, et de l'espèce de lien que ce sacrement établit entre Dieu et vous à des incrédules? Et pourquoi donc voudriez-vous que moi poète, je vous fasse part de ce que je peux sentir de plus sacré et de plus vivifiant dans mon âme

pour vous faire sourire? Ce que je te dis là, mon bon père, sera sans doute considéré par toi comme un modèle d'orgueil; mais va, l'orgueil que voici est peut-être du courage, puissé-je un jour te le prouver!"

Immer wieder betont er die Schutzwehr, die jenes ihm Heiligſte den Verlockungen des Lebens gegenüber für ihn bilde:

(12 juin 1838): „Tu appuies sur une nouvelle passion avec beaucoup de malice, ma chère petite sœur; tu as tort; j'ai des choses plus sérieuses que cela dans la tête; mon avenir d'homme, mon avenir d'artiste surtout, dominent trop mes pensées pour que j'aie à les dépenser dans une agitation de vie frivole qui ne va ni à mes prétentions ni à mes désirs. Ainsi donc, plus un mot là dessus."

Vorausſetzung iſt dabei immer, daß dem Ideale ganz um ſeiner ſelbſt willen gedient werde, daß jeder Gedanke an Vorteil, Gewinn, ja Erfolg dem echten Dichter fernbleibe. So ſchreibt er an den Vater:

(16 janvier 1844): Tu me parles de mon livre (Don Juan) et tu me souhaites autant de succès et d'argent que j'en peux désirer. Je te remercie de tes vœux, mais tu n'es pas du tout dans mes idées en m'exprimant tout cela. Mon Don Juan va paraître dans 15 jours au plus tard . . . Pas un mot d'annonces ni de réclame ne sera mis par moi dans les journaux; je n'en donnerai même pas un exemplaire à la Quotidienne, sinon par politesse à deux ou trois rédacteurs, avec prière de ne rien écrire sur mon livre. J'ai l'horreur de ce tripotage de journaux autour d'une œuvre d'art qui, à mon sens, ne saurait jamais être trop pudique ou trop orgueilleuse, comme tu voudras. Faire des vers, n'est pas mon métier, mon métier c'est d'écrire de la politique: ainsi j'aban-

donne donc parfaitement toute idée ou volonté de tirer de l'argent de Don Juan. Je l'ai fait purement, honnêtement et pour moi; il est de trop bonne maison pour se soucier de ce que les sots pensent de lui et le succès que je lui souhaite est déjà fait. Tu vois que tu as un fils assez passablement paysan du Danube; mais je crois qu'on ne fait sérieusement toute œuvre d'art qu'avec des sentiments détachés du monde et du désir du succès."

Einzig in der Betätigung ſolcher Geſinnungen kann der Innenmenſch dann endlich auch etwas wie „Glück" im Leben finden, wenn dies auch nie ein ſolches ſein kann, wie die Welt es verſteht — was er aber auch nie ſuchen oder erwarten wird — (31 octobre 1839):

„Quant à la question que tu me fais si je suis heureux, je t'avoûrai qu'elle m'embarrasse en ce sens que je n'en comprends pas précisément la portée et la direction; si tu parles ce que tu appellerais suivant le monde, je te répondrai que j'ai plus de consolations que beaucoup d'autres, attendu que je suis plein de vie, de jeunesse, d'espérance et de résolution, mais que fortune, gloire, affections me manquant un peu, je ne saurais me dire heureux. Si, au contraire, c'est spirituellement que tu entends la question, je te répondrai que la poésie est un culte pour moi, que je n'ai jamais fait tort à personne ni à mon honneur, que j'ai mille buts qui me remplissent l'âme, par conséquent que je suis aussi parfaitement heureux qu'il est donné à une organisation humaine de l'être; peut-être la franchise complète et sans recours de ma déclaration, en choquant quelque système, te paraît-elle étrange et impossible; si cela est, je te donnerai un moyen de te mettre la conscience en repos, moyen bien connu de tous les *gens à parti pris:* nie ce que j'avance

et dis moi que je me fais illusion. Avec cela on ne peut manquer d'avoir toujours une ferme confiance dans la vérité."

Eines aber hat ein Mann von Gobineaus Art in jedem Falle vor den meiſten Weltkindern voraus, als ganz von ſelbſt ſich einſtellenden Lohn, ja gewiſſermaßen als einen Beſtandteil ſeiner Erfaſſung und Auskoſtung der Welt von innen heraus: das iſt der Humor, die echte Heiterkeit, der unerſchöpfliche Frohſinn (24 novembre 1840):

„Rien de nouveau du reste; l'existence monotone et triste d'un homme qui n'avance ni ne recule. Quand je dis triste c'est pour les faits; car pour moi, tu me connais un fond de jovialité à toute épreuve."

Auf nichts in Gobineau können ſich diejenigen, welche durchaus einen Gascogner aus ihm machen wollen, mit anſcheinend mehr Recht berufen, als auf die Weiſe, wie dieſer Zug in ihm Geſtalt gewonnen hat. In der Tat, das Witzemachen war ihm zur anderen Natur geworden; aus den frühſten Kundgebungen, die wir von ihm beſitzen, lugt ſchon der Schalk hervor, und er iſt ihm treu geblieben und hat noch aus ſeinem Auge geblickt, kurz ehe dieſes im Tode brach. Wenn wir ferner erfahren, daß er in eben dieſer letzten Zeit immer eine Vorliebe für die fliegenden Blätter bewahrt habe, ſo dürfen wir mit nicht minderem Recht ſagen, daß er einer von deren eifrigſten Mit- (oder Vor-)arbeitern geweſen ſei, lange ehe ſie noch gegründet waren. Es könnten hier, ſelbſt wenn wir es verſuchen wollten, doch nur einige ſchwache Proben ſeines Witzes aus dem täglichen Leben, wie er ſich eben in der Korreſpondenz niedergeſchlagen hat, gegeben werden: beſſer jedoch, man läßt dieſe ganze Überfülle bald graziöſer, bald burlesker Einfälle und Scherze eines Tages an Ort und Stelle, im Geſamttext der durch ſie nicht am wenigſten gewürzten

Korreſpondenz verteilt, ihre Wirkung tun, falls es ſich nicht etwa gar als tunlich erweiſen ſollte, dieſen Gobineau (wäre es auch nur für einen intimeren Kreis) ebenfalls einmal in einem Sonderbüchlein feſtzuhalten, wofür man allerdings die Berechtigung leicht daraus hernehmen könnte, daß bei all dieſem tollen Spuk doch ſo viel vom Feinſten des Gobineauſchen Geiſtes, ſo viele wirkliche Geiſtesblüten mit unterlaufen, daß ſie für ſein Charakterbild auch rein für ſich in hohem Maße in Frage kommen.

Nicht als wäre er ſelbſt etwa jemals wähleriſch oder auch nur ſich irgend eines anderen als der Befriedigung einer Augenblickslaune bewußt geweſen, wenn er ſeine Witze ſäte. Aber was einem Manne wie Gobineau in ſolchem Reichtum entſtrömt — und es iſt dieſer nun einmal charakteriſtiſch für ihn, mag es Liebe, Ideen, künſtleriſches Schaffen, Schwänke heißen —, hat in ſeiner Geſamtheit, wie am Ende auch in ſeinen Einzelerſcheinungen, organiſche Bedeutung. Es iſt ein Hauptzug ſeines Weſens, und es muß uns alles daran gelegen ſein, dieſen ſeinem Geſamtweſen erklärend einzugliedern.

Es iſt gar nicht ſelten, daß auch verhältnismäßig ernſtere Geiſter ſich im Witz, im Humor gleichſam ein Ventil ſchaffen, um durch die verzehrende Heftigkeit ihrer ernſten Gedanken nicht ſozuſagen apoplektiſch bedroht, zerſprengt zu werden. In dieſem Sinne darf man ſogar ſagen, daß ſelten große Geiſter ganz ohne Witz auskommen werden, der ſich denn auch in den allerverſchiedenſten Graden in deren Reiche verteilt findet. Aber ein oberflächlicher Blick auf Gobineaus Korreſpondenz, das Herausgreifen eines beliebigen Beiſpiels[1] wird uns darüber be-

[1] Wie etwa der Aufzählung deſſen, was er bei einem Beſuche in Redon alles anzuſtiften gedenkt: da ſchnurrt er wie ein Kater, jagt, ſtranguliert Caroline, „bläſt den Vater an“ — eine Methode, die er vom Könige Seſoſtris gelernt haben will, der ſeinen Generalſtatthalter ſo „angeblaſen“ habe —, „peroriert“ mit Diane (dem Jagdhund), predigt,

lehren, daß die über ſein ganzes Leben raketenartig verſprühten Witze, alle dieſe unglaublichen Tollheiten und Übermutsregungen zwar einen verwandten, aber doch auch wieder einen anderen Urſprung haben, jedenfalls weit tiefer in ſeinem Innern wurzeln. Sie ſind in ihrer unerſchöpflichen Fülle nicht nur das unmittel-

---

ſingt Kyrie Eleison ꝛc. ꝛc. Die Zahl der Streiche, die Gobineau in und außer dem Kreiſe ſeiner Scelti begangen haben mag, iſt gewiß Legion geweſen, wenn auch nur die wenigſten biographiſch haben feſtgehalten werden können, wie etwa der folgende: Sein Freund Hercule de Serre war eines Tages zum Hofball in die Tuilerien befohlen worden, wo er nicht ohne einen Bedienten erſcheinen konnte, der ihn aber im Stiche ließ. Die Zeit drängte, es lag Gefahr vor, daß Hercule um ſeinen Ball käme, wenn nicht Gobineau kurz entſchloſſen eingeſprungen wäre und den ganzen Abend als ſein Bedienter im Vorzimmer zugebracht hätte. Unendlichen Spaß bereitete es ihm auch, ſich gelegentlich à la Harun al Raſchid unter das Volk zu miſchen und ſich, ohne daß dieſes etwas von Ironie merkte, auf ſeinem Niveau mit ihm zu unterhalten und daran zu beluſtigen. Er vermochte bei ſolchen Gelegenheiten immer ernſt zu bleiben, während die Kameraden vor Lachen ſich verziehen mußten. Wir danken dergleichen Erlebniſſen die klaſſiſchen Schilderungen des niederen Volkes in vielen ſeiner Werke.

Wie er für die Scelti Zuccarelli war, ſo paradierte er vor den Seinigen gern als „le vicomte de Fanfreluche“ (etwa „Herr von Kinkerlitz“), „ex-écuyer des chiens caniches de la chambre de S. A. R. M. le Comte de Provence“. Die Fiktion der Stellung beim Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) wird öfter mit perſiflierenden Ausfällen auf jenen durchgeführt; z. B. 22. Mai 1843, wo u. a. auch erzählt wird, daß er, als ihm eine Taſſe Kaffee angeboten worden, die eines Sohnes des h. Ludwig würdige Antwort gegeben habe: „Fi donc, c'est la boisson de Voltaire!“ Einmal enthält auch ein Brief ein (Karikatur-) „portrait inédit“ des Grafen von Provence, in dem Augenblicke, da er Napoleons Uſurpation erfährt. Zeichneriſch hat ſich Gobineaus Übermut überhaupt manches Mal entladen, und daß er eine ſtarke ſatiriſche Ader beſaß und Leuten, auf die er's abgeſehen oder gegen die er ſich zu wehren hatte, gelegentlich gründlich eines zu verſetzen wußte, verſteht ſich bei ihm als Genie wie als Franzoſen von ſelbſt.

bare Seitenstück zu dem überquellenden Reichtum seines geistigen Schaffens, nicht nur der instinktiv notwendige Rückschlag seiner exzessiven Ideenproduktion: es ist geradezu eine und dieselbe Lebenskraft, welche beide Äußerungen erzeugt, ein und dasselbe Fluidum, welches wie in zwei kommunizierenden Röhren emporsteigt.

Hierauf beruht es nun aber auch, daß Gobineaus Witz — und hier endet der Gascogner — nicht allein in seinem Geiste, sondern auch in seinem Gemüte stark verankert ist. Er steigert sich in unzähligen und unmerklichen Übergängen vom allereinfachsten, wahllosesten calembourg und Wortspiel bis zur beziehungsreichsten Symbolik des Humors; er scherzt über tragische Abgründe hinweg, aber er erhellt auch die Wonne- und Weidegründe des Daseins. Er durchzieht wie ein goldener Faden das gesamte Geflecht seiner Lebensbeziehungen; er ist dem Menschen wie dem Dichter ein unentbehrliches Ausdrucksmittel. Wie nichts anderes, leitet er, im Bunde mit dessen reicher Phantasie, aus der Dichtung ins Leben und aus dem Leben in die Dichtung hinüber; er vermittelt und verkörpert deren ideelle Einheit. Die ernstesten Dinge, Heimat, Liebe, kindliche, brüderliche, Freundes-Gefühle werden fast grundsätzlich in ein scherzhaftes Gewand gekleidet und verlieren doch darum nichts an Innigkeit, noch an Tiefe, eben weil auch diese Scherze so gut wie die ernsten Gedanken ihres Urhebers aus dem Herzen kommen. In dieser seiner rosigen Beleuchtung wird jeder, der ihn selbst liebt, nun beispielsweise auch sein Heim, samt allen Insassen, doppelt lieb gewinnen. Eine bevorzugte Einkleidung bildet dem Verehrer der alten Zeiten die feudale (: „Mes sentiments féodaux à tous nos très [Lücke im Original des Briefes] vassaux, manants et gens de la glèbe"), die im Verkehr mit den Dienstboten immer wiederkehrt. Diesen letzteren, in deren Fühlen und Erleben er sich immer mit der vollkommensten Objektivität zu versetzen wußte, hat er in ständig ihnen gewidmeten

Rubriken beſonders viel von ſeinem Witze, das heißt in dieſem Falle beſonders zweifellos: von ſeiner Liebe, zuteil werden laſſen, wie denn ja auch ihm dieſe treuen Seelen die ihrige bis zum letzten Atemzuge bewahrt haben und ſchon darum allein verdienen in unſerer Erinnerung fortzuleben. Einzelne von ihnen ſtehen, nach ſeinen Briefen, kaum minder lebensvoll vor unſeren Augen, als wären ſie Geſtalten ſeiner Dichtung: die gute, alte Louiſon, treu wie Gold[1], aber mit einem bretagniſchen Querkopf begnadet, leicht aufgeregt und herausfahrend, eine „Lady tempête“, in der die Aquinoktialſtürme vor der Zeit toben, der beim ſchönheitsſchädigenden Verluſt eines Zahnes der Troſt geſpendet wird: „dis à Louison que je déplore la perte de sa dent, mais que la beauté de l'âme est le seul don précieux“, deren Liebes- und Heiratsaffären — „les Amours de la belle Louison et du séducteur Boulanger“ — durch alle Stadien mit Gloſſen und weiſen Räten begleitet werden, indem Gobineau ſie dem unvermeidlichen Geſchick, ſchon nach acht Tagen von ihrem Gemahl geprügelt zu werden, aus allen Kräften zu entreißen trachtet; oder auch der kleine Julien, ſein Zukunfts-Caleb oder -Leporello, von Hauſe aus ein Prachtskerl, aber gelegentlich doch vom böſen Zeitgeiſt angeſteckt, mit ſubverſiven Anwandlungen behaftet, daher der „Apoſtat“ genannt, weil vom Pfade der Tugend weichend.

Und noch eine Geſellſchaft darf hier endlich nicht fehlen, nicht nur darum, weil ſie x mal brieflich mit den Dienſtboten wild durcheinander gegrüßt und geküßt, ausdrücklich der „livrée“ einverleibt wird (einmal wird ſogar Julien in den einen, Osman, der Jagdhund, in den anderen Arm ge-

[1] „Je l'aime toujours de tout mon cœur“, heißt es noch in einem Briefe der letzten Jahre, und wie furchtbar auch immer das Leben ihm mitſpielen mochte, für ſie oder ihr Töchterchen, ſein Patchen, hat er immer ein freundliches Wort.

nommen), ſondern weil ſie unter dem tieferen, inneren Bezuge mit jenen unbedingt zuſammenfällt, daß dem Betrachter und Kenner des Lebens angeſichts der Unſchuld, der Harmloſigkeit, der Wahrhaftigkeit, die alle dieſe Geſtalten ihm verkörpern, das Herz aufgeht und dieſe Herzensfreude alsbald in Späßen ohne Ende ſich Luft machen muß: das ſind die Tiere — ein Kapitel, dem man allein ein ganzes Bändchen widmen könnte, da Gobineau wohl zweifellos einer der größten Tierliebhaber geweſen iſt, die es je gegeben. Hier kann allen den guten Geſchöpfen nur ein kurzes Gedenkwort gewidmet werden: vor allem den Jagdhunden, Ginès, der „Blüte der bretoniſchen Renner", der alten Diane, Cyrus und ſeinem Bruder Porus, Osman (Kara-Oglu emphatiſch zubenannt), aber nicht am letzten auch dem Pudel Pyrame, von dem der Oheim ſich zu Gunſten des Bruders getrennt hatte und nun heftig zu hören verlangte, wie wir aus einem brieflich erhaltenen ſcherzhaften Gedichte Arthurs erſehen. Dieſer hatte das Tier perſönlich nach Redon überbracht und war dabei unterwegs mit braven Miſſionaren zuſammengetroffen, die im Begriffe ſtanden hinauszuziehen, um den Kannibalen Ozeaniens das Chriſtentum zu predigen: ein Begegnen, das ihm nach Jahren, da Pyrame inzwiſchen alt und taub geworden, als Reminiſzenz wiederkehrend, die philoſophiſche Betrachtung eingab: „Plusieurs probablement auront été mangés depuis. Ce que c'est que de nous. L'un devient ambassadeur, l'autre sourd, le troisième passe gigot ou beefsteak! O vanitas vanitatum!"

Neben die Hunde des Vaters treten die regelmäßig nicht minder zärtlich gegrüßten und geküßten Katzen der Schweſter. Es ſcheint, als ſeien ſie gelegentlich zum Streitobjekt zwiſchen Vater und Tochter geworden, wenn es ſich darum handelte, eine „abzuſchaffen", da Gobineau einmal ſcherzhaft ſchlichtend eingreift: „Pour le chat, je crois qu'il serait temps de le

faire passer au tribunal de salut public et de le livrer aux fureurs révolutionnaires de mon bon père.“ Als aber eine andere einmal einer Lieblingsente nachtrauert, ſchreibt er: „Sa douleur sur la perte de mon canard l'honore. Le cœur est si supérieur à l'esprit!“

Wenn dann in einem Trauergedicht auf den Tod dieſer Ente:

„Il a péri ce canard adorable
Qui consolait mes plus vives douleurs,
Il est là bas enterré sous le sable
Où je voudrais le noyer de mes pleurs,
Et le tambour ne le réveille plus!“

zweifellos der ſcherzhafte Ton vorwiegt, ſo muß doch zugleich beherzigt werden, daß dies ein Scherz iſt, der ernſtes birgt, wie alle Kundgebungen, in denen Gobineau auf Eindrücke aus der Tierwelt ſich rückäußert. Die Tiere waren ihm eben beileibe nicht nur ein tändelnder Zeitvertreib, ſondern ein Stück Leben, Gegenſtände herzlichſter Zuneigung, vertraute Kameraden und Geſpielen. Sie ſind ihm namentlich auch immer Tröſter und Banner von Geſpenſtern geweſen: ein Papagei ſpielte dieſe Rolle in Paris, wenn dem Jungen die Gläubiger zu ſtark aufrücken wollten, ein Papagei hat ſie ſpäter in Stockholm geſpielt, als ganz anders dunkle Dämonen in das Leben des Alten eingedrungen waren.

Wir können, im Hinblick auf das hiermit abgeſchloſſene Charakterbild, nicht dankbar genug dafür ſein, daß ein gütiges Geſchick uns in Gobineaus Jugendbriefen ein geradezu erſchöpfendes Material erhalten hat, aus dem ſich ein ſolches gewinnen ließ. Ganz von ſelbſt erweckt es freilich den Wunſch, auch die leiblichen Züge, die ihm einſt entſprochen haben, ebenſo deutlich uns vor Augen geführt zu ſehen. Leider iſt dies nicht in befriedigender Weiſe mehr möglich; die erhaltenen photographiſchen Wiedergaben (nebenbei bemerkt, ebenfalls meiſt

ungenügend) entſtammen ſpäteren Jahren[1]. Ary Scheffer hat Gobineau nicht, ſondern nur ſeine Frau gemalt; Germann Bohn aber, der als einziger uns das Bildnis des Jugendfreundes feſtgehalten hat, war ſeiner eigenen Art nach dieſem zu heterogen, um hier auszureichen, und alle Liebe und Bewunderung vermochte da nichts, wo das kongeniale Begreifen fehlte. Der „vulkaniſche" Zug in Gobineau war ihm unheimlich, ſo hat er mehr den „unbewußt lieblichen" hervorgekehrt, über den er ſich noch in ſeinen ſpäteſten Tagen gegen den Verfaſſer geäußert hat, den wir aber in ſeinem Porträt nach ſeiten der ſtürmiſch vorwärtsdrängenden Kraft, welche dieſer menſchlichen Hülle innewohnte, nachdrücklich in unſerer Vorſtellung werden ergänzen müſſen. Alles in allem haben wir uns wohl mit der Erkenntnis abzufinden, daß das zutreffendſte Bild des jungen Gobineau doch immer nur in unſerem Innern fortleben wird.

[1] Auf deren durchgehende Mangelhaftigkeit deutet Gobineau ſelbſt hin: an Keller, 22. Januar 1868.

Jugendbildnis Gobineaus nach G. Bohn.

Fünftes Kapitel.

Vermählung und neue Freunde.

Wir gedachten ſoeben einer Perſönlichkeit, die mit den letzten Jahren der Pariſer Zeit in Gobineaus Leben trat und die, da ſie in dieſem eine entſcheidende Hauptrolle geſpielt hat, noch eine eingehendere Aufmerkſamkeit von uns beanſpruchen darf, ehe wir unſeren Helden auf ſeinen weiteren Wegen begleiten: es iſt dies ſeine Gattin.

Gabrielle Clémence Monnerot[1] entſtammte einer alten, durch die Revolution ruinierten Familie der Saintonge und war — im gleichen Jahre wie Gobineau — geboren auf der Inſel Martinique, wohin ihr Vater, François Monnerot, ausgewandert war. Nach deſſen Tode kehrte die Mutter nach Frankreich zurück und ließ der Tochter in Paris eine ſehr ſorgfältige Erziehung geben.

Gobineau ſelbſt ſchreibt über ſeine Braut an die Seinigen (Auguſt 1846): „. . . elle est grande et d'une taille sans pareille, très délicate et très fine. Elle est fort brune avec de beaux yeux noirs, des cheveux noirs et des dents comme l'ivoire. Elle est très gaie, gaie comme une personne sérieuse doit être et a infiniment d'esprit. . . . Le père de sa mère avait eu l'honneur de servir avec Mr de Grasse et Mr le bailli de Suffren. Je ne doute pas assurez-vous

[1] Monnerot des Tourelles nennt ſie Gobineau in einer (im Text angeführten) Briefſtelle; Monnerot de Sèves ihre Tochter, Madame de Guldencrone, in Aufzeichnungen über ihren Vater.

que mon mariage ne soit le commencement d'une nouvelle ère pour notre famille. Mademoiselle Clémence est une personne sérieuse et réfléchie qui prendra sa part de tous mes projets d'avenir pour mon nom et ceux qui le porteront après moi."

Eine ungewöhnlich vornehme Haltung, eine hohe Eleganz und Feinheit des äußeren Auftretens, verbunden mit einer nicht gewöhnlichen Intelligenz, ja einer — durch reiche Bildung gestützten — geistigen Überlegenheit, werden ihr auch von anderer Seite nachgerühmt: Eigenschaften, die ihr denn auch die in Frankreich so besonders hochgeschätzten gesellschaftlichen Triumphe mannigfach eingetragen und ihr nicht nur die jungen Freunde, sondern auch später mehrere, zum Teil weit ältere, Kollegen ihres Gatten als Verehrer zu Füßen gelegt haben.

Gobineau heiratete sie, von finanziellen und anderen Schwierigkeiten aller Art umdrängt, im September 1846[1], so ziemlich gegen den Willen von aller Welt. Es gehörte eine Art von Tollkühnheit dazu, diese Verbindung durchzusetzen, zu erklären nur aus der Mischung von Liebesrausch und romantischer Ritterlichkeit, die ihn damals erfüllte. Nach seiner Gewohnheit aber übertäubte er alle Sorgen und Bedenken seines Innern durch äußere Heiterkeit, und am 19. September konnte er den Seinigen berichten: „Notre union a été la chose la plus joviale du monde jusqu'à la fin. . . ."

Die dunkeln Wolken der äußeren Sorgen verzogen sich mit den Jahren, die aufsteigende Laufbahn Arthurs erhellte seinen Lebenshorizont nach dieser Seite, und auch die Ehe der beiden gestaltete sich dementsprechend zu einer auf lange Zeit ungetrübten. Es hätte wohl eines Herz- und Nierenprüfers bedurft, um damals schon auf dem Grunde die Keime eines

[1] Das Dokument der Ziviltrauung ist vom 10. September. Kirchliche Trauung anscheinend einige Tage später.

tieferen Zwieſpaltes vorgebildet zu ſehen; jedenfalls muß hier für jetzt ausdrücklich feſtgeſtellt werden, daß erſt nach reichlich zwei Jahrzehnten die erſten Symptome eines ſolchen nach außen zu Tage traten oder doch wenigſtens die erſten Töne, die ihn uns vernehmlich zum Ausdruck bringen, erklungen ſind.

Die halb ſcherzhaften Worte des Neuvermählten „nous faisons l'admiration de tous les gens de goût“ haben jedenfalls ein gut Teil Wahrheit noch lange Zeit nachher behalten. Die äußeren wie die geiſtigen Vorzüge des ſtattlichen Paares erregten viel Bewunderung und boten dieſem auch ſelbſt Anlaß zu gegenſeitiger Bewunderung. Madame de Gobineau konnte ſich ſonnen in der Gunſt und den Ehrungen der Kreiſe, in welche die Geſchicke des Gatten im Vaterlande wie draußen ſie führte, und in denen ſie vielfach faſt wie eine Herrſcherin ſich bewegte. Gobineau war, zeitweilig wenigſtens, darauf kaum weniger ſtolz als ſie ſelbſt. Aber auch über dieſe vergänglichen Erfolge hinaus hat in jenen erſten Zeiten die Verbindung mit Clémence Monnerot ihm unbeſtreitbare Werte eingetragen. Nicht nur, daß letztere bei der Neugeſtaltung ſeiner ökonomiſchen Verhältniſſe in hervorragender und, ſolange die Not im Hintergrunde winkte, zweifellos günſtiger Weiſe beteiligt war — wie denn Gobineau, je mehr die an ihn herantretenden Arbeitsanſprüche ſich häuften, deſto mehr ihr dieſe eine Seite ihrer gemeinſamen Exiſtenz ganz überließ —, auch ihre ganze geiſtig hervorragende Veranlagung iſt ihm gerade darum, weil ſie ausſchließlich auf Verſtandeskräften beruhte, in vielen Lebenslagen zu ſtatten gekommen. Es gilt dies zunächſt von ſeiner amtlichen wie geſellſchaftlichen Laufbahn; aber auch auf dem geiſtigen Felde iſt ihm ſeine Gattin viele Jahre eine gewiſſenhafte und eifrige Mitarbeiterin, vornehmlich an ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken, geweſen. Er teilte ihr dieſe gemeiniglich während ihres Entſtehens mit, wobei ſie dem gewohnheitsmäßig rapid Arbeitenden manche

ſtiliſtiſche Verbeſſerung an die Hand gegeben hat, die er dankbar annahm. Die Korrekturen mehrerer größerer Werke hat ſie mit einer Sorgſamkeit geleſen, deren er nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe ſelbſt nicht fähig geweſen wäre, und die es bedauern läßt, daß ſie nicht ſchon für das wichtigſte: den Essai, der nach dieſer Seite ſchmählich zu kurz gekommen, auf den Plan getreten iſt. Nicht am wenigſten endlich wollen wir es ihr danken, daß ſie zu den beiden Reiſewerken „Trois ans en Asie“ und „Voyage à Terreneuve“ ganz unmittelbar die Anregung gegeben, ja ſie gewiſſermaßen durchgeſetzt hat.

Durch die Verbindung mit Clémence Monnerot iſt auch der intime Freundeskreis Gobineaus um zwei neue Glieder vermehrt worden, indem zu Hercule de Serre und Germann Bohn jetzt ſein Schwager Jules Monnerot und der Baron Adolphe d'Avril, ein naher Verwandter und brüderlicher Freund ſeiner Gattin, hinzutraten. Erſterer, ſpäter Direktor einer hervorragenden Verſicherungsgeſellſchaft, „La Nationale“, war von Gobineau wegen ſeiner Rechtlichkeit und Herzensgüte wie wegen der Originalität ſeines Geiſtes und ſeiner ehrlichen Bewunderung für ſein eigenes Genie beſonders geſchätzt. Er verdankte ihm manchen guten Rat und Beiſtand in praktiſchen Dingen und konnte bei dem ſtets gutmütigen und heiteren treuen Freunde ſeiner ausgelaſſenen Laune frei die Zügel ſchießen laſſen. D'Avril hat ſich, wie Gobineau ſelbſt, der diplomatiſchen Laufbahn gewidmet, auch über die Länder, in welche dieſe und ſeine Reiſen ihn führten, mehrfach in Büchern Bericht erſtattet. Er war eine ruhige, ernſte Natur, von liebenswürdigen und ſanften Formen und altfranzöſiſcher Vornehmheit. Hochbetagt ſtarb er erſt vor zehn Jahren. Alle vier jungen Männer, die man die erſten Gobiniſten nennen kann, vereinigte eine faſt an Kultus grenzende Verehrung für ihren großen Freund, deſſen Überlegenheit ſie ſich rückhaltlos beugten und hingaben, an deſſen Zukunft ſie glaubten, auch

als dieſe draußen noch niemand ahnte. Der Essai zumal hat zuerſt in dieſem kleinen Kreiſe ſein Echo gefunden.

Es ſchien angezeigt, im vorhergehenden ſchon einige Blicke in dieſe Zukunft vorauszuwerfen. Jetzt aber haben wir zu dem Schaffen und Ringen älterer Zeiten zurückzukehren und zunächſt die politiſche Tätigkeit Gobineaus, dann ſeine literariſche und künſtleriſche während der Pariſer Jahre ins Auge zu faſſen.

Drittes Buch.

Tätigkeit der Pariſer Jahre.

Erſtes Kapitel.

Das Julikönigtum.

Wir haben in der Jugendcharakteriſtik Gobineaus ſchon auf einzelnes hinzudeuten gehabt, das nur aus den Zeiten und Zuſtänden des Julikönigtums ſich erklären läßt; jetzt müſſen wir letztere nach ihrem ganzen Geiſt und Art noch etwas näher, und zuſammenhängend, ins Auge faſſen, weil die Eindrücke jener Epoche nicht nur für ſeine politiſche Betätigung während und nach derſelben, ſondern für ſeine ganze Welt- und Lebensanſchauung und auf immer beſtimmend geweſen ſind. Und wiederum kann man die Julimonarchie nur begreifen in ihrem Erbverhältnis wie in ihrem Gegenſatze zur Reſtauration. Gerade dieſer Gegenſatz läßt das faſt einmütig abſprechende Urteil, das die Julimonarchie lange Zeit in Frankreich, und faſt mehr noch und bis auf den heutigen Tag bei uns, gefunden hat, und gegen welches einzelne Rechtfertigungsverſuche kaum haben aufkommen können, erſt im rechten Lichte erſcheinen.

Faſt noch einmütiger iſt nun ja das Lob, das der Reſtauration, als einer der glorreichſten und ſchönſten Zeiten der franzöſiſchen Geſchichte, geſungen worden iſt[1]. Und zwar nicht

[1] Das Hauptwerk über die Reſtauration iſt Viel-Caſtel, „Histoire de la Restauration“, 20 Bände, 1860—1878, ein gediegenes, aber ſchwerfälliges und heute nur noch für den Spezialforſcher wertvolles Buch. Von deutſchen Darſtellungen verweiſe ich auf Treitſchkes „Frank-

etwa nur von den Nachfahren, den laudatores temporis acti: nein, die Mitſpielenden, die Beſten der Wirkenden und Schaffenden von damals, ſie haben als erſte den Lobgeſang angeſtimmt, den wir Heutigen noch, ſtaunend ob der Fülle von Leben, die einem Volke in kaum zwei Jahrzehnten entquellen konnte, einfach zu wiederholen haben. Gleichviel dabei, ob wir, wie die einen, von einem Frühling, einer neuen Jugend, oder, wie die anderen und vielleicht richtiger, von einem Spätſommer, einer Nachblüte franzöſiſchen Lebens reden wollen: einig ſind ſich alle Urteilsfähigen darin, daß in jenen Jahrzehnten der Zenith des neueren Frankreich zu erblicken ſei. Nicht als hätte es auch damals an dunklen Schatten auf dem Bilde, dem politiſchen zumal, gefehlt — wie hätte es auch anders ſein können in einem Lande, das die Greuel des Konvents und die Bürgerkriege der neunziger Jahre geſchaut hatte! —, aber ſie traten zurück da, wo alles das Licht wollte, wo alle guten Franzoſen ſich einten und anſpannten, um nach außen wie nach innen nicht ſowohl blendende Triumphe als Erfolge und Errungenſchaften von bleibendem Werte zu erzielen. Das Gute der Revolution lebte fort in einem jungen, friſchen Geiſte, einem ſchwungvollen Idealismus, der nicht nur der jugendlichen Gruppe der Liberalen zu eigen war — die freilich damals ihre reichſten Blüten zeitigte —, ſondern anſteckend von einer Partei auf die andere hinüberwirkte und beiſpielsweiſe im Philhellenentum eine ſeiner ſchönſten Blüten trieb. Die

---

reichs Staatsleben und der Bonapartismus“ (Hiſtoriſche und politiſche Aufſätze N. F. Bd. I, Leipzig 1870) S. 74 ff., und die Einleitung von Karl Hillebrands „Geſchichte Frankreichs von der Thronbeſteigung Louis Philippes“ Teil I, Gotha 1877. Sehr viel Gutes zur Charakteriſtik der Reſtauration findet ſich auch in dem unten näher zu behandelnden Werke von Thureau-Dangin über die Julimonarchie (T. I p. 74. 286. 289 ss. 326. u. ö). Vgl. ebendaſelbſt T. VI p. 60 die Worte Tocquevilles über die Reſtauration.

Freiheit, eine Phraſe gleichermaßen unter den Orgien der Schreckensmänner wie unter dem Deſpotismus Napoleons, war zum erſten Male eine Wirklichkeit geworden, und ihre Vorkämpfer aller Lande gingen bei den damaligen Franzoſen in die Lehre. Daß dieſe ſie immer von neuem gegen die Torheiten der Ultras, gegen die Umtriebe der Prieſter und Emigranten zu verteidigen hatten, hat ſie auf die Dauer nur gefeſtigt. Erſtaunlich ſchnell hob ſich das niedergeworfene Land, ward die ſchwere Kriegsſchuld abgetragen, die Finanzen geordnet, Heer und Flotte auf eine achtunggebietende Höhe gebracht, ſodaß es nicht allzulange dauerte, bis Frankreich auch in der auswärtigen Politik wieder bedeutendes erreichte und ſelbſt Karl X., im übrigen die wenigſt glückliche Geſtalt der Epoche, noch kurz vor ſeinem Sturze den Grund zur gewaltigſten Leiſtung des neueren Frankreich, der Eroberung und Europäiſierung Nordafrikas, legen konnte. Die Freude gemeinſamen Schaffens und Aufbauens vermochte ſelbſt den vergiftenden Haß der Stände, den argen Parteihader zeitweilig zum Schweigen zu bringen oder doch zu neutraliſieren. Wohl hat man auf die letzten Bourbons das Wort angewandt: „Nichts gelernt und nichts vergeſſen“, aber es gilt mit Recht doch nur von Karl X. und allenfalls von dem Ludwig XVIII. der erſten Reſtauration. Der Adel, obzwar geſchmälert in ſeinen Privilegien und Machtbefugniſſen und nicht mehr auf einen ſo ſtreng geſchloſſenen Stand beſchränkt, behielt doch noch genug Einfluß, um, in wetteifernd reger Anſpannung ſeiner Kräfte, in Staatsmännern wie Decazes, de Serre, Martignac, Chateaubriand und anderen der Welt zu zeigen, welch einen Reichtum politiſcher, geiſtiger und menſchlicher Werte die alte franzöſiſche Ariſtokratie in ihrem Schoße geborgen hatte. Auch die aufſtrebenden neuen Stände lieferten in jenem Wettſtreit in Männern wie Royer-Collard, Guizot und anderen zunächſt durchaus ihr Beſtes, betätigten nur ihre

höheren Eigenſchaften. Das Ringen edler Kräfte nach einem gemeinſamen großen Ziele ward einmal wieder zum Segen. Freiheit und Ordnung wirkten ſich gleichermaßen aus, trotzdem oder weil ihre Weſenheit wie ihre Vertreterſchaft in den parlamentariſchen wie in den publiziſtiſchen Kämpfen vielfach heftig — jetzt freilich immer in geſetzlichen Formen — aufeinander trafen, was gerade für die Kraft, Jugend und Geſundheit jenes Geſchlechtes das ſprechendſte Zeugnis abgibt. Das alles verleiht der Epoche den Charakter eines ſo glänzenden Aufſchwungs, befeuerte die Geiſter und erfüllte die Herzen mit Enthuſiasmus. Damals, und leider einzig damals, hatte Frankreich einmal wieder poſitive Ideale, Ideale, die nicht, wie ſonſt wohl, zur guten Hälfte mit Phraſen und Chimären durchtränkt waren; ein Geiſt der Verſöhnung ließ, in der Romantik, ein letztes Mal noch Königtum, Rittertum, Chriſtentum nach ihrem wahren Wert und Weſen lebendig werden, und zugleich doch gab ebendieſelbe Romantik den wirkſamſten Anſtoß zur Befreiung Frankreichs von dem überlebten akademiſchen Regelzwange, zog der Geiſt des neuen Frankreich unter Führung von Männern wie Guizot, Couſin und Villemain in ſeiner abgeklärteſten Form triumphierend in die Sorbonne ein. Glänzendes wurde damals auf den Gebieten der einzelnen Wiſſenſchaften geleiſtet: der Forſchungsdrang, der Geiſt der Spekulation ſchweifte in alle Weiten, aber geregelt, nicht mehr mit der blinden Phantaſtik der Revolutionsjahre. Auch in der Literatur ſpiegelte ſich dieſer poſitive (nicht poſitiviſtiſche!) Zug wieder: die poetiſchen Haupttalente der Epoche, ein Lamartine, V. Hugo, Muſſet, ſie alle haben vor 1830 im Echo ihrer Dichtertöne jenes Beſte von Begeiſterung einer „heiteren, wachen Zeit", einer Zeit des Kampfes um die höchſten Schätze in Staat, Religion und Geiſtesleben, widergeſpiegelt.

Es iſt eine Freude, noch heute dem Chor jener Stimmen

aller Guten und Beſten von damals zu lauſchen[1]; ſo viel Wärme, Dankbarkeit und Beglückung, ein ſo großes Hoffen iſt nie verloren, auch wenn wir, durch den Verlauf der Geſchichte belehrt, uns heute ſagen müſſen, daß das Ideal, wenigſtens das politiſche, jener goldenen Tage, die Verbindung einer neuen, freieren und vernunftgemäßeren Ordnung der ſtaatlichen Dinge mit den alten nationalen Überlieferungen, nicht verwirklicht worden iſt und ſich überhaupt nicht verwirklichen ließ.

Denn das war doch nun einmal unverkennbar und konnte nur durch eine großherzige Illuſion von beiden Seiten verſchleiert werden, daß ſeit 1792 ein tiefer Riß durch die Nation ging, daß ein Gegenſatz der Weltanſchauungen zwiſchen deren ungleichen Hälften klaffte, den keine Charte auf die Dauer zu überbrücken vermochte, daß in den Royaliſten und den Anhängern der Revolution nicht zwei nebeneinander mögliche Parteien, ſondern zwei nur nacheinander denkbare Zeitalter oder politiſche Ordnungen ſich gegenüberſtanden. Die letzteren aber mußten ſiegen, einmal weil ſie die ſtärkeren und zahlreicheren waren, ſodann aber, weil ſie das nationale Moment auf ihre Seite zu bringen wußten, denn einem Teile wenigſtens des Adels konnte es nie verziehen werden, daß er einſt gegen das Vaterland die Waffen getragen, und ſelbſt den Bourbons

[1] Als einer für viele möge hier Lamartine reden, der, als der eigentliche Held von 1848, gewiß der unverdächtigſte Zeuge iſt: „L'éclat, l'ardeur, l'élan de cette génération de 1820, si pleine d'orgueil et de générosité, qui se précipitait dans toutes les directions de l'esprit humain, qui prétendait tout renouveler . . . période éclatante entre toutes, admirablement riche en longues et enthousiastes espérances.“ Thureau-Dangin I 286. Dieſer ſelbſt ſpricht I 326 von den „vraies et grandes inspirations, qui jaillissaient si abondantes, et où les âmes s'abreuvaient d'enthousiasme, de foi et d'idéal“. Es iſt bezeichnend, daß die Männer aller Schattierungen, mit einziger Ausnahme der Radikalen, in dieſer Auffaſſung zuſammentrafen.

hat man ihre Abhängigkeit vom Ausland nicht vergeſſen, in ihrer Herrſchaft fortan nur eine verhüllte Fremdherrſchaft geſehen. Was aber die Hauptſache: man wollte mit jenen nationalen Überlieferungen von vor 1789 brechen, und leider hatte ſich ja auch ſeit langem nur zu viel des Unſeligen an den Namen des Königtumes geheftet, das deſſen alter Ruhm nicht mehr zu überſtrahlen vermochte. Man hielt im Innerſten das Werk von damals nur halb getan und man harrte dem Augenblicke entgegen, der es ganz tun würde. Der Vollender der Revolution konnte wiederum nur das Bürgertum ſein, die Zeit des vierten Standes war noch nicht gekommen. Karl X. trieb jenes in die Notwehr. Die Julirevolution brach aus.

Grauſam genug ſollte die Nation durch die Ereigniſſe von 1830, welche die unausbleibliche allmähliche Umwälzung unnatürlich überſtürzten, aus dem Traum geriſſen und in eine entgegengeſetzte Strömung hineingetrieben werden.

Nicht ſo zwar haben wir uns dieſe Vorgänge vorzuſtellen, als ob nun mit einem Male alle Fäden zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart abgeriſſen, als ob das franzöſiſche Volk und ſein Leben gänzlich ein anderes geworden ſeien; aber immerhin muß doch geſagt werden, daß größere Kontraſte ſich ſelten in der Geſchichte eines Volkes abgeſpielt haben dürften.

Freilich lag es in der Natur der Sache, daß ſelbſt dieſe, in ihrem ganzen Umfange wenigſtens, erſt mit der Zeit zu Tage traten, daß es an Übergangserſcheinungen nicht gefehlt hat, welche wenigſtens für die erſten Abſchnitte des neuen Regime ein beſſeres Urteil ermöglichen und ſelbſt für die ſpäteren eine Abſchwächung der ſchlimmſten Verdikte unter gewiſſen Geſichtspunkten geboten erſcheinen laſſen[1].

[1] Die Hauptquelle für die Geſchichte des Julikönigtums iſt noch immer das große, doppelt preisgekrönte Werk in 7 Bänden von Thureau-Dangin, „Histoire de la Monarchie de Juillet“, Paris 1884 bis 1892: ein Muſterſtück allſeitiger, gründlicher und beſonnener Ge-

Vor allem iſt ja nun zu beherzigen, daß man gemeiniglich den Regierenden von damals zu viel, dem Volke zu wenig aufbürdet. Das ſchlimmſte aller Übel, das Revolutionsfieber, das Losſagen von aller Tradition, das ja auch die Juliepoche mit all ihren Schäden heraufgeführt hat, lag eben doch in letzterem vor- und ausgebildet, nachdem ihm einmal im Kampf

---

ſchichtsdarſtellung mit reichlichen Quellenbelegen und Zeitſtimmen aller Art. Der Verfaſſer iſt offenbar ein Anhänger der Orléans, ſteht daher vielem ſympathiſcher gegenüber, als die meiſten anderen Hiſtoriker der Epoche; doch hat er nur manches gemildert, nichts beſchönigt. Das Buch enthält u. a. auch gute Charakteriſtiken der Hauptfiguren, von denen man ſich freilich die wichtigſten, wie die Louis Philippes, auch Guizots und Thiers', aus vielen Stellen zuſammenſetzen muß. Von anderen nenne ich Caſimir Périer I 357 ss. u. ö., Broglie II 166 ss., Molé III 111 ss., Rémuſat III 118, Villemain IV 37 ss., Tocqueville VI 55—62, Berryer II 194—199, Chateaubriand II 134 ss. 199—202, Lacordaire III 401 ss. 404 ss. 444 ss., Montalembert ib. 408 ss. 412 ss. Neben dieſem Haupt- und Stammwerke ſind vor allem die Memoirenwerke der Zeit (Guizot, Odilon Barrot u. a.) heranzuziehen, auch Tocquevilles „Souvenirs", die Thureau-Dangin leider noch nicht kannte. Sie ſind die vernichtendſte Anklage, die gegen die Julimonarchie ausgeſprochen worden und, als von dem überlegenſten Geiſt und reinſten Patrioten der Zeit ausgehend, unwiderleglich. Von deutſchen Hiſtorikern nenne ich vor allem K. Hillebrands „Geſchichte Frankreichs von der Thronbeſteigung Louis Philippes", Teil 1. 2, Gotha 1877—1879 (in Heeren-Ukerts „Geſchichte der europäiſchen Staaten"), ein ausgezeichnetes Buch, dem, wie auch dem Thureau-Dangins, für die im Text gegebene Darſtellung manches entnommen iſt. Daneben Treitſchkes ſchon erwähnte Schrift über „Frankreichs Staatsleben und den Bonapartismus" S. 113—183. Auch Heines vielgenannte Berichte der dreißiger und vierziger Jahre an die „Allgemeine Zeitung" (in den Werken in zwei Artikelgruppen geſammelt als „Franzöſiſche Zuſtände" und „Lutezia, Berichte über Politik, Kunſt und Volksleben") ſind noch heute intereſſant; wie immer man ſich auch zu ihm und ſeinem Tone prickelnden, wahlloſen Witzelns ſtellen mag, daß er in manchem den Nagel auf den Kopf getroffen hat, wird man nicht leugnen können.

der Stände die nötige Homogeneität des politiſchen Empfindens verloren gegangen war; und niemand kann den Regierenden der erſten dreißiger Jahre den Ruhm ſtreitig machen, daß ſie redlich und kraftvoll für die Wiederherſtellung von Autorität und Ordnung gewirkt, daß ſie im Geiſte wahrer und doch geregelter Freiheit das Staatsruder gelenkt haben[1]. Nicht mit Unrecht konnte namentlich der König ſpäter von ſich ſagen, es ſei ſeine Beſtimmung und ſein Ruhm geweſen, in Frankreich, ja in Europa der Ordnung wieder zum Siege zu verhelfen, wobei freilich nicht zu überſehen iſt, daß er dies gleichſam zur Buße dafür tat, daß er ſelbſt zuvor mit der Revolution geſpielt und ſich von ihr hatte emportragen laſſen. Auch das Lob großer Milde gegen politiſche Gegner muß ihm gezollt werden. In den auswärtigen Dingen rächte ſich freilich der revolutionäre Urſprung des neuen Königtums mehrfach in demütigender Weiſe, doch iſt auch hier deſſen Geiſt der Klugheit und Mäßigung an vielen Stellen erfolgreich geweſen. In Algerien ſchuf man ſich, im Ausbau der von Karl X. begonnenen Eroberung, eine dauernde Pflanzſchule kriegeriſchen Geiſtes. Vor allem aber — das ſchönſte Ruhmesblatt damaliger franzöſiſcher Geſchichte — wird es für immer unvergeſſen bleiben, was Guizot für den Unterricht, was er, Couſin, Villemain und Salvandy, trotz der gänzlichen Gleichgültigkeit ihres Parlamentes in dieſen Dingen, großes für die Wiſſenſchaft geleiſtet haben.

Damit aber iſt's nun auch leider des Guten ein Ende, und es tut ſich — zumal wenn wir die Maßſtäbe der Höchſtſtehenden, eben eines Tocqueville oder Gobineau, anlegen —

[1] Es erſcheint angezeigt, gleich hier darauf aufmerkſam zu machen, daß dieſe guten Jahre der Julimonarchie verfloſſen waren, als Gobineau ernſtlicher in das Pariſer Leben, und als ſein Lehrmeiſter Tocqueville in die praktiſche Politik eintrat. Das muß für ihre Beurteilung des Julikönigtums feſtgehalten werden.

ein Gegenbild von faſt abſtoßender Häßlichkeit auf, vor dem wir dennoch nicht zurückſchrecken dürfen, dem wir vielmehr tiefer auf den Grund zu blicken haben, eben um der Stellungnahme der genannten Männer zu ihrer Zeit gerecht zu werden.

Was mußten jene Nichttages-, jene Dauerpatrioten vom alten Schlage allein empfinden, wenn ſie dem Königtum, dem tauſendjährigen, die Lebenswurzeln abgeſchnitten ſahen? Denn das war kein Königtum mehr, dies Kompromiß von Volkes Gnaden, das das Verhältnis der Nation zum König auf gegenſeitigen Vorteil, nicht auf Liebe oder Bewunderung gründete; und mochte immerhin ſein zeitweiliger Träger als Staats- wie als Privatmann hohe Vorzüge beſitzen, die wahren königlichen Eigenſchaften — von denen der letzte gekrönte und der letzte ungekrönte Bourbon doch wenigſtens einzelne immer noch aufwieſen — ließ er gänzlich vermiſſen, wie denn ja auch ſeine Politik immer ein gut Teil Hauspolitik blieb und das Haus Orléans mit nichten, wie das Haus Bourbon in den guten Zeiten, Frankreich war. Was aber das Schlimmſte: mochte immerhin nach den mit 1830 aufgekommenen nüchtern praktiſchen Verſtandesanſchauungen mehr oder minder ſophiſtiſch eine Rechtfertigung des Verfahrens Louis Philippes gegen den königlichen Knaben von Frankreich ſich herausklauben laſſen, in den Augen aller echt Königstreuen belud er ſich in jenem Augenblicke der Verſuchung, da er nicht dem Abraten der Gattin, ſondern dem Zuraten der Schweſter folgend, die Krone dem legitimen Erben entriß, indem er ſie aus den Händen der Revolution, einer kleinen Gruppe von Politikern, die ein Zufall in den Vordergrund geworfen, entgegennahm, mit dem Fluche des Uſurpators. Und es war ſicher eine Art von Nemeſis, daß, nachdem er damit zugleich die echten Edelleute von ſich geſtoßen, um ſich ganz auf ſeine Bourgeois zu ſtützen, dieſe ſelben Bourgeois, denen er die Krone und die ihm dafür die führende Stellung im Staate verdankten, ihn zum Lohne

verhöhnten und verrieten, indem ſie, als Parlamentarier, ihm die Apanage für ſeine königlichen Prinzen verweigerten, als National- — und freiwillige Leib- — Garde keinen Finger rührten, als es in den Februartagen ihrem Könige an den Kragen ging; wie denn auch ſchon ein tieferer Sinn darin gelegen hatte, daß eine faſt kontraktliche Herrſcherſtellung, der mit der alten Macht zugleich jegliche ideale Weihe genommen war, ſo ganz ohne Feierlichkeit, ohne Beteiligung der Kirche, in einem unköniglichſten, halb dürftigen, halb burlesken Krönungszuge in Szene geſetzt worden war.

War ſo das Königtum in allem, was es nicht etwa nur an äußerem Prunk und Glanz, nein auch an echtem innerem Nimbus beſeſſen, ausgetilgt, ſo hatten nun die Sieger von 1830 noch ungleich leichteres Spiel darin, die alte Adelskaſte vollends beiſeite zu drängen, indem ſie ihr nicht nur die letzten politiſchen Vorrechte, wie die Erblichkeit der Pairie, entriſſen, ſondern vor allem auch ihr den Vorrang in der Geſellſchaft aus der Hand wanden. Davon hat ſich das franzöſiſche Leben im Grunde nie wieder erholt, daß ſeit 1830 jene beſten Elemente der franzöſiſchen Ariſtokratie, von denen Emigration und Guillotine doch immer noch ein reichliches Teil übrig gelaſſen hatten, immer mehr in den Schatten, in die Stille des Privatlebens zurücktraten. Wem immer es vergönnt geweſen, einzelnen beſonders wertvollen Vertretern dieſes unſchätzbaren Typus des altfranzöſiſchen Edelmannes näherzutreten, der ermißt den unwiederbringlichen Verluſt, der der höheren Entwicklung der Geſellſchaft in dieſem Lande damit zugeſtoßen iſt[1]. Daß jene freilich immer ſeltener wurden, lag in der Natur

[1] Vortrefflich zeigt Renan, Revue d. D. M. 1869, 1 novembre, p. 100, wie keine Geſellſchaft, und am wenigſten die franzöſiſche, ohne eine alte Ariſtokratie („les parties lourdes et solides, qui sont le lest de la nation") beſtehen, gedeihen und fortſchreiten kann: „Les types de gentilshommes remplissant les devoirs publics avec une autorité

der Dinge: ſchon Gobineaus ſtrenge Charakteriſtik (oben S. 68) läßt erkennen, wie einerſeits der Geiſt des Goldes auch in die Reihen des alten Adels eingedrungen, wie anderſeits dieſer in ſeiner erzwungenen Muße der Gefahr des geiſtigen Verkümmerns ausgeſetzt war. Das war überhaupt der Unſegen der Ereigniſſe von 1830, und darum wird noch heute die Julirevolution von den ernſteſten und tiefſten Franzoſen als ein nationales Unglück angeſehen, daß damals die Geſellſchaft noch ganz anders als der Staat, die ſittliche Ordnung ganz anders als die politiſche erſchüttert wurde durch eine Umwälzung, die mit einer alten Dynaſtie zugleich alte Überlieferungen und Satzungen, ja mehr als das, Ehrfurcht und Glauben begrub.

Wohl zog das Geſchlecht, das — Proletariat und Studentenjugend, unter Leitung des Bürgertums und der gelehrten Stände — damals den Sieg der religiöſen und politiſchen, der künſtleriſchen und literariſchen Demokratie heraufführte, mit faſt unbegrenzten Hoffnungen, mit einer wahren Gier nach dem Neuen in die ſcheinbar ſo weit und groß ſich auftuende Ära hinein; aber unklar, vag, unſchöpferiſch, wie die meiſten dieſer Köpfe waren, haben ſie in den achtzehn Jahren Bürgerkönigtum doch in der Hauptſache nichts fertig gebracht als die Zerſtörung der alten Geſellſchafts- und Kunſtformen, die im Frankreich der Reſtauration noch einmal ſo wundervoll aufgelebt waren. Schon bald nachher konnte ein Sainte Beuve den Sturz von 1830 einem ungeheuren Schiffbruche vergleichen;

reconnue de tous.“ „L'aristocratie légitimiste refuse à la société ce qu'elle lui doit, un patronage, des modèles et des leçons de noble vie, de belles images de sérieux.“ „L'abstention ou l'hostilité de ce parti est encore le grand malheur de la France“, daher „la vulgarité, le défaut d'éducation de la France, l'ignorance de l'art de vivre, l'ennui, le manque de respect, la parcimonie puérile de la vie provinciale“.

und ähnlich urteilten Muſſet, Tocqueville, Renan, ja ſelbſt Guizot, als ihm als Unbeteiligtem ſpäter die Augen aufgegangen waren.

Am ſchlimmſten war es wohl, daß die maßloſe antireligiöſe Reaktion, die auf die Vertiefung des religiöſen Fühlens, wie ſie Lamennais' unerhört gewaltige Anfänge in den zwanziger Jahren gebracht hatten, folgte, in den nunmehrigen höheren Klaſſen dauernd Wurzel ſchlug. Wohl kam die Regierung, die in den erſten Jahren den Katholizismus völlig preisgegeben hatte, allmählich hiervon wieder zurück; wohl entfachten Männer wie Montalembert, wie vor allen Lacordaire, der große Friedensengel und Erwecker, in edleren Gemütern aller Stände wiederum das religiöſe Leben, das in dem entgöttlichten Lande faſt zu erlöſchen drohte; aber über ein beſcheidenes Minoritätsleben hat es die Religion, die echte wenigſtens, ſeitdem in Frankreich nicht hinausgebracht; und in den herrſchenden Schichten des Julizeitalters vollends iſt ſie eitel Mode, Tünche, Konvention geblieben.

Ganz ähnlich waren die Rückſchläge, welche die Julirevolution der franzöſiſchen Literatur gebracht hat. Auch auf dieſem Felde trug der anarchiſch-revolutionäre Geiſt des Anſtürmens gegen alles Alte, gegen das Altbewährte ebenſogut wie gegen das Abgelebte, ſeine Früchte. Auch hier ſollte es fortan kein Königtum, keinen Adel mehr geben. Hatte man unter der Reſtauration freudig Autoritäten, Richter und Vorbilder anerkannt, wie die Meiſter der Sorbonne, Chateaubriand u. a., ſo ſollten nun keine Regel, keine Schranken, keine Zügel mehr geduldet werden; jeder wollte ſich nur noch das eigene Geſetz diktieren oder vom Zeitgeiſt diktieren laſſen, der Egoismus der Begehrlichkeit trat an die Stelle der Suche nach dem Ideal, die der Literatur der Reſtauration das Gepräge verliehen hatte. Und wie deren poſitive Ideale, wie Königtum und Chriſtentum dahinſchwanden, ſo ſchienen auch die ſchönſten

Talente, die ſie der neuen Epoche vermachte, von deren Anhauch wie verſengt. Der Negativcharakter der Umſturzbewegung trat hier beſonders grell zu Tage: gerade die Führenden waren wie aus dem Gleichgewicht gebracht, wie aus der Bahn geriſſen. Béranger verglich ſie Vögeln, denen der Baum gefällt, und die nun nicht wiſſen, wohin ſie ſich flüchten ſollen[1]. Jedenfalls erſcheinen ſie ſeitdem wie verwandelt, wie angeſteckt von einem ihnen fremden Geiſte, der jedenfalls nicht ihr beſſerer war.

Lamennais, der mit der ganzen Erhabenheit des Propheten, des Reformators begonnen, läßt ſeine Rede mehr und mehr in die Weiſen der Demagogen und Umſtürzler ausklingen. Lamartine, der junge, der, von großen Beiſpielen befeuert, auf den Schwingen einer ſubſtantiellen Begeiſterung emporgetragen, das Höchſte verſprach, verflatterte geiſtig und ſeeliſch im Rationalismus und Senſualismus, ward, als Sonntagspolitiker, immer ſeichter, immer unklarer, um zuletzt als eitler Schwätzer zu enden. Victor Hugo, der ſich erſt als Royaliſt und Vendeer, dann als Bewunderer Napoleons, dann als Liberaler gefühlt und in alledem ſein Beſtes an Hoheit und Klarheit der Gedanken gegeben hatte, verfiel nun auch ſeinerſeits dem Geiſte der Revolte, verhöhnte und verläſterte das Königtum, um den Demokraten zu gefallen. Auf noch wieder andere wirkte die Revolution direkt lähmend, wie auf Muſſet, der wie ein völlig Gebrochener dahinkümmerte, „ein junger Mann mit einer ſchönen Vergangenheit", wie Heine witzelte, jedenfalls ein beſonders ſchmerzliches Beiſpiel für die Impotenz der Epoche. George Sand hinwiederum ſucht alle Übelſtände des Lebens an der Geſellſchaft und trägt die Umſturzgedanken bald in der Richtung der Verherrlichung des

[1] Es iſt ergreifend, den Klagen von damals aus allen Lagern über das Sinken in Literatur und Geſellſchaft zu lauſchen. Eine lange Reihe von Zeugniſſen für dieſen „geiſtigen Bankrott" gibt Thureau-Dangin I 345 ss.

Ehebruchs und der freien Liebe, bald in der der poetiſchen Verklärung des Sozialismus. Balzac endlich will zwar dieſe ſelbe Geſellſchaft nicht eigentlich ſtürzen, ſchildert ſie aber ſo abſtoßend, daß das faſt noch ſchlimmer wirkt und die Lektüre ſeiner Schriften, bis in die Kommune von 1871 hinein, unzählige causes célèbres im Gefolge gehabt hat. Und dieſe alle waren noch die Innerlichen, die Großgeſinnten, die Idealgerichteten, die Dürſtenden: ſie wurden bald mehr und mehr abgelöſt von den ewig Satten, die ſich bei dem Skeptizismus, den Enttäuſchungen, der Sterilität der Zeit ganz wohl ſtanden und befanden, weil ſie nur ſchrieben, um zu ſchreiben, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, um des Erfolges, des Reichtums, des Genuſſes willen. Zu welcher Schund- und Schandliteratur dieſe „littérature industrielle“ (Sainte-Beuve) zuletzt, als Feuilleton-Roman zumal, den ſich die großen Blätter auktionsartig um Unſummen abjagten, ausgeartet iſt, was ſich die tonangebenden „Bürger“ von damals, gleichviel ob unter miniſteriellem (Guizot) oder oppoſitionellem (Thiers) Protektorat, in ihren Blättern bieten und recht eigentlich gefallen ließen, das möge, wer es im einzelnen erfahren will, etwa in Thureau-Dangins gewiſſenhaft ausführlicher Darſtellung VI 63 ss. nachleſen. Uns kommt es hier nur auf das Ganze, auf das Fazit an: wir fragen mit Karl Hillebrand, der (a. a. O. II 94 ff.) nach Aufzählung der bekannteſten Namen der „génération de 1830“ dieſer das Zeugnis ausſtellt: „ein begabteres und hochſtrebenderes Geſchlecht hat wohl ſelten ein Land hervorgebracht, als das, welches 1830 ins Mannesalter trat“:

„Warum ſind dieſe Hunderte lebens- und ſchaffensfroher Talente vorübergegangen wie blendende Meteore, ohne etwas Bleibendes in Staat, Kunſt und Literatur zu ſchaffen?“

und werden auch kaum eine treffendere Antwort auf die Frage finden, als er ſie gibt, indem er als die Haupturſachen erkennt

„die durch die Revolution von 1830 entfeſſelte Selbſtſucht und den alles anfreſſenden Parteigeiſt . . . die Abweſenheit alles Pflichtgefühls bei den ſcheinbar idealſten Strebungen, der flammendſten Begeiſterung für die unbeſtimmt allgemeinen Ideale von Freiheit, Volkswohl, Vaterland, hinter denen kein klarer Begriff von der Aufgabe ſtand".

Uns ſcheint letzterer Zug faſt noch charakteriſtiſcher für die Erfaſſung des Geiſtes der Juliepoche als erſterer, oder vielmehr, ſie hängen untrennbar zuſammen und wurzeln gemeinſam in einem dritten: der politiſchen Krankheit, welche damals ungefähr alles erfaßt hatte, in buntem Wirbel alles dem öffentlichen Leben zutrieb, was nur irgend von Bedeutung ſich fühlte, Gelehrte und Literaten, Dichter und Denker, die in Miniſterien und Parlamenten, und vollends in Preſſe und Publiziſtik, zeitweiſe überſtark vertreten waren, gleichviel ob ſie wirklich für die Politik geboren ſein mochten oder nicht. In einer Zeit der Zerklüftung einerſeits, der Unklarheit anderſeits aber konnte Politiker nur ſoviel bedeuten wie Parteimann, und da eben die Politik alles überwucherte, ſo drang das Parteiweſen mit ſeinen Gefolgserſcheinungen auch in alle geiſtigen Gebiete ein. Je weniger wirkliche Klarheit in den Begriffen einer neu zu bringenden politiſchen Beglückung herrſchte, je mehr das Parteitreiben der Wahrheit verdunkelnd im Wege ſtand, deſto mehr wähnte man mit den Mitteln der Redekunſt (einer im politiſchen Leben höchſt gefährlichen Waffe) Klarheit und Wahrheit zu ſchaffen, einer Kunſt, die vielleicht ſeit den Tagen Griechenlands und Roms nie wieder ſo in Blüte geſtanden hat wie in den Parlamenten unter Louis Philippe. Man mag dieſe oratoriſchen Meiſterſtücke Guizots und Thiers' und ſo vieler anderer heute noch als ſolche bewundern und wird doch das Verdikt Tocquevilles über dies Parlamentsfieber begreifen, der es in ſeinen Souvenirs rundweg herausgeſagt hat, daß das ganze parlamentariſche Leben

jener Jahre bis zur Februarrevolution nichts anderes als ein Spiel, ein großes Redeturnier, ſeinem eigentlichen ſubſtantiellen Gehalte nach aber ohne alle Originalität, ohne alle Wirklichkeit, ohne alle echte Leidenſchaft geweſen ſei.

Dieſes Verdrängen der Nation und ihrer wahren Belangen durch das Treiben der Parteien, genau genommen einer Partei, wie wir bald ſehen werden, dieſes Vortäuſchen eines künſtlichen, fiktiven Lebens an Stelle des natürlichen, wirklichen, das inzwiſchen in ganz anderen Bahnen und Formen ſeine Wege weiterging, hat nicht am wenigſten dazu beigetragen, daß, im ſchroffſten Rückſchlag, wie ihn eben der Widerwille gegen einen ſolchen Parlamentarismus hervorrief, der Cäſarismus bald nachher an ſeine Stelle treten konnte. Es iſt weder dem einen noch dem anderen gelungen, jenem für das neuere Frankreich charakteriſtiſchen revolutionären Inſtinkte, jener krankhaften Sucht nach Veränderung, jenen Geiſtern, die man 1789 gerufen und nun nicht wieder los werden ſollte, Schranken zu ziehen; das franzöſiſche Staatsleben glich eben einem Rade, das ſich unaufhaltſam immer mehr nach links drehte, und es war dabei gleichgültig, ob der jähe Rückſprung Karls X. ins ancien régime und Polignacs tollkühner Verfaſſungsbruch momentan eine Beſchleunigung in dieſe Bewegung brachte oder ob ſie im ferneren Verlaufe wieder ein normaleres Tempo annahm. Vergebens aber warfen Guizot, der alte König und ihre Getreuen ihr ihre eigene Unbeweglichkeit entgegen: die Werke Louis Blancs, Michelets und Lamartines über die Revolution beſagten mit genügender Deutlichkeit, welch ein Geiſt draußen im Volke herrſche, noch ehe der revolutionäre Geiſt in der Februarrevolution einmal wieder Ernſt machte und ein weiteres Bollwerk des Alten niederwarf, eine weitere Etappe auf dem Wege der Volksbeglückung begründete.

Welch ein Hohn aber, daß diejenigen, welche den Kern der diesmal Betroffenen und daher zugleich das Hauptelement

des Widerſtandes bildeten, ſich nach älteren Beiſpielen auch wiederum Konſervative nannten: ſehen wir uns noch einmal näher an, wer und wie ſie waren und was ſie zu konſervieren gedachten.

Im allgemeinen beſtand jenes neue Optimatentum, welches ſeit 1830 Frankreich nach oben zu, in Regierung und Verwaltung, in den Parlamenten wie in der Geſellſchaft an erſter Stelle vertrat, aus einer Legierung derjenigen Familien des alten Hoch- und Gerichtsadels, welche die neue Ordnung der Dinge anerkannt hatten, des jungen napoleoniſchen Dienſtadels, des bürgerlichen Großgrundbeſitzes, Großhandels und Großgewerbes und (last not least) der Koryphäen der geiſtigen Gebiete, welche, wie wir ſchon andeuteten, damals im öffentlichen Leben eine größere Rolle als je ſonſt geſpielt haben. Sehr bald aber rang ſich aus dieſer Legierung als der eigentliche und dauernde Sieger von 1830 das höhere Bürgertum hervor, welches nicht nur ſeinen Verbündeten aus den Julitagen, das Pariſer Stadtvolk, um die Früchte des Sieges betrog, wofür dieſes ſich 1848 blutig rächte, überhaupt dem ihm im Ständekampfe nachrückenden Stande gegenüber ſich weit ablehnender verhielt, als die beiden erſten Stände ihm gegenüber jemals getan hatten, welches den Kampf um die Macht, den Kampf ſeines perſönlichen Ehrgeizes, die Rivalität ſeiner Führer mehr und mehr zum Hauptinhalt der franzöſiſchen Politik machte, ſodaß die Zuſammenſetzung der Kammern und zumal der parlamentariſchen Mehrheiten (aus Beamten, Großinduſtriellen und Finanziers) immer weniger das franzöſiſche Volk und ſeine Mehrheit widerſpiegelte. Nicht nur der meiſt legitimiſtiſche Grundbeſitz ward durch die Steuergeſetzgebung dieſes Parteiregimentes aufs ungerechteſte beeinträchtigt, was ſchlimmer: auch das eigentliche Landvolk, faſt der wichtigſte Beſtandteil des franzöſiſchen Volkskörpers, war für die herrſchende Geldariſtokratie ſo gut wie nicht vorhanden.

Dieſe neue Ariſtokratie vermaß ſich, die Führung des Staates in die Hand zu nehmen, ohne dafür weder die Traditionen noch die Erfahrung ihrer Vorgängerin zu beſitzen, und ohne vollends beides durch ein verdoppeltes Pflichtgefühl zu erſetzen. Im Gegenteil! Das gänzliche Fehlen des letzteren, zumal den nicht oder nicht genügend im Parlamente vertretenen Elementen gegenüber, iſt das Hauptkennzeichen dieſes ariſtokratiſchen Uſurpators; dieſer Zug iſt es auch geweſen, der ihm das Grab gegraben hat[1]. Engherzig und ängſtlich nur auf die nächſten Vorteile bedacht, dabei von einer Kurzſichtigkeit und Ignoranz in ökonomiſchen Dingen, die man heute kaum mehr begreift, ließen die Regierenden von damals ihr Land in allen Verkehrsfragen, Eiſenbahn, Poſt, Schifffahrt, in eine ſchmähliche Rückſtändigkeit den Mitbewerbern, insbeſondere England und Deutſchland gegenüber, verfallen, aus welcher erſt Napoleon III. es in ehrenvoller Weiſe herausgeriſſen hat, dem es auch vorbehalten blieb, dem gleichermaßen vernachläſſigten Wegebau nachzuhelfen und vor allem Paris durch einen großartigen Umbau auf die Höhe einer modernen Weltſtadt zu bringen. Und dies alles machte die Juliregierung möglich, obgleich ſie in ihren achtzehn Jahren allein 35000 neue Beamtenſtellen geſchaffen hat! Aber dieſer wuchernde Funktionarismus war ihr eben Selbſtzweck, d. h. ein politiſcher Zweck: die Beamten waren gefügige Werkzeuge in den Händen der Miniſter, ſelbſt die Volksvertretung ſetzte ſich ſchließlich faſt zur Hälfte aus Beamten zuſammen (die Reformbewegung, welche zum Sturze der Dynaſtie führte, richtete ſich zur einen

[1] Tocqueville (an Senior 10. April 1848, „Correspondence and conversations“ I 37, Œuvres VI 135, vgl. Œuvres VII 232) bezeichnet als Urſache der Februarrevolution, nächſt dem kleinlichen und unlauteren Geiſt der Regierung, die Entnervung, Pflichtvergeſſenheit und blinde Selbſtſucht, mit der der herrſchende Stand ſeine Intereſſen von denen der Klaſſen trennte, aus denen er hervorgegangen war.

Hälfte hiergegen, zur anderen gegen die kaſtenmäßige Begrenzung der parlamentariſchen Wählbarkeit); und die hieraus ſich ergebenden Wahlbeeinfluſſungen, der Stimmenkauf durch Stellenverleihungen und ähnliches ſind zu einer Hauptquelle der Korruption geworden, durch welche namentlich die zweite Hälfte der Julimonarchie ſich ſo berüchtigt gemacht hat, und welche in Skandalprozeſſen Hoch- und Höchſtgeſtellter leidig ſymptomatiſchen Ausdruck fand. Der tiefſte und letzte Grund dieſer Korruption iſt freilich in dem Charakter der herrſchenden Klaſſe ſelbſt, in dem Umſtande, daß eine durchaus materialiſtiſch gerichtete „Finanzfeudalität", eine „Bankokratie", wie Proudhon ſie nannte, allzulange die Hebel der Macht, die Geſetzgebung und Verwaltung, in die Hände bekam, zu ſuchen. Es war die Zeit, da die Macht und die Millionen der Rothſchilde ins Ungemeſſene emporwucherten, da der Grund zu der „France juive" gelegt wurde. Der Geiſt der Spekulation, die Sucht nach dem Golde wurden dieſen Menſchen die letzten Triebfedern, Reichtum und Wohlleben ihre einzigen Ideale: nachdem man die alten Stände endgültig niedergezwungen, ſchien nichts natürlicher, als nun auch mit allem, was ſie gutes und edles gehabt, mit ritterlichem Sinn und Heldentum wie mit chriſtlicher Art und Denkweiſe, gründlich aufzuräumen und es ſozuſagen hinter ihnen herzuwerfen. Die Herzensöde und Geiſtesenge dieſer Bourgeois-Geſellſchaft hat allen Edlen von damals tief in die Seele geſchnitten[1]; und faſt ſchlimmer war

[1] Wir haben darüber Zeugniſſe in Fülle. Der Herzog von Orléans, die ſympathiſchſte Geſtalt des neuen Königshauſes, redete in ſeinen vertrauten Briefen (bei Thureau-Dangin VI 50) von dieſer „société amollie par le succès", von den „idées mesquines et étroites qui avaient seules accès dans la tête des députés", und er ſprach ihr das Urteil in den Worten: „Ces hommes ne voyaient dans la France qu'une ferme ou une maison de commerce".

Guizot ſelbſt, der zu der Zeit, da er ſeine „konſervative" Majorität leitete, weſentlich von den Illuſionen lebte, die er in ſie hineintrug

es noch, wie ihr Beiſpiel nach unten, teils verbitternd, teils anſteckend, weiterwirken mußte. War es zu verwundern, wenn man auch dort immer weniger von Pflichten, immer mehr nur noch von Rechten, von Genüſſen hören wollte? Verhängnisvoll wurde in dieſer Beziehung in den vierziger Jahren der Kampf des Staates mit der Kirche, der darauf ausging, die Erziehung der Jugend wie des Volkes dem Klerus und den Kongregationen gänzlich zu entziehen. Indem nunmehr auch in dieſen Schichten die rein materialiſtiſche Auffaſſung des Lebens an die Stelle idealiſtiſcher Glaubensſatzungen, die ſelbſtiſche Begehrlichkeit an die Stelle der vom Chriſtentum gepredigten Aufopferung und Entſagung trat, indem der Blick von der anderen Welt ſich ab- und nur dem irdiſchen Leben und ſeinen vermeintlichen Freuden zuwandte, mußte der Fiebertraum eines Umſturzes der geſamten beſtehenden Geſellſchaftsordnung, wie er in den ſozialiſtiſchen Syſtemen[1] — eines

(worüber uns ſeine Mémoires VIII 522 ss. u. ö. belehren), mußte hinterher, da ſie wie eine abgeſpielte beſiegte Schachtruppe vor ſeinem unbefangenen Blicke daſtand, ihr zum Abſchied die folgende Charakteriſtik weihen: „Trop étroit de base, trop petit de taille, trop froid ou trop faible de cœur; voulant sincèrement l'ordre dans la liberté, et n'acceptant ni les principes de l'ordre ni les conséquences de la liberté; plein de petites jalousies et de craintes; étranger aux grands désirs et aux grandes espérances, les repoussant même comme un trouble ou un péril pour son repos.“ Vortrefflich iſt auch, was Renan an einer Stelle der Revue des Deux Mondes (1 juillet 1859, p. 201) über den Materialismus in der Politik und die Bourgeoisherrſchaft ſagt. Auch Heine hat die „edlen Geldritter, die Barone von der Induſtrie, die Auserwählten des Eigentums, die Enthuſiaſten des ruhigen Beſitzes“ mehrfach draſtiſch gegeißelt und namentlich auch vorausgeſagt, wie am Tage des Sturmes dieſe Bourgeoiſie in ihrer Trägheit, Sattheit und Indifferenz den König im Stiche laſſen, und ſo ein Vergleich mit den „gepuderten Marquis“, den Verteidigern Ludwigs XVI., ſehr zu ihren Ungunſten ausfallen würde.

[1] Eine eingehende, vortreffliche Darſtellung derſelben bei Thureau-Dangin VI 82—141. Politiſch wurde der Sozialismus ſeit etwa

immer ſophiſtiſcher als das andere — ſeine gefährlichen Blüten trieb, ſchließlich als einziges Rettungsmittel ſich der irregeleiteten Phantaſie jener Arbeiterbevölkerung bemächtigen, deren wirkliches und tiefes Leiden (das moderne Induſtrieelend, das nun einmal hier mit Namen und Sache gegeben iſt!) in der Tat auch alle materielle Aufbeſſerung ihres Loſes, wie die Zukunft gelehrt hat, nur äußerſt unvollkommen zu beſeitigen vermochte.

Wir können von dieſem Bilde der damaligen Geſellſchaft nicht ſcheiden, ohne, in Anlehnung an die Zeugniſſe von Kennern und Zeitgenoſſen, noch einen kurzen Blick auf ihr äußeres Anſehen und vor allem auch auf diejenige ihrer Lebensäußerungen, die dem Franzoſen ſein ein und alles iſt: auf die eigentliche Geſelligkeit, zu richten. Wir erinnern uns hierbei, daß ſchon in Gobineaus brieflichen Berichten (S. 86 ff.) die Wandlungen angedeutet waren, die auch hierin die politiſchen Umwälzungen herbeigeführt hatten, und daß er für ſein Teil ſich mit allen Kräften an das anklammerte, was aus dem alten Adelsfrankreich in deſſen Pariſer Hochburg, dem Faubourg Saint-Germain, ſich erhalten hatte. Freilich war auch dies dem Abſterben geweiht. Die berühmten Salons der Reſtauration mit ihrem reichen geiſtigen Leben, ihrer Unbefangenheit und Heiterkeit, ſchloſſen ſich einer nach dem anderen, nur wenige überlebten. Die Geſellſchaften der neueſten Ariſtokratie, des Faubourg Saint-Honoré, hingegen, der hohen Finanz zumal, zeigten jenen Luxus, jenes Prahlen mit materiellen Genüſſen, welches der Todfeind aller edleren Geſelligkeit iſt. Mit dem friſchen und gehobenen Ton, mit der Urſprünglichkeit und Natürlichkeit der organiſch gewordenen alten Geſellſchaft hatte man gebrochen (ſpäter hat man in den beſten Kreiſen Frankreichs immer wieder darauf zurückzukommen ver-

1840. Die Bezeichnung „Sozialismus" begann, die Bourgeoiſie beunruhigend, um 1846 aufzutreten.

ſucht), einen neuen aber für die jetzt geſchaffene noch nicht gefunden. So gab im allgemeinen etwas Unfertiges, eine gewiſſe Schwerfälligkeit, Konventionalismus und Geſellſchaftsmoral dem damaligen Pariſer Leben ſein Gepräge. Wie ſehr deſſen äußere Einkleidung in Tracht, Ton und Haltung gegen die edelgefälligen, und, wo es am Platze, auch kraftvoll-würdigen Formen des alten Frankreich eingebüßt, ſeit auch hier der Bürgersmann und nicht mehr der Adlige dem Geſchmack und der Mode die Richtung gab, wie ſehr endlich in den Monumenten, den Bildwerken, den Bauten dieſer Abſtand zu Tage trat, das entgeht niemanden, der Paris und die Franzoſen kennt und liebt. Mit einem Lichtpunkte aber haben wir dennoch dieſe Schilderung zu beſchließen. Lag zwar derjenige Teil des geiſtigen Lebens, welcher mehr oder minder auf eine aus innerer Anteilnahme hervorgehende Begünſtigung ſeitens des Hofes und der tonangebenden Geſellſchaftsklaſſen angewieſen iſt, die Kunſt, in ihren höchſten Zweigen damals entſprechend darnieder — um nur eines zu nennen: die Kirchenmuſik, die unter den letzten Bourbons dank Cherubini eine ſo wundervolle Blüte erlebt hatte, war plötzlich wie abgeſtorben: das Bürgerkönigtum warf, nach Liſzts treffendem Worte, jenem erhabenen Meiſter mitſamt ſeinen Meſſen und Requiems die Türe der Tuilerien vor der Naſe zu —, war insbeſondere das Theater unter dem Julikönigtum in einen Tiefſtand geraten, der ſich im Schauſpiel durch das Fehlen jeglicher bleibenden Schöpfung, in der Oper durch die Blüte und Vorherrſchaft Meyerbeers, als des eigentlichen künſtleriſchen Heros der Epoche, genügend kennzeichnet, ſo haben wir dagegen für diejenigen Gebiete, für die es einer direkten Mitwirkung auch nur paſſiver Art durch ein eigentliches Publikum weniger bedarf, für deren glückliche Bebauung vor allem nur das Lebendigbleiben der ſchöpferiſchen Kräfte der Nation ſelbſt erfordert wird, für die Wiſſenſchaften, ein unverminderte Fortbeſtehen, eher ein Steigen

des alten Glanzes feſtzuſtellen. Mag man immer die Verquickung von Politik und Wiſſenſchaft in ſo vielen der leitenden Männer von damals im Intereſſe der erſteren oft genug zu beklagen gehabt haben, die letztere iſt dagegen wahrlich nicht ſchlecht dabei gefahren. Den Zuwachs an Nimbus und äußerem Einfluß, den jene Männer, mit ihrem Stande gehoben, in den neuen Stellungen gewannen, haben ſie ihr in Geſtalt allſeitiger wahrhaft begeiſterter Förderung zugute kommen laſſen. Wenn irgendwo, iſt hier noch ideales Schaffen zu Hauſe geweſen; insbeſondere die hiſtoriſche Literatur des damaligen Frankreich (die beiden großen Gegner Guizot und Thiers an der Spitze, Tocqueville, die Brüder Thierry, Mignet und andere) iſt ein Stolz nicht nur für ihr eigenes Land. Was Guizot außerdem für die Erſchließung der heimiſchen Geſchichtsdenkmäler geleiſtet, bleibt vorbildlich für alle, und man muß ihm ſchon manche politiſche Sünde verzeihen im Aufblick zu der großen, ja ehrwürdigen Geſtalt, zu der er als Gelehrter wie als Menſch emporgewachſen iſt.

Aus zwei Gründen war es unerläßlich, die Geſamtzuſtände der dreißiger und vierziger Jahre ſo genau unter die Lupe zu nehmen: erſtlich, weil wir alsbald Gobineau als aktiven Teilnehmer an dieſen Zeitläuften, als politiſchen Arbeiter in ihnen, näher zu betrachten haben; zweitens und vor allem, weil erſt aus den Einwirkungen, welche jene Zuſtände auf ihn ausgeübt haben, gewiſſe Haupterſcheinungen und -ſtimmungen ſeines menſchlichen Lebens wie ſeines literariſchen Schaffens zu begreifen ſind.

Wir brauchen kaum zu ſagen, wie durchaus gegenſätzlicher Natur die genannten Einwirkungen vorwiegend geweſen ſind. Wenn das Genie gemeiniglich das gegen den Strom Schwimmen zur Übung ſeiner Kräfte ſich auferlegt ſieht, ſo ſind Gobineaus vierzehn Pariſer Jahre ein beſonders lehrreicher und in Atem haltender Kurſus in dieſer Hinſicht ge-

weſen. Die Julirevolution, dieſe rückſichtsloſeſte Auflehnung gegen jegliche Autorität, kirchliche wie ſtaatliche, geſellſchaftliche wie künſtleriſche, hat, wie einerſeits in den Maſſen die ſelbſtiſchen Inſtinkte entfeſſelt und ſelbſt in vielen der Beſſeren zum mindeſten Schwankungen und Beirrungen hervorgerufen, ſo anderſeits in den wenigen von Gobineaus Art das politiſche, ſittliche und künſtleriſche Gewiſſen mit einer Entſchiedenheit in der entgegengeſetzten Richtung wachgerufen, die in einer ihnen homogeneren Zeit und Umgebung wohl kaum zu gewärtigen geweſen wäre. Dem Schlachtrufe der Zeit, der ſeit den Tagen Camille Desmoulins nur zu ſehr der Schlachtruf Frankreichs überhaupt geworden war, dem „Nieder, nieder!" ſetzte er ſchon damals innerlich ſein „Empor!" entgegen, dem unruhigen Zerſtörergeiſte ſein ſtillgeſammeltes Adoremus! Das ganze Schaffen dieſes Jungen ſchon iſt durchtränkt von dem einen Grundgedanken, daß der Menſch, vollends aber der Adels-, als der vorbildliche Menſch, dem noblesse oblige zu leben, und daß der Höchſtbevorrechtete von allen, der Adlige des Geiſtes und des Gemütes, alle ſeine Kräfte in den Dienſt des Ideales zu ſtellen habe. Dies Ideal mag in Einzelheiten im Verlaufe ſeines Lebens ſich ihm gewandelt haben, in den Grundzügen ſtand es ihm für immer feſt. Es iſt das ariſtokratiſch-konſervative, das er ſpäter in der hiſtoriſchen Betrachtungsweiſe zum ariſch-germaniſchen ausgeſtaltete. Politiſch ſtellt er den vagen Nebelgebilden imaginärer Zukunftswerte die erprobten Güter der Geſchichte, der ungemeſſenen Freiheit die gemeſſene Zucht, dem Ich die Hingebung, der Phraſe die Selbſtbeſinnung und innere Klärung gegenüber. Die unüberwindliche Abneigung, die er immer gegen alle Rhetorik empfunden hat und die ihn gegen Erſcheinungen wie Cicero und vollends Demoſthenes gelegentlich ungerecht werden ließ[1], iſt

[1] Auch Mirabeau war ihm wohl hauptſächlich darum zuwider, weil er das Schwergewicht ſeines Wirkens in ſeine Redekraft legte.

ihm damals gekommen angeſichts gewiſſer Staatsmänner des Julikönigtums, denen der Geſchichtsſchreiber desſelben als höchſte Palme die der Beredſamkeit glaubte reichen zu müſſen.

Vor allem aber hat Gobineau damals und für alle Zeiten einen inbrünſtigen Haß gegen zwei Typen eingeſogen, von denen ihm erſt die Juliepoche und dann die Februarrevolution die denkbar vollkommenſten abſchreckenden Beiſpiele lieferte: den „bourgeois“ und den Demagogen. Sie beide haben ihn bis in ſeine allerletzten poetiſchen Viſionen hinein verfolgt, und nie und nirgend hat er ihnen Pardon gegeben. Die kraſſe Ausprägung jener Typen im damaligen Frankreich hat zweifellos ſeinem Hang zum Paradoxen und Einſeitigen in der Politik ſtark vorgearbeitet: ſo blieb ihm der erſtere von beiden, der feiſte Bourgeois, überall und immer die politiſch die Selbſtſucht, menſchlich die Herzloſigkeit, geiſtig den ödeſten Philiſterſinn verkörpernde Mißbildung, die er unter Louis Philippe eine im verhängnisvollſten Sinne ausſchlaggebende Rolle hatte ſpielen ſehen, der unſelige Repräſentant einer Epoche, deren wahrer König nicht der konſtitutionelle Gliedermann auf dem Throne, ſondern der abſolutiſtiſchſte aller Herrſcher, der König Mammon, geweſen war. Man kann es beklagen, daß Gobineau auf dieſe Weiſe der Sinn für bürgerliches Weſen im guten Sinne, wie es Goethe in den Worten gefeiert hat:

Wer iſt das würdigſte Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelſte Stoff,

verſchloſſen geblieben iſt, daß ihm bürgerlich fortan mehr oder minder nur den Negativbegriff des Unadeligen, Unidealen bedeutete; und dementſprechend wird man der Wahrheit auch darin die Ehre geben müſſen, daß er derjenigen politiſchen Strömung, welche vornehmlich die Wirkſamkeit des Bürgertums in jenem höheren und weiteren Sinne widerſpiegelt und ſeine Spuren in der neueren Geſchichte der abendländiſchen

Völker in Geſtalt mancher ſegensreichen Einwirkungen bezeichnet, dem Liberalismus, nicht gerecht geworden iſt. Ganz ausgeſchloſſen iſt es dagegen, bei jener Betrachtungsweiſe etwa an engherzige Standesvorurteile zu denken: er hat ſchon in ſeinen Jugendromanen und -briefen ſeine Standesgenoſſen nichts weniger als geſchont, während er dem „Fahrenden" (Nicolas Belavoir) die liebevollſte Schilderung angedeihen läßt und vollends den par excellence geſunden und ſchaffenden Ständen, Bauern und Handwerkern, immer ſeine größte Sympathie bewahrt und bekundet hat.

Gerade weil er in dieſen Schichten die Ordnung, die Ruhe, den Segen der Arbeit, mit einem Wort die wahrhaft menſchenwürdigen Güter ihren Sitz aufſchlagen ſah, ſtand er doppelt unverſöhnlich jenem zweiten Typus gegenüber, jenen Verführern der Harmloſen, den Störenfrieden, die den Feuerbrand der Unzufriedenheit und des Aufruhrs in die Werke des Friedens und der Ordnung werfen, den metiermäßigen Umſtürzlern, die Könige vom Throne ſtürzen, um Popanze an ihre Stelle zu ſetzen. Um den Hohn und den Haß ganz zu begreifen, den er ihnen gewidmet hat[1], muß man ſich ver-

[1] Wohlgemerkt, nur den Rädelsführern. Für die Maſſe der Geführten und Verführten hält er ganz andere Waffen, die des harmloſen Spottes, bereit. So perſifliert er die Farce der neuen Bürgerrepublik, die Fanfaronnaden und den Phraſenſchwall der Helden von 1848, in einem Brief voll köſtlicher Laune an ſeinen Schwager Jules Monnerot vom 10. März 1848: „Citoyen Jules, notre gloire est immortelle et en fait de palmes, nous en portons tous d'une certaine longueur. La garde nationale est sublime. Je suis sublime, Hercule est sublime, Dodofe (d'Avril) est sublime et Clémence votre sœur rendrait jalouse la mère de ces fameux Gracques dont la république romaine s'enorgueillissait à tant de titres. Je vous quitte pour courir aux armes et monter ma garde. Que dites-vous de Courtais? Voilà un gaillard qui fait honneur à sa famille! [Courtais war der Kommandant der Pariſer Nationalgarde, der ſich bald nachher in dieſer Stellung bei einem Volksauflauf äußerſt ſchwächlich benahm, daher abgeſetzt

gegenwärtigen, was Gobineau damals (1848) miterlebt oder mitangeſehen hat — wenn ihm auch noch ſchlimmeres für die Tage der Kommune von 1871 vorbehalten blieb —, als die „blouses sales“ (Gobineau an Tocqueville), das „glorreiche Lumpengeſindel“ (Heine) der Februartage die Boulevards unſicher machten; als mit dem Zuſammenſtürzen des Julithrones die hereinbrechende Anarchie ſchon in der letzten Sitzung der Deputiertenkammer ein allerwiderwärtigſtes Vorſpiel zum beſten gab: die Trümmer der alten Herrſchaft, die edle Herzogin von Orléans mit ihren Knaben, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, in den Schoß der Volksvertretung geflüchtet, dieſe ſelbſt nur noch ein wirres Gebrauſe, in das, auf ſeinem Höhepunkte, auch noch der Racheſchrei der Beſiegten von 1830 hineintönte; als der Herzog von Larochejacquelein mit Donnerſtimme den Appell ans Volk verlangte und im ſelben Augenblicke, wie zur Illuſtration deſſen, wie zum furchtbarſten Hohne, dieſes ſouveräne Volk in Geſtalt der tobenden Meuterer, Nationalgarden, Arbeiter, Studenten,

---

wurde und ſeitdem der Vergeſſenheit verfiel. Mit Lafayettes weißen Haaren hatte es eine eigene Bewandtnis: „Lafayette aux cheveux blancs“ figurierte ſchon in der „Parisienne“, die der alte Freiheitsheld abſingen hörte, während er ſelbſt in ſeiner braunen Perücke daneben-ſtand.] Un moderne Tyrtée a ajouté à la Marseillaise un couplet dont malheureusement la renommée n'a porté jusqu'à moi que les quatre premiers vers que voici:

Les cheveux blancs de la Fayette
Ne périront jamais, jamais!
Ils ont repoussé sur la tête
Du brave général Courtais!

Qu'en dites-vous? C'est, ce me semble, d'un bon coin et d'un parfum crânement antique. Reconnaissez-vous là le souffle de Callimaque, de Simonide de Cos et du Thébain Pindare? Peste! Vive la République! ... Mes remercîments au citoyen ex-vicomte ... Je vous serre fraternellement égalitairement et librement dans mes bras civiques. Arthur.“

trunken von Wein und Wut, mit zerriſſenen Kleidern, offener Bruſt, nackten Armen hereindrang, ſeine Waffen ſchwingend, Nieder mit der Kammer, Hoch die Republik rufend; als der gute Geiſt Frankreichs, Alexis de Tocqueville, ſeine Hand auf Lamartines Arm legte, den eine rätſelvolle Verkettung in dieſem ſchickſalsſchweren Augenblicke zum Schiedsrichter über die Millionen und ihr Geſchick gemacht hatte, ihn beſchwörend, die Monarchie und das Land zu retten; als Lamartine, in ſeinem Innern alsbald entſchloſſen, aber dennoch eine kurze Weile noch wie gebannt auf die fürſtliche Gruppe ſtarrend, erſt nachdem dieſe von dem Sturm der Revolte auseinandergefegt war, dem Herzensdrange zu folgen wagte und nun dieſen Straßenkehricht als „das Volk", als den neuen Herrſcher begrüßte und umwedelte — dies alles, und was andere Pöbelmaſſen inzwiſchen in den Tuilerien an Heldentaten herzloſer Roheit vollbrachten, und den ganzen folgenden Hexenſabbat dieſer glorreichen Republik von 1848 muß man beherzigen, um zu begreifen, was von Widerwillen und Verachtung damals in Gobineau einzog gegen einen Geiſt, der eine wahrlich auch von ihm genügend verabſcheute Verfaſſungs- und Geſellſchaftsform nur in ſolcher Verkörperung und durch ſolche Akte zu ſtürzen vermochte.

Wie nicht anders denkbar, haben nun aber den im vorhergehenden geſchilderten abſtoßenden Einwirkungen auch an- und emporziehende gegenübergeſtanden, welche für die Gemüts- und Charakterbildung des jungen Denkers und Politikers nicht minder eingreifend und entſcheidend geweſen ſind.

Je mehr er ſchon damals lernte, in Paris nicht mehr Frankreich, in den Maſſen der Hauptſtadt nicht das franzöſiſche Volk zu ſehen, mit deſto größerer Liebe wandte er ſich dieſem ſeinem Volke an den ſtilleren Herden ſeiner geſchichtlichen Heimſtätten, der Provinzen, in den vielgeſtaltigen Betätigungen ſeines auch durch alle Schematiſierungen der Revolutions-

epoche doch mit nichten ertöteten Sonderlebens zu. Hier vor allem glaubte er die echten, die guten Eigenſchaften des Franzoſen zu finden, die er damals jedenfalls noch ehrlich liebte und ſchätzte und an denen er ſich zum Patrioten in ſeiner Weiſe heranbildete. Wir werden dafür Proben in ſeinem literariſchen Schaffen finden, wie nicht minder dafür, daß alle Verirrungen des Zeitgeiſtes ihm die Freude an der gewaltigen Kraft und Fülle des Talentes und des Schaffens nicht zu verderben vermochten, die er in jener nach dieſen Seiten ſo begnadeten Generation lebendig ſah, ja gewiſſermaßen doch aus ihr auf ſich überſtrömen fühlte.

Vor allem aber iſt es ihm genau zu dem Zeitpunkte, da die Schäden der Juliepoche zur vollſten Entwicklung gelangt waren oder doch für die Außenwelt erſtmalig als vollentwickelte ſichtbar wurden, vergönnt geweſen, in die innigſte Berührung mit einem Manne zu treten, der jenen gegenüber das Gute und das Große vor allen, ja gleichſam für alle mit, verkörperte, mit Alexis de Tocqueville[1].

Tocqueville war geboren zu Paris am 29. Juli 1805. Seine Abſtammung war die beſte, die Frankreich zu bieten hatte. Die Grafen von Tocqueville waren ein altes normän-

[1] Die folgende Charakteriſtik, wie auch die ſpätere Darſtellung des Miniſteriums, Tocquevilles, iſt zum Teil meinem ausführlicheren Vortrage „Alexis de Tocqueville“ (Stuttgart 1911) entnommen, auf den ich hier alle diejenigen, welche ſich mit dieſem uns Deutſchen in vielen Stücken ſo naheſtehenden Manne noch mehr vertraut machen wollen, ernſtlich hinweiſen möchte. Ein Verzeichnis der Literatur über Tocqueville habe ich dort im Anhange gegeben und dies dann auch in meinen „Quellen und Unterſuchungen zum Leben Gobineaus“ Bd. I wieder abdrucken laſſen. Von den darin namhaft gemachten Werken ſei ganz beſonders das R. Pierre Marcels, „Essai politique sur Alexis de Tocqueville“, Paris 1910, empfohlen, welches in dem reichlich mitgeteilten, unveröffentlichten Materiale einige ganz neue Seiten an Tocqueville erſchließt.

niſches Adelsgeſchlecht, in welchem nach ſeiner eigenen Schilderung zeitweiſe der Heldentod ſozuſagen erblich war und welches ſpäter dem Vaterlande eine Anzahl hervorragender Verwaltungsbeamter geſchenkt hat. Tocquevilles Vater war Pair de France und Präfekt von Metz. Mütterlicherſeits aber war ſein Ahn jener Malesherbes, der mannesmutig für das Recht gegen das Königtum eintrat, als dieſes — in Ludwig XV. — der Unterdrücker, und der zum Verteidiger und Märtyrer des Königtums wurde, als es — in Ludwig XVI. — der Unterdrückte war. Nur kurze Zeit (von 1826 bis 1832) hat Tocqueville, und zwar in der richterlichen Laufbahn, im Staatsdienſte geſtanden; und auch von dieſer Epiſode ſeines Lebens entfällt noch ein Jahr auf jene denkwürdige Reiſe nach Amerika (1831—1832), die ihm ſelbſt Klärung und Beruhigung in den ſchweren, durch die Julirevolution in ihm aufgewühlten Kämpfen verſchaffen und die der Welt eines der größten Meiſterwerke der politiſchen Analyſe, „La Démocratie en Amérique“ (erſchienen in zwei Hälften 1835 und 1840) eintragen ſollte. Dies Buch, auf das wir alsbald zurückkommen werden, begründete mit einem Schlage ſeinen Weltruf und führte den Dreißiger unter anderem im Triumphe in die Akademie, zu deren einflußreichſten und gefeiertſten Mitgliedern er bis zu ſeinem Tode gehört hat. Wiewohl der jüngſte unter drei Brüdern, übernahm er, kurz nachdem er ſich 1835 mit einer Engländerin vermählt, das alte Stammſchloß Tocqueville bei Cherbourg, wo er mit der Zeit zu einem der ſchönſten Typen des franzöſiſchen Landedelmannes, allgeliebt und verehrt von ſeinen normänniſchen Bauern, heranwuchs, wo er ſpäter, namentlich ſeit er ſich von der politiſchen Laufbahn ganz zurückgezogen, neben ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſich in die praktiſche Landwirtſchaft ernſtlich vertiefte und wo er endlich auf dem ſchlichten Dorfkirchhofe die letzte Ruhe finden ſollte.

Seine politiſche Laufbahn begann Tocqueville im Jahre 1839, wo er für das Arrondiſſement Valognes in die Deputiertenkammer gewählt wurde, der er ſeitdem ununterbrochen bis 1848 angehört und in der er meiſt mit der dynaſtiſchen (konſtitutionellen) Oppoſition geſtimmt hat. Einer eigentlichen Partei zwar hat er nie angehört — er ſtand über allen Parteien und erblickte in der Zerſplitterung durch das Parteiweſen eine Lebensgefahr für das ganze Repräſentativſyſtem —; ſoll er aber nach ſeiner politiſchen Geſinnung charakteriſiert werden, ſo werden wir kurz ſagen dürfen: er war im Herzen konſervativ, als Realpolitiker liberal, alſo konſervativ-liberal, wie wir etwa heute ſagen würden.

Er hatte zwar nach 1830 mit der neuen Ordnung der Dinge ſich abgefunden, aber nicht leichten Herzens abgefunden. In den letzten Jahren der Reſtauration war er dem allgemeinen Rauſche der Begeiſterung über die endlich gewonnene Freiheit mit verfallen; nun trat plötzlich mit der Julirevolution das neue Problem der Demokratie, und zwar gleich ſo überwältigend ſiegreich, ſo unbedingt tatſächlich, ſo allſeitig ausgeprägt, vor ihn hin, daß es ihn, nach ſeinen eigenen Worten, wie mit einem religiöſen Schauder ſchlug, daß es unmöglich ſchien, in den Vorgängen jener Revolution noch etwas Lokalfranzöſiſches, noch auch etwas Einzelnes oder gar Vorübergehendes zu ſehen. Vielmehr erſchloß es ſich ſeinem Tiefblick ſchon damals, was wir heute alle wiſſen, daß die Demokratie eine unaufhaltſame, unentrinnbare Allgemeinbewegung der neueſten Geſchichte, und zwar für alle Völker gleichermaßen, bedeutet. Nun entſtand die Lebensfrage für ſein Land und Volk: wie deſſen Traditionen mit den durch die demokratiſche Umwälzung geſchaffenen Zuſtänden in Einklang zu bringen ſeien? Die Antwort hierauf ſchien ihm nur das Land geben zu können, in welchem, als dem bislang einzigen, Freiheit und Gleichheit als wirkliche Realitäten neben-

einander lebten: die Vereinigten Staaten von Amerika. An dieſes Land wandte er ſich daher jetzt um die Unterweiſung, die frühere franzöſiſche Denker, als es der Frage galt, wie die alte Monarchie mit den Volksfreiheiten ſich vereinigen laſſe, ſich in England geholt hatten. Dem Ringen und Forſchen, das er damals, mit Einſetzung von Leib und Leben, in Vertretung und zu Nutzen ſeines Volkes auf ſich genommen hat, iſt das mächtige Buch über die Demokratie in Amerika zu verdanken, deſſen Schwerpunkt, zumal für die rückſchauende geſchichtliche Betrachtung, nicht ſowohl in dem immerhin unerreichten Bilde amerikaniſchen Lebens, Weſens und Geiſtes, noch auch in dem reichen Licht, das er, in Vergleichungen und Gegenüberſtellungen aller Art, über das Weſen alles Staatslebens verbreitete, als vielmehr in der glänzend geglückten Löſung der Aufgabe zu ſuchen iſt, wenn denn einmal mit der Demokratie Ernſt zu machen ſei, das Allgemeingültige und überall Mögliche derſelben, die Grundbedingungen der Vereinigung der Freiheit mit der Gleichheit, aufzuweiſen. Tocqueville hatte an den Amerikanern das Gefühl der Freiheit und perſönlichen Würde, die hohe Achtung vor dem Geſetz, verbunden mit dem Fernhalten alles durch Geſetz, Verwaltung und Regierung ausgeübten Zwanges, die ideelle Solidarität jedes einzelnen mit der öffentlichen Gewalt und zugleich ſeine weitgehende faktiſche Unabhängigkeit von ihr, die geiſtig wie techniſch gleich vorbildliche Selbſtverwaltung und Selbſtregierung bewundern gelernt. Wohl war ihm bewußt, daß in ſeinem Vaterlande die Vorbedingungen zu einem ähnlichen politiſchen Bilde gar wenig gegeben ſeien; daß die Freiheit, die ihm ſo ſehr als die Hauptſache, als der eigentliche Lebensodem eines menſchenwürdigen Staatsweſens galt, daß ihm die Frage der äußeren Regierungsform neben der der inneren Ausgeſtaltung der Inſtitutionen völlig zurücktrat, indem er eben nur eine Form darin ſah, dem Franzoſen ungleich weniger

im Blute liege als dem Angelſachſen, und die Gleichheit zunächſt auch nicht viel mehr als ein Poſtulat ſei. Um ſo mehr aber erkannte er es als die große Aufgabe des franzöſiſchen Staatslebens der Zukunft, die Demokratie, die im bisherigen ſich als etwas Gewaltſames, künſtlich Gewordenes, faſt Negatives darſtellte, zu einem Poſitiven, Natürlichen, Organiſch-Produktiven auszugeſtalten. Und wenn denn nun als die Bedingungen einer in den rechten Schranken gedachten, einer geläuterten und gehobenen Demokratie ihm aufgegangen waren: an der Baſis der Geſellſchaft eine feſt eingewurzelte Munizipalgewalt; zwiſchen Gemeinde und Staat vor allem eine richterliche Gewalt, ſtark und unabhängig genug, um zwiſchen Regierung und Bürgern immer als eine Art unparteiiſcher Schiedsrichter zu walten, lokale Freiheiten, ſo feſt in ſich gegründet, daß ſie nicht mitſterben, ſelbſt wenn die allgemeine Freiheit im Staatsleben zu Falle käme, ſo waren damit zugleich die Grundlinien für ſein eigenes politiſches Programm, zunächſt als Volksvertreter, gegeben: Ausbau der Freiheit nach allen Seiten, individuelle, religiöſe, Verſammlungs- und Wahl-, Preß- und Unterrichtsfreiheit, Ausbildung der Jury als vornehmſten Ausdrucks der Volksſouveränetät, adminiſtrative und politiſche Garantien, Verſtärkung der provinzialen Freiheiten, der Selbſtverwaltung, Wahl der Kommunalbeamten, Einſchränkung des Funktionarismus, dagegen Ausdehnung des Wahlrechts auf alle in den Liſten der Jury vertretenen Bürger. Tocqueville iſt auch unter den Nichtutopiſten und -ſchwarmgeiſtern einer der erſten geweſen, welche damals, wo „Konſervative" und „Liberale" im allgemeinen in herzloſer Nichtbeachtung der niederſten Schichten der Geſellſchaft wetteiferten, der Aufbeſſerung des Loſes der Arbeiter, und nicht nur des materiellen, methodiſch nachgeſonnen haben. Vor allem aber kennzeichnet ſein politiſches Verhalten das Beſtreben, in welchem ihn einige treue Freunde, Beaumont, Corcelles u. a.,

redlich unterstützt haben, wieder etwas höhere, idealere Gesichtspunkte, einen wärmeren Ton, einen größeren nationalen Zug in die wie ausgedörrte Politik der Zeit hineinzutragen. Innerlich schwebte ihm dabei zugleich immer die Neubegründung einer echten Aristokratie, nach englischem Muster, vor, aber einer Aristokratie, die von Pflichten und für das Volk, nicht wie die derzeitige von der Ichsucht und für die Kaste lebte. Auf diese Weise mußte er denn freilich bald zu einer Art Richter und Propheten seines Volkes werden, der es versuchte, von dem heiligen in ihm glühenden Feuer all den kalten Seelen um ihn her mitzugeben, ihnen den Schrei des Gewissens zu wecken und zu deuten, der alle und jeden auf seinen Posten rief, der schon (in einer Kammerrede vom 18. Januar) 1842 weissagte, daß die Selbstsucht und der Mangel an Gemeinsinn der damaligen Generation dem Cäsarismus entgegentreibe, wie er auch sechs Jahre später, wenige Wochen vor ihrem Ausbruch, die Februarrevolution geweissagt hat.

Freilich, so wenig die Regierenden von damals das staatsmännische Talent des Mannes seinem Vaterlande dienstbar zu machen wußten, so wenig hat sein Volk ihn gehört. In ergreifender Isolierung stand er da, als einsamer Warner, steht er im Grunde noch heute, wenn wir auf das Schicksal seiner politischen Ideen blicken, wie sie in den Schriften so eindringlich, so allseitig klar ausgeführt vorliegen. Wohl ist (wie wir noch weiter sehen werden) seine historische Betrachtungsweise zu bahnbrechendster Bedeutung bei allen Hauptkulturvölkern unserer Zeit durchgedrungen; wohl haben diese Triumphe des Tocquevilleschen Genius auch in seinem Vaterlande ein reichliches Echo gefunden, aber in Fleisch und Blut übergegangen ist er dennoch den Franzosen nicht, so sehr sie ihn bewunderten, wie er denn auch keine eigentliche Schule hinterlassen hat, so viele er auch befruchtet haben mag. Der Grund hiervon ist

wohl nicht allein in der ihm eigenen Erhabenheit der Geſinnung und Höhe der Betrachtung zu ſuchen (Eigenſchaften, die ja an ſich ſchon leicht etwas Iſolierendes haben), vielmehr in einem gewiſſen ſchwerfälligen Ernſt, mit welchem jene Geſinnungen und Betrachtungen zum Ausdruck gebracht werden, in einem leidenſchaftlichen Verſenken, einer gewiſſen Übergründlichkeit, die auf den Leſer oder Hörer anſtrengend wirkt und auf den Denker ſelbſt am anſtrengendſten gewirkt hat. Dies unermüdliche Graben in den doch nie auszuſchöpfenden Schachten der Politik, dies ruheloſe Herumwälzen erdrückender Probleme hat ſich am Ende auf ihn ſelbſt zurückgeworfen: er hat ſich daran zu Tode geſonnen, indes ſein Volk, das nun einmal die heiteren Naturen bevorzugt, ſich auf die Dauer von dem „Antipoden Montaignes", dem faſt düſter grübleriſchen Normannen abwandte[1].

Um ſo tiefer mußten dagegen zu allen Zeiten ſeine Einwirkungen auf die wenigen ihm Verwandten oder Ebenbürtigen ſein, und auf keinen vielleicht hat er tiefer eingewirkt als auf ſeinen in gewiſſem Sinne einzigen Schüler, auf Gobineau.

Wir kennen die Entſtehung dieſes Freundſchaftsverhältniſſes nicht; indeſſen iſt Tocqueville, auch nachdem er ganz neue politiſche Verbindungen eingegangen war, den alten legitimiſtiſchen Kreiſen doch nicht ganz ferngerückt: ſo finden ſich gemeinſame Freunde, z. B. Kergorlay, und ſehr bald jedenfalls waren die Beziehungen der beiden Männer die allerinnigſten[2]. Gleich im erſten der erhaltenen Briefe (8. Auguſt 1843) offenbart der ältere dem jüngeren Freunde die tiefe ſeeliſche Verlaſſenheit, in der er — der enthuſiaſtiſch Gefeierte, ſchon

[1] A. Sorel, „Études de littérature et d'histoire, Paris 1901, p. 9, vgl. p. 236.

[2] Ich verweiſe hierfür auf die von mir veröffentlichte „Correspondance entre Alexis de Tocqueville et Arthur de Gobineau", Paris 1908.

damals der Träger eines der glänzendſten literariſchen Namen — ſeinen Zeitgenoſſen gegenüberſteht, kennzeichnet er den Eiſeshauch, der ihm aus der Juligeſellſchaft entgegenſchlägt, begrüßt er in Gobineau den Bürgen jener ewigen Jugend, die auch dies Dunkel noch einmal durchbrechen werde.

Leider ſind Gobineaus Briefe aus dieſer erſten und in gewiſſem Sinne wichtigſten Zeit verloren; die Tocquevilles gelten vorwiegend einer größeren Arbeit, welche dieſer, wie es ſcheint, für die Académie des sciences morales et politiques plante und für welche ihm Gobineau, mit Unterſtützung der genannten Akademie, eingehende Vorarbeiten lieferte[1].

[1] Wir können hauptſächlich nur nach Andeutungen der Tocquevilleſchen Briefe uns von dieſer Arbeit, oder vielmehr von den wirklich zuſtande gekommenen Vorarbeiten zu derſelben, eine einigermaßen klare Vorſtellung machen, da weder in den Schriften der Akademie, noch in Tocquevilles Werken, noch in der Biographie ſeines Freundes Beaumont ſich irgendeine Spur oder Erwähnung findet. Das Thema bezeichnet Gobineau in einem undatierten Briefe aus dem Jahre 1843 an die Schweſter mit den Worten: „Il m'a demandé de lui tracer un abrégé des progrès et des transformations de la morale politique et sociale dans son état actuel", und in einem anderen vom 17. April 1843 ſpricht er von einem „grand travail sur l'état des doctrines morales au 19. siècle et sur leurs applications à la politique et à l'administration". Der Plan war, nach Andeutungen Tocquevilles, ungemein weitſchichtig angelegt und zerfiel gewiſſermaßen in einen praktiſchen und einen theoretiſchen Teil. Während Tocqueville ſelbſt ſich mehr an die Praxis, an die Erörterung der herrſchenden Sitten und Sittenbegriffe hielt, wünſchte er von ſeinem jungen Mitarbeiter eine Ergänzung dazu von der ſyſtematiſchen Seite, aus der Literatur, insbeſondere der engliſchen und der deutſchen. Eine Reihe von Analyſen einſchlägiger Denker (erwähnt werden u. a. Prieſtley, Bentham, Gudin und Jacoby) hat ihm Gobineau geliefert und reiches Lob dafür geerntet. Dennoch iſt die Arbeit nicht zu Ende gediehen, nicht ſowohl wegen der anſcheinend ziemlich weitgehenden Divergenzen in den beiderſeitigen Auffaſſungen (Tocqueville erkannte im Chriſtentum unverwandt den Grundſtock, das Hauptreſervoir auch der modernen Moralbegriffe, während Gobineau

Das entſcheidend Wichtige dieſes Umganges aber lag nach zwei anderen Seiten.

Einmal kann es gar nicht hoch genug gewertet werden, daß Gobineau kurz vor oder faſt gleichzeitig mit dem Beginn ſeiner ſchriftſtelleriſch-politiſchen Tätigkeit an der Quotidienne einen intimen Kurſus in der theoretiſchen Politik (wie ſechs Jahre ſpäter zu Beginn ſeiner amtlichen Laufbahn einen ſolchen in der praktiſchen) bei dieſem Manne, einem der ſchärfſten Geiſter ſeines Landes und einem der größten Staatsdenker aller Zeiten, durchgemacht hat. Für den Charakter dieſer Lehrzeit war es ganz nebenſächlich, daß im Materiellen der politiſchen Anſichten ſich ſehr früh ſchon ſtarke Gegenſätze herausſtellten[1] (wiewohl in anderen Punkten, vor allem in einer ſo entſcheidenden Hauptfrage wie der der Dezentraliſation, auch eine direkte und auf Gleichgeſinnung beruhende Beeinfluſſung Gobineaus ſtattgefunden hat); die Hauptſache war, daß Gobineau durch Tocquevilles Lehren und Beiſpiel im höheren Sinne politiſch denken lernte, ja daß ſeine nach dieſer Seite zweifellos von Hauſe aus glänzend vertretenen Anlagen gewiſſermaßen erſt methodiſch ausgebildet wurden. Insbeſondere hat die ernſte, gleichmäßig ruhige Klarheit, die tiefeindringende Gründlichkeit, die kraftvolle Sicherheit der Tocquevilleſchen Denk-, Sprech- und Schreibweiſe als Vorbild eine ſehr heilſame Gegenwirkung gegen die bei Gobineau vorhandene Nei-

an einſchneidende Wandlungen in denſelben glaubte), als weil beide Männer über dem Thema nicht recht warm wurden („il m'occupe, mais sans m'orienter" ſchreibt Gobineau im Mai den Seinigen) und ſo die Sache am Ende einſchlief.

[1] In dieſer Beziehung muß man ſich übrigens gegenwärtig halten, daß beide nicht das Augenblicksmäßige, Parteitümliche, ſondern die ewig beherzigenswerten, auch von den Gegnern nicht unbeachtet und ungenutzt zu laſſenden Grundwahrheiten ihrer politiſchen Weltanſchauungen vertreten, ſowie daß dieſe damals noch nicht entfernt ſo zu praktiſcher Gegnerſchaft führten wie ſpäter nach dem Staatsſtreiche.

gung zum Überwuchern der Phantasie, wie anderseits seine große Sachlichkeit, seine Fähigkeit, auch hohe Ideen kleineren Wirklichkeiten anzupassen, eine solche gegen die Gefahr eines zu abstrakt allgemeinen Denkens gebildet. Endlich dürfen wir auch wohl annehmen, daß der Hinweis auf die Volkswirtschaft, in der wir Gobineau im nächsten Jahrzehnt eifrig sich umschauen und betätigen sehen, gleichfalls durch Tocqueville, der auf diesem Gebiete Meister war, erfolgt ist.

Zweitens aber — das Menschliche. Was wollte es besagen, daß Gobineau in seinen wichtigsten Jugendjahren des intimsten Umganges mit einem solchen Allerseltensten, einem solchen absolut Lauteren und Untadelhaften, einem solchen als Charakter hoch auch über den Besten Stehenden[1] genießen durfte — mit einem Manne, der nach Erfolgen, wie sie nicht leicht ein zweiter Schriftsteller gehabt hat, so schlicht und bescheiden blieb wie zuvor, dessen edler Stolz, dessen hohes Selbstbewußtsein, an dem es ihm anderseits nicht fehlte, ganz und ausschließlich auf das Gefühl der eigenen inneren Würde, zu dem von außen nichts das Geringste hinzuzutun vermochte, begründet blieb! Gaben dieses ganz in sich Beruhen, diese Harmonie der Größe, dies Schwergewicht des Guten in ihm seiner Gesamtgestalt etwas so Erhebendes wie Wohltuendes, so feuerten sein eisernes Pflichtgefühl, seine fast überstrenge Gewissenhaftigkeit, sein hoher persönlicher Mut zur Bewunderung, zur Nacheiferung an, während er anderseits, seiner Natur nach so liebreich, warmherzig und gemütvoll, so ganz Wohlwollen, die Abstände des Alters und der Temperamente wie

[1] Wie wenig hiermit etwa zu viel gesagt ist, dafür geben die entscheidende Probe die „Souvenirs“ des Mannes ab. Nicht viele durften Erinnerungen von solch unerbittlicher Wahrhaftigkeit schreiben, ohne auch nur einen Augenblick, durch alle Herbheiten und Bitterkeiten hindurch, andere als wohltuende, ja erhebende Eindrücke zu hinterlassen.

die Klüfte politiſcher Meinungsverſchiedenheiten zu herzlichſtem Verſtehen dieſer beiden Adelsſeelen in den Regionen einer höheren Gemeinſchaft zu überbrücken wußte. Welch ein Dankesandenken die ethiſche Leuchtkraft dieſes Mannes damals und für immer im Herzen Gobineaus angezündet hat, ermeſſen wir aus ſeinen Briefen an die Angehörigen, ermeſſen wir aus ſeiner Trauerkundgebung an die Witwe Tocquevilles nach dem Tode des geliebten Meiſters; und ein letztes Mal noch klingt es, wir dürfen daran nicht zweifeln, nach Jahrzehnten nach in den Worten, welche ſein Michelangelo in dem Abſchiedsgeſpräch mit Vittoria Colonna dem Jugendandenken an Savonarola geweiht hat.

Zweites Kapitel.

Politiſch-hiſtoriſche Arbeiten.

Wenn wir uns jetzt einer Betrachtung von Gobineaus Jugendarbeiten zuwenden, ſo empfiehlt es ſich, ehe wir an die einzelnen Gruppen herantreten, zunächſt einen Blick auf das Ganze zu werfen, da man ſehr wohl einige Merkmale feſtſtellen kann, welche dem geſamten Schaffen während dieſer Pariſer Jahre gemeinſam zu eigen ſind.

Wir deuteten ſchon früher an, daß man dieſe ganze Periode als eine ſolche unerhörter Aktivität bezeichnen kann: in der Tat dürfte wenigſtens die Verbindung einer ſolchen Genialität, von welcher die meiſten ihrer Arbeiten eingegeben und durchweht ſind, mit einem ſolchen Rieſenfleiße, von welchem ſie alle ausnahmslos zeugen, eine ganz ſeltene Erſcheinung ſein. Man könnte angeſichts Gobineaus wirklich faſt von einem ins neunzehnte Jahrhundert verſchlagenen Chalkenteros reden, ſo unfaßbar will es ſchier erſcheinen, daß in unſerer Zeit ein Menſch das alles gedacht, gearbeitet, geſchrieben haben könne[1]. Nicht nur die Fülle der Gedanken, auch die der Materialien, der Sammelfleiß, die Literaturkenntnis, das hiſtoriſche Wiſſen, das Durcharbeiten ſcheint alles gewohnte Maß neuerer Zeiten zu überſchreiten und ſelbſt bei den bezeugten

[1] Dabei ſind längſt nicht alle Arbeiten aus dieſer Zeit mehr aufzutreiben, ja auch nur feſtzuſtellen. Gelegentliche Erwähnungen der Korreſpondenz weiſen auf immer neue Spuren und laſſen wiederum vermuten, daß auch dieſe noch nicht die letzten ſein dürften.

fünfzehn Arbeitsſtunden nur durch die ebenſo ungewöhnliche Schnelligkeit des Auffaſſens wie des Wiedergebens zu erklären. Rezeptive und produktive Tätigkeit fielen bei Gobineau blitzartig in eins zuſammen; ſein ganzes Leben, zumal in jenen Jugendjahren, war ein einziges Schauen, Denken, Erkennen. Dies Gehirn ſcheint in all den Jahren ſich kaum je einen Augenblick Ruhe gegönnt zu haben. So gibt es denn aber auch auf den meiſten der von ihm gepflegten Gebiete faſt keine Fährte mehr, die er nicht vor uns betreten, keinen Gedankengang, in dem er uns nicht vorangegangen wäre. Auch ſeinem Geiſte, ſeinem Erkennen waren Schranken gezogen; er hat oft genug geirrt, aber unendlich viel öfter uns die rechte Erkenntnis gebracht oder doch angebahnt.

Schon in dieſer Frühzeit tritt ein Zug immer kräftiger hervor, der ihn von den meiſten ſeiner Landsleute trennen mußte, der unfranzöſiſche und mehr deutſche Zug des Univerſalismus, des Sichverſenkens in fremde Volksart und ihren Niederſchlag in Literatur und Kunſt, vor allen die deutſche[1]. Jenes echte Verſenken, jenes wahrhaft Goetheſche Intereſſe an allen Dingen iſt es in erſter Linie, was an dieſen Jugendarbeiten ſo wohltuend berührt. War er auch durch ſeinen damaligen Beruf wohl oder übel gezwungen, ziemlich de omnibus rebus et quibusdam aliis zu reden, nie hat man doch irgendeine Empfindung des Metiermäßigen. Zeitweilig hat ihn wirklich alles nicht nur intereſſiert, ſondern geradezu bewegt. Mit am merkwürdigſten tritt das in der Gruppe ſeiner volkswirtſchaftlichen Aufſätze aus den vierziger Jahren hervor. Dabei kann man, wie ſpäter von denen der letzten Periode, auch von dieſen Schriften ſagen, daß er ſelbſt in den Tagesartikeln durchſchnittlich weit ſolider arbeitet, als in einigen

[1] Charakteriſtiſch iſt in dieſer Beziehung die Vorhaltung, die er (1846) in einem unten zu beſprechenden Artikel Villemain machte, bei dem er dieſen Zug vermißte.

ſeiner großen Hauptwerke, was ſich — abgeſehen von den Gegenſtänden, die dort zu Kühnheiten und Willkürlichkeiten mehr verführten — am einfachſten daraus erklärt, daß er ſich in den vierziger Jahren ganz auf ſeine literariſche Tätigkeit konzentrieren konnte, während er Werke wie die über die Ungleichheit der Menſchenraſſen und die Perſergeſchichte der Mußezeit nach anſtrengender und verantwortungsvoller Berufsarbeit abgewinnen mußte. Dieſer großen Frühreife entſpricht denn auch der Eindruck, den gleich ſeine Erſtlinge auf die hervorragendſten Geiſter der Zeit machten: der „Capodistrias“ des Vierundzwanzigjährigen hatte ihm Rémuſat für ſein ganzes Leben gewonnen, und drei Jahre ſpäter ſchon konnte ihm Tocqueville ſchreiben, daß er ihm nicht eine Jünger-, ſondern eine Meiſterarbeit zumute. Bezeichnend für Gobineau aber iſt es, daß er nicht etwa nur in einzelnen Arbeiten, mit welchen er vor ſolchen Größen zu paradieren hatte, ſich auf dieſer Höhe hält, ſondern daß er in der Regel überhaupt keinen Unterſchied macht, ob er ein eigenes Buch, ob er für eine vornehme Revue oder ob er endlich für ſeine Quotidienne ſchreibt[1]. Er zieht ſein Publikum immer in der gleichen Weiſe an ſich heran und je nachdem zu ſich hinauf. Immer das gleiche Aufgehen im Stoff, die gleiche Selbſtentäußerung, nicht ſelten faſt Entrückung. Man vertieft ſich mit dem Schreibenden in die mannigfaltigſten Gegenſtände, um ihn ſelbſt ſcheinbar ganz darüber zu vergeſſen, und hat ihn dann doch wieder doppelt

[1] Wie wenig er im Grunde für die Feuilletonwirtſchaft geſchaffen, wie viel zu gut er dafür war, lehrt an einem Beiſpiel für viele Tocqueville in der „Correspondance“ p. 29 ss., anknüpfend an den Artikel über Muſſet. Gobineau ſelbſt ſchreibt über ſeinen Abſtand von den Preßleuten (18 mars 1842): „Les faiseurs voudraient m'en faire sortir, par la raison que je sais ce dont je parle; avantage qu'ils n'ont pas“, und bald darauf: „ces messieurs n'aiment pas tant les choses sérieuses que la blague.“

ganz vor sich, wenn man ihn zu Ende gelesen, so charaktervoll ist seine Art, so überlegen tritt er an alles heran, was ihn einmal zur Behandlung anlockt. Gewiß mag man sich dieser Überlegenheit bei dem Gereifteren späterer Jahre manchmal noch mehr erfreuen, wo sie dann mehr in vornehmer Ruhe auftritt, während sie hier zuzeiten noch etwas ungebändigt, auch wohl mit jugendlichem Übermut gepaart, ja gelegentlich wohl gar in journalistischer Gewandung erscheint und alsdann, in der Polemik, auch die Künste der journalistischen Klopffechter, der Nur-Journalisten, nicht ganz verschmäht. Doch sind derartige Anwandlungen etwas durchaus Seltenes, hohe Gesichtspunkte, weitgesteckte Ziele und dementsprechend würdiger Ton dagegen die Regel[1].

Und eines vollends haben ausnahmslos alle Erzeugnisse einer Jugend wie der Gobineaus vor den späteren voraus: das ist der Ton frischer, warmquellender, lebenbejahender Schaffensfreudigkeit, welche er in erster Linie freilich der eigenen Anlage, daneben aber, wie wir schon sahen, doch auch dem ansteckenden Beispiele seiner Zeit- und Landesgenossen zu danken hatte. Diesem ganzen Geschlechte blieb nun einmal, auch nach dem großen Mehltau von 1830, der die schönsten Blüten verdarb, eine Keimfülle, eine Sprossenskraft, wie sie außer Frankreich damals kein anderes Land aufwies; und Gobineau hat es nicht nur seiner Zeit, er hat es damals auch seinem Vaterlande gedankt, daß es ihm diese gesteigerte Lebenstätigkeit mit-

[1] Die Gefahren des Journalismus selbst für einen Geist wie Gobineau beleuchtet der katonisch strenge Tocqueville in einem intimen Briefe an Beaumont (Œuvres T. V, p. 369 ss.), aus welchem zugleich erhellt, daß die im Texte berührten Eigenschaften ihn anfangs fast zur Verkennung Gobineaus geführt hätten. Leider hat, wie P. Marcel aus dem Original des Briefes aufgedeckt hat, Beaumont die zu und auf Gobineau ganz anders passenden Worte Tocquevilles: *„Il est de notre race“* kastriert in „Il est d'une bonne famille“.

teilte. Der ſchöne Zug eines warmblütigen, großen Patriotismus, den ihm das ſpätere Leben leider ausgetrieben hat, darf in der Charakteriſtik des politiſchen wie des dichteriſchen Gobineau dieſer Zeit nicht fehlen: ſeine Vorliebe für das Deutſche, welche einſtens eine unverkennbare Abſtumpfung oder gar Ungerechtigkeit gegen vieles Franzöſiſche im Gefolge haben ſollte, ging damals noch Hand in Hand mit einem geſunden patriotiſchen Empfinden. Er hatte noch Freude an ſeinem Frankreich, und ſo kann auch dies ſeine Freude an ihm haben.

Sehr merkwürdig iſt es, wie in den Schriften der Pariſer Zeit ſchon mehrere der Hauptwerke ſeines ſpäteren Lebens ſich ankündigen, wie wir ganz ähnlich zuvor in den Scelti oder Iſisvettern ſchon die Plejaden, ja den Amadis voraus auftauchen ſehen — eine geheimnisvolle Einheitlichkeit im Schaffen wie im Erleben des Genies, die uns in ſchöner Symbolik lehrt, daß es ewige Kräfte ſind, die ſich in ihm regen. Zwar klingt gerade das Raſſenthema, in dem doch ſeines Lebens erſte Hälfte gipfeln ſollte, nur ſehr von fern in ſeinen germaniſchen Inſtinkten, allenfalls in gewiſſen volkswirtſchaftlichen Vorſtudien und vor allem im Provinzgedanken an; wohl aber ganz früh ſchon Perſien, Neugriechenland, ja die Renaiſſance in mehr oder minder eindringenden Aufſätzen bezw. Aufſatzreihen, die uns heute ſchier wie unbeabſichtigte Skizzen und Vorarbeiten zu den ſpäteren größeren Werken anmuten.

Tätigkeit an der Quotidienne.

Mit der Berufung in Tocquevilles Miniſterium ſollte ſeinerzeit wohl in der äußeren Lebensgeſtaltung, nicht aber auch in der geiſtigen Entwicklung Gobineaus ein plötzlicher Ruck vor ſich gehen. Vielmehr lehrt die Betrachtung ſeiner Tätigkeit an der Quotidienne und der damit verwandten an verſchiedenen Revuen, daß er ſich ſchon damals zu einem der

schärfst- und tiefstblickenden politischen Beobachter seiner Epoche ausbildete, und daß auch seine Charaktereigenschaften, ganz besonders im Hinblick auf ihre Verwendbarkeit im politischen Dienste, sehr umgekehrt wie bei den meisten Jonrnalisten vom Handwerk, bei dieser Durchgangstätigkeit nur gewonnen haben.

Den Eindruck einer gewissen Kräftevergeudung wird man freilich namentlich in der ersten Zeit bei seinen Artikeln nicht los. Später hat er in der Quotidienne mehr seine kleine Münze verausgabt; die größeren Kundgebungen behielt er sich für die Revuen vor, in denen er meist die Themen der Quotidienne nochmals konzentriert und gesteigert brachte, um am Ende dieser Epoche in den Aufsätzen der „Revue provinciale" diesen ganzen theoretischen Vorkursus seiner staatsmännischen Laufbahn gipfeln zu lassen.

Die gefährlichste Klippe, welche die Arbeit an der Quotidienne für einen Mann von Gobineaus Art barg, war die, daß er damit gewissermaßen von Amts und Pflicht wegen ins Parteitreiben gezogen wurde. Erschwerend trat hinzu, daß diese seine Partei (wie gerade ihm am wenigsten verborgen bleiben konnte) einer verlorenen Sache diente. Aber sein Wirken ist darum doch mit nichten verloren gewesen, und die Klippe der Umgarnung durch den Parteigeist hat er fast durchweg glücklich dadurch umschifft, daß er über dessen Engen hinweg die großen Gesichtspunkte des Patriotismus, die ewigen Wahrheiten der Geschichte zur Geltung zu bringen suchte.

Mühe genug mag es ihn freilich gekostet haben, den Extravaganzen, den gar zu unmöglichen Anwandlungen, die gerade in der legitimistischen Partei ihr Wesen trieben, erfolgreich entgegenzutreten. Vergegenwärtige man sich nur die Lage und die Rolle der Royalisten unter dem Julikönigtum! Wohl begreift man, daß mit dem, was sie 1830 und in der Folge erlebt, mit den Popularitätshaschereien, mit dem quasirepublikanischen Gebaren jenes Königs von Lafayettes Gnaden, der

die Marſeillaiſe mitſang und den demokratiſchen Anſprüchen jedes erdenkliche Opfer an königlicher Würde brachte, ein Stachel in das Herz jedes wahrhaft Königstreuen getrieben war, der im Grunde nie wieder daraus verſchwinden konnte. Wirklich iſt ja auch, ſolange Louis Philippe auf dem Throne ſaß, der Riß unheilbar geblieben, und es hat auch nicht an Kränkungen der Royaliſten von ſeiten der Inhaber der Macht gefehlt; aber es zeugte doch ſo wenig von geſundem Selbſterhaltungstriebe wie von Vaterlandsliebe, wenn die erſteren in unverſöhnlicher Rachſucht vor jedem, auch dem unwürdigſten Mittel, wie gefälſchten Briefen und ähnlichem, nicht zurückſcheuten, um den gehaßten Gegner damit zu treffen, blind für die Erkenntnis, daß ſie mit ſolchen Beſchimpfungen des Königs dem Königtum ſelbſt unheilbare Wunden ſchlugen[1].

Die beſonneneren Führer der Partei zwar ſahen dies wohl ein: Berryer und St. Prieſt wollten überhaupt den Kampf nur mit den Mitteln der parlamentariſchen Taktik geführt ſehen, während die Extremen, wie Genoude, den erklärteſten Demokraten ihre Ideen entlehnten, ſich das Königtum auf der Baſis des allgemeinen Stimmrechts erneuert dachten, und das enfant terrible der Legitimiſten, der Herzog von Larochejacquelein, dieſe Anſchauungen von der Tribüne herab, ja gewiſſermaßen bis auf die Straße hinaus im provokatoriſchſten Tone vertrat.

Gobineaus Stellung in dieſen Dingen konnte nicht zweifelhaft ſein. Wir ſahen ſchon oben, wie wenig er ſich überhaupt über die Zukunft des Royalismus Illuſionen machte, und wie ſtreng er ſeinen Parteigenoſſen auf die Finger ſah. Die Phan-

[1] Wie groß die Erbitterung gegen das Haus Orléans in dieſen Kreiſen war, erhellt unter anderem daraus, daß ſelbſt ein ſo beſonnener und ruhiger Mann wie Louis de Gobineau in ſeinen Souvenirs eine Andeutung nicht unterdrücken kann, als habe man auf jener Seite der Ermordung des Herzogs von Berry nicht ganz ferngeſtanden.

taſtereien Genoudes wie die Ausſchreitungen Larochejacqueleins[1] mißbilligte er gleichermaßen. Er hielt für ſein Teil mit Mut und Konſequenz an der alten überlieferten Königsmacht feſt, die freilich den neuen Zeiten zuliebe entſprechend freiheitlicher zu handhaben ſei[2], jedoch ſo, daß der ganze Parlamentarismus mehr oder minder immer nur eine formale Veränderung des äußeren Mechanismus des Staatslebens darſtelle, deſſen Geiſt und Weſen, deſſen idealer Untergrund immer der gleiche, eben jener Geiſt der Ordnung, des Rechts, der Autorität zu bleiben habe, wie ihn ein kraftvolles, wie ihn das wahre Königtum verkörpere. Gobineau war ſo tief davon durchdrungen, daß ſich im Königtum die eigentliche Lebensidee des franzöſiſchen Volkes kundgebe, daß er dieſem Gedanken noch ein Menſchenalter ſpäter, da jenes noch weit rettungsloſer als damals begraben lag, beredten Ausdruck verliehen hat. Niemand wird auch jenem Programm Kühnheit und Größe abſprechen können, wenn man auch ſagen muß, daß es von Hauſe aus zur Ausſichtsloſigkeit verurteilt blieb, weil es ohne die Demokratie gerechnet hatte. Aber ſchön bleibt es immer, und ein Beginnen, durchaus eines Gobineau würdig, wie damals — zum letzten Male — in den Spalten des royaliſtiſchen Hauptorganes

[1] „Il m'a fort caressé, mais *vu son caractère extravagant*, je ne sais s'il pourra jamais m'être utile" ſchreibt er einmal von letzterem.

[2] Daß Gobineau von dem Freiheitsbedürfnis, von welchem damals das ganze junge Europa im Kampfe gegen das alte ſozuſagen lebte, auch ſeine unerläßliche Doſis mitbekommen hatte, lehrt unter anderem ſeine Beurteilung des Capodiſtrias, die jeder Liberale geſchrieben haben könnte. Aber er war ſich früh bewußt, daß mit der Freiheit gar nicht vorſichtig genug verfahren werden könne. So hielt er auch, im Gegenſatze zu den vielen, denen das Tempo der Einführung der preußiſchen Verfaſſung zu langſam war, gerade den dort eingeſchlagenen Weg über die Gemeinde- und Städteordnung und die Provinziallandtage zur Repräſentativverfaſſung für den einzig organiſch gegebenen und für alle vorbildlichen.

versucht wurde, dem Begriff des Königtums gewissermaßen einen neuen Inhalt zu verleihen und ihm doch die alte Weihe zu erhalten, ja eine höhere zurückzugewinnen; wie den Royalisten ihre Ideale und ihre Pflichten vorgehalten werden, wie die Devise „Royalisme c'est patriotisme" als Sammelruf an sie ergeht, wonach sie alle Spaltungen, alles Parteigetriebe dahinten zu lassen, einmütig ihr Bestes zum Wohle des Vaterlandes zusammenzuhalten hätten[1].

Dies war die eine, gewissermaßen die positive Seite seines damaligen Wirkens, an der man sich die Freude auch nicht dadurch verkümmern lassen darf, daß zur Verwirklichung eines Ideales, das immerhin turmhoch über dem der herrschenden Klasse stehen mochte, die geeigneten Kräfte weder qualitativ noch quantitativ im damaligen Royalismus mehr gegeben waren.

Dagegen gewährt der Blick auf die andere, die negative Seite — die Opposition gegen die Regierung des Julikönigtums — einzig die für jeden Freund Frankreichs trostlose Er-

[1] Gobineau hat seine Artikel in der Quotidienne nicht gezeichnet: so ist also nicht immer sicher herauszuerkennen, wo er selbst, wo Gesinnungsgenossen reden, vollends wenn, wie es zuweilen vorkam, ihm sein Text „vermanscht" wurde (z. B. 4 août 1842 an seinen Vater: „mon article d'hier a été un peu tripoté au journal et tu y a trouvé des phrases qui ne me ressemblent pas. Mais enfin, c'est le sort des choses en ce monde"). Dieser Umstand ist insbesondere auch für die Auszüge zur Charakteristik des damaligen Royalismus festzuhalten, die wir — zur Gewinnung eines Gesamtbildes — in dem Abdruck „Quellen und Untersuchungen ꝛc." Bd. I mit herangezogen haben. In Gobineaus Sinne und Geiste sind sie im ganzen sicher gehalten; die Sachlage war die, daß er einerseits durch die ganze Tendenz und Haltung seines Blattes bis zu einem gewissen Grade mitbestimmt wurde, anderseits aber, und in ganz unverhältnismäßig höherem Grade, offenbar durch sein Beispiel auf seine Mitarbeiter ansteckend und befeuernd eingewirkt hat. Tatsache ist jedenfalls, daß namentlich zu der Zeit, wo seine Mitarbeiterschaft auf der Höhe war, 1843 und 1844, ein großer Ton, ein hoher ethischer Schwung in jenem Blatte gewaltet hat.

kenntnis, wie damals die zur Erhaltung berufenen Kräfte des Staatslebens, hoffnungslos entzweit, blind gegeneinander gewütet und ſo den Prozeß vollendet haben, der aus der neueſten franzöſiſchen Geſchichte das Erhalten überhaupt ſo gut wie ausgeſchaltet oder doch in die letzte, in eine wahre Notſtelle verwieſen hat. Hier erſcheint auch Gobineau ungleich mehr im Banne der Partei, deren obligate Loſung einer Oppoſition um jeden Preis ihn zu manchem mit fortgeriſſen hat, was uns heute ſo wenig mehr natürlich als berechtigt erſcheinen will. Ganz beſonders gilt dies für das Gebiet der auswärtigen Politik, deren damalige Notwendigkeiten wie deren glückliche Momente gefliſſentlich verkannt wurden. Wenn Gobineau im allgemeinen als zweifellos richtig vorſchwebte, daß das Frankreich der Reſtauration ſich mehr gefühlt und herzhafter zur Geltung gebracht[1], das der Orléans gelegentlich etwas übervorſichtig, ja zaghaft aufzutreten ſich veranlaßt geſehen habe, ſo hat man doch im einzelnen mehrfach den Eindruck, daß er zu ſchnell und zu ſtark Lärm ſchlug, und ſelbſt die Allgemeinberechtigung einer ſo ſyſtematiſchen und leidenſchaftlichen Bekämpfung jener Politik darf füglich bezweifelt werden. Zugegeben einmal, daß jeder Charakter von wirklicher Größe, als weder in der Art des Königs, noch ſeiner Miniſter, noch der ganzen Zeit liegend, ihr abgeſprochen werden muß, ſo läßt doch ein ſorgfältiges Verfolgen der Ereigniſſe an der Hand der Quellen erkennen, daß die unter des Königs (eines wirklichen Staatsmannes) Inſpiration in Szene geſetzte konſervativ-liberale Politik des juste milieu, in der Mitte zwiſchen den von England geförderten radikal-revolutionären

[1] Die Hauptverherrlichung der Reſtauration aus Gobineaus Feder findet ſich in dem noch zu erwähnenden Aufſatze der Quotidienne vom 16 septembre 1843. Vgl. auch den vom 17 décembre 1843, wo es unter anderem ganz allgemein heißt: „Si les révolutions ébranlent, les restaurations réparent et rassurent.“

und den von den alten Monarchien gehaltenen absolutistischen Mächten und Strebungen der Zeit, für damals das Richtigste, wenn nicht das einzig Mögliche für Frankreich war, und wenn Louis Philippe für sich selber auf manchen Lorbeer dabei verzichtet hat, brauchten ihm darum noch nicht ohne weiteres immer nur Motive der Schwäche oder gar der Feigheit untergeschoben zu werden.

Begreiflicher ist eine solche grundsätzliche Gegnerschaft nach allem, was wir oben über den Charakter der Juliepoche gesagt haben, schon auf dem Gebiete der inneren Politik. Hier gilt aber vor allem auch noch mehr, als für die äußere, daß es in hohem Grade bedauerlich erscheint, daß Gobineau sogleich in die spätere Phase des Bürgerkönigtums, insbesondere die Ära Guizot, hineinwuchs, Casimir Périer dagegen, den eigentlichen Helden, ja den eigentlichen dauernden Ermöglicher des Julikönigtums, den Bändiger der Revolution, den Wiederhersteller von Zucht und Ordnung im Innern, von Frankreichs Ansehen im Auslande, nicht mehr als Heranreifender oder gar im reifen Alter erlebt hat, einen Mann, der ihn weit eher angezogen und seine Sympathie erweckt, der ihn vor allem hätte lehren können, daß auch das Bürgertum seine Prachtgestalten, in diesem Falle einen Staatsmann und Franzosen großen Stiles, aus sich hervorzutreiben vermochte[1].

Statt dessen blieb, nachdem der glänzend und allseitig begabte, leidenschaftlich, ja schwungvoll patriotische, abenteuerlich bewegliche, in seiner unerschöpflichen Taktik bis zur Gefährlichkeit skrupellose Thiers als Regierender abgewirtschaftet, um fortan nur noch als Parlamentsführer und als Schrift-

[1] Über Casimir Périer vgl. Thureau-Dangin, T. I passim. Sehr viel Gutes über ihn in Guizots Memoiren, T. II, unter anderem daselbst p. 480 ss. die Leichenrede Royer-Collards und 482 ss. Rémusats „Portrait et caractère de M. Casimir Périer". Vortreffliche Charakteristik endlich bei Hillebrand Bd. I S. 9 ff. 206 ff. 278 ff. 337 ff.

steller seinen Ehrgeiz zu befriedigen, in der Hauptsache nur noch Guizot, in dem man die Juliregierung zu bekämpfen und zu fassen fand[1]. Gegen diese beiden Häupter der Epoche war in Gobineau eine natürliche Abneigung von Hause aus vorhanden; daß sie aber durch den Umgang mit Tocqueville noch genährt wurde, darüber lassen dessen Souvenirs, Korrespondenzen und Gespräche kaum einen Zweifel bestehen. Thiers gegenüber ging diese Abneigung sehr stark bis ins Physisch-Ästhetische seiner Gestalt 2c. hinein, während sie politisch weniger zum Ausdruck gekommen ist, da eben zur Zeit, da Gobineau mitzureden anfing, Thiers nicht mehr Minister war; wohingegen Guizot, auf den sich freilich, neben dem König, die politische Vertretung der späteren Jahre des Julikönigtums mehr und mehr konzentrierte, alle Register politischer Gegnerschaft zum Erklingen bringen sollte. Nicht ohne Bedauern kann man sehen, wie die besten Geister der Zeit gerade einen solchen Mann so bitter, so unversöhnlich bekämpfen mußten; ja es ist nicht ganz ohne Ironie, daß gerade sie es mußten, die im innersten Kerne nicht bedeutungslose Züge mit Guizot gemeinsam hatten. Von seinen großartigen Verdiensten um die Wissenschaft war schon früher die Rede (mit Gobineau teilte er, beiläufig bemerkt, die große Vorliebe für deutsche Literatur und Philosophie), sie gehören hier nicht wieder her: er war aber überhaupt eine zweifellos tiefe Natur, ein idealer, hochgesinnter Mensch und Politiker, dabei ein positiver, ein wirklich konservativer Geist, unter anderem auch in religiösen Dingen. Auch er hatte früh erkannt, daß der esprit révolutionnaire in Frankreich chronisch sei. Der große Wahn seines Lebens aber war, daß man diesem durch Befestigung der Vorherrschaft der Mittelklassen einen Damm setzen könne. Gegner demo-

[1] Über beide s. Thureau-Dangin, passim. Gute Gegenüberstellung T. IV p. 392—393. Thiers bei Hillebrand I 393 ff. Guizot ebd. 392 ff.

kratiſchen Nivellierens, die Notwendigkeit einer ſozialen Hierarchie erkennend, muß er nun jene classes moyennes ſeiner Wahl idealiſieren, faſt phantaſieren, um der ſo ganz andersartigen Wirklichkeit gegenüber ſeinem Trugideale treu zu bleiben. Man könnte ſchier von einer geiſtigen Farbenblindheit angeſichts ſeiner Haltung gegenüber den Bourgeois ſprechen. Vergebens ſtellt er (Mémoires I 168 ss.) in Abrede, daß er jemals an etwas wie Privilegierung der mittleren Klaſſen auf Koſten der alten Ariſtokratie wie des Volkes gedacht habe: die Macht der Verhältniſſe war eben ſtärker als ſein Wille, und aus falſchen Prämiſſen mußten falſche Folgerungen ſich ergeben. So kam, was kommen mußte, und der alternde Staatsmann tat durch ſeine Halsſtarrigkeit noch dazu, daß es um ſo ſicherer kam. Die Wahlreform blieb ihm ein „Oppoſitionsmanöver"; er wollte ſie gar nicht in Erwägung ziehen und lenkte erſt ein, als es zu ſpät war. Auch die hereinbrechende Korruption ſah er nicht oder wollte er nicht ſehen, weil er perſönlich rein und unbeſcholten war. So ließ er geſchehen und ſuchte ſich in Allgemeinheiten und Idealiſierungen über dieſen Wuſt ſchreiender Mißſtände zu erheben.

Kein Wunder daher, wenn die ernſteſten Patrioten (und hier, in der Negative, reichten ſich einmal Liberale und Royaliſten die Hände) einen ſolchen Mann in Bauſch und Bogen verwarfen und ihren Beklemmungen, ihrem Groll über ſeine Politik den vielfach zügelloſeſten Ausdruck verliehen. „L'histoire du ministère (Guizot) pourrait être écrite en deux mots: corruption et peur", heißt es einmal in der Quotidienne[1], und

[1] Auch hier muß wieder daran erinnert werden, daß wir nicht durchweg ſicher herausfinden können, was im einzelnen von Gobineau herrührt. Wir haben nur zwei ſichere Kriterien für die Feſtſtellung ſeiner Artikel: Erwähnungen derſelben in den Briefen, und ſodann — bei den größeren und wichtigeren zumal — das unverkennbare Hindurchleuchten ſeiner Art und ſeines Stiles. Übrigens genügt es

man begreift nach solchen Auslassungen, wie eine derartige Feindschaft dem Blatte sogar gelegentlich Verurteilungen hat eintragen können. Auf den die royalistischen Blätter von damals Durchforschenden müßten diese ewigen Klagen und Anklagen, über die Herrschaft der Côterien, über den Mangel an tatkräftigem Eingreifen innen wie außen, über die schmähliche Einbuße Frankreichs an Ruhm und Größe wie an materiellem Gedeihen überaus unerquicklich wirken, wenn nicht — um gerade für diesen Punkt nochmals auf Gobineau zurückzukommen — deren erfreulichere Kehrseite jener kräftig nationale Zug wäre, der — im Gegensatz zu der resignierten überobjektiven Stimmung des letzten Gobineau — uns als das für damals einzig Natürliche anmutet und auch seine Landsleute manches Spätere vergessen lassen sollte. Die Größe und Wohlfahrt seines Landes ging auch ihm, trotz dem eifrigsten Patrioten, über alles, und namentlich wird die Politik der Nebenbuhlermächte England und Deutschland vorwiegend mit unter diesem Gesichtspunkte — wir würden ihn heute mit einem allbeherrschenden Schlagworte den imperialistischen nennen — betrachtet. Manch energisches Wort bezeugt, daß ihm die Vormachtstellung Englands so gut ein Dorn im Auge war wie die Bemühungen Preußens, durch Ausbau des Zollvereins aus der ökonomischen die politische Einheit Deutschlands zu gewinnen und sich eine Waffe für seine Großmachtstellung daraus zu schmieden. Ebenso klingt eine Betrachtung über die riesenhafte Entwicklung Rußlands in den Gedanken aus, Frankreich dürfe dem nicht mit verschränkten Armen zusehen. Angesichts der Tatsache, daß Gobineau im späteren Leben, teils aus ehrlicher Bewunderung englischer Größe, teils aber auch auf Grund doktrinaristischer Beeinflussung durch seine Rassenlehre, das Inselreich so überstark bevorzugt hat, möchte ich aber als

auch hier wieder darauf hinzuweisen, daß er durchaus mit dem Geist seines Blattes ging.

den bedeutsamsten Zug jener Jugendarbeiten der Quotidienne den herausheben, daß der bezeichnete kräftig nationale Zug vor allem mit einem kräftig antienglischen zusammenfiel. Die Restauration wird nicht zum mindesten auch darum von Gobineau gepriesen, weil sie eine geschickte Politik gegen England befolgte; und das im September 1843 geprägte Wort: „L'Angleterre ne peut se trouver à la tête du monde européen que lorsque le monde européen sort des conditions normales de son existence" hat er den Völkern Europas für heute so gut wie für damals ins Stammbuch geschrieben.

Um nun noch kurz auf das einzelne zu kommen, so nimmt den bei weitem ersten Rang unter den Leistungen der Quotidienne eine Artikelreihe aus dem Jahre 1843 über einige Länder Europas ein: Irland (8, 20, 21, 30 juillet), Rußland (19, 25 août, 2 septembre), England (10, 16, 20 septembre), Griechenland (6, 9, 14 octobre und dann wieder 25, 26 novembre). Gobineau bildete sich für dergleichen politisch-historische Arbeiten schon damals eine äußerst gründliche Methode, ein Rezept gleichsam, aus, von dem er dann nie wieder abgegangen ist: im Eingang meist eine kurze Allgemeinbetrachtung, dann ein historischer Überblick über die Vorgeschichte der betreffenden Frage, dann deren sehr gründliche Erörterung mit reichlichen Detailbelegen, endlich — er kann dies nicht lassen, der Prophet steckt ihm zu sehr im Blute — ein Ausblick in die Zukunft.

Diese Betrachtungen und Geschichtsübersichten, meist naturgemäß mit besonderer Rücksicht auf Frankreich geschrieben, verdienten mit in erster Linie hervorgezogen zu werden als charakteristische Proben Gobineauschen Geistes und Wissens. Sie sind durchweg schwungvoll und von einem hohen historischen Zug getragen, wenn ihnen auch freilich ein Teil vom Zeitlichen der Politik immer anhaftet[1].

[1] Einige Proben s. in „Quellen und Untersuchungen ꝛc." Bd.

Man wird Deutschland in der Reihe der vorgenannten Länder vermißt haben: dafür aber werden ihm im Laufe der Jahre 1843—1846 regelmäßige Betrachtungen gewidmet. Gobineau war offenbar in jener Zeit der ständige Berichterstatter seines Blattes über die deutsche Welt. Er hat deutsche Literatur und deutsche Presse damals von Berufs wegen und methodisch gelesen und insbesondere die Entwicklung Preußens sorgfältig und nach allen Seiten bis ins einzelne verfolgt. Wenn wir hier nicht näher Notiz von diesem Zweige seiner Tätigkeit nehmen, sondern nur einzelnes kurz herausgreifen[1], so geschieht dies, weil uns alsbald in den Artikelreihen der „Revue de Paris" und der „Revue nouvelle" ganz anders bedeutende und dauerhaftere Arbeiten über die gleichen Themen begegnen werden.

Neben Deutschland steht vor allem das junge griechische

[1] Die erste Artikelreihe über Deutschland (27 juillet; 2, 3 août) ist betitelt „Routes commerciales de l'Allemagne". Der „imprévoyance de nos gouvernants" gegenüber wird die dringende Mahnung ausgesprochen, sich im Verkehrs- und Eisenbahnwesen nicht von Deutschland überflügeln zu lassen. Fortgesetzt werden diese Ausführungen, teilweise in Form einer Polemik mit dem deutschen Publizisten A. v. Bornstedt, in denen vom 14, 23 août, 26 septembre über den Zollverein und dessen eminent politische Bedeutung für Preußen, in welchen der Franzose stark hervortritt. Auch im Jahre 1844 sind es meist volkswirtschaftliche Fragen, die in den Deutschland betreffenden Artikeln und Notizen zur Sprache kommen. Hierher gehört unter anderem auch ein ausführlicher Aufsatz „Exposition des produits de l'industrie" vom 20 septembre über die Berliner Industrieausstellung. Beiläufig bemerkt sind, als Annex Deutschlands, auch die skandinavischen Länder offenbar Gobineau zugefallen. So möchte ich ihm z. B. den Artikel über Dänemark vom 6 septembre 1845 zuschreiben. Mit großer Wahrscheinlichkeit gehen auch mehrere über die religiösen Zustände in Preußen (z. B. der vom 20 octobre 1845 über die Adresse des Berliner Magistrats an den König und dessen Antwort in Sachen der Kirchenverfassung), mit ziemlicher Sicherheit der vom 30 novembre 1845 über die deutschen Auswanderungen auf ihn zurück.

Königreich im Vordergrunde. Die dies Land betreffenden größeren und kleineren Artikel sind wohl mehr oder minder alle von Gobineau. Bei anderen Ländern ist dies nicht so sicher, mindestens nicht so beständig sicher.

Übrigens ist die Quotidienne offenbar schon im Jahre 1845 stark zurückgegangen. Der Aufschwung, den der Reformeifer der legitimistischen Führer ihr gebracht und der in auffallend hohem Grade mit der Beteiligung Gobineaus an ihr zusammenfiel, bezw. durch diese bedingt erscheint, hat nicht allzulange vorgehalten. Das Ausland tritt dementsprechend fast ganz zurück, nur hier und da wird ein knapper Artikel ihm gewidmet. Meist stehen nur die inneren Angelegenheiten Frankreichs zur Diskussion, vor allem die Hadereien mit dem Ministerium. In der zweiten Hälfte des Jahres wird es wieder etwas belebter, es tauchen auch wieder mehr Spuren von Gobineau auf, um aber dann 1846 wieder mehr und mehr zu verschwinden. Das einzige, was wir ihm in diesem letzten Jahre mit Sicherheit noch zusprechen können, ist eine Artikelreihe über die Krakauer Unruhen (im November). Die gegen den Protest Englands und Frankreichs erfolgte Einverleibung Krakaus in den österreichischen Kaiserstaat erscheint Gobineau als „la limite extrême de la honte“ (20 novembre). Auch in einem ferneren Artikel (vom 22 novembre) findet er nur die schärfsten Worte gegen die Feigheit und Untätigkeit der Regierung. Wir haben unsere Ansicht über diese Art Oppositionskritik schon an früherer Stelle ausgesprochen, möchten aber keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß uns, unbeschadet eines gelegentlichen über das Ziel Hinausschießens im einzelnen, der Geist, aus dem das Ganze hervorging, der Drang, des Vaterlandes Größe auf jede Weise gefördert zu sehen, reichlich berechtigt, ja ehrenvoll erscheint.

Die letzten Arbeitsproben Gobineaus in der Quotidienne verlieren sich in völliger Unsicherheit: seine Mitarbeit schlief

am Ende ein, wie bald darauf das Blatt ſelbſt, das im Jahre 1847 in der „Union monarchique“ aufging.

Revue-Aufſätze.

Einem Überblick über die Revue-Aufſätze der vierziger Jahre, zu denen wir nun übergehen, ſchicken wir, um ihn ununterbrochen geben zu können, am beſten eine aufklärende Bemerkung über das perſönliche Verhältnis Gobineaus zu jenen Revuen, das ſeine Mitarbeiterſchaft an denſelben ſtark beeinflußt hat, voraus. Die Berichte an die Seinigen lehren, mit wie vielen Schwierigkeiten dieſe Mitarbeiterſchaft verbunden war; wie bald Stimmungen der verſchiedenen Direktionen, bald Anfeindungen rivaliſierender Mitarbeiter, bald unſichere oder ſchwankende Lage eines Blattes die Anbringung ſeiner Arbeiten erſchwerten, ihr Erſcheinen verzögerten oder ganz gefährdeten. Unverkennbar beſaß er ſelbſt auch nicht immer die Fügſamkeit und Schmiegſamkeit, deren es für ein rechtes Hochkommen in dieſer Welt der Revuen bedarf: er ſetzte ohne weiteres voraus, daß man die hohe Schätzung ſeiner Arbeiten an allen maßgebenden Stellen teile, ließ ſich infolgedeſſen nichts gefallen und trat ſehr ſelbſtbewußt auf. In einem, und gerade dem wichtigſten Falle, iſt ihm dies verhängnisvoll geworden, indem es ihn in ein Zerwürfnis mit der Revue des Deux Mondes verwickelte und dann dieſem erſten Organe des geiſtigen Frankreich, das ſich gerade in den nächſten Jahrzehnten zu immer ausſchlaggebenderer Bedeutung emporrang, für ſein ganzes ferneres Leben fernhielt.

Die warme Empfehlung Rémuſats, die Bürgſchaft Piscatorys, des franzöſiſchen Geſandten in Athen, hatten die Bedenken des Direktors Buloz, einen erſt Vierundzwanzigjährigen unter ſeine Mitarbeiter aufzunehmen, zum Schweigen gebracht, und ſo war Gobineaus Capodistrias am 15. April 1841 zwar mit großem Beifall, aber offenbar nicht ohne unliebſame Ge-

folgserscheinungen vom Stapel gelaufen. Er muß sich durch irgend etwas von Buloz' Seite gekränkt oder gedemütigt, allermindestens sich Zwang auferlegt gefühlt haben, denn im nächsten Jahre bezeichnet er es als etwas durchaus zu Vermeidendes, sich wieder „in Buloz' Klauen zu begeben". Gleichwohl schwebten im gleichen Jahre wiederum Verhandlungen wegen Aufnahme neuer Artikel, „j'espère qu'enfin nous sommes raccommodés" (18 mars 1842), aber diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. In der Quotidienne der nächsten Jahre findet sich vielfach Polemik gegen die Revue; ein Artikel der letzteren über „les Adieux de Don Juan" (Juli 1844), in welchem dieses Werk ziemlich schlimm mitgenommen wurde, mag Gobineaus Kredit bei dem Blatte auch nicht eben erhöht haben. Ende dieses Jahres trat noch einmal eine kritische Wendung ein, über welche wir Gobineau selbst das Wort lassen müssen (31 décembre 1844): „Nous allons fonder une nouvelle Revue. La Revue des Deux Mondes pour parer le coup, m'a fait demander des travaux, en me donnant l'assurance formelle et la parole d'honneur du directeur que je serais maître absolu d'écrire comme je l'entendrais. J'ai été très flatté; mais j'ai refusé. J'ai satisfait ainsi ma rancune. Si nous ne réussissons pas, je suis sûr, du reste, de trouver un asyle dans cet ancien ennemi."

Hierin sollte er sich nun zwar gründlich täuschen. Die von ihm unklugerweise in dies Verhältnis hineingetragene „rancune" saß diesmal bei dem ehemaligen — und andauernden — Gegner fest, und so fest, daß sie auch auf den Nachfolger in der Direktion überging. Der Name Gobineaus war von nun an derart ins schwarze Buch der Revue des Deux Mondes eingetragen, daß selbst in der Stockholmer Zeit noch Wiederanknüpfungsversuche vergeblich blieben.

So hat ein immerhin berechtigter, aber in seiner Äußerung unbesonnener Stolz ihn um die landläufige literarische

Karriere der bedeutenden Talente Frankreichs gebracht; und da er seine Weise, mit Menschen und Dingen, die ihm nicht paßten, nicht viel Umstände zu machen, auch in anderen Lebenslagen ähnlich sorglos übte, diesen und jenen großen Akademiker gelegentlich nicht allzu rücksichtsvoll anfaßte, endlich auch den gestrengen Richter über die Lebendigen und die Toten der Literatur, Sainte-Beuve, nicht genügend für sich zu interessieren wußte, so hatte er schon früh und endgültig alle Faktoren verscherzt, die ihm mit der Zeit zu einer führenden Stellung im Geistesleben seines Landes hätten verhelfen können.

Doch damit greifen wir vor. Für jetzt haben uns seine politischen Essais aus dieser Frühzeit zu beschäftigen, vor allem sein Erstling: „Capodistrias."

Gobineau hat uns in den Familienbriefen nicht nur die Schwierigkeiten, die dem Erscheinen dieser Arbeit im Wege standen (sie mußte unter anderem die Zensur Sainte-Beuves und des auswärtigen Amtes passieren), sondern auch die außerordentliche Mühe, die er in Vorstudien, wie im Aus- und Umarbeiten darauf verwendete, eingehend geschildert. Er war dann aber, nachdem sie vollauf geglückt, auch nicht wenig stolz darauf, und als der Erfolg ein durchschlagender und allgemeiner war[1], durfte er sich im Hochgefühl beginnenden Ruhmes den schönsten Hoffnungen für die Zukunft hingeben.

Wir können heute das volle Lob dieser Jugendarbeit nur wiederholen. Es ist eine Freude, den Capodistrias zu lesen[2]. Frühreife, Gründlichkeit, echt historischer Sinn, tiefe Einblicke

[1] Tout le monde m'en paraît content et pour la première fois de ma vie je goûte ce que la louange a de doux et de sucré dans la bouche des gens qui ne vous connaissent pas" (17 avril 1841 an seinen Vater).

[2] Er ist im Jahre 1905 von mir, in Verbindung mit dem „Royaume des Hellènes" neu herausgegeben worden als „Deux Études sur la Grèce moderne" (Paris, Plon).

ins politiſche und diplomatiſche Getriebe zeichnen ihn ebenſo aus wie Friſche der Charakteriſtik und der Schilderungsgabe, überhaupt jederlei Vorzüge des Stiles. Dieſe politiſch-hiſtoriſche Studie würde allein genügen, die Behauptung eines neueren Beurteilers, Gobineau ſei zum exakten Hiſtoriker verdorben geweſen, zu entkräften. Er hat ſich nur nicht genügend als ſolcher ausgebildet und iſt vor allem ſpäter dem Muſter, das er ſich hier ſelbſt aufgeſtellt, nicht immer treu geblieben.

Ungemein wohltuend berührt bei einer Vergleichung der durch faſt vierzig Jahre getrennten beiden Hauptarbeiten über Neugriechenland die vollkommene Übereinſtimmung der Grundanſchauungen, der unvermindert warme Philhellenismus, der Glaube an den großen Beruf des Hellenentums in der modernen Welt, ja ſelbſt die ziemlich ſcharfe Beurteilung und Verurteilung der Rolle, welche die Diplomatie der Großmächte jenem gegenüber geſpielt hat. Wir haben es hier offenbar mit einer tiefeingewurzelten Überzeugung, einem der Glaubensartikel von Gobineaus Jugend, den er aber ins reifſte Alter mit hinübernahm, zu tun; und wenn wir nach deſſen Entſtehung fragen, werden wir mit ziemlicher Sicherheit abermals auf den Einfluß jener bedeutenden Perſönlichkeit geführt, der wir ſchon wiederholt begegneten: auf die Heldengeſtalt Kolettis'.

Für Capodistrias kommt übrigens Kolettis' Ein-, faſt könnte man ſagen Mitwirkung noch in dem beſonderen Sinne in Betracht, daß er Gobineau wichtige mündliche Mitteilungen gemacht, vielleicht ſogar unbekannte Dokumente zur Verfügung geſtellt hat[1], die ihn in den Stand ſetzten, in manches klarer hineinzuleuchten, als es ſeine ihm vorliegenden Hauptquellen, die Korreſpondenz Capodiſtrias' und ein Memoirenwerk über ihn von A. Papadopulo, geſtatteten. Wir gehen wohl nicht

[1] Der Ausdruck „renseignements inédits“ (p. 6) könnte auf beides ſchließen laſſen.

irre, wenn wir namentlich diesen und jenen interessanten Zug zur Vorgeschichte der griechischen Erhebung, insbesondere zur Charakteristik der Hetärien, auf Kolettis zurückführen. Vor allem aber ist es unzweifelhaft, daß Gobineaus harte Anklagen gegen Capodistrias, den er, unbeschadet seiner objektiven und gerechten Gesamtcharakteristik am Schlusse, in seiner spezifisch griechischen Rolle doch als eine bis zur Verblendung unpatriotische, bis zur Tyrannei absolutistische Gewaltnatur schildert, zum guten Teil durch Kolettis veranlaßt, mindestens von dieser Seite her verstärkt worden sind. Er hatte alle die hier geschilderten Dinge als einer der Hauptbeteiligten selbst miterlebt, wie er ja auch bei Gobineau mehrfach handelnd auftritt und unter anderem nach Capodistrias' Ermordung zum Mitglied der provisorischen Regierung ernannt wurde. Daß er als echter, ja glühender hellenischer Patriot auch Capodistrias gegenüber das Herz auf dem rechten Flecke gehabt habe, dürfte wohl kaum zweifelhaft sein; aus Gobineaus Darstellung (z. B. p. 65) geht sogar mit Bestimmtheit hervor, daß er durchweg den Standpunkt der Gemäßigten in der Opposition gegen Capodistrias vertreten hat. Er war der letzte der bedeutenden Führer, der sich von ihm abwandte (p. 74). Immerhin blieb Kolettis Grieche, und da, nach Prokesch' Worten („Geschichte des Abfalls der Griechen" Bd. II S. 435) „die Heftigkeit der politischen Leidenschaften damals Vaterlandsliebe, Besonnenheit und Urteil auch bei den Verständigsten niederriß", so dürfte das letzte Wort in diesen Dingen wohl nur durch einen Nichtgriechen und nicht griechisch Beeinflußten gesprochen werden. Kein anderer aber dürfte wohl zu diesem letzten Worte berufener sein, als der eben erwähnte Autor, der Capodistrias noch in Person amtlich gegenübergestanden hatte, dann viele Jahre als Gesandter in Athen in engster Berührung mit allen maßgebenden und unterrichteten Persönlichkeiten gelebt und als zusammenfassender, das Ganze prüfender und

richtender Forscher in dem Monumentalwerke „Geschichte des Abfalls der Griechen" sein Bild des Mannes entworfen hat. (Vgl. insbesondere Bd. II S. 298ff. 313ff. 327. 397ff. 413ff. 457. 461ff. u. ö.) Er gibt hier einen ganz anders klaren Einblick nicht nur darein, wie vieles jener geleistet, sondern vor allem darein, wie schwer er es im damaligen Griechenland hatte. Um ganz zu ermessen, wie sehr namentlich das Argument des Undankes der Völker in diesem Falle zutrifft, dafür genügt ein Blick auf die königlichen Nachfolger des Capodistrias, Otto und Georg. Die Frage, ob Capodistrias ein Werkzeug Rußlands gewesen, beantwortet Prokesch kurz und bündig dahin: „Er war es freilich in gewissem Sinne, aber er war es nur, insofern er darin den Vorteil Griechenlands sah" (a. a. O. Bd. II S. 314). Die von Gobineau (ob ebenfalls auf Einflüsterungen Kolettis' hin?) gemachte Andeutung (p. 84 seines Capodistrias), als könne gar persönlicher Ehrgeiz und die eigene Anwartschaft auf den Thron Griechenlands hinter seinem Tun gelauert haben, ist nach Prokesch', namentlich auch durch die beigebrachten Dokumente, völlig unzweideutiger Darstellung, wohl von der Hand zu weisen[1]. Neuerdings ist Capodistrias mehrfach wieder ungünstiger beurteilt worden, so auch von Carl Mendelssohn-Bartholdy („Graf Johann Capodistrias", Berlin 1864, und sodann in seiner „Geschichte Griechenlands von 1453 bis auf unsere Tage", Bd. 2, Leipzig 1874). Freilich wird einem aus seiner Darstellung die Gestalt des Präsidenten auch nicht eben klarer, und so wird man

[1] Gobineau war sich der Verantwortung, die er mit seinen Angriffen auf Capodistrias auf sich lud, wohl bewußt, sah auch Erwiderungen voraus, die dann auch nicht ausgeblieben sind (27 mars 1843): „. . . une sorte de réfutation de mon Capodistrias où je suis pas mal habillé". Es handelt sich um eine Broschüre „distribuée gratis à tous les pairs, députés, conseillers d'État, etc." Ich habe hierüber nichts in Erfahrung bringen können

schließlich sagen müssen, daß Gobineau hier erstmalig seinen Geist und seinen Scharfsinn an einer der rätselhaftesten und wohl nie zu enträtselnden Gestalten der Geschichte geübt hat.

Einmal im hellenischen Fahrwasser, ist Gobineau diesem Land und Volk auch noch länger treu geblieben. Es scheint sogar im nächsten Jahre im Werke gewesen zu sein, daß er, dessen französische Griechenartikel in hellenischen Blättern reichliches Echo gefunden hatten, letzteren auch direkt solche liefern solle. Doch verlief dies im Sande. Dagegen hat er zu Ende 1841 und Anfang 1842 eine größere Aufsatzreihe über „Griechenland seit 1833" in der „Union catholique" erscheinen lassen, welche aber leider nicht mehr aufzutreiben gewesen ist[1]. Die einzige Andeutung darüber in den Briefen zeigt, daß Gobineaus Lieblingsthema bei der Behandlung der Griechenfragen, das der „difficultés et lenteurs de notre ère diplomatique", auch hier wiederum angeschlagen worden ist.

Einigermaßen fragmentarisch nimmt sich für unsere Betrachtung, nach dem Verlust dieser größeren Arbeit, ein Artikel der Revue nouvelle (T. I, 1845, p. 95 ss.) aus: „Fragment de l'histoire moderne de la Grèce. Débuts du ministère Colettis-Metaxas", mit welchem er dem befreundeten Staatsmanne, der seit 1843, nach zehnjährigem Aufenthalte in Paris, die Geschicke seines Vaterlandes an leitender Stelle in die Hand genommen hatte, seine Sympathien und Wünsche dorthin entbot. Nach einer gegen den Absolutismus ausgebrochenen Revolution hatte Kolettis die Begründung des Verfassungsstaates unternommen, ohne daß es doch seiner energischen, aber maßvollen Regierung gelungen wäre, Ruhe und Sicherheit wiederherzustellen. Schon wenige Jahre nachher ward der einstige

[1] Auf der Pariser Nationalbibliothek ist dies Blatt nicht vorhanden, auch anderwärts, wie im Institut catholique, vergebens gesucht worden: um so bedauerlicher, als es außer obigem noch eine Anzahl anderer Arbeiten von Gobineau enthalten haben muß.

kühne Palikarenführer durch einen frühen Tod hinweggerafft, und damit schwand die hellenische Welt für jetzt auch Gobineau aus dem Gesichtskreise, bis er sie nach Jahren an Ort und Stelle wiederbegrüßen sollte.

Ursprünglich als Bestandteil einer größeren, rein historischen, Gruppe gedacht war auch der jetzt ziemlich isoliert stehende Alviano („l'Alviane", erschienen in der Unité II 169 ss.). Kurz nach Erscheinen des Capodistrias (24. Mai 1841) schreibt er nach Hause: „Je vais commencer . . . l'histoire des Capitaines Italiens du 16 siècle. Il y aurait quelque chose de bien à faire de ce sujet. D'abord on aurait la plus belle couleur du monde à rendre et une agitation, une vie d'indépendance que je peindrais avec enthousiasme, car j'ai toujours raffollé des Condottieri. J'ai déjà marqué dans ma pensée Piccinino, Strozzi, Sforza, Trivulzio, Jean de Médicis etc. et surtout le trois fois illustre César de Valentinois si calomnié de nos jours et des siens", und am 1. Juni: „Je suis plongé dans les plus épineuses recherches pour faire leur histoire. Ce sera une sorte de grabuge où dans la biographie de chacun d'eux je glisserai toutes mes idées sur cette merveilleuse époque. Je fais l'Alviane en ce moment et j'y trouve tant de plaisir que cela me donne l'espoir d'arriver à faire de cet ouvrage une œuvre d'art qui signifie quelque chose." Eine Vorahnung der „Renaissance", wie man sieht, in der somit die wirklich noch zum Kunstwerk gewordenen Gestalten der Feldhauptleute gewissermaßen gute alte Bekannte sind (so wird unter anderem auch Navagero und seinen Poesien eine längere Betrachtung gewidmet p. 171 und des Paradieses von Pordenone gedacht p. 173).

Im Alviane hat Gobineau das Leben dieses Freibeuters temperamentvoll, aber sachlich, mit reichlichen geschichtlichen Zwischenbetrachtungen, den Quellen nacherzählt. Die Worte

am Schluß über das Verschwinden der Condottieri klingen fast wie ein Nachruf auf alte Herrlichkeit. Gobineaus Begeisterung für diese eigentümliche Spezies von Helden, in denen er wohl eine Art Wikinger zu Lande, südliche und der Zivilisation angepaßte Seitenstücke zu den Meerkönigen des Nordens erblickte, zeigt vor allem den Unabhängigkeitsdrang als Kerntrieb seines Wesens. Mehr und mehr ist dieser im späteren Leben durch den Ordnungsgedanken abgedämpft und in Schach gehalten worden: der germanische Urheld, der in dem Jungen sein Wesen trieb, kapitulierte vor der geheiligten Macht des Staates, vor den höheren Rechten der Gesellschaft, welche dem Alten endlich gar das Geständnis abzwangen, daß er es im Kampfe mit unmotivierten „Freiheits"helden überall mit der Polizei halte.

Wie eine Art historischer Enklave steht dies Lebensbild Alvianos inmitten der im ganzen doch mehr politisch-zeitgeschichtlich gerichteten Tätigkeit auch auf diesem Gebiete der periodischen Presse, deren Schwerpunkt nun aber (vor 1848) durchaus in den deutschen Dingen zu suchen ist.

Da dieses mein Buch, wiewohl allen Freunden Gobineaus zugedacht, doch in erster Linie von Deutschen gelesen werden dürfte, so wird es wohl auch gerechtfertigt erscheinen, wenn ich den Niederschlag der eingehenden, liebevollen, unserem Lande gewidmeten Studien, wie er vor allem in den Aufsatzreihen der Revue de Paris und der Revue nouvelle vorliegt, nicht mit einer summarischen Charakteristik abtue, noch auch mit den anderen Ortes[1] gegebenen Auszügen mich begnüge, sondern eine kurze Analyse des einzelnen gebe, die je nachdem dem Leser als Ersatz für die Originalarbeiten dienen oder ihn zu deren Kenntnisnahme anregen möge. Und zwar wähle ich dafür das scheinbar äußerlichere chronologisch aufzählende, an-

[1] „Quellen und Untersuchungen ꝛc." Bd. I.

ſtatt des nach innerer Zuſammengehörigkeit überblickenden Verfahrens, weil wir ſo zugleich einen Einblick in die Geneſis und die Wandlungen der Gobineauſchen Anſchauungen von deutſcher Politik gewinnen.

Wir Deutſchen haben Gobineau genügend liebgewonnen, um gerade ſein Verhältnis zu uns recht gründlich zu nehmen und uns daran zu erfreuen; denn in der Tat, wenn er uns auch mitunter (vielfach berechtigte) Wahrheiten ſagt und außerdem gewiſſe Seiten der deutſchen Entwicklung (wie die des Zollvereins) als Franzoſe nicht ganz unbefangen würdigen konnte, ſo iſt es um ſo mehr anzuerkennen, daß dergleichen immer epiſodiſch blieb und ſeine wohlwollend objektive Geſamtbetrachtung nicht zu beeinträchtigen vermochte.

Nur im Vorbeigehen gedenken wir zunächſt einer Studie in der Unité Vol. II p. 118 ss. (1843): „Études sur l'Allemagne. Des princes médiatisés.“ Grundgedanke: Beim Neuaufbau Deutſchlands wird deſſen hoher Adel eine Hauptrolle zu ſpielen haben. Dazwiſchen gründliche hiſtoriſche Ausführungen, insbeſondere über Weſen und Geſchichte des deutſchen Adels.

Nun zu der — nicht ſignierten, aber nach der Korreſpondenz ziemlich ſicher feſtzuſtellenden — Artikelgruppe der Revue de Paris.

Tome I No. 12 (30 mai 1844) p. 134 ss.: „Tendances nouvelles.“ In der erſten Hälfte ſtellt der Verfaſſer den ſtarken Umſchwung der Deutſchen vom Idealismus zum Materialismus feſt, führt deſſen Hauptſymptome (Zollverein) an und ſucht ſeine Urſachen zu ergründen. In der zweiten erörtert er die möglichen wirtſchaftlichen und politiſchen Folgen der Zollvereinsbewegung, insbeſondere auch für Frankreich.

No. 19 (15 juin) p. 218 ss.: „Progrès du Zollverein.“ Setzt die letzten Betrachtungen des vorigen Artikels fort und würdigt zugleich (trotz aller Seitenhiebe, die ihm zum Teil an-

scheinend seine patriotischen Beklemmungen aufnötigen) den gewaltigen industriellen und verkehrspolitischen Aufschwung, der sich in Deutschland vollzieht.

No. 22 (22 juin) p. 254 ss.: „Colonie allemande au Texas.“ Bespricht mit hoher Anerkennung den von ihm als vorbildlich bezeichneten, leider später mißglückten deutschen Ansiedlungsversuch, den damals eine Gruppe deutscher Adliger, an der Spitze einige Mediatisierte, darunter Fürst Karl Leiningen, in Texas unternahmen.

No. 24 (27 juin) p. 278: „Troubles de la Silésie.“ Behandelt die bekannten Arbeiterunruhen in Schlesien und verwandte aufrührerische Bewegungen in verschiedenen deutschen Städten und die bedenkliche Methode Preußens, derartigen Dingen, wie überhaupt dem Freiheitsverlangen der Zeit, gegenüber innere Politik à la Turque zu treiben.

No. 28 (6 juillet) p. 326: „Les ducs de Saxe et d'Anhalt.“ Ein Stückchen deutscher Kleinstaaterei aus der alten Zeit (Annahme des Titels Hoheit durch Herzog Ernst von Koburg und den Herzog von Anhalt).

No. 31 (13 juillet) p. 362 ss.: „Le Danemark et ses provinces allemandes.“ Ein kleiner Ausschnitt aus der Geschichte der dänisch-schleswigholsteinischen Verwicklungen.

No. 39 (1 août) p. 458: „La Belgique et le Zollverein.“ Nachtrag zu den entsprechenden früheren Aufsätzen.

Tome II No. 87 (21 novembre) p. 409 ss.: „La Prusse et les classes ouvrières.“ Viele gute Bemerkungen zur Charakteristik Friedrich Wilhelms IV., zur preußischen Verfassungs- und zur allgemeinen europäischen Geschichte. (Viel weiterreichend, als der Titel angibt.)

Der Artikel „Du mouvement constitutionnel en Europe“ (No. 99 [19 décembre] p. 553) ist wohl auch Gobineau zuzuschreiben — er beschäftigt sich wiederum vornehmlich mit

Preußen und gibt sich sogar als Fortsetzung dessen von p. 409 —, trotz eines etwas befremdlichen Passus über die Legitimität der Revolution von 1830.

Tome III, 1845, No. 146 (8 avril) p. 505 ss.: „L'émigration allemande." Goethe (in den „Wanderjahren") als Prophet: „L'anticipation du poète." Die deutsche Auswanderungsbewegung und ihre Ursachen. Rückblick auf die bisherigen deutschen Auswanderungen. Isolierte und organisierte (Kollektiv- oder Gruppen-) Auswanderung. Texas abermals den französischen Landsleuten als Vorbild empfohlen (sollte besonders für Guyana nachgeahmt werden, wo freilich starke Anstrengungen für Bodenverbesserung und Hebung der Gesundheitsverhältnisse zu machen wären). Verwandte Projekte. Ungarn als deutsches Siedlungsgebiet. Nicht erst in den siebziger, wie wir bisher annahmen, sondern schon in den vierziger Jahren hat also Gobineau die Auswanderungs- und Kolonialfragen, insbesondere Deutschlands, mit dem selben vorausschauenden Weitblick behandelt, den wir überall bei ihm gewahren. Wenn wir seine damaligen Abhandlungen (vgl. weiter unten die der Revue nouvelle) heute lesen, ist es uns nicht selten, als ständen wir mitten in den unvermindert brennenden Fragen des heutigen Tages, und nur durch ein hie und da eingestreutes, inzwischen der Geschichte angehörendes Faktum werden wir darauf gestoßen, daß hier ein Denker von vor siebzig Jahren das Wort führt.

No. 164 (20 mai) p. 101 ss.: „Le Royaume des Mosquitos." Notizen über die Moskitoküste (= Ostküste Zentralamerikas), auf welche abermals einige preußische Größe in kolonisatorischer Absicht ihr Auge geworfen hatten. Gobineau begleitet das — übrigens nicht zustande gekommene — Unternehmen mit seinen besten Wünschen und sagt (p. 102) gleichsam programmatisch: „Nous suivrons toujours avec le plus grand intérêt le développement de ces germes que l'Europe

vient déposer au sein du Nouveau-Monde; puisse l'avenir les rendre féconds."

No. 166 (24 mai) p. 125 ss.: „Commerce extérieur de l'Autriche." Ausführliche Erörterungen über Österreichs Handels- und Zollverhältnisse. Zwar herrscht auch in diesem mit statistischem Material entsprechend durchsetzten Aufsatze, wie in der ganzen Gruppe verwandter aus dieser Zeit, durchaus die volkswirtschaftliche Seite der Betrachtung vor. Doch sind auch Seitenblicke in das politische Getriebe der Zeit dabei unausbleiblich, und insbesondere wird das Verhältnis zu Preußen und zu der von diesem mit dem Zollverein eingeleiteten Bewegung ins Auge gefaßt. Der tiefste Grund von Österreichs Zauder- und Stillstandspolitik nicht etwa nur dem Zollverein gegenüber wird schon damals von Gobineau aufgedeckt in den Worten: „Associer ces éléments disparates (nämlich die im vorhergehenden kurz charakterisierten verschiedenen Hauptrassen, aus denen sich Österreich volklich zusammensetzt) est pour un gouvernement une rude tâche, une occupation absorbante. Quoiqu'il faille penser des prédictions sinistres sur l'avenir d'un État qui semble menacé de dislocation au plus léger ébranlement, la prudence la plus vigilante est prescrite à ceux qui sont chargés de ses destinées; *et là est la clé de la politique autrichienne*, telle qu'elle s'est dessinée depuis 30 ans; c'est là ce qui explique à la fois sa résistance inquiète à toute innovation de nature à troubler le repos du monde, et sa résignation inerte devant les faits accomplis."

No. 167 (27 mai) p. 147 ss.: „Mouvement industriel et commercial du Zollverein." Je mehr Gobineaus patriotische Bedenken sich legen, desto mehr findet er immer wieder anerkennende Worte für die weitblickende und gewandte Politik der Regierung Preußens, dieses selben Preußens, „qui marche en Allemagne à la tête de la civilisation et du progrès",

und das mit dem Zollverein den Grund zu einer großen Zukunft nicht nur des eigenen Landes, sondern Gesamtdeutschlands gelegt habe. Der diesmalige Aufsatz bringt in der Hauptsache eine Reihe von Einzeldaten aus der preußischen Verkehrs- und Handelswelt, gestützt auf die amtlichen Mitteilungen des Ackerbau- und Handelsministeriums über den auswärtigen Handel der Monarchie. Vorzüglich interessant sind unter anderem gegen Schluß die Betrachtungen über die deutschen Messen.

No. 173 (10 juin) p. 217 ss.: „La bureaucratie Prussienne“ (im Anschluß an eine Broschüre von Heinzen: „Die preußische Bureaukratie“). Wenn auch hier die preußische Bureaukratie gegen die drastischen Angriffe Steins einigermaßen in Schutz genommen wird, so läßt doch dafür auch Gobineau wiederum manches scharfe Licht auf gewisse Mißstände aus diesen letzten Zeiten des absolutistischen Staates in Preußen fallen.

Im Jahre 1845 wird die Revue de Paris von der Revue nouvelle abgelöst, in welcher sich die wichtigsten und reifsten Auslassungen Gobineaus über die deutschen Dinge finden. Sie sind durchweg von hoher Sachlichkeit und Ruhe und vielfach noch heute interessant.

Tome II, 1845, p. 1 ss.: „Les émigrations actuelles des Allemands“ (gleichsam schon ein Vorläufer der fast dreißig Jahre später im „Correspondant“ über dies Thema angestellten Betrachtungen).

§ 1, p. 1—10: Auswanderung einst und jetzt. Motive der Auswanderung (1. materielles Elend; 2. demokratische Träume; 3. religiöser Freiheitsdrang). Gruppen der Auswanderer.

§ 2, p. 10—28: Deutsche Auswanderer in Rußland (und Persien) und ihre Schicksale.

§ 3, p. 29—41: Dasselbe Thema für die Vereinigten Staaten.

§ 4, p. 41 ss.: Südamerika und Australien. p. 45 ss.: Kolonisationsgesellschaft des hohen Adels für Texas (s. o.).

Tome VI, 1845, p. 5 ss.: „Des agitations actuelles de l'Allemagne", „ce vaste pays, *un des foyers les plus actifs de la civilisation*".

§ 1, p. 6 ss.: Bewegungen und Gärungen namentlich seit den Freiheitskriegen: Philosophie; religiöse Umwälzungen; Verfassungsfragen.

§ 2, p. 10—25: Bild der heutigen Lage des Protestantismus in seinen verschiedenen Strömungen.

§ 3, p. 25—33: Die katholische Welt. Deutschkatholiken.

§ 4, p. 33 bis Schluß: Politisches. Zollverein und deutsche Einheit. Historische Träumereien und Sentimentalitäten. p. 36: Friedrich List (vgl. Auszug in „Quellen und Untersuchungen"). Zum Schluß nochmals die Verfassungsfragen. Die Einzelstaaten und der Bundestag — der große Hemmschuh! Preußen und Österreich.

Tome XIII, 1847, p. 415—456: „L'Allemagne. I. Institutions politiques de la Prusse."

In Frankreich und England begreift man das resignierte Warten der Deutschen auf Verfassungsfreiheit nicht, während Gobineau gerade in der Ruhe, mit der die unausbleiblichen Umwälzungen sich vollziehen, vielmehr „ein großes Schauspiel" sieht.

I. (p. 419 ss.).

Das alte Reich. Historischer Rückblick auf die Entwicklung Preußens im Hinblick auf die Verfassungsfrage. Unklarheiten des teutonisch gefärbten Liberalismus, zumal zur Zeit der Freiheitskriege p. 424 ss. Stein p. 426 ss. Hardenberg p. 429 ss. Rückwärtsbewegung unter der ferneren Regierung Friedrich Wilhelms III. p. 432 ss. Provinziallandtage p. 436 ss. Friedrich Wilhelm IV. p. 438 ss.

II. (p. 445 ss.).

Die Steinsche Verfassung. Kurze Schilderung und Beleuchtung derselben. Die großartige Munizipalfreiheit in Preußen wog das Fehlen allgemein-konstitutionellen Lebens reichlich auf, und die preußische Verfassung ohne „Konstitution" ist den konstitutionellen Früh- und Mißgeburten einiger deutscher Kleinstaaten weit vorzuziehen.

III. (p. 450 ss.).

Das Patent vom 3. Februar 1847. Immer stärkeres Hindrängen der Verhältnisse auf die Repräsentativverfassung. Stellung Frankreichs zu diesen Fragen.

Der ganze Aufsatz ist von hohem Werte, voll lichtvoller Einzelbetrachtungen zur deutschen und preußischen Art, Geschichte und Verfassung. Kleine Versehen im einzelnen, wie z. B. p. 421 die Verwechslung Friedrichs I. mit Friedrich Wilhelm I., tun dem großen Zuge des Ganzen keinen Eintrag. Durchweg zu günstig, teilweise auf Kosten seiner großen Ratgeber, ist Friedrich Wilhelm III. beurteilt.

Tome XIV, 1847, p. 398—427: „L'Allemagne. La lettre patente du 3 février et l'opinion publique en Prusse." Scharfsinnige, wiewohl maßvolle Kritik des königlichen Patentes vom 3. Februar und der Eröffnungsansprache vor dem Vereinigten Landtag vom 11. April 1847. Viel Geistvolles zur Charakteristik Friedrich Wilhelms IV.

Die Revue provinciale.

Aus allen Betrachtungen des Auslandes wurde der junge politische Denker jäh durch die Februarrevolution herausgerissen, welche ihn gebieterisch mahnte, alle Aufmerksamkeit, alle Kräfte auf das eigene Vaterland zu konzentrieren.

Nichts ist bezeichnender für Gobineau, als die Wahl des Gegenstandes, den er seiner politischen Tätigkeit damals unter-

gelegt hat. Während die Phrasen der Pariser Freiheitshelden ihn zum Spotte reizten, das Parteitreiben ihn anwiderte, er den Dienst bei der Nationalgarde fast spaßhaft nahm, auch den Gedanken, sich als Kandidat für die Nationalversammlung aufstellen zu lassen, schnell wieder fallen ließ, weil ihm die Abgeordneten allzu sehr als die Puppen ungebildeter Wählermassen erschienen, erkannte er plötzlich das Wohl und Wehe seines Landes als an einer ganz anderen Stelle auf dem Spiele stehend und seine Beihilfe erheischend.

Es zeigte sich sehr bald, daß an dem Ansturm gegen das Regime Louis Philippes diesmal auch das Land, das unter ihm mit Füßen getreten worden, hervorragend beteiligt war. Zum ersten Male seit ihrer Niederwerfung durch den Konvent begannen die Provinzen sich ernstlich zu regen. Eine starke dezentralisierende Strömung machte sich so auch in der Nationalversammlung geltend, wo auf sie hin sogar ein Comité de décentralisation administrative gegründet wurde und wo ihr unter anderen Lamennais in seinem berühmten „avec la centralisation vous avez l'apoplexie au centre et la paralysie aux extrémités“ wuchtigen Ausdruck verlieh.

Gobineau, der in der Provinz zum bewußten Franzosen herangewachsen war, der in Tocquevilles Schule die große Lehre eingesogen hatte, daß in der Gemeinde die Kraft der freien Völker wohnt, der in der Quotidienne schon energisch gegen die Zentralisation mitgekämpft hatte[1], hielt jetzt die Stunde für gekommen, um die Sache der Provinzen zu der seinigen zu machen und als die eigentliche Lebensfrage des Franzosentums in den Vordergrund zu rücken.

„Il me semble que l'esprit provincial doit avoir besoin d'hommes intelligents“, schreibt er den Seinigen im Frühjahr,

[1] Vielleicht ist von ihm unter anderem der Artikel vom 7 décembre 1844: „De la corruption par la centralisation.“

und ein anderes Mal: „ce qu'il faut désirer, c'est la création de libertés communales et départementales qui effacent l'antique despotisme de la bureaucratie. . . . Vous faites bien de ne pas suivre l'avis des comités de Paris. Il faut que de fait comme de droit, l'esprit provincial prenne sur lui d'avoir un peu d'initiative et d'acquérir ce qui lui manque. Il ne le fera qu'en traitant lui-même ses affaires."

So sehr wollte er dabei alle Gesichtspunkte politischer Parteiungen ausgeschieden sehen, daß er sogar Bedenken trug, ob der Genosse, den er alsbald für die praktische Verwirklichung seiner Pläne und literarische Vertretung seiner Ideen fand, nicht zu sehr in den Vorurteilen der ihnen damals noch gemeinsamen Partei befangen sei.

Louis de Kergorlay, der einer strenglegitimistischen Familie angehörte und deren Anschauungen festhielt, traf im Sommer mit Gobineau in Redon zusammen und entwarf mit ihm den Plan einer gemeinsam herauszugebenden Revue („Revue provinciale"). Gobineau, damals in akut verschärften materiellen Schwierigkeiten, ohne Stellung, ohne alle Hilfsquellen, griff somit auch aus praktischen Gründen lebhaft zu, wie er denn auch während der ganzen Zeit des Erscheinens der Revue ebenso eifrig wie umsichtig, wenn auch erfolglos, bestrebt gewesen ist, diese möglichst fest und vielseitig im Boden des Landes zu verwurzeln und ertragsfähig zu machen.

Kergorlay erwies sich in dem nun folgenden, mit der ersten Nummer am 15. September eröffneten Feldzuge (der „croisade provinciale", I 294), wenn auch nicht als ihm geistig ebenbürtig, so doch als der würdige Partner Gobineaus. Er brachte der Sache, die auch ihm Herzenssache war, große materielle Opfer, hat sie neben Gobineau am eifrigsten und wirksamsten literarisch vertreten[1] und, nachdem letzterer durch

[1] Die im Durchschnitt minder bedeutenden Arbeiten Dritter hier beiseite lassend, wollen wir die Hauptartikel Kergorlays nur kurz

seine Berufung ins Ministerium ausgeschieden, allein zu Ende geführt. Von ihm stammt auch das schöne Abschiedswort „aux abonnés“ im letzten Hefte (August 1849), das darauf vertröstet, daß die Idee weiterleben werde, wenn auch dies Unternehmen, sie ins Leben einzuführen, an den praktischen Schwierigkeiten gescheitert sei.

Gobineau seinerseits hat an die Revue einen Feuereifer und eine Arbeitskraft gesetzt, der man wahrlich einen besseren Lohn hätte wünschen mögen. Die Nächte wurden vielfach zum Tage gemacht, und er erschien sich selbst in dieser Zeit zuweilen unter dem Bilde des Galeerensträflings. Außer den auf gründlichste Studien und Kenntnis der heimischen Geschichte begründeten Beiträgen für die Revue, außer einem methodischen und möglichst allseitigen Verfolgen der Provinzpresse, deren Kollektivecho gleichsam zu bilden er sich verpflichtet fühlte, lag das ganze agitatorische Mühsal, das diese Kampagne mit sich brachte, auf seinen Schultern, und die Erfahrungen, die er dabei machte, waren nicht eben die erhebendsten. Zwar wandte der Graf von Chambord dem Unternehmen seine lebhafte Teilnahme zu, auch bezeugten einige Landesteile, in Burgund, Nivernais u. a., ein regeres und tatbereiteres Verständnis, andere dagegen blieben darin um so bedauerlicher zurück, darunter leider die engere bretonische Heimat. Besonders kränkte Gobineau das Verhalten seiner guten alten Redoneser: sie lieferten ihm insgesamt nur ein Abonnement, und dieses noch dazu für zwei Personen zugleich. Gobineau hat ihnen denn auch die Strafpredigten nicht gespart: „Voilà bien mes gens! Ils crient contre Paris et ne veulent pas donner

bezeichnen: Du projet de constitution au point de vue de la centralisation administrative. Des États provinciaux de l'ancienne monarchie. Des conseils généraux de département depuis leur origine. De la propagande de la presse anti-socialiste. Des institutions communales de la Belgique.

20 francs pour le combattre. Au diable!“ Wieder und wieder feuert er die Seinigen an: „Il faut que tout le monde s'y mette. Presse donc tout le monde . . . Que mon bon père fasse une rude chasse aux abonnés.“ Aber gerade bei demjenigen Elemente, auf das er hauptſächlich gerechnet, den Landedelleuten und Grundbeſitzern, fand er nicht die genügende Unterſtützung: vielleicht iſt der Grund darin zu ſuchen, daß die Friſt von einem Jahre, die der Revue im ganzen nur vergönnt geweſen iſt, nicht ausreichte, um ihr genügend den Boden zu bereiten.

Nun zu Gobineaus Arbeiten.

Die „Introduction“ (T. I p. 1—15) iſt zwar nicht von Gobineau gezeichnet, aber es iſt wohl kaum zu bezweifeln, daß ſie zum mindeſten von ihm mit ſtammt. Sie enthält ein flammendes Manifeſt zu Gunſten der Provinzen, als Motto gleichſam (p. 14) das Wort: „Sans l'amour de la patrie partielle il n'y a pas d'amour pour la patrie totale.“

In der Umklammerung durch die Zentralverwaltung ſind die Gemeinde- und Provinzialfreiheiten verloren gegangen, alle geſetzlichen Verſammlungen außerhalb Paris fungieren nur noch im allerengſten Kreiſe. So hat ſich das öffentliche Leben allmählich ganz aus der Provinz zurückgezogen, es iſt auf dem Lande faſt ganz erloſchen, und deſſen materielle wie geiſtige Intereſſen leiden darunter gleichermaßen. Es folgt eine beredte Schilderung der Schäden von Paris und ſeinen Unruhegeiſtern, die von Revolution zu Revolution geführt haben. Im Pariſer Geiſte erblickt die Provinzbevölkerung nicht mit Unrecht den Verderb alles deſſen, was ihr heilig, Religion, Eigentum, Verwandtſchaftsbande. Die zügelloſe Zentraliſation hat Paris zum Hauptquartier einer ſchwankenden Bevölkerung ohne Tradition und ohne Heimat gemacht[1]. Die Provinz dagegen

[1] In einem ſpäteren Artikel heißt es einmal: „Paris n'a pas de traditions . . . C'est que Paris, la ville de tout le monde, n'est la

iſt im Grunde Frankreich; ſie ſchafft ſein eigentliches Leben, ſie liefert ihm Geld, Armeen, Künſte und Wiſſenſchaften. Das gegenwärtige Syſtem führt das Land zwiſchen zwei Klippen, die des Sozialismus, des Bürgerkrieges, und die des Föderalismus, d. i. der Zertrümmerung der koſtbaren Einheit, die die Jahrhunderte ſo mühſam geſchmiedet haben.

„Études sur les municipalités“ (T. I p. 16—36, 109—124). Die Freiheit muß wieder in das Gemeindeleben zurückverlegt werden. Es muß ein Ende haben mit dem Geiſte der Generaliſation, der dem ganzen Lande en bloc ein und dasſelbe Syſtem auferlegt. Eingehende hiſtoriſche Überſicht der Munizipalverfaſſungen in Frankreich, Schilderung des allmählichen Erlöſchens des Gemeinde- und Provinzialgeiſtes. Immer ſtärkeres Überwuchern von Paris im achtzehnten Jahrhundert: die Männer von 1789 zumal waren ganz verpariſert und konnten ſo dahin kommen, das Land mechaniſch zu zerſtückeln. Jetzt gilt es einer nicht künſtlich ausgeklügelten, ſondern von dem Lande ſelbſt ausgefundenen, ſeinen Gefühlen und Bedürfniſſen angepaßten Gemeindeverfaſſung zum Leben zu verhelfen.

„La centralisation devant l'assemblée nationale“ (T. I p. 161—179). Bewegt ſich hauptſächlich in der Richtung der Widerlegung der Anklage, daß Dezentraliſation zum „Föderalismus“ führen müſſe, der in Frankreich keinerlei Boden habe. Niemand denke daran, der nationalen Einheit, der Errungenſchaft der Jahrhunderte, zu Leibe zu gehen. Gegen Schluß wird dem Meiſter Tocqueville, unter Zitierung einer Stelle aus der Démocratie en Amérique, eine verdiente Huldigung dargebracht.

„Du renouvellement de l'esprit public“ (T. I p. 241—256). Den Franzoſen wird vielfach Mangel an Gemeingeiſt, an tieferem Patriotismus vorgeworfen; ſie gelten für leichtfertig.

ville de personne; peu de ses habitants y ont reçu la naissance; dans tous les cas, les générations ne s'y établissent pas, ne s'y comptent pas.“

Aber ganz zu geſchweigen davon, daß dieſe angebliche „légèreté“ auch ihre guten Seiten hat, ja mit den beſten Eigenſchaften des franzöſiſchen Volkscharakters eng verwachſen iſt, muß hier vor allem betont werden, daß jener leichte Zug in ſeinen ſchlimmen Ausprägungen, z. B. das Leichtnehmen mit den Verfaſſungen, ſich immer nur an der Oberfläche des franzöſiſchen Lebens (in Paris) findet. In den Provinzen ſitzt ein Volk, das inmitten aller Wirbelſtürme der Verfaſſungskämpfe ſeine Phyſiognomie nie geändert hat; das einerſeits ein hohes Nationalgefühl und Einheitsbewußtſein beſitzt, dem es zur Zeit der Revolution ſeine provinziellen Privilegien willig zum Opfer gebracht hat, anderſeits an ſeinen Sitten und Gebräuchen, an Beſonderheiten jeder Art, ſeinen Glaubens- und anderen Satzungen ſtreng feſthält, vor allem aber auch einen alten Inſtinkt für Freiheit und Unabhängigkeit noch nicht verloren hat. Die Zumutung an die Provinzen, Paris gegenüber auf alle Weiſe abzudanken, das hochmütige Herabſehen auf ſie war um ſo unberechtigter, als nicht nur geiſtig Paris durch die Talente, die ihm die Provinz ſchickte, reich befruchtet worden iſt, als vor allem letztere in den Sitten die alten Tugenden bewahrt und der Pariſer Verderbnis gegenüber aufrechterhalten hat. So muß denn nun auch von den Provinzen die fernere Bewegung ausgehen, ſie ſind Frankreich. Auf ihnen beruht der neue Gemeingeiſt, der echte, kraftvolle und fruchtbare Patriotismus, der mit dem Treiben der alten Parteien nichts gemein hat. Man hat ihn bisher den Geiſt der Dezentraliſation genannt; mit mehr Recht wird man ihn eines Tages den franzöſiſchen Geiſt ſchlechthin nennen.

„De la création de comités provinciaux“ (T. I p. 324—339). Die Sache der Provinzen hat bedeutende Siege errungen; insbeſondere iſt die Präſidentenwahl vom 10. Dezember gegen Paris erfolgt. Nun gilt es, dies auszunutzen. Provinzialpreſſe und Generalräte haben glänzend ihre Pflicht getan; die

neu zu wählende Kammer wird noch stärker als die Nationalversammlung den antizentralistischen Charakter hervorzukehren haben. Vor allem aber ist die Bildung über den Parteien stehender, aus den verschiedensten Gruppen zusammengesetzter Provinzialkomitees zur Aufklärung der Provinzbevölkerung zu erhoffen, damit die Freiheit (religiöse, Unterrichts- und Preßfreiheit) endlich an ihre rechte Stelle und in die rechten Hände komme. Anfänge dazu sind schon gemacht.

„Nouvelles observations sur les comités provinciaux" (T. I p. 405—414). Zum Eingang tiefernste, ergreifende Worte über das Chaos, in das die Revolution das Land geworfen. Jede diktatorielle Lösung dieser Wirren könnte nur eine vorübergehende sein, könnte nur die Ruhe der Gräber bringen. Die einzige Lösung von innen heraus ist in der Neubelebung lokaler Freiheiten zu finden. Sie sind die einzigen politischen Einrichtungen, die nicht aus dem künstlich überhitzten Hirn eines Gesetzgebers hervorgegangen, sondern spontan aus dem Denken des Volkes selbst erwachsen, die nicht verunglückte Embryonen, unförmige Produkte politischer Koterien, sondern die kraftvollen Töchter des nationalen Willens sind.

Seit dem letzten Artikel hat die Gründung mehrerer Provinzkomitees, unter anderem in Caen, Falaise, Bayeux, Lisieux stattgefunden, andere sind in der Bildung begriffen. Auf Anfragen empfiehlt Gobineau das Dezentralisationskomitee der Nationalversammlung, namentlich auch nach seiten der Unparteilichkeit und Vielseitigkeit seiner Zusammensetzung, als allgemeines Muster. Sollte selbst der Gesetzesentwurf einer Gemeinde- und Departementalverfassung, den sie ausarbeite, bei der jetzigen Nationalversammlung keine Annahme finden, so bleibe er doch eine Art politischen Evangeliums, provinzialen Glaubensbekenntnisses: das ganze Land stehe dahinter. So gelte es denn also, nicht nur in den Städten, sondern in möglichst großer Zahl auch auf dem Lande Komitees auf das Programm

administrativer Dezentralisation bei ungeschmälerter politischer Zentralisation zusammenzubringen. Mehr Initiative und größere Bewegungsfreiheit der Gemeinden, ihre administrative Bevormundung nicht mehr durch den Staat, sondern durch das Departement, erweiterte Befugnis der Generalräte: das sind die Hauptleitsätze für alle, auf Grund deren eine allgemeine Einigung unbedingt sich wird erzielen lassen. Für diese, für ein wuchtiges und unbeirrtes Zusammenschließen auf Grund einer Idee empfiehlt Gobineau schon damals den Gesinnungsgenossen als Musterbeispiel — die Sozialisten.

Während in diesem ersten Bande (septembre 1848 — février 1849) naturgemäß die ideellen Gesichtspunkte, die Vorfragen allgemeinerer Art bei der Besprechung der Dezentralisation im Vordergrunde standen, geht Gobineau nun im zweiten ins Detail und zu praktischen Vorschlägen über. Die Frage, in welcher Weise die Einheit des Ganzen mit der Unabhängigkeit der Teile am besten zu vereinigen sei, die Einzelwünsche der Dezentralisatoren zur Neugestaltung der Verfassung beschäftigen ihn fortan ausschließlich.

„Plan d'une nouvelle organisation municipale et départementale“ (T. II p. 1—20). Den Ausführungen dieses Artikels werden, teils referierend, teils kritisierend, die inzwischen erschienenen, im Auftrage der Kommission des Dezentralisationskomitees der Nationalversammlung verfaßten Entwürfe einer Gemeindeverfassung von Béchard, Vertreter des Gard-Departements, und einer Departementalverfassung von Raudot, Vertreter des Yonne-Departements, untergelegt. Die Grundzüge des Béchardschen Entwurfes sind: Wahl der Gemeinderäte durch die Gemeinde; der Gemeinderat ernennt den Maire und wählt alsdann dessen Adjunkten nach einer von diesem präsentierten Dreierliste. Die Macht des Präfekten wird stark eingeschränkt, beispielsweise die Rechnungslegung nicht mehr seiner, sondern der Bestätigung einer permanenten Kommission des

Generalrats unterstellt. Der Unterpräfekt vollends verflüchtigt sich fast ganz. Die Stellung des Maires und des Gemeinderats, namentlich in den großen Städten, erscheint mächtig gehoben, die Intervention des Staates in den eigentlichen Gemeindeangelegenheiten wird auf das Unerläßlichste beschränkt.

Im Verfassungsleben des Departements (und damit kommt Gobineau auf den Entwurf Raudots) wird die entsprechende Neuerung im Sinne der Selbstverwaltung noch ganz anders einschneidend wirken müssen, weil es sich hier um nichts Geringeres handelt als darum, den Präfekten, der bisher ziemlich im Besitze aller faktischen Gewalt war und dem nun nur noch eine Art Oberkontrolle belassen werden soll, durch vom Generalrat selbst gewählte Verwaltungsräte (einen Delegierten und seine Adjunkten, genau entsprechend dem vom Gemeinderat gewählten Maire und seinen Adjunkten) zu ersetzen. Diese Neuerung würde dafür aber auch, schon durch die eine Tatsache, daß jene Verwaltungsräte Vertrauens- und Auslesemänner ihrer engeren Heimat, mit deren Interessen aufs innigste vertraut, mit ihrem Wohl und Wehe nach allen Seiten verwachsen sein und in diesem Geiste ihr Amt führen würden, indes die Präfekten, nach politischen Gesichtspunkten von außen her auferlegt, fast immer dem Departement fremd, ohne Herz für dessen wahres Wohl lediglich die Routine walten lassen, dem Departement ein völlig neues Leben verleihen.

Die beiden letzten Aufsätze endlich „Nouveaux projets d'organisation départementale et municipale" (T. II p. 110—125) und „De la circonscription cantonale" (T. II p. 188—202) behandeln ein Kapitel, das auch im vorigen schon angeklungen war: das der Kantone, als eines Mittleren zwischen Gemeinde und Arrondissement (Abteilung des Departements), das namentlich in den zahlreichen Fällen, wo Gemeinden (deren man in Frankreich bis zu sechzig Köpfen hinab zählt) zu klein sind, um eigenes administratives Leben zu entfalten,

als besonderer politischer Organismus, zu welchem mehrere Gemeinden zusammengezogen werden sollen, unentbehrlich erscheint. Der Kanton kann sich übrigens, gleich der Gemeinde selbst, auf eine lange Vergangenheit berufen, er ist keine Erfindung der Gesetzgebung, sondern hat alle politischen Revolutionen als eine organisch aus sich selbst gewordene Wirklichkeit des Verwaltungslebens überdauert[1]. Gobineau wünscht in ihm noch besonders das Amt des Friedensrichters neubelebt und gehoben, einer altgermanischen Gestalt („essentiellement un produit des idées et des doctrines si sages que professaient nos aïeux barbares; un magistrat étranger à la magistrature; le Rachimbourg des Franks en quelque sorte; l'expression du bon sens et de la conscience publique"), der freilich die Wählbarkeit zurückgegeben werden müßte, die ihr 1790 nach englischem Vorbilde zuteil geworden war, während die Charte von 1814 sie zum bedeutungslosen königlichen Beamten degradiert hatte.

Heben wir endlich noch hervor, daß Gobineau in diesen Schlußartikeln noch einmal einen großen historischen Rückblick wirft auf die bei den verschiedensten Völkern wunderbar bewährte Kraft der Gemeindefreiheit, die wie ein heiliger Herd einzelne sogar durch Jahrhunderte der Unterdrückung am Leben erhalten habe; daß er nochmals als die eigentliche Lebensfrage der Dezentralisation die Schaffung rein provinzialer an Stelle der immer erst in Paris zu erstrebernden oder zu erbettelnden Karrieren, vor allem also die Stärkung und Ausgestaltung der Befugnisse der Generalräte erklärt, in welchen er die besten Elemente der einstigen Provinzialstände wiederfindet und für die Zukunft das allgewaltige Palladium der französischen Un-

[1] Napoleon III. plante später (1869) wirklich die Einführung von Kantonalräten. Der Krieg machte den betreffenden Vorarbeiten ein Ende.

abhängigkeit erkennt; daß er jeden Versuch einer exotischen Einfuhr, einer Aufnötigung ausländischer Vorbilder — wie ihn z. B. Loubat mit einer Konstitution à l'Américaine unternommen, die dem Staate, sehr unfranzösisch, alle Gewalt rauben und de facto zum Föderativstaate führen würde — aufs energischste zurückweist, so hätten wir damit wohl den Gedankengehalt dieser ganzen Artikelgruppe im wesentlichen erschöpft: das heißt, soweit sie als sicher von ihm herstammend bezeugt, von ihm selbst gezeichnet ist. Zu Ende aber sind wir damit unzweifelhaft mit seiner Gesamttätigkeit für die Revue noch längst nicht.

Vor allem muß mit absoluter Sicherheit auch der freilich nicht gezeichnete Artikel „De la politique rétrospective" (T. II p. 241—254) Gobineau noch zugesprochen werden. Er ist dem Geiste nach urgobineauisch, er trägt ganz seine Weise im Zuschnitt; er nimmt an zwei Stellen Bezug auf früher von ihm Gesagtes; er rundet das Ganze erst zu einem fest und allseitig in sich geschlossenen Komplex ab.

Wie in jedem großen Reformkampfe die Führer einmal die Front seitwärts, gegen die mitstürmenden Schwarmgeister, verlegen müssen, so wendet sich auch hier Gobineau gegen die zum Archaismus neigenden Vertreter des Gemeinde- und Provinzgeistes, gegen die übertriebenen Enthusiasten der Vergangenheit, die am liebsten die alten Freiheiten, wie sie einst gewesen, mit Haut und Haar wiederherstellen möchten, ohne dabei Rücksicht auf die Verhältnisse und die Bedürfnisse unserer Zeit zu nehmen. Er sucht diese Träumer durch abermalige historische Rückblicke auf die einstigen Sonderfreiheiten und ihr allmähliches Entschwinden, die ausdrücklich in ein ergänzendes Verhältnis zu denen des früheren Aufsatzes Études sur les municipalités gesetzt werden, eines Besseren zu belehren. Er führt ihnen zu Gemüte, daß manches, was einst an seiner Stelle gut war, heute verderblich werden könnte: daß jene

Freiheiten der Feudalzeit, das Produkt eines jungen, kriegeriſchen Geſchlechtes, einzig und ausſchließlich für die kriegeriſche Bewegung geſchaffen waren, während wir heute ein gealtertes, der Ruhe zuſtrebendes Geſchlecht ſind, deſſen ſoziale Organiſation auf einer wohlgeregelten Polizeiordnung, wie die jener Ahnen auf kriegeriſcher Zucht, beruht. Auch paßt, was einſt den auf ſich ſtehenden unabhängigen Einheiten angeſtanden, nicht mehr auf die in einen Reichsverband eingegliederten Provinzen: gerade die zu vielen politiſchen Souveränetäten, die Unmaſſe von Einzelverfaſſungen, die gegeneinander arbeitenden Sonderprivilegien waren vordem der Bewegungsfreiheit der leitenden Macht nur zu oft hinderlich geworden. So war das die große Einheit durchführende Königtum jenen kleinen Einheiten der Feudalzeit immer rückſichtsloſer zu Leibe, dabei aber nun wiederum zu weit gegangen, indem es das Gute mit dem Schlechten, das Notwendige mit dem Bedenklichen blind durcheinander opferte und ſchließlich nur noch einen Schattenreſt, ein paar dekorative Trümmer der alten Freiheiten beſtehen ließ. Wenn es heute unternommen werden ſoll, dieſe letzteren neu zu beleben, ſo kann dies nur im modernen Geiſte, mit den Formen der Geſetzgebung unſerer Zeit geſchehen; vor allem aber auf der Grundlage abſoluter Trennung der Verwaltung von der Politik. Jeder Verſuch, die alten Einheiten auch politiſch wieder ſelbſtändig zu machen, jeder Schritt nach dem Föderalismus zu würde mit Notwendigkeit dem Ganzen den Keim des Todes einimpfen.

Dies alles ſtellt nun aber immer erſt den einen, ſozuſagen theoretiſchen Teil von Gobineaus Schaffen für die Revue dar; neben dieſem her geht ein zweiter, praktiſcher, oder, wenn man will, agitatoriſcher, der in dem durchgehend jedem Hefte eingefügten „Bulletin départemental“ und einigen verwandten Mitteilungen ſeinen literariſchen Niederſchlag gefunden hat. Aus ihm erſehen wir, daß Gobineau nicht nur mit dem Zentral-

komitee der Nationalversammlung, sondern auch mit allen die Sache der Provinzen im ganzen Lande vertretenden Instanzen (Komitees, Generalräten, wie sonstigen Gruppen und Persönlichkeiten jeder Art) fortwährend in engster Fühlung blieb, jeden Fortschritt dieser Sache eifrigst registrierte, bei allen politisch bedeutsamen Ereignissen, wie bei der Präsidentenwahl sowie bei den Vorbereitungen für die Wahl einer neuen Kammer, immer darauf aus war, die Gesichtspunkte der Dezentralisation möglichst weiten Wählerkreisen als ausschlaggebende eingänglich zu machen; wie er allerwärts die Eifrigen belobte, die Lauen aufrüttelte und, wenn es gar nicht anders ging, auch wohl selbst einmal mit einem fulminanten Aufrufe dazwischenfuhr (z. B. T. II p. 218—220). Dazu werden Stimmen aus der Provinzpresse, welche den Fortgang der Bewegung bekunden, in reicher Auswahl dargeboten, indes in besonderen Besprechungen befreundeter Mitarbeiter auf allerlei Lebensäußerungen der Provinzen, insonderheit auch literarischer und künstlerischer Art, hingewiesen wird.

All dies Kämpfen und Mühen sollte, soweit es wenigstens auf eine Reform der Verwaltung gerichtet war, von Erfolg nicht gekrönt sein. Gobineau hat seine großen Hoffnungen damals so gut zu Grabe tragen müssen wie so mancher andere mit, vor und nach ihm; und seit die „eine unteilbare Republik" wiedergekehrt, schien es vollends zu befürchten, daß die Pariser Bureaukratie für immer das letzte Wort behalten, daß die heimatlosen Präfekten überall durchgreifen und neben ihnen die beratenden conseils der Departements wie der Gemeinden nach wie vor zur Machtlosigkeit verurteilt bleiben sollten. Dennoch ist in den letzten Jahrzehnten die damals niedergeschlagene Bewegung — heute „Regionalismus" genannt — von den verschiedensten Seiten und mit immer steigendem Eifer wieder aufgenommen worden. Noch mehr als früher erkennen jetzt die ernst- und tiefblickenden Nichttagespolitiker (ein Triumph

für Gobineau!), daß in der Dezentraliſation die beſten, faſt die einzigen Hoffnungen Frankreichs beſchloſſen liegen. Ja, es erſcheint faſt unbegreiflich, wie angeſichts des Zuſammenſtimmens und Zuſammenwirkens ſo vieler guter Köpfe nicht längſt mehr erreicht worden. Aber die Zentraliſation iſt einmal den Franzoſen adminiſtrativ wie politiſch, ja ſelbſt kulturell, dermaßen ins Blut übergegangen, daß ein ſo gründlicher Kenner und unbefangener Beurteiler derſelben wie Karl Hillebrand („Frankreich und die Franzoſen", 4. Aufl., S. 204ff. 322 ff.) ernſtlich bezweifelte, daß ſie ſie je abſchütteln, ja ob dies überhaupt für ſie das Richtige ſein würde.

Immerhin iſt ſchon viel damit gewonnen, daß das Sündenregiſter, das die Zentraliſation gegen ſich hervorgerufen, mit immer wachſender Deutlichkeit aufgeſtellt und in geſetzgeberiſchen Anträgen, in der Publiziſtik, in eigenen Verbänden und Vereinigungen immer wieder der Öffentlichkeit vorgeführt wird[1]. Wirkliche Erfolge hat übrigens der Regionalismus bereits auf dem ſozialen und auf dem geiſtigen Gebiete aufzuweiſen, wie ſich dies in dem Aufblühen der Berufsgenoſſenſchaften und der ländlichen Syndikate, in einer merklichen Hebung der Literatur und der Preſſe, ja ſelbſt der Univerſitäten der Provinzen, in kunſt- und volksmäßigen theatraliſchen Darbietungen (Heimatkunſt) und ähnlichen Erſcheinungen kundgibt.

[1] So unter anderem muſterhaft gedrungen und eindringlich in dem Buche von J. Charles-Brun, „Le régionalisme", Paris 1911, p. 9—23. Ebendaſelbſt p. 27 ss. („la législation décentralisatrice") eine Zuſammenſtellung aller geſetzgeberiſchen Verſuche zur Einſchränkung, p. 39 ss. eine ſolche der hauptſächlichſten Literatur zur Bekämpfung der Zentraliſation. Dieſes Werk eines der eifrigſten Vorkämpfer des Regionalismus, auf das ich an anderer Stelle noch näher zurückkomme, gibt überhaupt einen allſeitig orientierenden Überblick über jene Bewegung. Daß Gobineau gänzlich darin übergangen wird, kann man vielleicht dem Verfaſſer weniger zur Laſt legen, als es vielmehr ein leidiges Symptom dafür iſt, wie jener ganz allgemein in ſeinem Vaterlande behandelt wird.

Aber wenn auch nicht unmittelbar erfolggekrönt, vergeblich ist auch Gobineaus heißes Ringen in jenen Jahren am allerletzten gewesen, wie dies ein Kampf um ein echtes und großes Ideal niemals ist. Wie so manches Mal ist er auch hier wieder einmal von allen Vertretern einer ihn begeisternden Idee der mächtigste, der durchgreifendste gewesen; er hat dieser, die zugleich den besten Franzosen allzeit teuer war, den wuchtigsten, den allseitigsten, den überzeugendsten Ausdruck verliehen. Tocquevilles Tiefgründigkeit, Taines geistesmächtige Art in Ehren, aber Gobineau brachte in die Behandlung dieser Dinge zugleich eine Herzenswärme hinein, die seine Geisteskräfte unvergleichlich beflügelte und seine Beredsamkeit noch für den heutigen Leser unwiderstehlich macht. Sein gesamtes publizistisches Wirken hat in diesen Aufsätzen seinen Höhepunkt erreicht, nie hat er später alle seine Vorzüge wieder so vereinigt — wie er ja auch nie wieder für ein politisches Ideal sich so begeistert hat —: Gründlichkeit, Konsequenz und Geschlossenheit; historischen Sinn, Pietät für alles Lebensberechtigte, warmen, weitblickenden Patriotismus; Unermüdlichkeit, unversiegliche Kraft der Beweisführung, dabei eine erstaunliche Reife und Ruhe, eine echt konservative Mäßigung bei allem reformatorischen Drang. Last not least, ein stilles, verhaltenes Feuer, eine innere Siegerkraft auch bei verlorener Sache: er ist dem Demosthenes nicht gerecht geworden, aber es dürfte manchem die Erinnerung an den großen Griechen auftauchen, wenn er in diesen geschriebenen Reden einen Sohn Frankreichs gleicherweise mit all seinem Sein an eine Lebensfrage seines Volkes sich hingeben sieht.

Für die Ausgestaltung von Gobineaus Weltanschauung sollten diese Kundgebungen eine nicht mindere Bedeutung gewinnen wie für seine Laufbahn als Politiker und Schriftsteller. Wir werden alsbald sehen, wie schon in einigen Dichtungen jener Zeit germanische Gesamt- wie Einzelbilder vor seiner

Phantaſie auftauchten (ſo namentlich in der „Abbaye de Typhaines“), wie er zumal über „Manfredine“ den klaren Einblick in die ihm fortan wichtigſten Probleme, die Bluts-, Raſſen- und Ständefragen, gewann. Aber auf dem Wege konſequenten, verſtandesmäßigen Denkens, politiſch-hiſtoriſcher Analyſe hat doch erſt ſein Schaffen an der Revue provinciale ihm die Deutung und Ausbildung jener germaniſchen Inſtinkte eingetragen, die das Hauptwerk ſeines Lebens beſeelen, und die einer neuen Weiſe hiſtoriſchen Denkens überhaupt zum Ausgangspunkte dienen ſollten. In der Gemeindefreiheit erkannte er das uralte Kleinod der germaniſchen, ja der indogermaniſchen Welt. Indem er den politiſchen Gebilden, die das Mittelalter hieraus zu geſtalten und die einzelne germaniſche Völker bis in unſere Tage ungeſchmälert hinüberzuretten vermochten, begeiſtertes Lob ſpendete, geriet er freilich in einen Kampf auf Tod und Leben mit dem Pariſer Geiſte, der alle dieſe alte Herrlichkeit wie in einem Abgrunde verſchlungen hat. Dieſer Kampf war an ſich wenig ausſichtsreich. Aber darum bleibt es doch beſtehen, daß er jenem ruheloſen Pariſer Geiſte gegenüber das Stetige, Bleibende, ewig Lebendige der franzöſiſchen Welt, das verjüngende Element für das allverſchlingende Paris ſelbſt, zu Ehren gebracht, daß er ſeinen Landsleuten ein zwar ſcheinbar fern entrücktes, in Wahrheit aber doch noch in jedem Augenblicke, von einzelnen Seiten wenigſtens, neu zu belebendes Ideal, das einer raſſenhaft-volksmäßigen Betätigung des provinziellen Geiſtes, vor Augen gerückt hat. Wenn es den Franzoſen überhaupt um Gerechtigkeit Gobineau gegenüber ginge, ſo müßten ſie vor allem das Gold, das in dieſen Jugendarbeiten barrenweiſe ruht, auf ſeinen Wert erkennen und münzen. Langſam genug beſinnt man ſich hierauf; immerhin ſei anerkannt, daß neuerdings hie und da ein Artikel der Provinzpreſſe ſich mit Gobineau als „ancêtre du régionalisme“ zu befaſſen beginnt, auch ein

ernſtlicheres Zeichen beachtender Dankbarkeit in einem Aufſatz vorſtehenden Titels von Tancrède de Viſan zu verzeichnen iſt[1].

Einer aber beachtete und würdigte damals Gobineau, der freilich tauſend andere aufwog: das war wiederum Tocqueville. Er erkannte in dem Gobineau der Revue provinciale ſo ſehr ſeinen Mann, daß er ihn, noch mitten aus dieſem Schaffen heraus, zu einem ganz andersartigen an ſeine Seite rief. Damit hat die politiſche ſchriftſtelleriſche Tätigkeit Gobineaus vorerſt ein Ende gefunden und dann über zwanzig Jahre lang geruht. Erſt unter dem Drucke der Ereigniſſe von 1870/71 wurde ſie wieder aufgenommen und dann jahrelang ganz in dem gleichen Geiſte wie einſtens, wenn auch mit verändertem Temperamente, fortgeführt.

[1] In der „Revue politique et littéraire“ vom 26 août 1911, p. 271 ss. Auch Maurice Barrès, ſelbſt einer der Hauptregionaliſten, hat wenigſtens aus Anlaß der betreffenden Partien der „3me République“ Gobineaus einmal auf dieſen aufmerkſam gemacht im Gaulois vom 3. Juni 1907. Es wäre eine Ehrenſache für die Franzoſen, die ſämtlichen Aufſätze Gobineaus aus der Revue provinciale in einem würdigen Neudruck in Buchform herauszubringen. Das Blatt iſt dermaßen vom Büchermarkte verſchwunden, daß es nicht einmal möglich geworden iſt, ein komplettes Exemplar für das Gobineau-Archiv aufzutreiben. So mußte ich mich für jetzt mit reichlichen Auszügen in den „Quellen und Unterſuchungen“ begnügen.

Drittes Kapitel.

Literariſch-kritiſche Arbeiten.

Von ungleich geringerer Bedeutung als ſein politiſches Wirken, wenn auch keineswegs bedeutungslos, waren Gobineaus theoretiſche Arbeiten auf den rein geiſtigen Gebieten. Sie ſind vor allem biographiſch intereſſant, aber bei dem Range, den er ſchon heute in der Geiſteswelt einnimmt, erſcheint es auch von Wert, zu ſehen, wie er ſich zu Literatur und Kritik im allgemeinen geſtellt, wie er ſich mit den Hauptgrößen ſeiner Zeit auf jenen beiden Feldern auseinandergeſetzt hat.

Eine der erſten Gelegenheiten, ſeine literariſchen Sporen zu verdienen, war die in das Jahr 1837 fallende Mitarbeit an der damals von dem Abbé Glaire, dem Vicomte Walſh und anderen herausgegebenen „Encyclopédie catholique“ (18 Quartbände, Paris 1838—1849). Gezeichnet ſind ſeine Artikel nicht — wie dies überhaupt nur die wenigſten, und dann meiſt Männer von Namen, taten —, ſodaß wir dieſe freilich nicht eben wichtige Spur nicht weiter verfolgen können. Anſcheinend betrafen ſie das literar- und kunſtgeſchichtliche Gebiet.

Ungefähr zur ſelben Zeit nahm ihn Berryer unter ſeinen Schutz, indem er ihm die Spalten ſeiner Zeitſchrift „France et Europe“ (Paris 1838 ff.) öffnete. Hier ſind Gobineaus erſte Arbeiten über den Orient[1], insbeſondere über die perſiſche

[1] Noch früher, ſchon ins Jahr 1835/1836, entfällt Gobineaus Überſetzung der Mongolengeſchichte des Sſanang Sſetſen vom Jahre

Poeſie, erſchienen: T. I, 1838, p. 224 ss.: „Le mouvement intellectuel de l'Orient", ein kurzer Überblick über die Entwicklung der arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Literatur und deren heutigen Stand. Ebenda p. 481 ss.: „Meulana Djelal-Eddin-Roumi." Charakteriſtik des perſiſchen Myſtizismus, nebſt Lebensbeſchreibung Djelal-Eddins und einigen dichteriſchen Proben desſelben. p. 667 ss.: „Hafiz." Lebensbeſchreibung und Dichtungsproben dieſes großen perſiſchen Poeten.

Von dieſen Erſtlingsarbeiten ſagt Gobineau ſelbſt, ſie ſeien über Gebühr anerkannt worden. Aber ſie verdienten dies immerhin, da er, für dieſen hochſtehenden Kreis ſeine beſten Kräfte einſetzend, hier, wenn auch nichts Neues oder Bahnbrechendes bietet, doch bekanntes aber bedeutſames in geiſtvoller Beleuchtung und glänzendem Stile vorträgt.

Als dritter von den perſiſchen Poeten wird ſpäter noch Sâdi in zwei nicht ſonderlich bedeutenden Artikeln der Gazette de France behandelt. („Moslih-Eddin-Sady", 14 octobre und 23 novembre 1838.)

Als Gobineau ſeine Studien ſpäter ernſtlicher und dauernder der Literatur zuwandte, galten ſie in damaliger Zeit, ſoweit ſie wenigſtens produktiv zum Ausdruck kamen, noch faſt ausſchließlich der des eigenen Landes. An der Spitze unſerer Betrachtung hat hier ein Aufſatz der Revue nouvelle (T. III, 1845, p. 101—139) zu ſtehen: „Une littérature nouvelle est-elle possible?"

Gobineau hat an drei Stellen ſeiner Briefe es ausgeſprochen, dies ſei bis jetzt die einzige ſeiner würdige Proſaſchrift, die erſte, zu der er ſich dauernd bekenne. Er legte alſo einen ungewöhnlichen Wert auf die Arbeit. Begreiflich

1662, nach J. J. Schmidts deutſcher Überſetzung dieſes Werkes, die er auf Anregung Fortia d'Urbans und Reinauds in Angriff genommen hatte. Sie iſt aber nicht im Druck erſchienen und anſcheinend überhaupt nicht vollendet worden. Das Manuſkript befindet ſich im Nachlaß.

bei dem mächtigen Schwung der Begeiſterung, der ſie trägt, bei der Glaubensfreudigkeit, die er ſogar anderen mitzugeben ſich vermißt, bei der patriotiſchen Glut, die ihn wohl in keinem anderen Augenblicke ſeines Lebens wieder ſo erfaßt hat. Die Ketten, die der Geiſt der Bourgeoiſie von 1830 dem Idealismus angelegt, und die, wie wir aus anderen Stellen von Gobineaus Briefen wiſſen, zeitweiſe auch auf ihm ſelber ſchwer gelaſtet haben, ſie ſcheinen hier wie zerbrochen von der Geiſteskraft des Genius; Flügel ſind an ihre Stelle getreten. Das Jahrhundert iſt nicht ſo ſchlimm, wie manche es machen wollen; jedenfalls hat die Literatur noch immer gegründete Ausſichten auf ein beſſeres Sonderdaſein. Grundbedingung iſt nur, daß wir — auf den Spuren der Alten — wieder in der Natur leſen lernen; die ewige Schönheit des Menſchen iſt immer von neuem zu entdecken. Nur das Einfache kann uns zum Erhabenen führen. An die Mahnung, die eigene, zumal alte Sprache zu werten und zu nutzen, ihre Schätze zu heben, ſchließt ſich ein in ein Bild gefaßtes enthuſiaſtiſches Lob der franzöſiſchen Literatur. In ſchönſter Hoffnungsſtimmung klingt der Artikel aus in einen ſchmetternden Jubelruf der Schaffenskraft, in den erſten — nicht letzten! — Hymnus auf die Arbeit, die Segensgöttin, die uns von allen Gräbern immer wieder zum Ewiglebendigen zurückführt.

Ergänzt und vervollſtändigt wird dieſer Aufſatz durch einen zweiten derſelben Zeitſchrift: „Des buts techniques de la littérature“ (T. IV p. 94—126), gewiſſermaßen ein Stück ars poetica. Der Hauptwert dieſer äſthetiſchen Abhandlung liegt in einer Anzahl treffender Einzelurteile aus den verſchiedenſten Literaturen. Doch ſind auch die allgemeinen Geſichtspunkte noch heute nicht veraltet, insbeſondere bleibt beherzigenswert, was Gobineau über Stellung und Aufgaben des Dichters und Künſtlers in unſerer Zeit ſagt. Der Künſtler hat heute weit mannigfaltigere Bedürfniſſe zu befriedigen und

findet die dafür überkommenen Ausdrucksmittel vielfach nicht mehr auf der Höhe. Er hat vor allem weit unmittelbarer mit den übrigen, mehr auf Vernunft und Denken begründeten Geiſtesmächten zu wetteifern. Zu viele Erinnerungen, zu viel Gelehrſamkeit laſtet auf uns. Das weckt ein Zaudern und Schwanken. Der Baum des Wiſſens entzieht uns das Licht; wir gewahren keine klaren Horizonte mehr. Dennoch, mit den Schwierigkeiten wächſt auch die Leiſtung entſprechend. Der Künſtler teilt fortan die Forſcherfreude, vieles wird ihm intereſſant und wichtig, was ihm früher lediglich Sache der Neugier, faſt kindiſch erſchien. Vor allem hat er ſich ſelbſt und ſein Milieu zu begreifen, gemäß der Erkenntnis, daß wir im Zeitalter der Kritik leben. Mit dem naiven, rein inſtinktmäßigen Schaffen iſt es vorbei. Nur muß der Künſtler, um ſich Rechenſchaft über ſein Schaffen zu geben, dieſe den eingeborenen Geſetzen ſeiner Kunſt ſelbſt entnehmen.

Die Reihe der einzelnen Poeten gewidmeten Betrachtungen wird eröffnet durch einen Artikel über Edgar Quinet in der Unité (T. I p. 47 ss.). Die erſte, wertvollere Hälfte wendet ſich zu Gunſten der Deutſchen gegen deſſen kurz zuvor in der Revue des Deux Mondes erſchienene Philippika „Teutomanie“, was Gobineau Veranlaſſung zu einigen treffenden Bemerkungen über unſere neueſte Geſchichte und politiſche Lage gibt. Die zweite Hälfte geht Quinets poetiſchen Schöpfungen vernichtend zu Leibe. Sie erſcheint nicht nur inhaltlich veraltet, ſondern kehrt auch — ausnahmsweiſe — den Journaliſten etwas zu ſtark hervor. Übrigens wurde der Aufſatz ſehr beachtet und unter anderem von der Augsburger Allgemeinen Zeitung wiedergegeben.

Eine ganze Serie von Aufſätzen: „Essais de critique“ enthält ſodann der „Commerce“, ein Tagesblatt, deſſen ſich Tocqueville in den vierziger Jahren redaktionell wie finanziell annahm, um den weitverbreiteten Tiefſtand der Preſſe wenig-

ſtens in einem Beiſpiele zu durchbrechen. Tocqueville ſcheiterte mit ſeinem Plan, der ihm erhebliche materielle Opfer eintrug. Gobineaus literariſche Beiträge waren neben Tocquevilles eigenen politiſchen vielleicht das einzige von bleibendem Werte darin. Sie ganz beſonders zeugen von ſeiner Allgegenwärtigkeit in der heimiſchen, von ſeiner außerordentlichen Beleſenheit in den ausländiſchen Literaturen.

Die meiſten dieſer Arbeiten fallen in das Jahr 1844, einige wenige noch in den Januar 1845. No. 268 und 275 (24 septembre und 1 octobre 1844) enthalten zunächſt eine Analyſe und Kritik des Wirkens Alfred de Muſſets. 1. Poeſie. Muſſet wird, zum Teil wenigſtens, bleiben. Wenn es in der franzöſiſchen Sprache vor allem darauf ankommt, „d'écrire vivement, franchement, clairement“, ſo muß Muſſet zweifellos eine „marche vive et preste“, eine „allure facile“ nachgerühmt werden. Er beſitzt freilich wenig Erfindung in den Gegenſtänden wie in den Charakteren. Bei den — gleich monotonen — Frauen wie Männern findet ſich zudem immer etwas wie ein Nachhall aus Byron. Die faſt untadelige Form kann das vielfach Geringwertige des Gedankens nicht verbergen. Hier klafft ein großes Mißverhältnis. 2. Proſa. Auch hier wird Lob und Tadel wieder ziemlich gleich verteilt. Näher betrachtet bezw. kritiſiert werden vor allem die „Confessions d'un enfant du siècle“ und das Proſadrama „Lorenzaccio“. Die in Muſſets menſchlicher Perſönlichkeit — einem gewiſſen Zug der Schwäche — gegebene Begrenzung ſeines dichteriſchen Könnens läßt Gobineau immer durchblicken. Prächtig iſt es, wie er, der Mann der Tatkraft, der impotenten Melancholie des Helden der „Confessions“ den Krieg erklärt in ſeinem Loblied auf die „époque laborieuse“, an der er ſelbſt als einer ihrer rühmlichſten Vertreter mitwirkte.

No. 289 (15 octobre) wird Théophile Gautier ziemlich ſtreng abgefertigt.

No. 303 bringt eine Huldigung für Balzac (deſſen treuer Verehrer Gobineau bis zum Tode blieb) mit ſeiner packenden Wahrheit, ſeiner magiſchen Schilderungskraft. In einem ſpäteren Artikel (No. 366) wird freilich aus Anlaß ſeiner „Modeste Mignon“ dem verehrten Meiſter geſagt, daß er auf das unrechte Terrain gekommen und daher an Wert geſunken ſei. Hervorzuheben ſind aus dem erſten dieſer Artikel noch die allgemeinen Betrachtungen über den Feuilleton-Roman, der in dieſer Zeit des Heißhungers nach Wiſſen und Bildung gewiſſermaßen die Rolle eines vervollkommneten ABC-Buches für das Volk ſpiele und dieſes in der ihm angepaßten Weiſe in Geſchichte, Politik, Theologie und Literatur einweihe.

No. 324 beſchäftigt ſich mit Victor de Laprade, einem politiſchen Dichter aus der Schule Lamartines, dem es nach Gobineau an der nötigen Verve fehlt und dem dafür etwa Herwegh als Vorbild hingehalten wird.

No. 331: Lady Fullerton.

No. 345: über Heines „Deutſchland, ein Wintermärchen“, von dem übrigens in der Hauptſache nur eine ſkizzierende Inhaltsangabe mit Zitaten gebracht wird.

Bedeutſamer iſt dagegen nochmals das Schlußglied der Reihe[1]: „Œuvres de M. Stendhal“ (1845 No. 14, 14 janvier). Dem Andenken Beyles, einer hervorragenden, viel zu wenig gewürdigten Geſtalt, die ſich freilich vor allem auch ſelbſt ins Dunkel gerückt habe, will Gobineau ſeinen Kranz darbringen. Er vereinigt ihn mit Balzac und Mérimée zu einem Trio der Beſten und ſetzt ihn mit jedem der beiden einzeln in Parallele. Seine „Chartreuse de Parme“ allein, einer jener Romane, welche eine ganze Geſellſchaft, eine ganze

[1] Genau genommen wäre allerdings als letzter dieſer Aufſätze ein ziemlich belangloſer (vom 30. Januar 1845) über ein Buch von Francis Wey („Remarques sur la langue française au 19e siècle. Sur le style et la composition littéraire“) zu nennen.

Epoche zur Darstellung bringen, sichere ihm einen sehr hohen Rang in der zeitgenössischen Literatur, wenn auch das Reindichterische vor einem Überwiegen des Verstandes, der Reflexion zurücktrete (Gobineau nennt ihn einen „penseur systématique à l'excès") und er sich dementsprechend auch bei seinem Leser mehr an den Geist als an das Herz wende[1].

Reichlich so wichtig ist, im Hinblick darauf, daß dieser freilich kaum mehr als Beyle durchgedrungene Meister später mit seinen „Scènes historiques" la Ligue noch unmittelbarer zum Vorbilde Gobineaus (in dessen Renaissance) wurde, ein äußerst eingehender, Vitet gewidmeter Aufsatz der Revue nouvelle (T. VI, 1845, p. 626—654): „Les œuvres de M. Vitet." Im Eingang spricht der Jugendliche höchst einsichtig und gerecht über die Vorliebe für das Alte, das Jammern nach der guten alten Zeit — einen Zug, der ihn als Gereiften bekanntlich später auch mit erfaßt hat. Es folgt eine liebevoll durchgeführte Charakteristik Vitets, dem ein tiefeindringender, Leben und Jugend im Schaffen spendender Blick, Klarheit und Eleganz, solider Geschmack, Mannhaftigkeit des Talentes nachgerühmt werden. Überall ist er auf den Grund gegangen; während er in seinen wissenschaftlichen Werken auf Grund ungeheuer reicher Kenntnisse vornehmlich die Hauptgestalten aus der Geschichte der Künste herausgearbeitet hat, stellt er in seinen dichterischen, den „historischen Szenen", ein Stück wahrer, wirklicher, und dennoch ideell belebter, Ge-

[1] Mit der Zeit ist übrigens Beyle-Stendhal bei den Franzosen immer mehr zu Ehren gekommen. Bei dem — von französischer Seite wohl gelegentlich übertriebenen — Einflusse, den er mit seiner „Chartreuse de Parme" später auf Gobineau bei der Schaffung seines Romans „Les Pléjades" ausgeübt hat, schien es um so mehr angezeigt, seine Charakteristik, wie auch wenigstens die Hauptstellen des über die „Chartreuse" Gesagten, in den „Quellen und Untersuchungen" zum Abdruck zu bringen.

ſchichte in packenden Bildern einer beſonders glühend bewegten Epoche dar. Ein echter Vorläufer und eine Gobineau verwandte Natur, wie ſchon allein dieſe Schilderung ergeben würde. Wir werden auf den Mann zurückzukommen haben.

Die hiermit beſchloſſene Gruppe von Studien über die zeitgenöſſiſchen Dichter würde unbedingt eine Lücke aufweiſen, wenn ich nicht, in Ermangelung einer der Öffentlichkeit übergebenen, noch einige briefliche Äußerungen über eine dichteriſche Geſtalt hinzufügte, die Gobineau offenbar in der Tiefe und Gewalt ihrer Wahrhaftigkeit ebenfalls beſonders nahegegangen iſt: George Sand.

Er ſchreibt über ſie (10 août 1838 an ſeinen Vater): „Comme on fait des réputations aux gens, c'est une chose inouie. L'immorale, l'athée George Sand ne me paraît rien moins que tout cela et au milieu des écrivassiers sans âme et sans conscience comme le Lamartine, les écarts de cette femme sublime sont encore respectables, même par leur bonne foi.“ (30 juin 1840 an Caroline): „Si je vais te voir, je t'apporterai les *frères mosaïstes* de Sand que l'on donnerait à des enfants, tant c'est candide.“ (1 juin 1841 an Caroline): „Les observations que tu fais sur les gros dos de la littérature et sur leur sans-façon étudié sont pleines de justesse. Cependant, comme il faut être juste, il faut considérer que cette fantaisie exagérée de sansfaçon artiste n'est que la réaction sur les idées sévèrement boutonnées des écrivains de l'Empire, messieurs toujours en frac et dessinant leurs jambes tortues dans une culotte de nankin parfaitement tirée. Le sans-façon de George Sand et d'Alfred de Musset est plein de charmes et généralement de goût; celui de M. Janin qui n'est qu'un cuistre est un laisser aller de cabaret. Les uns se mettent gracieusement à leur aise dans un fauteuil élégant, l'autre se vautre sur un banc de bois.“

In den Jahren 1845 bis 1847, wo Gobineau sich von der politischen Mitarbeit an der Quotidienne mehr und mehr zurückzog, lieferte er diesem Blatte dagegen noch eine Anzahl wertvoller literarischer Beiträge.

Zunächst bringt die Nummer vom 21. September 1845 eine Studie über Mignet und sein Buch „Antonio Perez et Philippe II", eingeleitet durch äußerst temperamentvolle Worte über Klassizismus und Akademikertum im allgemeinen. Die nicht ohne einen Anklang von Malice und Jugendübermut vorgetragene Behauptung, daß Mignet der akademischste aller Historiker, der Akademiker par excellence sei und besonders in seiner obligaten Stellung des gewohnheitsmäßigen Gedächtnisredners (Verfertigers der Éloges) der Akademie sich einen matten Glanz errungen habe, belegt Gobineau insbesondere noch durch eine Besprechung des vorgenannten Werkes, in welchem historische Vorgänge höchst lebenswarmer Art eine völlig blutlose Darstellung gefunden hätten. Das Wahre in seiner Darstellung springt in die Augen und scheint namentlich für das hier behandelte Buch zuzutreffen. Daß sie aber einseitig ist, leuchtet nicht minder ein. Die akademische Kühle Mignets kommt in anderen Werken, die seinen Namen bis heute lebendig erhalten haben, als vornehme Objektivität und lichtvolle Klarheit vortrefflich zur Geltung; nur freilich fand hier Gobineaus eigene subjektivere Art diesen Eigenschaften gegenüber ihre Schranken. Eine lodernde Natur, wie er nun einmal war, vermochte er dem stilleren Glimmen des Geistes in einem Mignet nicht gerecht zu werden. Auch ein Ranke würde ihm, wenn er ihn gekannt hätte, nicht viel gesagt haben.

Die Abhandlung über Mignet zeigt Gobineau im Kampfe gegen den Akademismus begriffen, einem Kampfe, in welchem er aber auf halbem Wege stehen geblieben ist und welcher auch schon darum nicht ganz befriedigen kann, weil er in der Wahl des Vertreters jener geistigen Richtung nicht ganz glücklich ge-

weſen iſt. Von dieſer letzteren kehrt er hauptſächlich nur die eine Seite hervor, das verzopfte Würdenträgertum, das Öde, Kalte und Glatte, Weltfremde; die andere, den geiſtigen Hochmut, die Befriedigung der eigenen Machtgier mit Hilfe der Wiſſenſchaft, das kliquenhafte Beherrſchen und Beeinfluſſen der Gelehrtenrepublik läßt er beiſeite.

Ganz anders gründlich und ſozuſagen bis aufs Meſſer hat er dagegen ein Jahr ſpäter (November 1846 bis Januar 1847) einen Kampf gegen eine Gattung von Menſchen durchgeführt, die mit den Akademikern den einen Zug des Leuchtenlaſſens des eigenen Lichtes mit Hilfe oder auch auf Koſten der Großen in Wiſſenſchaft und Kunſt gemeinſam haben, im übrigen aber neben den immerhin doch oft imponierenden poſitiven Leiſtungen jener ein jammervolles Minus aufweiſen: gegen die Zunft der Kritiker[1]. Es war nicht anders denkbar, als daß einer der ſchöpferiſch reichſten Geiſter der Epoche jenen Kampf für alle Schaffenden zugleich in typiſcher, allgemeingültiger, gemeinnütziger Weiſe mit durchfocht, daß er — bei aller Anerkennung und Würdigung des an der Kritik Notwendigen wie des an einzelnen ihrer Hauptvertreter Wertvollen — den ewigen Verneinern, den nichts Schaffenden, immer nur Redenden und Schreibenden, Tadelnden und Nörgelnden, den geborenen Todfeinden des echten Genius, rückſichtslos die Stirn bot, daß er einen der ſchlimmſten Steine des Anſtoßes, an denen er in der eigenen Bahn ſich ſtieß, mit kräftigem Ruck ſich aus dem Wege räumte. Bezeichnend für Gobineau iſt es, daß es nun aber bei ihm am allerwenigſten bei einem bloßen Gegenverneinen blieb, daß er vielmehr die volle eine Hälfte ſeiner kritiſchen Streifzüge (1. 3. 6.) zu Huldigungen an ſolche, welche den wahren Beruf der Kritik erfaßt und bewährt haben, und nur die andere (2. 4. 5.) zu Abfertigungen von Afterkritikern

[1] Geſamttitel der Serie: „Sur quelques critiques contemporains.“ Auszüge daraus in „Quellen und Unterſuchungen“ Bd. I.

zu gestalten wußte. Hie Villemain, Sainte-Beuve, Magnin; hie G. Planche, Jules Janin, Saint-Marc-Girardin. Freilich liest man zwischen den Zeilen, daß letztere die Mehrzahl, fast die Regel bilden, und insofern könnte auch bei diesem echten Herakleszuge mancher den eigentlichen Erfolg in Zweifel ziehen. Gewiß, austilgen, totschlagen hat Gobineau dies Gezücht so wenig können, als je ein Herakles der Zukunft es können wird; aber eine Freude bleibt es doch immer zu sehen, wie auch nur einige Köpfe der Hydra fallen.

Nun zum einzelnen:

1. Quotidienne, 11 novembre 1846: Villemain. Wird warm gewürdigt und als Muster des Kritikers aufgestellt. Seine Betrachtungsweise ist die positive, die bewundernde, einführende, zu Genuß und Verständnis verhelfende. Nur ganz wenige Ausstellungen finden sich am Schlusse, vor allem wird Villemain die mangelhafte Kenntnis (und dementsprechend Berücksichtigung) der englischen, und zumal der deutschen Literatur in seinem Cours de littérature française vorgerückt.

2. 22 novembre 1846: Gustave Planche. Köstlich geistvolle und witzige Abfertigung eines Prachtexemplares des Besserwissers, des „Misanthropen" unter den Kritikern, jener Menschenklasse, die, wenn sie das letzte Wort behielte, alles wirkliche Schaffen ertöten müßte, indem sie dem Geschaffenen jede Heimstätte auf Erden entzöge. Der Mann wäre ohne Gobineau heute vergessen. Dieser aber hat ein übriges für ihn getan und ihn unsterblich gemacht. Sein ihm gewidmeter Artikel ist von Anfang bis zu Ende ein Meisterstück vernichtender positiver Gegenkritik. Die sittliche Entrüstung, aus der das Ganze hervorgegangen, wird durch überlegene Ironie jeder unnötigen Leidenschaft, durch heitere Laune, die den Autor keinen Augenblick verläßt, jeder Bitterkeit entkleidet. So wirkt der Ernst, wenn er, wie namentlich gegen Schluß unausbleiblich, durchbricht, um so kräftiger, und man hat nach Lesung des Ganzen nicht

nur den oben gekennzeichneten Typus in ſeiner ganzen Nichtigkeit, ſondern zugleich das Genie in ſeiner ganzen Berechtigung und Bedeutung vor Augen.

3. 1 décembre 1846: Sainte-Beuve. Zunächſt eine kleine Abhandlung über die franzöſiſche Romantik, welche Sainte-Beuve zu ihren geiſtigen Stützen zählt. Dann deſſen Charakteriſtik: er hat eine neue Gattung von Kritik erſonnen, die, mittelſt einer nur ihm eigenen Penetrationsgabe aus den Werken mehr oder minder vollſtändig die Perſönlichkeit ihrer Verfaſſer zu ergründen. Als feinfühliger Beobachter entdeckt er dabei Schönheiten, die ſo leicht niemand ohne ihn geahnt hätte, er lieſt gewiſſermaßen ſeine Schriftſteller mit der Lupe in der Hand. So kommt er freilich, im Aufſpüren mikroſkopiſcher Schönheiten, unwillkürlich dahin, die Kleinen und das Kleine bei ſeinen Beſprechungen zu bevorzugen; die Geiſter von größerer Tragweite ſchließt er gemeiniglich davon aus. Ein gewiſſer antiquariſcher Zug, eine Vorliebe für Kurioſitäten ſchleicht ſich in ſeine Behandlung der Literatur ein. Beiläufig bemerkt, geht aus dieſen letzteren Bemerkungen implicite ſchon hervor, warum Gobineau ſelbſt kein Mann für Sainte-Beuve war, was ihm bekanntlich nicht eben gut bekommen iſt[1], was ihn aber nicht abgehalten hat, ſeine vorliegende Studie mit dem freudigen Anerkenntnis zu beſchließen, daß Sainte-Beuve, als langjähriger tapferer Kämpfer, als Urheber einer Fülle eigener Ideen, als konſequenter Verteidiger und mutiger Förderer des Echten in der Literatur, ſeine Stellung als einer der erſten voll verdient habe.

4. 12 décembre 1846: Jules Janin. Der Schöpfer der humoriſtiſchen Kritik, der Mann, dem Kritik nur Mittel

[1] Der verſtorbene Vicomte de Vogüé, der, wenn einer, ſeine Landsleute kannte, hat mir einmal kurz und bündig verſichert, „Gobineaus langjährige hermetiſche Ausſperrung aus der franzöſiſchen Welt ſei darauf zurückzuführen, daß Sainte-Beuve nicht über ihn geſprochen habe".

zum Zweck ist, zu dem Zweck nämlich, zu amüsieren, durch geistreiche Einfälle aller Art abzulenken, zu zerstreuen. Seine Kritik ist im Grunde gar keine. In diesem Aufsatze, der meist auch wieder ironisch und scherzend gehalten ist, tritt zugleich aber die hohe Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit Gobineaus am schönsten zu Tage, wie denn auch der tiefe sittliche Ernst des Ganzen selbst durch die Späße überall durchleuchtet.

5. 25 décembre 1846: Saint-Marc-Girardin (Cours de littérature dramatique). Auseinandersetzung mit einem orthodoxen Sorbonnegelehrten, einem Manne, der sich unter anderem das Altertum nach seiner eigenen schwunglosen Natur zurechtlegt, eitel Mäßigung, keine große Leidenschaft darin zu finden vermag und aus diesem zum System erhobenen Gesichtspunkte nun auf alles Neuere, insbesondere die Romantik, losschlägt. Der Ton Gobineaus hat hier stellenweise etwas Burschikoses, wozu freilich auch das Thema wie die Persönlichkeit, mit der er es zu tun hatte, einigermaßen verlockten.

6. 16 janvier 1847: Charles Magnin. Schließt wiederum mit einer Huldigung das Ganze ab. Diesmal handelt es sich um die spezifisch wissenschaftliche Kritik, von der Magnin vorbildliche Proben geliefert hat. Sie wird in einer weit höheren Sphäre geübt; der Glanz der Wissenschaft strahlt von ihr aus, aber dafür haftet ihr auch deren ganzer Ernst, deren ganze Verantwortung an. Es ist ein ander Ding, Lob und Tadel über die Häupter der Schaffenden auszugießen, ein anderes, wissenschaftliche Wahrheiten aufzustellen und zu prüfen, zu richten, zu bekämpfen. Hierzu gehört jedenfalls eine ganz andere persönliche Arbeit, wie auch Mut und Gewissenhaftigkeit.

Interessant sind noch die literar-historischen Auseinandersetzungen zur Geschichte der Ritterpoesie, für die einige warme Worte abfallen.

Der Eindruck, mit dem jeder Leſer von dieſem kritiſchen Hexameron ſcheiden wird, iſt ein wahrhaft herzerquickender. Die wiederholte Verwahrung des Autors, daß er ſelbſt kein Kritiker ſei, kann man poſitiv dahin ergänzen oder umgeſtalten, daß er weſentlich mit durch dieſe Studienreihe als Schaffender ſich gefunden und fühlen gelernt hat. Die allgemeinen Ausführungen gegen die Kritiker und ihre Allmacht werden durchweg getragen von dem ſiegesfreudigen Bewußtſein, daß jene Allmacht im Grunde nur denen gegenüber beſteht, die ſich vor ihnen beugen — wie denn z. B. auch die Gefährlichkeit namentlich der ſchlechten Kritiker, der Kritiker zweiten Ranges, der „gardiens infidèles du Temple“, vornehmlich darin ſich äußert, daß ſie die Urteilsloſen von der Literatur überhaupt wegſcheuchen —; daß dagegen die Kritik denen, die wirklich etwas von bleibendem Werte zu ſagen haben, zwar das Leben ſauer machen, aber nicht dauernd etwas anhaben kann; daß das wahre Meiſterwerk lebt, das wahre Stümperwerk fällt, mit ihr oder ohne ſie. Zu ſolcher Erkenntnis ſich durchzuringen war für den jungen Dichter eben damals um ſo wertvoller, als er im Begriffe ſtand, ſelbſt ſeine Meiſterprüfung abzulegen: das gleiche Jahr 1847, in dem er die Reihe ſeiner Kritiken der Kritiker abſchloß, ſollte in ſeiner Alexandertragödie und vor allem in ſeiner Abbaye de Typhaines die erſten Schöpfungen von ihm bringen, die ſich jenes ſakroſankten Charakters, jener Unverletzlichkeit der Kritik gegenüber berühmen durften.

Ganz im Vorbeigehen nun nur noch ein paar Worte über Gobineaus kunſtkritiſches Wirken. Weniger als irgendwo ſonſt dürfte es hier möglich geworden ſein oder möglich werden, einige Vollſtändigkeit ſeiner Spuren zu erzielen; war es doch ein minder hervortretender und von ihm ſelbſt auch wohl in die zweite Stelle gerückter Zweig ſeiner Tätigkeit, über den er daher auch leichter ſich ausſchwieg.

Was ich habe auftreiben können, ſind erſtlich, in frühſter Zeit, ein kleiner Aufſatz im „Echo de France“ (Revue monarchique et littéraire) 2me Série T. 7, juillet 1837 — janvier 1838, p. 247 ss., „Sculpture. Françoise de Rimini, par Mademoiselle de Feauvau“, eine Beſchreibung und Würdigung dieſes Marmormonumentes in der Sammlung des Grafen Pourtalès.

Sodann eine hiſtoriſche Überſicht über die franzöſiſche Malerei und ihren Geiſt („Historique de la peinture en France“) in der Unité 1842, Tome I p. 18 ss. Wir ſahen früher, wie Gobineau vornehmlich unter dem Einfluſſe Ary Scheffers und an der herrlichen Quelle des Louvre der Malerei nahegetreten war. Wie patriotiſch er auch auf dieſem Gebiete empfand, lehrt namentlich der ſtolze Schlußausblick, der in die zuverſichtliche Behauptung ausmündet, daß nur noch in Paris große Kunſt geſchaffen werde, gegen das München, Düſſeldorf und gar Berlin ſich nicht behaupten könnten. Von bemerkenswerteren Einzelurteilen ſei wenigſtens eines hier herausgehoben, das über Claude Lorrain, von dem es heißt: „tout paysagiste qu'il est, c'est certainement un des peintres les plus philosophiques et les plus profonds que l'on puisse concevoir.“

Dem Schaffen befreundeter Maler gilt eine Studie in der Quotidienne No. 321 (16 novembre 1844): „Les nouvelles peintures de Saint-Merry. M. Henry Lehmann. M. Amaury-Duval. — M. Chassériau.“ Eine eingehende Analyſe der Bildergruppen, mit welchen drei zeitgenöſſiſche Maler der franzöſiſchen Schule die drei Kapellen der Kirche Saint Merry zu Paris geſchmückt haben. Der biographiſche Wert der Arbeit liegt, faſt mehr noch als nach der Seite der Malerei, darin, daß Gobineau hier einmal auch in chriſtliche Gegenſtände ſich mit Liebe verſenkt.

In derſelben Quotidienne (23 mai 1845) findet ſich unter dem Titel: „Les découvertes de Khorsabad“ ein Bericht Gobi-

neaus über Bottas Ausgrabungen mit warmer Würdigung von deſſen Leiſtungen und eingehender Schilderung ſeiner Erlebniſſe, insbeſondere der ſich ihm entgegenſtellenden Schwierigkeiten. Die Skulpturen von Khorſabad werden beſchrieben: ſo beſchließt ein ahnungsvoller Vorausblick in jenen Orient, der ihm einſt ſo viel bringen ſollte, dieſe Reihe von Arbeiten Gobineaus, wie ein anderer ſie zuvor eröffnete.

Viertes Kapitel.

Dichterische Tätigkeit.

Wir erinnern uns der Zeiten, da — in der Bretagne — der dichterische Geist in Gobineau erwachte oder doch erstmalig nach Gestaltung rang. Ganz ruhen lassen hat er ihn seitdem im Grunde nie; verhältnismäßig am meisten in der mittleren Periode seines Lebens, von dem Beginn der amtlichen Laufbahn bis zur Versetzung nach Athen. Damals ist es nur zu vereinzelten Versuchen gekommen, die ihn selbst nicht befriedigten und liegen blieben. Im übrigen aber war er als echter Dichter geboren und konnte zeitlebens vom Dichten sowenig lassen wie vom Denken und vom Forschen. Ja, so lebte er sich darin ein, daß er zeitweilig sogar die Prosa für die ihm nicht natürliche Sprache erklären konnte. Ehe später, mit dem Eintritt der Rassenprobleme in sein Leben, die Wissenschaft zur allbeherrschenden Macht desselben wurde, hat er so denn auch jahrelang die Poesie, neben oder wenigstens nächst der Politik, als die Hauptangelegenheit seines geistigen Seins, rezeptiv wie produktiv, betrachtet und von seiner Laufbahn als Dichter seine eigentliche Zukunft, seinen Ruhm und Namen erhofft. Insoweit dieser namentlich von seinem Vaterlande abhing, sollte er sich darin freilich bitter getäuscht sehen: wir werden es noch genug zu hören bekommen, daß er zu unfranzösisch dichtete und namentlich in seinen Versen nach der einen Seite, die dem Franzosen alles andere überwiegt, der der Form, rettungslos versang. Ein Glück nur, daß er selbst

ſich durch die Haltung ſeiner Landsleute nicht beirren und die Freude am Schaffen verderben ließ, ſondern rüſtig weitergeſchafft hat bis zuletzt, bis er denn außerhalb der heimiſchen Grenzpfähle auch für dieſe Ausſtrahlungen ſeines Genius die dankbare Gemeinde fand, die ihm nun für immer geſichert bleibt.

Wie ſehr konnte man ihm dieſe Freude gönnen, ihm, der in dem Momente, da er ſich auf der Höhe der Jugend fühlte, im Hinblick auf Alexandre und die Abbaye de Typhaines, ſich zu dem Ausrufe gedrängt ſah (2 juillet 1847): „Il n'en est pas moins fort dur de perdre les plus belles années de sa jeunesse à s'assurer du pain et à se faire passage, quand on pourrait faire mieux“ — womit er eben das Dichten meint —, um dann freilich fortzufahren: „Mais que dire? J'arriverai tard, encore j'arriverai.“

Und dieſe Siegeszuverſicht, dieſen inneren Halt und Troſt, ſie hat ihm während der ſchweren Pariſer Lehrjahre mehr als alles andere die Poeſie geſpendet. Sie lieferte ihm gleichſam die friſche Luft, wenn Politik und Leben ihm gar zu warm machten. Immer wieder können wir es verfolgen, wie er mit ihr ſeine Loſe geworfen ſieht, wie jede Aufmunterung ihn ſtärkt und erquickt, wie eine kindliche, harmloſe Autoreneitelkeit, wenigſtens auf Augenblicke, ihn umſpielt. Bald genug freilich ſagt ſich ſchon der Blutjunge (15 juillet 1836), daß ſein Alter dieſem oder jenem Frühwerke von Anfang bis zu Ende eingezeichnet ſei, ſpottet auch wohl ſelbſt über ſeine „vers furibonds“, ja bietet ſich willig der Kritik dar: „Heureux si je m'attire des critiques, car une critique amère est souvent un encouragement, elle fait souffrir, mais elle sauve quelquefois.“

Wenn der Biograph, in dem pflichtmäßigen Bewußtſein, daß, wie ein Porträt nie genau genug, ſo ein Lebensbild nie vollſtändig genug ſein könne, ſich nun anſchickt, jener Dichterjugend Gobineaus regiſtrierend nachzugehen, ſo iſt er ſich dabei

wohl bewußt, eine wie dürftige Arbeit er hier nur verrichten kann. Namentlich für die ersten Anfänge, die bei Gobineau wie bei den meisten Dichtergenies auf kleine Gelegenheitsdichtungen hinausliefen, sind wir nur auf kärgliche Spuren der Korrespondenz angewiesen; erhalten ist nichts oder so gut wie nichts davon, was wohl freilich auch schwerlich sehr zu beklagen sein möchte[1].

Erwähnt seien als symptomatisch ein Gedicht „Découragement", ein „Réveil" — Bericht über eine Begegnung mit einer jungen Spanierin —, „Prière" — die Eindrücke widerspiegelnd, die ein 17jähriges junges Mädchen, Mlle. Céline de Nyeules, in der vollkommenen Unschuld und Naivetät ihres weltfremden Klosterlebens, auf ihn hervorgebracht hatte —, eine Kantate über die Himmelfahrt der Maria, die er seiner Halbschwester Suzanne widmete und mit der er nicht übel zufrieden war; eine Ode auf die heilige Jungfrau oder etwas Ähnliches wird auch Caroline verheißen, wiewohl Arthur ihr gestehen muß, daß ihm im allgemeinen die religiöse Poesie nicht liege.

Poetische Erzählungen.

Das erste Werk, für das sich Gobineau den Stoff willkürlich, und zwar in dem ihn schon damals magisch anziehenden Orient, aussuchte, zugleich der einzige wirklich auf uns gekommene größere Erstling seiner Muse ist die poetische Erzählung Dilfiza. Geschrieben ist sie im Jahre 1836, ein kleines Fragment daraus erschien im nächsten Jahre in der Zeitschrift „La Mode". Das von Gobineau auf feinstem Papier wunderschön geschriebene und mit buntfarbigen Initialen

[1] Das Wenigste davon dürfte überhaupt gedruckt worden sein. Vereinzelt schrieb und dichtete übrigens Gobineau auch unter Pseudonymen.

und Vignetten ſorgfältigſt und ſinnigſt verzierte Manuſkript, mit Widmung an ſeine Amélie (fol. 36), befindet ſich, ein wahres Kleinod, leider mit einigen Lücken infolge Anbrennens (fol. 24. 25) behaftet, in der Straßburger Sammlung.

Der Inhalt des Gedichtes iſt kurz folgender.

Die ſchönſte der Peris, Dilfiza, hat durch leidenſchaftliches Eifern gegen die Menſchen ihren Vater veranlaßt, ſie zu einer Prüfungsfahrt auf die Erde zu geleiten, wo ſie, als Himmelskind, ſich vermeſſen hat, niemals einer Verſuchung durch einen Sterblichen zu unterliegen. Nach einer Fahrt durch Irak und Koraſſan machen ſie Halt in Kaſchmir, wo Dilfiza einem alten Emir zum Weibe wird, der ſie liebt, aber kalt läßt. Schon glaubt ſie das Spiel gewonnen, die Verſuchung für immer gebannt, da — ſieht ſie Haſſan, den Gatten Haïdés, für den ſie ſofort in heißer Liebe entbrennt und den ſie mit dem Liebeszauber der Fee auch ihrerſeits zu berücken vermag. In ſchönem Kontraſt werden in den erſten Geſängen die Liebesnacht der beiden und der ſtille Gram der von Haſſan verlaſſenen, ihr kleines Söhnchen in den Schlummer ſingenden Haïdé gegenübergeſtellt. Der heimgekehrte Haſſan iſt durch dies rührende Bild der alten Liebe faſt zurückgewonnen, als ihn ein Brief Dilfizas in neue Zweifelsqualen wirft, der ihn auffordert, ſie, die ihm alles opfern und ihrem Emir entfliehen wolle, in der nächſten Nacht zu entführen. Eine Barke werde bereit ſtehen. Haſſan, den Abgrund erkennend, ſtürmt auf ſeinem Renner, Dilfiza wie Haïdé ſich entziehend, ins Weite. Dilfiza weiß, wer ihr den Geliebten fernhält, der in ihren Armen der Liebe nie recht froh geworden: Haïdé muß ihr zum Opfer fallen. Sie zieht gegen ſie aus, einen Dolch im Buſen. Unterwegs trifft die treuergebene Schweſterperi Guleſchan zu ihr, der ſie all ihr Lieben und Leiden offenbart. Vergebens mahnt dieſe ſie, daß Blut der Peri nicht anſtehe; die Raſerei der Eiferſucht läßt ſie den Stahl gegen Haïdé zücken.

Inzwiſchen hat Guleſchan Haſſan aufgeſucht und ihn gewarnt, auf daß er von der goldenen Lilie abſtehe und ſich zu ſeiner Roſe zurückwende. Haſſan, ſchon vorher hierzu entſchloſſen, will doch in einem perſönlichen letzten Begegnen die Bande zerreißen, die ihn mit Dilfiza verknüpfen. Er offenbart der mit der Barke ihn zur Flucht Erwartenden ſeinen Entſchluß, ſie zu verlaſſen: ſie flucht ihm darob und entdeckt ihm zugleich mit dem Hohne der Verzweiflung die Ermordung Haïdés. Haſſan bricht ohnmächtig zuſammen.

Mit dem Beſinnungsloſen ſteuert Dilfiza in den Strom hinaus. In ſeinen Fieberphantaſien wähnt er Haïdé vor ſich zu ſehen, ihr gelten ſeine letzten Worte, ihre Hand glaubt er zu faſſen und zuletzt zu laſſen. Denn nun reißt auch ihn und Dilfiza der Tod auseinander. Ein Rachegeiſt, ausgeſandt, Dilfiza zur Beſtrafung ihres Vermeſſens heimzuholen, treibt das Schiff in den Untergang. Dilfiza ſieht die Leiche des Geliebten entſchwinden, die an einſamem Geſtade unter ausgeworfenem Schilfrohr und Zweigen ihr Grab findet, nur von den Vögeln des Feldes betrauert.

Aus der Entſtehungszeit des Werkes haben wir eine Äußerung Gobineaus an die Schweſter, in welcher er (5 juin 1836), zunächſt wohl nur von dem Eingangsgeſang, bemerkt: „Toute la pièce est écrite dans ce genre de tristesse sauvage et mâle qui charactérise la poësie arabe avant Mohammed.“ Auch das Schwelgen in Bildern bei der Verherrlichung der Schönheiten von Natur und Menſchenleib, die Schilderung der Liebesgluten und anderes verraten deutlich die orientaliſchen Muſter, die ihm hier vorgeſchwebt haben mögen. Führung und Verknüpfung der Handlung, ſowie pſychologiſche Motivierung ſind teilweiſe noch ſehr oberflächlich und anfängerhaft; abgenutzte Motive und landläufige Situationen wie die Erdenfahrt der Peri und ihre Haft im Hauſe des alten Emir werden ohne ſonderliche Skrupel ziemlich

ſchematiſch verwandt. Immerhin enthält Dilfiza ſchon entſchiedene dichteriſche Schönheiten, und da, wo Gobineau mit dem Herzen dabei iſt, wie bei der Darſtellung Haïdés, und vor allem der Seelenqualen des von Reue zerriſſenen Haſſan, vermag er mit den einfachſten Mitteln ergreifend zu wirken[1].

Schon 1837 ſchreibt er an den Vater, er habe eine neue Dichtung begonnen, die in Syrien im ſechſten Jahrhundert ſpielen ſolle. „Il sera", ſo fügt er hinzu, „je pense pouvoir m'en flatter, plus marquant que Dilfiza", der er ſelbſt allerdings an einer anderen Stelle nicht nur das Dramatiſche abſpricht, die man auch im allgemeinen als ſonderlich charakteriſtiſch noch nicht wird anſprechen können.

1839 wird ſodann eine kleine Dichtung „Phoebéo" erwähnt, von der wir nichts weiter erfahren. Dagegen heißt es von einer größeren, „Scholastique", ſchon früher, daß er all ſeine Liebe darauf verwandt habe; und 1841 will er große pekuniäre Anſtrengungen machen, um ſie zum Druck zu befördern. Er hielt ſie für das Beſte, was er bisher gedichtet, „cela se conçoit puisque j'ai et plus de connaissance de l'art et plus d'observation". Er machte die unmöglichſten Anſtrengungen, einen Verleger dafür zu gewinnen[2], hoffte eine Zeitlang auch auf den geplanten Sammelband der Scelti: vergebens. Über all dieſen Schickſalen iſt das Manuſkript verloren gegangen und uns ſo auch von dieſer Dichtung keinerlei Kunde geblieben.

Die umfangreichſte und bedeutendſte poetiſche Erzählung

[1] Eine Probe aus Dilfiza abgedruckt in „Quellen und Unterſuchungen" Bd. I.

[2] (18 octobre 1839.) „J'ai mon livre depuis deux ans dans mon portefeuille, et je vais recommencer mes caravanes pour lui trouver un éditeur. Hélas! je trouve l'attente d'autant plus longue que je ne perdrai patience et que le bénit imprimeur ne dût-il être déterré que dans 20 ans il me trouverait là mon manuscrit sur sa gorge."

dieſer Frühzeit, die Gobineau über ein Jahrzehnt beſchäftigt hat, war ſein „Masaniello“, wie ſie urſprünglich heißen ſollte, „Le roman de Manfredine“, wie er ſie ſpäter umgetauft hat. Nach einer Notiz auf dem Vorblatte des Manuſkriptes wurde der Plan 1838 erſonnen. Im Frühjahr 1842 begann Gobineau die Ausführung, der erſte Geſang — Maſaniello — wurde in drei Tagen niedergeſchrieben. 1844 nahm er die Arbeit wieder auf, die in ihrer erſten Faſſung im Jahre 1845 vollendet wurde. Sie blieb dann liegen, bis ſich 1848 mit der Revolution die große innere Umwandlung in ihm vollzog, die ihn zum bewußten Germanen, Ariſtokraten und Raſſenpropheten machte[1]. „Repris en 1848, sous l'impression des événements, et compris alors d'une manière plus vaste, plus nette et plus absolue quant aux convictions. Jusqu'à ce temps-là je ne savais pas ce que je voulais.“ In dieſem neuen Geiſte wurde dann die Dichtung umgearbeitet, aber erſt in Bern 1850 vollendet oder vielmehr abgebrochen, denn das Ganze iſt Fragment geblieben. Daß Gobineau ihr bis zuletzt einen nicht geringen Wert beigemeſſen hat, erhellt aus einem Briefe Lord Lyttons vom 10. September 1881, wonach er damals die Abſicht hatte, ſie zu veröffentlichen, was ſich freilich zerſchlug. Auch an eine Vollendung des Werks hat er zeitweilig gedacht. Am 12. Oktober 1865 ſchreibt er an ſeinen Schwager Monnerot: „C'est Manfredine qui est mon grand monument. Il faudra des années pour finir cela et ce sera bien si j'en juge par ce que je sens et par l'impression que cela produit sur certaines personnes.“

[1] Vgl. hierüber mein unten noch näher heranzuziehendes Werk „Gobineaus Raſſenwerk“ (Stuttgart 1910) S. 419 ff. Dort habe ich auch einige Proben der Dichtung, den Raſſen- und Germanengedanken illuſtrierend, mitgeteilt. Fernere Auszüge in „Quellen und Unterſuchungen“ Bd. I.

Das Manuskript der Manfredine ist zum Glück in der Straßburger Sammlung erhalten und in sehr gutem Zustande, sodaß die nachträgliche Erfüllung des einstigen Wunsches einer Veröffentlichung doch zu erhoffen steht.

Manfredine zerfällt in vier Gesänge, denen man etwa die Überschriften geben könnte:

1. Der Aufstand Masaniellos in Neapel.
2. Geschichte von Manfredinens Urahn, dem Normann Trosti.
3. Troilo und Manfredine.
4. Manfredinens Racheſendung.

Erster Gesang. Ein kurzer Blick auf Neapel, das zur selben Zeit, da England und Frankreich unter Cromwell und Mazarin einem glänzenden Aufschwunge entgegengehen (1647), unter dem spanischen Joche erliegt. Der Steuerdruck hat Städte und Dörfer entvölkert, Hunger und Elend, verkörpert zum guten Teile in den unvermeidlichen Banditen, herrschen im Lande. Der hohe Adel ist zum Feinde übergegangen, der einflußlose niedere wahrt sich mühsam auf seinen Herrensitzen seine Unabhängigkeit. Der Bürger lebt zitternd im Schutze seines Kontors; im Volke nur ein dumpfes Murren. Agitatoren wühlen im stillen in diesen Schichten und wissen deren niedrigste Instinkte als angebliche Triebfedern des Freiheitsdranges und der Vaterlandsliebe aufzureizen. Die spanischen Unterdrücker, die sich nur von der Seite der Großen übles versehen, werden durch die plötzlich ausbrechende Aufruhrbewegung des niederen Volkes völlig überrascht und aus ihrem hochmütig-indolenten Hidalgoschlummer aufgerüttelt. Die Erschlagung eines Gerichtsdieners bringt das erste Sturmzeichen; der berühmte Maler Salvator Rosa, dem die Leiden seines Volkes seit langem am Herzen nagen, feuert die Menge in einer Ansprache an, nun auch weiter, zur Befreiung zu schreiten.

Dennoch droht der Aufstand in sich selbst zusammenzubrechen, da es dem Volke an Mut und Festigkeit fehlt; da ersteht diesem in Masaniello ein Führer, der, schön, stolz, kühn, beredt, durch den Nachweis, daß es ein Zurück nicht mehr gebe, alles unwiderstehlich mit sich fortreißt. Vergebens verspricht der Vizekönig, Herzog von Arcos, den Steuerdruck zu beseitigen, die Hofschranzen und die deutschen Garden, die dem Volke das Mark aussaugen, zu entlassen. Masaniello traut ihm nicht, und so schreitet man zur Selbsthilfe. Das Schloß wird gestürmt, dem Vizekönig gelingt es, sich in das Kastell Sant Elmo zurückzuziehen, wo er sich hinter aufgepflanzten Kanonen verschanzt und den Aufruhr zum Abprallen bringt. Aber Pöbel ist Pöbel: die berechtigte Auflehnung gegen Ausbeutung und Unterdrückung führt alsbald zu den wüstesten Ausschreitungen, zu den scheußlichsten Mord- und Brandszenen, welche die edler veranlagten Führer, Masaniello wie auch Salvator Rosa, im Innersten anwidern.

Zweiter Gesang. In dem Turme eines verfallenen Klosters haben diese nach dem blutigen Siegestage ihren Wohnsitz genommen. Rosa brütet über dem finsteren Probleme, daß hohe Ziele und große Ideen hienieden in der Ausführung immer der Gemeinheit und der Roheit verfallen müssen. Abermals ist die Sache des Volkes in Gefahr, zu versanden. Da naht Hilfe von unerwartetster Seite: die Gräfin Manfredine, die gefeiertste Adelsherrin des Landes, eine Heldin, welche die alte Normannenherrlichkeit wie ein letztes Mal in sich zu verkörpern scheint, verheißt den ermattenden Volksführern, daß sie die Barone zu ihnen hinüberziehen und dem erlöschenden Aufstande das Fehlende: Häupter, Krieger, Gold zuführen werde. Mit flammenden Worten sucht sie Salvators, des seit einer vor Jahren stattgehabten tragischen Begegnung sie Vergötternden, Mut neu zu beleben; dann eilt sie davon, um ihre Worte zur Tat zu machen.

Die Vorgeſchichte Manfredinens füllt von jetzt ab den ganzen Reſt der Dichtung.

Zur Zeit, da Harald Schönhaar in Norwegen die Macht der Jarle brach, um die königliche Gewalt zu begründen, war Troſti, Manfredinens Urahn, gegen den Einſpruch und im Kampfe mit Geſion, der Aſenjungfrau, die ihn im Lande behalten und zum Gatten gewinnen wollte, mit Rollo ſüdwärts geſegelt. Odin hat beim Auszug der Nachkommenſchaft des Helden, und insbeſondere deren letztem Sproß, einer Frau (Manfredine), die höchſten Ruhmespalmen um den Preis unausgeſetzten blutigen Ringens, bitterer Leiden und frühen Todes verheißen. Troſti nimmt hervorragenden Anteil an der Eroberung der Normandie, er gewinnt ein feſtes Schloß bei Bayeux, wo eine Grafentochter ihm zwei prächtige Söhne ſchenkt. Dann treibt es den Chriſt Gewordenen weiter, in den Kampf mit den Mauren in Spanien, wo er ein legendariſches Ende findet, das ihn mit der verlaſſenen Geſion wieder vereint haben ſoll.

Dritter Geſang. Troſtis Geſchlecht hat der Verheißung Odins Ehre gemacht. In allen Ländern, gegen Deutſche, Spanier, Bulgaren, Griechen und Sarazenen haben dieſe Recken voll „mörderiſcher Heiterkeit und kriegeriſcher Trunkenheit" ruhmvoll gekämpft, an hundert Orten den Glanz des normänniſchen Namens leuchten laſſen. Zuletzt haben ſie auf einem ſtolzen Felſenſchloſſe Calabriens, das ſie mit dem Schwerte genommen, ſich angeſiedelt, wo kurz vor den in unſerem Gedichte erzählten Begebenheiten Graf Antonino, der Vater des Zwillingspaares Robert und Manfredine, als Haupt der Familie waltet.

Manfredine hat ſich einem benachbarten Großen, Troilo, einem Freunde ihres Bruders, verlobt. Aber der Vermählung ſtellt ſich eine Fehde ihres harten, kampfſüchtigen Vaters mit dem Geliebten entgegen. Da plötzlich wird eine Wandlung in

Antoninos Sinn dadurch herbeigeführt, daß der Vizekönig, der Manfredine leidenschaftlich liebt, ihre Hand von ihm begehrt und um ihretwillen, mit Zustimmung des Papstes, sich von seiner Gemahlin trennen zu wollen erklärt. Antonino, der den Landesfeind haßt und den selbst die Aussicht auf das goldene Vließ und andere hohe Ehren ihm nicht geneigter machen kann, sieht jetzt in einer schleunigen Vermählung Manfredinens mit Troilo die einzige Möglichkeit, sie ihm zu entziehen, und so söhnt er sich mit jenem aus, und die Liebenden dürfen einander wiedersehen. Zur selben Stunde aber ereignet sich ein schwer tragisches Verhängnis: Leute Troilos, die von der neuen Wendung der Dinge noch nichts wissen und ihrem Herrn einen Dienst damit zu erweisen wähnen, überfallen und erschlagen den alten Grafen. Bleich und verstört stürzt Troilo auf die Kunde herbei; er fordert Robert auf, sein Haupt zu gerechter Strafe hinzunehmen. Den auf die Leiche Hingesunkenen wollen Roberts Mannen morden. Aber dieser wehrt ihnen mit stolzer Geste: ihm selber liegt die Rache für den Vater ob. Im gleichen Augenblicke schreiben die Geschwister, der eine die Herausforderung an den teuersten der Freunde, die andere das Lebewohl an den Geliebten, der ihr, was auch kommen möge, ewig angehören, den sie aber in keinem Falle je wiedersehen werde.

In einer Felsschlucht Calabriens treffen die Gegner aufeinander; Robert fällt. Eine Stunde später liegt er in Manfredinens Armen.

Vierter Gesang. Die Ohnmächtige finden Banditen und tragen sie auf einer Sänfte mit Laubwerk ins väterliche Schloß. Als sie nach Tagen aus furchtbaren Fieberphantasien zu sich kommt, ist sie eine andere geworden. Vater, Bruder, Geliebten hat sie verloren; so birgt die Erde keine Freuden mehr für sie. Ganz und allein wirkt fortan nur noch der alte Heldengeist ihres Geschlechtes in ihr und aus ihr. Dem bedrängten Vater-

lande ſich zu weihen, erſcheint ihr als einziger Lebenszweck. Vergebens warnt ſie der treue alte Hauskaplan davor, ſich in Verſchwörungen gegen den König einzulaſſen. Seine düſteren Ahnungen hört ſie ſchweigend an: „ihre Stirn ſchien wie von einer Aureole zu erglühen; ihre Schönheit wurde erhabener, und Feuerſchwerter ſchienen in ihren Augen zu funkeln.“ Am liebſten weilt ſie jetzt am Meeresſtrande, Sturm und Wellengebraus werden ihr Element. Ihre Schönheit, ihr Hochſinn, ihre Kühnheit, ihre Leidenſchaft machen ſie weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus zur angebeteten Herrin. So wird es ihr ein leichtes, allerorten die Maſchen eines gegen die ſpaniſche Herrſchaft geſponnenen Netzes zu befeſtigen. Ihr Vertrauter iſt dabei Salvator Roſa, der, wie viele andere, ſie liebt, aber, gebändigt durch die Hoheit ihres ganzen Weſens, dieſe Liebe in Dienertreue umzumünzen vermag. Noch eines war hinzugekommen, um ſie den Feinden Spaniens in die Arme zu treiben: Arcos hat ſeinen Hoffnungen auf Manfredine keineswegs entſagt. Der Tod Antoninos hat ſeine Leidenſchaft nur geſteigert, und er hofft von der Tochter jetzt das zu erlangen, was ihm der Vater einſt verſagt. So erneuert er denn ſeine Werbung, erſt durch ſeinen geriebenen Vertrauten Perone, einen früheren Vaſallen Antoninos, dann eindringlicher, heftiger in Perſon. Alles ſpricht für ihn: echte Leidenſchaft; Schönheit, Geiſt, Rang, Vornehmheit, Tapferkeit. Aber wie von einem Felſen prallen ſeine Worte von Manfredinens erſtorbenem Herzen zurück. Stolz und ſchroff weiſt ſie ihn ab. Jetzt gelobt der Herzog Rache. Einen Angriff auf ihr feſtes Schloß weiſt Manfredinens Mannſchaft tapfer ab, und der Vizekönig wagt ihn nicht zu erneuern, da ringsum alles auf Manfredinens Seite tritt. So glimmt die Feindſchaft im ſtillen weiter, und in dem Augenblick, da Maſaniello das Volk zur Befreiung aufruft, glaubt ſie auch ihre Stunde gekommen.

Hier endet die Dichtung. Über die ferneren, nicht ausgeführten Absichten des Dichters lassen uns höchstens die Weissagung Odins und die Worte des Geistlichen:

„Je te verrai payer ta gloire, Manfredine,
Et justement vainqueur contre un roi détesté,
Expier ton forfait envers la Royauté"

eine freilich sehr vage Vermutung gewinnen.

Für die Beurteilung der Manfredine sind die vorbezeichneten Entstehungsschicksale durchaus festzuhalten. Auf der einen Seite hat sie, als ein Markstein seiner inneren Entwicklung, als erste Bekenntnisschöpfung, einen biographisch-historischen Wert für Gobineau wie kaum eine zweite seiner Dichtungen. Sie gibt uns mit ihren Anklängen an die Rassenlehre, ihrer erstmaligen Verherrlichung der Germanen, ihrem Preis von echtem Adel und Rittertum, ihrer Brandmarkung von Demagogie und Demokratie bereits einen Gobineau in nuce. Auf der anderen Seite sind ihr, rein künstlerisch genommen, die lange Entstehungszeit und ungleiche Entstehungsweise nicht eben zugute gekommen. Schon der zwiefache Titel deutet darauf hin, daß sie in verschiedene Handlungskomplexe auseinanderfällt, oder doch, daß ein Grundthema nur auf dem Umwege gewaltiger Episoden durchgeführt wird, was freilich vielleicht weniger hervortreten würde, wenn das Ganze vollendet wäre.

Dem entspricht eine gewisse Unausgeglichenheit der Farben; fast könnte man von Kontrasten reden: sie wirken bald kühler bis zur Trockenheit, bald bis zur Glut leidenschaftlich. Im allgemeinen ist der Ton der ernste der poetischen Erzählung — hier schwungvoller, dort einfacher und ruhiger —, nur hie und da ins Ironische oder Schalkhafte fallend. Das große Muster, Ariost, dessen Einfluß, bei Gobineaus gewaltiger Begeisterung für ihn, als der vorherrschende für sein gesamtes dichterisches Schaffen auf diesem Felde der poetischen Erzählung

anzunehmen ist, hat solchen auch auf Manfredine zweifellos geübt. Und zwar hat Gobineau seinem Vorbilde schon hier nicht unrühmlich nachgestrebt. Seine Strophen sind häufig von hoher dichterischer Kraft, die tragischen Motive groß und schön; in Bildern, Beschreibungen und Naturschilderungen ein frisches Sprossen echter Poesie; dabei die vielfach eingestreuten historisch-politischen Betrachtungen, namentlich in den letzten Gesängen, von einer für das jugendliche Alter erstaunlichen Tiefe.

In einer Beziehung wird man nicht umhin können, zu bedauern, daß Manfredine nicht vor der Revolution endgültig abgeschlossen, sondern nebenbei zum Gefäß von Gobineaus Abscheu vor deren Greueln, zum Spiegel seines reaktionären Denkens und Tuns ausersehen worden ist. Dieser „reaktionäre" Zug, den er mit Goethe und Schopenhauer teilte, ist ja gerade nach seinen damaligen Erlebnissen nur zu begreiflich; aber darum wirken doch gewisse reichlich starke Echos dieser Erlebnisse im Zusammenhange der Dichtung nicht eben wohltuend, künstlerisch wie menschlich. Freilich muß das eine wiederum hervorgehoben werden, daß Gobineau immer nur als Wahrheitsheld, nie als Parteimann geschrieben und gedichtet hat. Und so wird auch hier auf der Gegenseite, in Betreff des Joches Spaniens und des Treibens der Spanier, nichts beschönigt.

Alles in allem überwiegt im Eindrucke von dieser Dichtung die Freude an der poetischen Leistung, namentlich da, wo, wie in der Ausmalung der prachtvollen Gestalt der Heldin, der Dichter uns weitab von zeitgeschichtlichen — julikönigliche wie Revolutions- — Nöten und Anspielungen in die Gefilde der ihn begeisternden hohen Ahnen entführt.

In die Zeit der Ausarbeitung dieses Werkes fällt, als Unterbrechung, die Arbeit an einer Dichtung: „Die sieben Todsünden", mit der Gobineau aber nicht weit gekommen zu sein

ſcheint[1]. Zwiſchen die erſte und zweite Faſſung der Manfredine tritt ſodann die ſchon früher erwähnte „Chronique rimée de Jean Chouan et de ses compagnons“, im Druck erſchienen Paris 1846.

Wie hierin bretoniſche Jugendeindrücke nachklingen und wie dieſe Schilderungen hauptſächlich für die Bewohner der Provinzen, welche den Schauplatz der Ereigniſſe der „Chronique“ bildeten — Bretagne, Vendée, Maine, Anjou —, beſtimmt waren, ſo hat ſich's Gobineau im Frühjahr und Sommer 1846 auch mit einer wahrhaft rabiaten Betriebſamkeit angelegen ſein laſſen, dieſe Provinzen mit Hilfe der Seinigen, alter und neuer Freunde und Gönner, der Geiſtlichkeit und vor allem der Preſſe für ſein Buch — das er freilich ſelbſt mit fünfhundert Francs hatte bezahlen müſſen und deſſen Druckkoſten es daher vor allem wiederzugewinnen galt — in Bewegung zu bringen. In allen bedeutenderen Städten hatte er Vertrauensmänner und Kommiſſionäre, die mit ſehr verſchiedenem Eifer und Erfolg für ihn tätig waren. Alles in allem hat die Chronique bei ihrem Publikum wie in der Preſſe eine gute Aufnahme gefunden[2], wenn auch die Auflage anſcheinend nicht ganz abgeſetzt worden iſt und bleibende Spuren davon

[1] Anknüpfend an Carolinens Bitte, einem Mädchen in Redon einige monstres marins zu ſenden, ſchreibt er (29 août 1844) aus Fécamp: „Je compte vous envoyer sous peu les plus dangereux de tous les monstres, ceux qui ravagent non pas un canton, non pas quelques parages maritimes, mais l'humanité toute entière; je compte vous envoyer sous peu les sept péchés capitaux pieds et poings liés: J'y travaille; mais je l'avoue, un peu d'aide m'est nécessaire . . . C'est pourquoi je sollicite cette fameuse union de prières qui donnerait à coup sûr un terrible atout sur la tête des sept malandrins que j'ai déjà fort malmenés.“

[2] Eine Beſprechung von Th. Muret in der Quotidienne vom 14 juin 1846. Eine andere von Ch. Granville in der Revue Nouvelle T. 9 p. 497—505.

nicht verblieben ſind, ſo daß die reſignierte Weisſagung, mit der Gobineau in den Schlußworten ſeines Gedichtes ſeine Helden apoſtrophiert:

„Et moi, qui voudrais tant sauver votre mémoire,
J'ai peur qu'en vos linceuls mon livre enseveli,
Loin de vous ranimer, vous joigne en votre oubli."

leider in Erfüllung gegangen ſein dürfte. Bisher wenigſtens. Denn wenn der Prozeß von Gobineaus Auferſtehung erſt einen Anfang, aber noch kein Ende abſehen läßt, ſo iſt immerhin anzunehmen, daß auch ſeine Chouans noch eines Tages daran teilnehmen werden. Die Ehrenrettung, die er den braven Manceaux und Vendéern zugedacht, ſie kommt auch ihm mit zu. Sein Gedicht iſt nicht am wenigſten ein Akt der Gerechtigkeit gegen jene todesgetreuen Bauernſeelen, deren ſchlichtes Heldentum, von Erfolg nicht gekrönt, mit ihren Leichen im Grabe der Vergeſſenheit ruht:

„La mort, triste vieillard, fantôme épouvantable,
Nous juge, ce dit-on, en arbitre équitable,
Elle frappe les corps, mais épargne les noms
Que la vertu d'avance arrache à ses affronts.
Il n'en est rien! La gloire accorde ses largesses
Plus au gré du hasard qu'en raison des prouesses,
Et tel passe humblement sans attirer ses yeux
Qui fut plein de courage et qui méritait mieux.
C'est ainsi qu'aux humains, la mort, oui, la mort même,
Apporte trop souvent l'injustice suprême ...
Insensible et glacée, on en devrait attendre
Que de rien écouter elle sût se défendre;
Mais, froide seulement aux plaintes du vaincu,
Elle sert le succès et trahit la vertu.
Pour dresser jusq'aux cieux une gloire durable,
L'appui d'un pur honneur vous est peu secourable;
Car, s'il pouvait servir, les noms que j'ai chantés
Aussi haut que pas un auraient été vantés,
Et je les vois gisants et couverts de poussière!
La mort, en les frappant, fut deux fois meurtrière!

Ils n'ont pas eu l'éclat qu'ils avaient attendu,
Et non moins que leur corps leur renom s'est perdu ...
... Les pauvres chouans, haïs de la fortune,
Des palmes qu'on leur doit, hélas! ils n'ont aucune!
Et qui fut plus vaillant et qui mérita plus
Que l'immortalité les prît dans ses élus? ...
Mon âme se révolte à pareille injustice,
Elle honnit la mort pour ce lâche caprice;
Elle court indignée à cet humble tombeau
Le couronner de fleurs, y poser un flambeau
Qui d'un honteux oubli dissipe enfin la brume ..."

Dem doppelten Mörderſtreiche des Todes aber hat Gobineau eine doppelte Rettertat entgegengeſtellt: denn indem er die Heldentaten der für ihren König in den Tod gehenden Chouans dichteriſch neu belebt, hat er zugleich ein Beiſpiel gegeben, wie der Volkspoeſie, der im neueren Frankreich der Atem ausgegangen war, wieder aufzuhelfen ſei.

Es iſt dabei gewiß kein Zufall, daß dieſe Reimchronik von Jean Chouan und ſeinen Kameraden ſich ſo unmittelbar an die Manfredine- bezw. Maſaniello-Dichtung anſchloß. Es war Gobineau offenbar ein innerſtes Bedürfnis, hier nun auch einmal Volkshelden zu feiern, das Poſitive, die Ideale von Thron und Altar, und deren Wirkungen auf den echten Kern des Volkes, dem Negativen, den Phraſen und Verführungen der Freiheitshelden und ihren Wirkungen auf die Maſſen gegenüberzuſtellen. Der ſpätere Verlauf hat gelehrt, daß die politiſche Entwicklung von jenen Idealen hinweg, nicht aufzuhalten wie ſie war, auch die Volksdichtung in ihre eigene Öde mit hinabziehen mußte. Und ſo konnte freilich auch dieſer Geſang auf die Chouans kaum mehr bleiben als abermals ein iſoliert ſtehendes Bekenntnis einer edlen und großen Seele, die den königstreuen Erinnerungen ihrer Jugendzeit, ihrer Begeiſterung für die Vendéer und ihrem Haß gegen die „Blauen" — Dingen, die Gobineau auch ſeiner Tochter noch eingeimpft

hat — in poetiſcher Verklärung, wie zum Abſchied, dürfen wir heute ſagen, noch einmal Ausdruck geben wollte.

Weniger bedeutend iſt nun dieſer Jean Chouan freilich ausgefallen als Manfredine, dafür aber weit wohltuender. Mit richtigem Inſtinkt, vielleicht auch mit bewußter Abſicht, hat Gobineau in der eigentlichen Erzählung — von vereinzelten Betrachtungen namentlich am Anfang und Ende kann hier abgeſehen werden — alles vermieden, was an Kunſtpoeſie erinnern konnte, er hat den einfach natürlichen Ton der Volkspoeſie aufs glücklichſte getroffen. Kein Kothurn, keinerlei Ausſchmückung, keinerlei Beſchönigung. Mehr chronikartig wahr als dichteriſch will er zu Werke gehen, erklärt er gleich auf dem erſten Blatte — wie ja dem Ganzen auch chronikartige Aufzeichnungen zu Grunde liegen —, und ſo hat er vor allem, weit entfernt ſeine Helden zu idealiſieren, es vorgezogen, ſie in ihrer ganzen ländlich wilden Art, in ihrer ganzen urwüchſigen Rauheit und Roheit hinzuſtellen[1]:

„J'ai de grossiers héros . . .
Je garde à mes chouans leurs rudes charactères.
Paysans malheureux, aux visages austères,
Cachant leurs corps trapus sous d'informes capots,
Coiffés de bonnets bruns et chaussés de sabots,
Tenant dans un sillon ou sous quelque aubépine
Une vieille, pesante et sale carabine:
Mes héros, les voilà! Je les prends comme ils sont;
Les embellir, je crois, serait leur faire affront."

[1] Gobineaus Darſtellung Jean Chouans insbeſondere iſt, faſt bis in die kleinſten Züge hinein, ſtreng hiſtoriſch, wie man ſich unter anderem aus dem eingehenden biographiſchen Artikel Th. Murets über Jean Cottereau (ſo war Chouans eigentlicher Name, deſſen Spitzname Chouan dann auch auf ſeine Kameraden übertragen wurde) in Didots „Nouvelle biographie générale" überzeugen kann. Das Lob, das der genannte beſte Kenner jener royaliſtiſchen Bürgerkriege, der Verfaſſer der „Histoire des guerres de l'Ouest", in ſeiner Beſprechung dem Gobineauſchen Werke ſpendet, fällt beſonders ins Gewicht.

Dem iſt die naive, nicht ſelten ans Trockene ſtreifende Darſtellungsweiſe durchaus angepaßt, die aber eine manchmal mit Jovialität gewürzte Lebendigkeit, eine ruhige milde Wärme der Charakteriſtik, wie auch einzelne ergreifende Wirkungen in den großen entſcheidenden Momenten nicht ausſchließt.

Ein paar Stellen mögen jene Charakteriſtik unſeren Leſern noch etwas näher vor Augen führen. So die Zuſammenfaſſung gegen Schluß:

„Quoi! dans un coin perdu d'un immense royaume,
Un homme, un paysan, un rien! presque un atome!
Groupant à ses côtés des amis malheureux,
Les mène, non moins grands que lui, le valeureux!
Les mène, en sachant bien qu'il prépare sa fosse,
S'acharner à combattre un effrayant colosse;
Puis, après deux longs ans de souffrance et de pleurs,
Des plus rudes assauts, des plus affreux malheurs,
Soldats et chefs s'en vont roulant de chute en chute
Mourir au fond du puits où le sort les culbute;
Et, malgré la beauté de leurs puissants efforts,
Rien ne restera d'eux sitôt qu'ils seront morts!
On aura beau chercher, pas même leur bruyère
Ne gardera leurs noms sur une seule pierre.“

Wiederholt wird es betont, daß dieſe einfachen Bauern den Edelleuten, an deren Seite ſie die Republik bekämpfen, an innerem Werte um nichts nachſtehen, ſo bei der Begegnung Jean Chouans mit dem Prinzen Talmont:

„Les manières hautaines
De seigneur à manant n'existent point ici;
D'un habit mal cousu qui donc prendrait souci?
Si la veste est de bure, il suffit bien qu'en somme,
Le cœur du paysan soit cœur de gentilhomme,
Et que noble et vilain, par les bleus combattus,
Aient aux mêmes dangers montré mêmes vertus.“

Oder ein anderes Mal:

„... tel de ces manants sentait parler en soi
La valeur d'un héros et la fierté d'un roi.“

Die beiden „Bücher", in welche die Chronik zerfällt, sind in Wahrheit eigentlich zwei ganz getrennte und auch im Kolorit gar verschiedene Erzählungen für sich. Zusammengehalten werden sie nur durch den gemeinsamen Hintergrund der Revolutionskämpfe. Dieser große historische Hintergrund aber blickt nur vereinzelt etwas klarer durch. Im Vordergrunde stehen die auf zwei verschiedenen Schauplätzen sich abspielenden und betätigenden Ereignisse und Persönlichkeiten der Chouannerie, aus welcher hier einzelne Bilder herausgegriffen werden.

Jean Chouan, der Held der ersten Erzählung, ist entschieden um einen Grad düsterer, gröber, aber auch menschlich ergreifender gehalten, als seine Kameraden aus der Vendée, denen wir im zweiten Buche begegnen.

„Villageois inconnu, bras d'acier, ferme allure,
Prompt, quand on l'attaquait, à prêter l'encolure,
Grandement ignorant, mais probe et plein de foi,
Et ne connaissant rien que son prêtre et le roi."

Letzterer verkörpert ihm nicht nur Ehre und Tugend; er verdankt seiner Macht auch sein Leben, da er ihn, der als Schmuggler einst zum Tode verurteilt worden, weil er einem königlichen Steuerbeamten, mit dem er in Streit geraten, das Haupt gespalten, auf das Flehen seiner Mutter begnadigt hatte. So zauderte er, als in seiner Heimat Maine das Landvolk gegen die Pariser Königsmörder und ihre Schreckensherrschaft sich erhob, keinen Augenblick, sich an die Spitze des Aufruhrs zu stellen. Mit wechselndem Kriegsglück bekämpft er die Regierungstruppen, kein Winkel des Landes ist vor seiner Kühnheit sicher, Posten, Kuriere, Transporte fängt er ab, er selbst ist nie und nirgends zu finden. Vielen Geächteten von der Königspartei verhilft er zum Lande hinaus, auch dem Prinzen Talmont rettet er das Leben. Für solche Wohltaten will er keinen Lohn; am Präsidenten Boutin, der ein Todesurteil gegen ihn hat ergehen lassen, rächt er sich, als er ihn in seine Ge-

walt bekommen und deſſen Gattin ihn um Gnade bittet, einzig dadurch, daß er zum Zeichen der Gaſtfreundſchaft eine Traube von ſeinem Spalier pflückt:

„. . . Je n'ai conservé nulle rancune en l'âme,
Et, pour vous le prouver, j'accepte quelque peu
De ce que vous avez, et vous laisse avec Dieu."

Sehr ſchön iſt es geſchildert, wie dieſer Mann des Volkes mit dem Augenblicke den Schwerpunkt verliert und bergab geht, da ihm der Halt in der Familie, in der er mit allen Faſern ſeines Seins wurzelt, entriſſen wird. Zuerſt findet die über alles geliebte Mutter in den Wirren des Bürgerkriegs den Tod:

„D'ailleurs, Jean n'était plus que l'ombre de lui-même.
Non pas que sa valeur se montrât moins extrême;
Au combat il courait devant les plus ardents;
Mais un sombre chagrin le rongeait au dedans.
Les hommes du commun, si forts soit leur âme,
Du foyer domestique aiment par trop la flamme,
Et leurs affections leur forment un lien,
Qui, s'il rompt une fois, leur ravit tout soutien.
Au contraire, les grands, s'isolant dès l'enfance
Des tendresses du cœur, savent braver l'offense;
Et, posant sur l'amour le froid de la raison,
Vivent pour leur pays, leur prince ou leur maison.
Jean traita ses projets d'impossible chimère,
Sitôt qu'il eut pleuré la perte de sa mère.
Ce cadavre chéri sur un sanglant pavé,
Nulle nuit ne passait sans qu'il en eût rêvé.
Son esprit s'en troublait; même en courant aux armes,
Ses yeux voyaient sa mère et s'emplissaient de larmes."

Dann fällt ſein jüngſter Bruder François, ſein treueſter Waffengefährte. Dann Talmont, den er ein zweites Mal nicht zu retten vermag, weil er, des Leſens unkundig, von einem Brief, der ihm die Möglichkeit dazu an die Hand gab, keine Kenntnis nehmen konnte. Dazu kommt, daß ſeine Krieger durch alle die furchtbaren Erlebniſſe dieſer Jahre verwildern.

„Les soldats, échappés à d'horribles destins,
Etaient devenus durs, sanguinaires, mutins.
Les défenses du chef bridaient mal leur furie.
Souvent les prisonniers sentaient leur barbarie."

Vergebens warnt er sie, seinen Namen nicht zu entehren:

„Autrefois qu'étions-nous? De vaillantes victimes,
Purs d'excès; maintenant nous avons part aux crimes.
Dieu, croyez-moi, s'irrite et devient menaçant!
Mais on hurlait: Chouan! notre sang veut du sang!"

Noch hängen sie zwar an ihm, der als Befehlshaber den Hochmut nicht kannte, als Kamerad die Treue in Person war. Aber das Schicksal geht seinen Lauf weiter. Die zwei Schwestern werden nach Laval geschleppt und enden dort unter der Guillotine. Den Tod im Herzen, will Chouan das Kommando niederlegen und ins Exil gehen. Er verteilt seine Waffen an seine Getreuen. Da ergeht ein letztes Mal der Ruf an ihn zu retten: seines Bruders Weib, ein Kind unter dem Herzen, richtet ihn an ihn. Er kann ihn nicht abweisen; er zieht mit der Bedrängten hinaus in den traurigen Herbstabend, und in ihrem Geleite trifft ihn die tödliche Kugel.

„On le prend, on l'emporte au plus épais du bois,
On lui dit: Parle-nous, Jean Chouan! — Cette fois,
Répondit-il bien bas, je vais joindre ma mère,
Et je croyais la mort, mes braves, plus amère!
Des torches de résine en quelques mains brillaient,
Les herbes du gazon d'un sang noir se souillaient;
A travers la forêt, dans les branches voisines,
Le vent semblait tinter des plaintes argentines,
Et du chef expirant pleurer aussi le sort.
Bientôt tout fut fini; Jean Chouan était mort;
Son âme, s'échappant de ses restes funèbres,
S'était déjà mêlée aux suprêmes ténèbres.
De peur que, pour gagner le prix des trahisons
On ne volât son corps, il fut sous des gazons
Soigneusement caché. Redoutant le parjure,

Nul des siens n'a jamais montré sa sépulture.
C'est ainsi que finit Jean Chouan . . ."

Manchen prächtigeren Kranz hat Gobineau ganz andersartigen Helden im späteren Leben gewunden; nie aber einen schöneren, rührenderen, als diesem Bauern aus Maine, der ihm das Höchste auf Erden: die Treue, verkörperte. Vielleicht hatte auch er selbst das Gefühl, das der Leser des Chouan in unseren Tagen kaum wird abweisen können: daß in dies Grab mehr gelegt worden, als ein armseliger Bauer, daß die Königsliebe darin mit begraben ist, das Schönste, was einst das alte Frankreich besaß und was kein patriotischer Wahn und kein Freiheitstaumel des neueren ihm hat ersetzen können.

Neben dieser Hauptgestalt haben die anderen (des zweiten Buches) einen nicht ganz leichten Stand. Jean Chouan ist eine Figur aus dem Vollen, einheitlich, volkstümlich; die ganze dichterische Kraft ist auf ihn konzentriert, und so beherrscht auch er das Ganze.

In dem den Kämpfen der Vendée gewidmeten Gesange haben sich mehrere Führer in das Interesse des Lesers zu teilen, die freilich in der Schilderung vortrefflich abgestuft, ja kontrastierend unter sich gehalten sind, wie sie wiederum als ganzes eine Abstufung, um nicht zu sagen einen Kontrast gegen Chouan bilden: die Psychologie ist in diesem zweiten Buche entschieden vertieft, wenn auch weniger naiv, es sind feinere Gebilde, die uns vorgeführt werden, freilich mehr Skizzen, neben dem wuchtigeren Gemälde Jean Chouans.

Ein leitender Geist zwar waltet auch hier, dem sich die anderen willig oder unwillig unterordnen: Jacques de Mérozière ist es, ein junger Edelmann, der durch seine todesmutige Hingebung an die Sache des Königs alles in seinen Bann zieht. Was seine Kameraden, seine Leute nicht ahnen, vertraut Gobineau uns an: daß ein geheimer Kummer, unter dem sein Leben dahinwelkt, ihn den Tod suchen ließ, den er denn auch

— freilich fern den Seinen, in Anjou — findet. Seine rechte Hand iſt Jambe d'Argent, der arme hinkende Pächtersſohn, nacheinander Hirt, Bettler, Kunſtreiter, Bootsmann und zuletzt der gefeierte, vergötterte Führer im Kampfe für den König, die perſonifizierte Willenskraft, und ein wundervolles Beiſpiel, wie die innere Erleuchtung, die Begeiſterung für eine heilige Sache körperliche Hinfälligkeit niederzwingt. Die äußerſt liebevolle Charakteriſtik Jambe d'Argents, die Gobineau nur ſo aus der Feder gefloſſen ſcheint, wird überboten vielleicht nur noch durch die des dritten Führers Coquereau, des angemaßten Rivalen Jacques', eines traurigen Gemiſches von Ehrgeiz und Nichtigkeit, Eitelkeit und Haltloſigkeit, der die Unſchlüſſigkeit, die Verzweiflung am eigenen Ich immer nur im Weine zu betäuben weiß, den am Ende gar die Blauen ködern, bei denen er freilich noch weniger warm wird, ſodaß ihn das unrühmliche Ende dann doch wieder im Kampfe gegen ſie ereilt.

Das alles iſt, wenn auch nicht durchweg der Form nach untadelhaft — ein „trop cavalièrement, même pour une chronique rimée" blieb Gobineau auch hier nicht erſpart, und nicht mit Unrecht —, dafür nach der geiſtigen Seite um ſo wertvoller, und der ganze Chouan in mehr als einer Beziehung — hiſtoriſch, poetiſch, menſchlich — aus Gobineaus Lebenswerk und -bild nicht wegzudenken.

Verlaſſen wir aber dieſes der Gegenrevolution errichtete Denkmal nicht, ohne noch das eine hervorgehoben zu haben, daß Gobineau, der ſich ſpäter immer mehr zum Gegner der großen Revolution ausgebildet hat, ſich hier doch auch für deren gewaltige Seiten keineswegs blind zeigt (p. 6/7):

„Paris, la capitale
Frappait de coups mortels l'autorité royale,
La traînait dans la boue, et brisait à la fois
Et la croix des chrétiens et le sceptre des rois.
A Paris, on voyait l'immortelle Assemblée

Courber sous ses décrets la patrie accablée,
Et, repoussant l'ancien pour placer le nouveau,
De destins inconnus commencer l'écheveau;
Au monde épouvanté montrer la république;
Faire de nos parents une race héroique;
Édifier, enfin, sur mille droits brisés,
Nos vingt ans glorieux, nos trente ans méprisés.
Dans ce profond chaos, *plein de lueurs sublimes,*
Le paysan manceau ne voyait que les crimes."

Dramen.

Am wenigſten zahlreich, aber dafür um ſo charakteriſtiſcher, ſind die dramatiſchen Arbeiten Gobineaus aus der Frühperiode.

Zum erſten Male erwähnt er eine Tragödie, die er mit Hilfe eines — nicht genannten — Miniſters aufgeführt zu ſehen hoffte, in Briefen aus dem Ende des Jahres 1839 und Anfang 1840. Sie iſt aber völlig verſchollen, und wir können nicht einmal ahnen, welches ihr Gegenſtand geweſen ſei. Daß es ſich damals etwa ſchon um Don Juan gehandelt habe, iſt im höchſten Grade unwahrſcheinlich, da dieſes Drama nicht nur in den Briefen erſt 1843 zum erſten Male erwähnt wird, ſondern auch die in dem erhaltenen Manuſkript angebrachten Datierungen der erſten Redaktion des Werkes in das Jahr 1842 fallen[1].

Zwei Haupttypen der Dichtung und der Geſchichte — Don Juan und Alexander — hat ſich Gobineau für die beiden auf uns gekommenen dramatiſchen Werke ausgewählt — zwei Typen, aus denen freilich in ſeiner Behandlung ein ſehr ungleiches Brüderpaar geworden iſt. Und wie deren Wert und

[1] Auch die Briefſtelle (27 octobre 1843): „Après sept ans d'attente, ce n'est pas malheureux" (nämlich das Erſcheinen des Don Juan) beſagt nicht, daß Gobineau auf den Don Juan, ſondern daß er darauf, ſich zum erſten Male gedruckt zu ſehen, ſieben Jahre gewartet habe.

Art, so kontrastieren ihre Geschicke, kontrastiert vor allem schon ihres eigenen Schöpfers Stellung zu ihnen. Er hatte eine entschiedene Vorliebe für Don Juan und eine sehr hohe Meinung von ihm, ja an dieser Dichtung lernte er zum ersten Male sich auf das eigene Bewußtsein, mit völliger Preisgabe und Nichtbeachtung aller Urteile von draußen, zurückziehen: ein Beweis, wie sehr er selbst sich in dem Werke wiedergefunden haben muß. Er gab ihm mit großen materiellen Opfern ein prächtiges äußeres Gewand im allergrößten Oktavformat und scherzte bei seinem Erscheinen: dieses Ereignis habe die Kurse an der Börse steigen machen. Und dann? eine spöttische Kritik in der Revue des Deux Mondes (die sich's freilich recht bequem macht) und darauf allgemeines tiefes Schweigen, so tief, daß von der Existenz eines Gobineauschen Don Juan fortan überhaupt nur noch die Bibliographien verschämte Kunde gaben.

Dagegen nun der Mazedonierheld! Wohl tönt uns aus den Briefen der Entstehungszeit vereinzelt ein Wort der Freude auch an diesem Werk, des Glaubens an seinen Erfolg entgegen, aber nachdem alsbald der Schlund der Revolution es, mit so vielem anderen, verschlungen, wird es auch unserem Dichter gleichgültig. Als er nach Jahren einmal wie zufällig darauf zurückkommt, sieht er fast nur noch seine Schwächen und überläßt das Manuskript seinem Schicksal, das erst wir Nachfahren entdecken und zur Geltung bringen durften, um dann nach kurzem, wenn auch heftigem Kampfe den Alexandre einen ehrenvollen Platz unter denjenigen Werken Gobineaus einnehmen zu sehen, welche nicht nur seinen Ruhm, sondern auch sein Wirken für immer lebendig erhalten werden.

Nun zum einzelnen, zunächst des Don Juan.

Das Werk erschien mit der Überschrift „Les cousins d'Isis" und unter dem Titel „Les Adieux de Don Juan. Poème dramatique par Arthur de Gobineau" in Paris bei

Jules Labitte 1844. Aber die gedruckte Faſſung gibt nur einen Teil der Arbeit wieder, die Gobineau dieſem Stoffe zugewandt hat. Mit gewohntem Fleiß und Gründlichkeit iſt er auch hier wieder zu Werke gegangen, um unter anderem die Bearbeitungen der Vorgänger aus den verſchiedenen Literaturen kennen zu lernen[1]. Seine eigene hat nacheinander nicht weniger als drei Geſtaltungen angenommen, von denen zwei handſchriftlich erhalten, die dritte durch den Druck verbreitet worden iſt[2]. Die Handſchrift enthält noch allerlei, teils dichteriſche, teils proſaiſche Zutaten, ein Sonett, das uns wenigſtens einige der Vorbilder namhaft macht, ein Gedicht „An eine der 1002", eine Betrachtung über den Charakter des Don Juan, eine Beſchreibung der Perſonen für die Szene, ein übermütig tolles Gedicht, das als „Réflexions" (mit einer Strophe mehr zu Anfang) am Schluſſe des Druckes ſeinen Platz gefunden hat, endlich noch zwei Strophen auf Leporello. Ein Motto aus Ovid findet ſich vor der erſten Redaktion und eines aus den „Two gentlemen of Verona"

[1] Wenn Gobineau ſeinerzeit, als er die Vorſtudien für ſein Werk machte, einige Mühe gehabt zu haben ſcheint, einen Überblick über die Don Juan-Literatur zu gewinnen, wie die Briefe an Keller, S. 4. 5 des Briefwechſels lehren, ſo dürfte ſich dies heute gründlich geändert haben. Dieſe Literatur iſt beſonders in den letzten Jahrzehnten ſtark angeſchwollen. Ich nenne nur drei Hauptarbeiten, in denen man ſich aber nicht nur über die zahlreichen Don Juan behandelnden Dichtungen, ſondern auch über alles, was darüber geſchrieben worden, eingehender orientieren kann. An erſter Stelle die weitaus umfaſſendſte und gründlichſte, von A. Farinelli, im Giornale storico della letteratura Italiana, Vol. 27, 1896, p. 1—77 und 254—326. Sodann Karl Engel, „Die Don Juan-Sage auf der Bühne", Oldenburg und Leipzig o. J. — A. Rauber, „Die Don Juan-Sage im Lichte biologiſcher Forſchung", Leipzig 1899. Alle drei Verfaſſer, ſelbſt der beſtbewanderte, Farinelli, kennen bezeichnenderweiſe Gobineaus Drama nicht.

[2] Einzelnes hierzu, nebſt Angaben über den erſten Prolog und Proben daraus, ſ. in „Quellen und Unterſuchungen" Bd. I.

vor dem Prolog. Der ungedruckte Prolog hat später einem ganz andersartigen das Feld räumen müssen. Er brachte eine wild burleske Einführung dieser Teufelstragödie (im Manuskript auch einmal „heroische Komödie" genannt) in Calderons Weise, mit vielem satirischen Humor und allerlei tollen Sprüngen, aber auch mit einzelnen Ansätzen zu religiös-philosophischer Vertiefung, wie z. B. in den Gesprächen Raphaëls mit Moloch.

Von biographischen Anklängen wären (außer den Datierungen „V. de mars 1842" am Schluß der ersten Redaktion, „Dimanche, 26 novembre 1842" am Schluß des handschriftlichen Prologes) zu verzeichnen die Bemerkung zu dem ersten — nicht gedruckten — Prolog: „La scène se passe d'abord près Inzlingen, puis dans le théâtre de cette ville", welche zeigt, wie dies erste phantastisch-dramatische Schaffen dem Dichter ganz unmittelbar die verwandt angeregten Stunden seiner frühesten Jugend zurückrief, und das Personenverzeichnis, das uns von einer Aufführung des Stückes im Kreise der Scelti, wohl für immer der ersten und letzten, Kunde gibt. Da nur die Spitznamen der Freunde aufgeführt sind, so können wir die Einzelverteilung der Rollen nicht mehr verfolgen. Fest steht nur, daß Gobineau selbst den Don Juan gab.

Der Autorenstolz, den ihm gerade dieses Werk so lebhaft geweckt hat, mag sich zum guten Teil daraus erklären, daß er, der sich einerseits bewußt war, mit der Behandlung des Don Juan-Themas kühn in Wettbewerb mit einer ganzen Reihe von Dichtern der verschiedensten Völker, darunter solche ersten Ranges, mit einem Tirso de Molina, Molière, Goldoni, Byron zu treten, sich anderseits sagen durfte, daß er mit seinem „Don Juans Abschied" doch wiederum etwas völlig Neues und ganz für sich Stehendes biete. In der Tat ist der Stoff seines Dramas, soviel ich habe nachkommen können, in der Hauptsache frei erfunden und insofern — ein anderes ist es um die Frage, ob Gobineau glücklich erfunden, und vollends,

wie er das Erfundene durchgeführt habe — mutet es eigentümlich genug an, wenn der Rezenſent der Revue des Deux Mondes ſeine witzelnden Anklagen gerade auf Erfindungsarmut zuſpitzt, die vielmehr das zu ſein ſcheint, was man Gobineau am allerwenigſten vorwerfen kann. Alle anderen bekannten Haupttragödien, die Don Juan zum Helden haben, zeigen dieſen gewiſſermaßen ſchon auf der Höhe ſeiner Rolle und münden aus in ſeinen Untergang durch ſeine Begegnung mit dem ſteinernen Gaſte; der einzige Gobineau hat ſich ſeine Anfänge, ſein Erwachen zum Don Juan, zum Vorwurf gewählt. Ein Liebesabenteuer allerfürchterlichſter Art treibt ihn aus dem Elternhauſe in die Welt, auf die berühmte Wanderung, die ihm die Tauſende von Eroberungen und den Weltruf des Dämons der Verführung eintragen ſoll. Zweifellos iſt dem Dichter die Anregung hierzu von außen gekommen; ich möchte ſie bis auf weiteres auf Byron zurückführen, trotzdem deſſen Behandlung der Don Juan-Sage im allgemeinen eine ſo gänzlich andersartige — ſatiriſch-allegoriſche — iſt, daß er mit den eigentlichen ernſthaften Don Juan-Dichtern kaum zuſammengenannt werden kann. Aber das Motiv, daß Don Juan wegen eines — freilich weit harmloſeren — Liebesabenteuers das Elternhaus verlaſſen muß, um dann in der Fremde ſich in ſolchen weiter zu vervollkommnen, findet ſich, wie übrigens auch die — gleichfalls Doña Inez benannte — den Sohn verziehende Mutter, bei Byron, und nur bei ihm, wie es ſcheint. Einzelne weitere Züge tauchen auch in den anderen Don Juan-Dramen auf, wie die Strafpredigt, ja der Fluch des Vaters und deren höhniſche Aufnahme durch Don Juan bei Tirſo de Molina und Molière, die Häufung von Greueltaten, die Ausgeſtaltung des Helden zu einem verruchten Böſewicht vornehmlich in den deutſchen Theaterbearbeitungen des achtzehnten Jahrhunderts. Aber damit ſind wir nun auch ſchon zu Ende mit den Anklängen: in der Hauptſache gehört

Gobineau die Handlung seines Dramas ganz eigen an, wie wir alsbald sehen werden.

Vorspiel. Salamanca. Don Juan, im Begriff die Universität zu verlassen, um ins Vaterhaus nach Sevilla zurückzukehren, wird bei Gelegenheit einer Abschiedsfeier, die ihm seine Freunde bereiten, mit diesen Zeuge eines Gewaltaktes, den ein junger Wüstling — noch dazu der Sohn des Corregidors — an einem Liebespaare begangen hat, indem er einem jungen, eben ins Feld ziehenden Offizier die Braut raubt und durch Verführung abtrünnig macht. Don Juans Erzieher Perez schildert salbungsvoll und in beweglichen Farben das zukünftige Los der drei an dieser Tragödie Hauptbeteiligten. Er hofft, daß sein Pflegling, der ihm bisher ein Rätsel geblieben, aus diesen Vorgängen gebührenden Abscheu und Verachtung gegen eine solche Sündenwelt sich gewinnen werde, muß es aber erleben, daß Don Juan, der schon zuvor nur ein Hohnlachen für seine Predigt hatte, ihm auf seine Charakteristik der Welt als eines „composé misérable de quelques grains d'argent dans des monceaux de sable" erwidert: „Au contraire, Perez, le monde est amusant."[1]

Erster Akt. Daheim sind goldene Tage für Don Juan und zumal auch für seinen Diener Leporello hereingebrochen. Die Mutter trägt den Sohn auf den Händen, auch der Vater kommt seiner Lebenslust entgegen und will ihm schon nach drei Tagen ein großartiges Fest geben. Ein dunkler Schatten auf diesem glänzenden Bilde ist nur der ältere Bruder Don Juans, Don Sancho, der zurückgesetzte, grämliche, frömmelnde, der im Besitz einer schönen jungen Gattin, Doña Claudia, ein unglückliches Dasein führt. Claudia liebt ihn nicht; nachdem

[1] Es sind dies die einzigen Worte, die Don Juan — hier noch ein „stilles Wasser" — im Vorspiel überhaupt spricht: ein bedeutungs- und beziehungsvoller Gegensatz zur Tragödie selbst, in welcher er ganz unverhältnismäßig dominiert.

ſie ihm auf der Eltern Wunſch die Hand gereicht, hat er ihr einen früheren Liebhaber, der dieſer Tatſache nicht Rechnung tragen wollte, erſchlagen. So herrſcht Eiſeskälte zwiſchen den Gatten, und nachdem Don Juan auf den erſten Blick in Liebe zu Doña Claudia entbrannt iſt, ſieht auch dieſe daher ihr Herz ſogleich ſtark gefährdet. Vergebens ſucht Don Sancho, deſſen Eiferſucht ſchnell geweckt worden, trotzdem auch ihn der ſchöne, ſtolze, lebenſtrotzende Bruder anzieht und zur Bewunderung reizt, die Eltern zu beſtimmen, daß ſie dieſen, um ein Unheil zu verhüten, des Hauſes verweiſen mögen: der Vater nimmt Don Juans Liebelei auf die leichte Achſel, die Mutter ſieht in Sanchos Worten gar nur den Ausdruck des Neides auf den bevorzugten Bruder, der die mütterlichen Güter erben ſoll und daher am Hofe und in der Welt einmal eine ganz andere Rolle ſpielen wird.

Erſte Begegnung Don Juans mit Claudia. Noch ehe er ihr nahetritt, geſteht ſie ſich, daß ſie ihr Herz an Don Juan verloren habe. Er gewahrt auch wohl den Eindruck, den er auf ſie gemacht; dennoch widerſteht ſie ſeinem Liebesdrängen. In dem Augenblick, da er ſie gewaltſam an ſich reißt, ſprengt der hereintretende Vater, der Sancho gelobt hatte, den Bruder zu beobachten, die unheilvolle Begegnung.

Zweiter Akt. Don Juan ſoll nun wirklich von Hauſe verbannt werden. Dem gegen den Vater ſich Aufbäumenden droht dieſer mit Enterbung; und da auch der mütterliche Großvater noch lebt, ſo muß er ſich mittellos, und damit machtlos, erkennen. Aber erſt in dieſer Not findet er ſich, in dem folgenden langen Monolog, als Don Juan. Was er will, ſein Don Juans-„Glück", muß er erreichen; einzig der Tod, keine lebende Gewalt kann ihn davon zurückhalten.

„Je veux être heureux! . . . Oui, Don Juan veut l'être!
De sang, de boue, ou d'or, qu'on fasse son bonheur,
Je veux être du mien le hardi constructeur."

Das Mittel aber dazu, das Mittel, dessen er neben den eigenen Zauberreizen bedarf, um alle Keuschheitsblumen der Welt zu brechen, es ist das Gold. Und wenn dieses niemand sonst hergibt, so muß Satan es hergeben.

„O Lucifer! de l'or! et je suis tout à toi!
Avec ce seul secours, et sans que tu l'exiges,
Je briserai ces fleurs qui, sur leurs chastes tiges,
Conservent leur candeur et leur virginité!
Femme, fille, nonnain que ton souffle a quitté
Faute d'un seul défaut où lui river ta chaîne,
Je peux tout entraîner au fond de ton domaine.
Satan, roi mensonger d'un fabuleux enfer!
Si vraiment tu souffrais sur ce trône de fer
Dont le fantôme absurde abrutit notre engeance,
Tu me pourrais livrer le soin de ta vengeance!
De l'or, ah! beaucoup d'or, et je suis ton ami!
De ce moment, tu peux demeurer endormi;
Sans troubler mes plaisirs, dans ma course de fêtes,
Je secoûrai chez toi d'assez nombreuses têtes!
Élégants et parés, parfumés et mignons,
Tu prendras, un à un, mes joyeux compagnons!
Satan! ne veux-tu pas agréer mon offrande? ...
Mon âme vaut pourtant le prix que j'en demande ...
Es-tu, pour singer Dieu, ménager de faveur? ...
On vient! ... Ayons le front plus calme que le cœur."

In diesem Augenblick meldet ihm Perez den Tod des Großvaters, womit die Herzogskrone und unermeßliche Reichtümer ihm zufallen. Juan verrät Perez seine Liebe zu Claudia, welcher diese zu schützen und zu retten beschließt. Claudia ihrerseits bekennt Doña Inez Don Juans und ihre Liebe, auch sie dringt auf Don Juans Entfernung, in welche nunmehr auch die Mutter willigt, nur daß sie ihn begleiten will. Don Juan hofft den schwachen Bruder dadurch zu überlisten, daß er sich ihm als wohlwollender Freund gibt und seinen eifersüchtigen Verdacht auf Perez ablenkt, der sich in der bewußten Absicht um Claudia zu schaffen macht. Aber

(Dritter Akt) Perez entlarvt ohne Mühe dieſen argliſtigen Anſchlag und entdeckt Don Sancho Don Juans Plan, mit Claudia zu fliehen. Nun beſchließt auch dieſer Gewalt gegen den Bruder, der ſeinerſeits zum Äußerſten greift, den Palaſt in Brand ſtecken zu laſſen, um im Gewirre Claudia zu entführen. Er bemächtigt ſich ihrer wirklich und beſchwört die Halbentſeelte, ihm zu folgen. Aber weder ſeine glühenden Phantaſien von der ihnen nun bevorſtehenden höchſten Liebesluſt noch ſein Gelübde, in ihren Armen ein anderer zu werden, machen ihr mehr Eindruck: ſie weiß ſich verloren, nur eine Leiche ſoll ihn noch umarmen. So kennt ſie nur noch das eine letzte Ziel, den gegen Don Juan hereinbrechenden Schlag auf ſich abzulenken. Inzwiſchen iſt deſſen Brandſtiftung entdeckt worden; die Mutter hat in den Flammen den Tod gefunden, der Vater flucht ihrem Mörder. Noch immer fühlt ſich dieſer Sieger, da er Claudia nicht aufgibt. Aber noch hat er dieſe gegen den Bruder zu verteidigen, in dem jetzt, da er ſie verlieren ſoll, die Liebe zu ſeinem Weibe ſtärker denn je auflebt. In dem Augenblicke, da die Brüder aufeinander eindringen, wirft ſich Claudia zwiſchen ſie und fängt den tödlichen Streich, der Sancho treffen ſollte, ab. Auch Don Sancho ſinkt entſeelt auf ihren Leichnam. Don Juan ſtürmt bleich und verſtört in die Welt hinaus.

Man ſieht: an Erfindung fehlt es hier nicht. Außer vielen Zügen in Don Juan ſelbſt, ſeinem Werden als Don Juan, iſt vor allem der ganze Sancho Gobineaus Eigentum. Und das will inſofern etwas beſagen, als er die ohne Zweifel beſtgezeichnete, eigenartigſte Geſtalt des Ganzen iſt, während letzteres von Claudia, die mit Sancho zugleich frei zu ſchaffen war, kaum behauptet werden kann. In dem Seelengemälde Sanchos dagegen, den niemand liebt, auf dem alle Welt herumtritt, der bald entſagen, die Welt fliehen will, bald wieder in ſie zurückgetrieben wird zu einem Begehren, das ſich

doch neben dem des ungeheuerſten Begehrers ſo gar armſelig ausnimmt, der, im Innerſten friedebedürftig, doch nach Blut lechzen muß, und wär's das eigene — in dieſem Seelengemälde ſteckt wirklich wenigſtens ein Stück vom Meiſter.

Im übrigen ſtehen wir freilich im Don Juan vor einem der ſeltſamſten Produkte, die Gobineaus Dichterjugend gezeitigt hat. In jedem Falle gehört er nach Stil und Ausführung zu den wenigſt originellen: der Dichter ſteht noch nicht feſt und noch nicht auf eigenen Füßen. Die Einflüſſe, die Vorbilder kreuzen ſich. Die ſpaniſche, die franzöſiſche, die italieniſche Literatur mögen gleichermaßen beigeſteuert haben, an erſter Stelle naturgemäß die ſpaniſche. So iſt Don Juans Abſchied das am meiſten romaniſche und zugleich das par excellence romantiſche unter Gobineaus Werken. Er hat hier ſeinen Zoll an die Romantik, wenn auch nicht ein für alle Male, doch am gründlichſten abgetragen. Damit iſt denn nun aber auch ſchon gegeben, daß man an Motivierung und Charakteriſtik, an Aufbau und Durchführung beileibe keine pedantiſch ſtrengen Anforderungen ſtellen darf[1]. Nicht als ob er nicht in allen dieſen

[1] Es wäre verlorene Mühe, dies im einzelnen näher zu begründen, oder wenigſtens möge es genügen, an einem Beiſpiele für viele zu zeigen, wie weit Gobineau die Naivetät des Romantikers getrieben hat. Formell iſt die Einheit der Handlung im Don Juan aufs ſtrengſte feſtgehalten. Den äußeren Rahmen bildet vor allem das große Feſt, das Don Juans Vater gibt, das ſchon mit der fünften Szene des erſten Aktes beginnt, und aus dem bis weit in den letzten hinein einzelne Bilder — Stierkampf, Maskenſcherze, Spieltiſche — teils erzählend, teils in Wirklichkeit vorgeführt werden. Was nun in den Rahmen dieſes Feſtes an Vorgängen und Entwicklungen alles eingeſchloſſen erſcheint, grenzt ans Fabelhafte. Vor allem die ganze Liebestragödie Don Juan—Claudia mit allen ihren Begleiterſcheinungen und Folgen. Don Juans Abreiſe aus dem Vaterhauſe verlangt, verweigert, angeordnet, beſchloſſen, vorbereitet. Zugleich wird Don Juan in ſelbiger Nacht nicht nur reicher Erbe, ſondern erhält auch gleich die Dokumente und Schätze ausgehändigt. Der ihn ſuchenden Mutter erwidert Leporello,

Dingen doch besseres hätte leisten können: vielmehr ist dafür, daß so vieles im dramatischen Gefüge mangelhaft, in der Charakteristik rhapsodisch und sprunghaft, in der Motivierung gewaltsam erscheint, daß so vieles unreif, unfertig, fast anfängerhaft anmutet, daß es — selbst im Großartigen, an dem es keineswegs ganz fehlt — meist bei Ansätzen und Anflügen verbleibt, daß, mit einem Wort, der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, von der Tragödie zur Posse, jeden Augenblick droht, wenn nicht gar getan ist, neben dem Genre auch die Entstehungszeit des Werkes als mildernder Umstand in Anspruch zu nehmen. Je unbedingter man nun aber den Don Juan ob seiner überwiegenden Mangelhaftigkeiten als Kunstwerk fallen lassen muß, desto weniger möchte man ihn doch mit Rücksicht auf das hohe psychologische und biographische Interesse, das er darbietet, ganz missen. Bildet er auch keine ernstliche Station auf Gobineaus künstlerischem Lebenswege, so doch einen wichtigen Stein in seinem menschlichen Lebensgebäude. Er gewährt einen gründlichen Einblick in eine Phase seines Jugendschaffens, die bei keinem großen Genie ganz gefehlt hat, in jenes überschäumende Kraftgefühl der Rolandsjahre, das, erst in den späteren Schöpfungen dieser Periode voll gebändigt, hier noch in wilder Gärung sich austobt[1]. Solchem überschäumenden Jugendgenie ist der schlimmste horror der der Duckmäuserei: daher springt es mit Vorliebe ins Gegenteil über — man denke an die Räuber — und läßt sich in der extremen Ausgestaltung dieses Gegenteils auch durch keinerlei Bedenken prinzipieller Art beirren, wie in Gobineaus Falle beispielsweise das nahegelegen hätte, daß er

er sei wohl ausgeflogen oder beim Studium — Notabene alles während des Festes!

[1] Aus solchen Stimmungen sind auch Gobineaus Äußerungen zu erklären, wonach er selbst dem Don Juan einen so unverhältnismäßig und unverdient hohen Wert beimaß.

durch einen solchen Don Juan den späteren negiert und dessen Dichtern gewissermaßen noch nachträglich das Konzept verdirbt, daß ein solcher fluchbeladener Missetäter füglich endgültig von der Welt, und nicht nur von Hause, hätte Abschied nehmen müssen, daß er in jedem Falle nicht noch nachher durch naiv ritterliche und kühne Züge uns Sympathie, neben allem Grauen, hätte abgewinnen können, wie es doch z. B. der Don Juan Tirsos und Da Ponte-Mozarts tut.

Dies Steigern des Skrupellosen und Gottlosen zum Infernalischen und Teuflischen, das Gobineau bis an die Grenze der Karikatur geführt hat, belastet seine Tragödie zugleich noch mit einem ästhetischen Widerspruch eigentümlicher Art, mit dessen Darlegung wir schließlich nochmals einen Augenblick auf den Don Juan als Kunstwerk zurückgreifen müssen. So vieles uns nämlich auch in der Schilderung dieser schauerlichen Teufeleien spanisch anmuten mag, so verleugnet sich doch gerade in dieser Dichtung weniger als sonstwo das französische Naturell ihres Verfassers. Das rein Poetische im Don Juan ist im Grunde schwach, so wenig manches gelungene Keck-Frappante geleugnet werden soll: zu einem wirklichen frischen Ausströmen von Don Juans Gluten kommt es kaum, das Gefühl wird nicht frei, der Verstand spricht überall stark mit und hemmt ein Freiwerden des Gefühls auch beim Leser. Eine gewisse Trockenheit liegt so, bei aller wüsten Leidenschaft, über dem Don Juan ausgebreitet, und der Eindruck davon würde ein noch öderer sein, wenn nicht hie und da ein poetisches Blümlein dazwischen wüchse und vor allem Gobineaus treuester Schutzgeist, sein Humor, ihn auch hier nicht ganz verlassen hätte. So ist z. B. (im Vorspiel) der Kontrast der welterfahrenen, weisheittriefenden Graubärte von Mentoren und der skrupellos genußsüchtigen Jünglinge mit wenigen Strichen gut getroffen, und namentlich in der Figur des Leporello hat sich Gobineau dessen bekannte, so dankbare Hauptzüge — die

moraliſchen Anwandlungen, in denen er den Dienſt ſeines Herrn quittieren will, die Vorliebe für Eſſen und Trinken ꝛc. —, denen er noch einige andere, wie ſeinen Grundſatz „Lügen ſchadet nie", ſeine doktorhaften Anwandlungen u. ä. hinzugefügt, für die Entfaltung von mancherlei Witz und Laune nicht entgehen laſſen. Daß dergleichen Einzelheiten aber das Ganze nicht retten können, liegt allzu ſehr in der Natur der Sache.

Faſt in allen Stücken einen Gegenſatz zu ſeinem Don Juan bildet Gobineaus zweites, fünf Jahre ſpäter geſchaffenes Drama: „Alexandre le Macédonien"[1]. Vor allen Dingen ſchon darin, daß er mit einer dramatiſchen Bearbeitung dieſes Stoffes wirklich als der erſte bedeutende Dichter auf den Plan trat[2], daß er ſomit keinerlei künſtleriſches Vorbild zu berückſichtigen oder zu meiden fand.

---

[1] Zum erſten Male nach der unveröffentlichten Handſchrift von mir herausgegeben Straßburg 1901. Zweite Auflage ebenda 1902. Schulausgabe von B. Völcker (in der Rengerſchen Sammlung), Leipzig 1904. Meine Verdeutſchung erſchien zuerſt Straßburg 1902, dritte Auflage 1911. Dann auch in Reclams Univerſalbibliothek (Nr. 5495). In meinen verſchiedenen Vorreden und Einleitungen habe ich zum hiſtoriſchen wie äſthetiſchen Verſtändnis der Tragödie allerlei gegeben, auf das ich hier, um mich nicht zu wiederholen, in der Hauptſache wohl verweiſen darf. Nur einiges wenige daraus glaubte ich nicht entbehren zu können. Eine Überſetzung von Prof. Hildebrand in Oſterode a. H. erſchien als Programm des dortigen Gymnaſiums 1907. Zwei weitere Überſetzungen, von E. Tremel und Paul Jörß, ſind bis jetzt Manuſkript geblieben, da beide Verfaſſer vor der geplanten Veröffentlichung ſtarben.

[2] Daß und warum Racine mit ſeinem Jugendwerke „Alexandre" hier nicht in Betracht kommt, habe ich S. XX meiner Einleitung zur franzöſiſchen Ausgabe (2. Aufl.) dargelegt. Im übrigen iſt freilich Alexander im Laufe der Zeit der Held von etwa 50 neueren Dramen, wie es ſcheint meiſt mittelmäßiger oder doch mäßiger Dichter, und 110 meiſt italieniſcher Opern geworden, von welchen Stücken allen indeſſen nicht eines je eine weitergehende Wirkung geübt hat. Wie ganz anders

Dieſes Alleinſtehen muß ſeine tieferen Gründe haben. Es ſcheint, als ob gerade für die ernſteſten Naturen die Geſtalt Alexanders leicht etwas zugleich Anziehendes und Abſtoßendes beſeſſen habe, als ob es bei ihnen zu einem reinen Geſamteindrucke darum nicht gekommen ſei, weil ſie dem großen Könige, deſſen ungeheures geſchichtliches Wirken doch für ſich ſelber ſprach, gewiſſe menſchliche Züge nicht nachſehen konnten. Es waren wahrlich nicht nur die Pedanten unter unſeren Hiſtorikern, die am härteſten mit ihm ins Gericht gegangen ſind. Ich erinnere an Alfred von Gutſchmid, und vor allem an Niebuhr[1]. Um ſo größerer Wert dürfte darauf zu legen ſein, daß einer der allerbeſonnenſten unter den ganz großen Denkern, Montesquieu (im 14. Kapitel des 10. Buches ſeines Hauptwerkes), eine ſo überaus ſchöne und gerechte Charakteriſtik Alexanders geliefert hat, welche einem Dichter, der dieſen behandeln wollte, je näher er ſelbſt ſich jenem fühlte, um ſo ſicherer auch die Beurteilung und Beleuchtung ſeiner menſchlichen und menſchlichſten Züge und Handlungen an die Hand gab.

Gobineau zauderte keinen Augenblick, ſich die denkbar günſtigſte Auffaſſung zu eigen zu machen, die, wie eben das Beiſpiel Montesquieus — und, wie wir hinzuſetzen dürfen, doch auch mancher neuerer Hiſtoriker — lehrt, ſich ſehr wohl mit einer echt hiſtoriſchen in Einklang bringen ließ. Die unbedingte Bewunderung Alexanders, dem er ſpäter in ſeiner

die Rolle, die Alexander in der epiſchen Sagenpoeſie des Morgen- wie des Abendlandes, und nicht minder in den bildenden Künſten geſpielt hat! Vgl. hierzu die ſchönen Ausführungen von Gervinus in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Dichtung“ I 217 ff. Fr. Koepp, „Über das Bildnis Alexanders d. Gr.“, Berlin 1892.

[1] „Geſchichte Irans“ S. 12—16. — „Vorträge über alte Geſchichte“ Bd. II S. 417 ff. Wie ſtark und andauernd ſchon im Altertum das Charakterbild Alexanders geſchwankt hat, lehrt W. Hoffmann, „Das literariſche Porträt Alexanders d. Gr. im griechiſchen und römiſchen Altertum“, Leipzig 1907.

„Histoire des Perses“ noch eine prächtige Charakteristik und in seinem „Alexandre divinisé“ eine seiner schönsten Büsten gewidmet hat, war ihm angeboren, war sozusagen ein Teil seines Wesens. Wie er den Inbegriff des Helden (sagen wir gleich hier: des arischen Helden) ahnungsvoll in ihm erkannte, so entnahm er gerade auch dem, was andere vor und nach ihm in Alexander geschreckt hat, jenem Übermaß menschlicher Anlagen und menschlichen Begehrens, das sich nach außen einzelne Male katastrophenartig entladen mußte, den Grundzug des echt Tragischen, das Alexanders Leben, und damit seine Tragödie, durchwebt.

Ich wüßte keinen schöneren Kommentar zu dieser Anschauung Gobineaus beizubringen als die Worte Montesquieus a. a. O.: „Il fit deux mauvaises actions: il brûla Persepolis, et tua Clitus. Il les rendit célèbres par son repentir: de sorte qu'on oublia ses actions criminelles, pour se souvenir de son respect pour la vertu: de sorte qu'elles furent considérées plutôt comme des malheurs que comme des choses qui lui fussent propres; de sorte que la postérité trouve la beauté de son âme presque à côté de ses emportements et de ses faiblesses; de sorte qu'il fallut le plaindre, et qu'il n'était plus possible de le haïr.“ Diese Worte eines Meisters könnte man — in entsprechender Anpassung und ihres ein wenig moralisierenden Einschlags entkleidet — fast als Motto vor den Alexandre setzen. Freilich bliebe noch einiges hinzuzutun. Gobineau selbst hat Alexander einmal brieflich einen „homme divin“ genannt und an anderer Stelle „ivre de Dieu“. So erschaut er in ihm gewissermaßen das Höchste, was, historisch genommen, in menschlicher Individualverkörperung möglich geworden ist, den Genius in Person und in der Potenz. Das menschliche Leiden dieses Genius, wie es in seiner tiefen Vereinsamung, in dem unermeßlichen Abstand seines geistigen und moralischen Ich von

dem seiner Umgebung gegeben ist, ist das notwendige Ergebnis, gleichsam die Kehrseite, seiner geschichtlichen Größe.

Dieses geschichtliche Tun Alexanders, das in Einzelheiten ja wohl angefochten worden, vielleicht auch anfechtbar ist, hat Gobineau als ganzes wiederum verherrlicht: er feiert in Alexander nicht nur den Welteroberer, sondern auch den Weltentdecker, ja den Weltbeglücker. Die eingehendste und liebevollste Schilderung, die Alexander noch gefunden, die Droysens, gibt ihm recht darin, sie bestätigt vor allem, daß jener allen Völkern des Orients, denen er die neuen Verwaltungsformen und mit ihnen die neue Kultur, als deren Träger er sich fühlte, brachte, als Befreier genaht sei; und abermals können wir Gobineaus Sinn nicht besser wiedergeben als mit Montesquieus Worten: „Les Romains conquirent tout pour tout détruire: il voulut tout conquérir pour tout conserver; et quelque pays qu'il parcourût, ses premières idées, ses premiers desseins furent toujours de faire quelquechose qui pût en augmenter la prospérité et la puissance. Il en trouva les premiers moyens dans la grandeur de son génie; les seconds, dans sa frugalité et son économie particulière; les troisièmes, dans son immense prodigalité pour les grandes choses." [1]

Dürfen wir somit getrost sagen, daß Alexanders menschliches und geschichtliches Charakterbild in der Hauptsache, ganz abgesehen von seiner dichterischen Bedeutung, in echt historischem Geiste gehalten sei, so hat sich Gobineau freilich im übrigen, wie das sein gutes Dichterrecht ist, volle Freiheit dem geschichtlichen Gesamt- wie vollends Einzelverlaufe gegenüber gewahrt.

[1] Es erscheint durchaus gleichgültig, und wir sehen daher ganz davon ab, ob Gobineau von der Charakteristik Montesquieus, welche er zweifellos gekannt und welche seinem eigenen Bilde Alexanders in so wesentlichen Punkten vorgearbeitet hat, in diesem Sinne beeinflußt worden ist.

Schon das erscheint zweifelhaft, ob Alexanders Isolierung seinen Feldherrn gegenüber wirklich so weit gegangen, ob diese nicht doch etwas höher gestanden haben, als Gobineau sie schildert[1]. Das Motiv der Verschwörung zumal, das freilich in Alexanders Laufbahn eine leidige Rolle gespielt hat, hat er, wie er später selbst gerügt hat, stark, fast einseitig in den Vordergrund gerückt. Die Vergiftung — ein erst geraume Zeit nach Alexanders Tode legendarisch aufgetauchter Zug — ist ihm eine Tatsache, die er noch dazu mit einer Liebes- und Eifersuchtstragödie von Alexanders Gattin Roxane in enge Verbindung bringt: Vorgänge, von denen jene Legende nichts weiß, während nun wiederum die Ermordung der Nebenbuhlerin Statira durch Roxane historisch ist.

Am freiesten ist Gobineau mit der Chronologie umgesprungen, er hat weit auseinanderliegende Ereignisse in die kurze Frist seines Dramas zusammengezogen, wie ihm das durch das freilich nicht ganz streng von ihm gehandhabte Gesetz der Einheiten geboten war, das übrigens in diesem Falle seinem eigenen Instinkte wie den gebieterischen Notwendigkeiten seiner dramatischen Aufgabe durchaus entgegenkam. Es läßt sich ja

[1] Soviel ich sehe, ist hierüber die historische Forschung noch nicht zu einem Einklang gelangt. Ganz unvertreten ist Gobineaus Auffassung jedenfalls nicht: Holm, „Griechische Geschichte" Bd. IV S. 113 beurteilt die Diadochen sehr hart, als „Egoisten, welche ein Genie nachäfften". S. 86 vergleicht er sie mit den Napoleonischen Marschällen, S. 88 mit den Männern der Renaissancezeit. Auch Gutschmid, „Geschichte Irans" S. 18 spricht von Eumenes als „dem einzigen aufrichtigen Verteidiger Alexanders"; und daß Hephästion sein einziger wirklicher Freund gewesen, dürfte wohl zweifellos den Tatsachen entsprechen. Nicht genügend betont erscheint allerdings bei Gobineau das Moment, daß in den persönlichen Konflikten Alexanders mit seinen Heerführern der sachliche Gegensatz zwischen dem Nationalkönigtum der Mazedonier und dem von Alexander angestrebten Großkönigtum, das jenes verschlingen mußte, mitspielte und daher entlastend für die am ersteren Festhaltenden wirken muß.

nicht verkennen, daß in dem materiellen Häufen äußerer Vorgänge, in dem zu ſtarken Ausnutzen eines ſeiner Natur nach ſchon ohnehin reichlich bunten Stoffes eine Gefahr gelegen hätte, Alexanders eigenes Bild zu trüben oder gar zu verdunkeln. Vielleicht daß ſogar in der Schwierigkeit, hierin die rechten Maße zu finden, ein Moment mit lag, das frühere Meiſter von einer Alexandertragödie zurückſchreckte oder doch zuvor noch keine ſolche durchſchlagend hat glücken laſſen. Wie dem auch ſei, es kann Gobineau nicht beſtritten werden, daß er, indem er nur einen Ausſchnitt aus einem Rieſenbilde gab, aber denjenigen, welcher Alexanders Seele voll umſchließt und aus welchem ſein Heldenauge, je weniger es von äußerer Umgebung zu überſchauen hat, um ſo heller uns entgegenleuchtet, einen überaus glücklichen Griff getan hat. Die ganze Einſeitigkeit, aber auch die ganze Großheit der Jugend atmet aus ſeinem Werke. Hehr und ergreifend ſteht Alexanders menſchliches, durchaus erhaben und begeiſternd ſein geſchichtliches Heldentum vor uns, beides in ſeiner poetiſchen Wahrheit innig verquickt zu einem Geſamtbilde, von dem man wohl ſagen darf, daß es ſich den Dauertypen Großer von der Hand Großer würdig an- und einreiht. Gewiß, es fällt auf dieſe Weiſe das Licht dieſer Tragödie mit einer gewiſſen Ausſchließlichkeit auf deren Helden: aber auch das ſpiegelt eben doch eine tiefe Wahrheit wieder, wie ſie aus den dargeſtellten geſchichtlichen Vorgängen mit vollſter Deutlichkeit ſich ergibt, indem hier ja wirklich einmal eine Sonne geleuchtet hat, ohne die ihre ganze Umwelt, ja ihr ganzes Zeitalter in vollendeter Glanzloſigkeit daſtehen würde, und die ihre vergoldenden Strahlen, wie in der Wirklichkeit über die damalige Welt hin, ſo, im Dichterworte aufgefangen, noch auf die fernſten Geſchlechter entſenden durfte. Und wenn ſo, im techniſch-dramatiſchen Sinne, die Nebenfiguren des Stückes allerdings inſofern zu kurz kommen, als Gobineau ihre Charaktere zu ſehr auf einen Zug geſtellt, und

dieser — der gemeinsame Drang, sich dem Großen entgegenzustemmen — noch dazu als ein überaus undankbarer, unerquicklicher, ja verwerflicher erscheint, so hat doch der Dichter die Gefahr aller eigentlichen Monotonie dadurch vermieden, daß er einerseits die Gestalten der nur im Verschwören einigen, und wenn man will eintönigen, Feldherren, Philotas, Klitus, Perdikkas in allem übrigen in meisterlicher Individualisierung auseinanderzuhalten, anderseits und insbesondere die Wesenskundgebungen Alexanders und seine Beziehungen zu allen einzelnen Personen des Dramas aufs mannigfaltigste und reichhaltigste zu gestalten wußte. So ist eine Reihe abwechselnder Situationen entstanden, die, alle von reichem, innerem Leben durchpulst, bald erhebend, bald abstoßend, bald erschütternd, bald ergreifend, bald selbst rührend wirken. Im ersten Akt Alexanders weltumspannende Pläne, von ihm selbst mit der vollen Wucht seiner Willenskraft dargelegt und einer sie nicht begreifenden Umgebung aufgezwungen; im zweiten die Enthüllung und Ahndung von Philotas' Verschwörung; im dritten des Helden Ausruhen im Tempel der Freundschaft und Anwandlung von Verzagen in Vorahnung eines vor unseren Augen gegen ihn herannahenden Verhängnisses; im vierten das Bankett zu Babylon mit Klitus' Ermordung und der Vergiftung Alexanders — der Höhepunkt des Dramas, und Szenen, des größten Meisters würdig —; im fünften dessen letztes Aufraffen, Zusammenbrechen und Erlöschen. Dazwischen schleicht freilich viel falsches Spiel, viel Trug und Verrat durch alle fünf Aufzüge, aber es schreitet durch sie doch auch, in jähen Wechseln, ja Kontrasten sie belebend, eine Gestalt, die in gewissem Sinne auch groß genannt werden darf, wenn sie auch klein handelt: Roxane, die Königin, deren eifersüchtige Liebe immer inniger, immer mächtiger, immer verhängnisvoller mit den Verschwörerränken sich verflicht, bis endlich beides, eins geworden, ihr die Hand zum tödlichen Schlage gegen den Gatten führt. Nicht

vergessen werden darf endlich auch der Treufreund Alexanders, Hephästion, der freilich gegen den geschichtlichen Träger dieses Namens stark idealisiert, dadurch aber auch zu einer der wohltuendsten Gestalten Gobineaus überhaupt geworden ist. Als solche bildet er in unserem Drama fast ganz allein das notwendige seelische Gegengewicht gegen die in so vielfachen Verkörperungen gegen Alexander anstürmenden Mächte des Ehrgeizes und der Selbstsucht; zugleich aber ist er dramatisch von größter Wichtigkeit, indem erst sein Zusammenstoß mit der Königin — die beiden einzigen den Helden ganz Begreifenden und, der eine selbstlos, die andere selbstsüchtig, Liebenden im Ringen miteinander — Roxane zur Entscheidung drängt, und damit und durch seine Opferung die Endeswendung: die Vernichtung des Königs, herbeigeführt wird.

Dem hohen dramatischen Gehalt, der so den Alexander beseelt, entspricht vollauf das dichterische Gewand, in das er gekleidet ist. Die Sprache ist vom ersten bis zum letzten Wort die des echten Tragikers, ganz von selbst sich den Wandlungen und Steigerungen der fast lapidar einfachen Handlung im Ausdruck anpassend. Es fehlt nicht an den stärksten Akzenten, an durchaus erhabenen Wendungen — es will etwas besagen, daß für einen Heros wie Alexander der Ton als so durchweg und gerade vorwiegend in den höchsten Momenten getroffen bezeichnet werden darf —; aber im allgemeinen ist doch der Grundcharakter eine schlichte Natürlichkeit, die den Eindruck der poetischen Wahrheit des Ganzen steigert und namentlich in den seelischen Ergüssen des Königs, in welchen dieser ganz Mensch ist, die rührendsten Wirkungen erzielt, wie sie keinerlei Pathos, dem Gobineau im Alexandre schonungslos den Krieg erklärt hat, je hätte erreichen können[1].

[1] Der grelle Abstand, der den Alexandre von Don Juans Abschied trennt, charakterisiert sich nicht zum wenigsten in der Sprache der beiden Dramen.

Diese edle, herzlich-einfache und doch allem Gewöhnlich-Banalen himmelweit entrückte Sprache hilft selbst über psychologische Mängel bis zu einem Grade hinweg, daß man fast zweifelt, ob man sie als solche gelten lassen soll. Ein Beispiel: Gobineau selbst tadelt das ins Elegische — oder wie er sagt: Larmoyante — Fallen seines Helden in einigen Szenen des dritten und fünften Aktes. Man wird ihm recht geben, solange man nur die Idee eines Alexander vor Augen hat, und doch wieder darin irre werden, wenn man nun jene Szenen in ihrer Realität und wahrhaft antiken Naivetät beim Dichter selbst liest, der gerade das für Alexander Charakteristischste, das Stimmungsmäßige, so überaus glücklich zum Ausdruck gebracht hat und durch die ergreifende Wahrheit jener — beidemal nur als Versuchung gedachten und aus der Tiefe seines Heroentums alsbald überwundenen — Anwandlungen es im höchsten Grade wahrscheinlich macht, daß er auch hier eben als Dichter, und nicht als sein eigener Kritiker, tiefer geblickt hat. Man darf unbedenklich den Alexandre als einen der wertvollsten Beiträge zur dichterischen Geschichte des Genies bezeichnen.

Von einer Wirkung dieses Werkes kann erst seit reichlich einem Jahrzehnt die Rede sein, und doch ist darüber schon recht vieles, und zum Teil recht merkwürdiges, zu berichten.

Beginnen wir mit Frankreich.

Hier ist gleich nach der Entstehung des Werkes ein Urteil über dasselbe gefällt worden, das darum eine besondere Bedeutung beanspruchen darf, weil es von einer Persönlichkeit herrührt, welche damals sozusagen bestallte Kritikerin Gobineaus war und es anscheinend mit diesem Amte sehr ernst nahm: von seiner Gattin nämlich, welche (20 octobre 1847) an ihre Schwägerin schreibt:

„J'étudie Alexandre avec le soin minutieux d'un critique de profession et l'amour passionné que j'ai pour

les beaux vers classiques. Rien ne m'échappe et je fais mes observations avec sévérité et rigueur. Eh bien, je puis assurer que c'est très bien, beaucoup de grandeur, de vérité, du drame, de l'intérêt, de beaux vers; cela peut ne pas réussir au théâtre, les acteurs sont si mauvais pour la tragédie! il peut même ne pas être reçu, car Arthur a par là beaucoup d'ennemis littéraires; étant reçu il sera décrié par les deux grands critiques modernes, Janin et Théophile Gautier, les Débats et la Presse, dont il a lui-même critiqué impitoyablement les œuvres et qui le lui rendront, mais malgré tout cela la tragédie est bonne et belle et les vers sont beaux; à la lecture elle sera admirée. Je suis bien plus sévère quand je parle à Arthur, mais j'ai si peur des négligences."

Dieses Urteil, das sich in der Hauptsache mit dem unsrigen deckt, ist, so unglaublich dies klingen mag, bis heute so ziemlich das einzige günstige im Heimatlande des Dichters geblieben. Dieser selbst gab, wie wir schon sahen, brieflich das Beispiel, an seinem Stücke herumzumäkeln. Insoweit seine Ausstellungen ernst zu nehmen sind, habe ich sie im vorstehenden berücksichtigt; die anderen (von mir in der ersten französischen Ausgabe mitgeteilten) hier zu wiederholen, erübrigt sich um so mehr, als sie, im burschikosen, halb die Sache, halb aber auch den Schreiber selber ironisierenden Plaudertone an seine Tochter gerichtet, durchaus nur im Sinne einer paradoxen Laune gewertet werden dürfen. Um diese zu erklären, muß vor allem auch das eine beherzigt werden, daß diese Briefstelle — welche die Begeisterung der jugendlichen Leserin für den Alexandre dämpfen will — in die der Poesie abgekehrteste Zeit Gobineaus, die seines zweiten Aufenthaltes in Persien, fällt.

Seitdem, und seit das Werk überhaupt bekannter geworden, ist dies jenseits des Rheins — mit ganz vereinzelten

Ausnahmen, in denen sich ein wirkliches Begreifen kundgab[1] — einer Einmütigkeit der Ablehnung begegnet, die nur aus einer, und zwar aus einer allgemeineren, nicht nur für dieses Werk gültigen Ursache zu erklären ist.

Die Vorliebe der Franzosen für die Form ist alt; sie erkennen in ihr ganz anders als wir einen wesentlichen, fast den dominierenden Teil des Gehaltes eines Kunstwerkes. Diese Vorliebe ist nun im Laufe der Zeit, und zumal seit dem Siege des Klassizismus, immer mehr zu einer wahren Tyrannei bei ihnen ausgeartet, und insbesondere gilt dies für alles, was sich in gebundener Rede bewegt. Es ist nicht zu viel gesagt, daß der große Durchschnitt unserer Nachbarn die gehaltlosesten Nichtigkeiten in geschmackvoller Form den ernstesten, den tiefsten, ja den erhabensten Dichtungen in freierer oder doch nicht ganz ihren Regeln entsprechender vorzieht. Ja, mehr noch, sie lehnen

[1] Da gerade hier naturgemäß jede Ausnahme doppelt ins Gewicht fällt, so will ich nicht verfehlen, die briefliche Äußerung eines französischen Jüngers Gobineaus über Alexandre anzuführen, der sich bei den verschiedensten Gelegenheiten als besonders verständnisvoll bewährt hat. Herr de Boisjoslin schrieb mir (30. März 1908) die folgenden, in ihrem zweiten Teile so überaus treffenden Bemerkungen, aus denen wenigstens das eine unzweideutig hervorgeht, daß die nationalen Vorurteile einem wirklich offenen Sinn das Erfassen eines Kunstwerkes wie Alexandre doch nicht ganz zu verkümmern vermögen: „L'Alexandre de M. de Gobineau, insuffisant dans sa préparation, embarrassé dans sa marche, négligé dans son élocution (c'est en prose que M. de Gobineau a la langue poétique), cet Alexandre est pourtant éclairé d'un reflet du drame antique. Voyez le rôle de Roxane; les pressentiments d'Alexandre menacé; son retour sur sa vie quand il se voit empoisonné. L'accord des groupes agissants et réfléchissants donne une impression *statuaire*, c'est la marque grecque." Im Punkte der viel angefeindeten Szenen des dritten und fünften Aktes, in denen Alexander einem Sinken der Stimmung unterliegt, wird hier ganz die auch von uns im Texte vertretene Auffassung zum Ausdruck gebracht.

letztere nicht nur ab, sie existieren sozusagen nicht für sie, es ist ihnen völlig unmöglich, sich in poetische Werke mit irgend vernachlässigter oder auch nur freier Form überhaupt zu versenken, dem noch so bedeutenden Gehalt derselben irgendwelchen Eindruck, irgendwelchen Wert abzugewinnen, und so fallen diese Werke, und wären es die köstlichsten, zum voraus der Verurteilung, der Verspottung, im günstigsten Falle der Nichtbeachtung anheim.

Es braucht kaum gesagt zu werden, wie lebhaft unser deutsches Empfinden gegen ein solches Vergewaltigen eines Geistigen, Innerlichen durch ein fast Mechanisches, Äußerliches sich aufbäumt. Unsere besten Denker und zugleich besten Kenner des Franzosentums haben solchem Empfinden den mannigfachsten und unzweideutigsten Ausdruck gegeben[1]. Aber auch höherstehende und unbefangene Franzosen machen kein Hehl daraus, daß in dem sklavischen Sichabhängigmachen von der Form eine geistige Dekadenzerscheinung zu erblicken sei, daß mit dem einseitigen Kritisieren hervorragender Geisteswerke nach

[1] A. W. von Schlegel sagt (in seiner zweiundzwanzigsten Vorlesung über dramatische Kunst und Literatur), daß „die ungebührliche Wichtigkeit, die man in Frankreich darauf lege, wie ein Stück geschrieben und versifiziert sei, im Tragischen der freien Entwicklung anderer wesentlicherer Bestandteile der dramatischen Kunst Abbruch getan habe." Heinrich von Sybel („Vorträge und Aufsätze" 3. Aufl. S. 337 ff.) weist darauf hin, wie sehr diese zuvor von mir gekennzeichnete Überschätzung der Form zur Schematisierung, zur Ertötung der Individualität führe. Am deutlichsten wird Karl Hillebrand („Frankreich und die Franzosen" 4. Aufl. S. 78): „Nie hört man ein anderes Urteil über ein Werk des Geistes als: c'est bien écrit, ce n'est pas écrit: niemand fragt: wie ist's gedacht, wie ist's empfunden?" Er bringt dann Beispiele für die unglaublichen Verfarierungen, zu denen dieses führt, und an anderer Stelle (S. 155 ff.) zeigt er, wie die Konvention allgemach das Genie ausgetilgt habe oder zu keiner Geltung mehr gelangen lasse und wie insonderheit in der Poesie eine „Generation von Reimklinglern" heute das große Wort führe.

ihrer Außenseite ein Defekt des eigenen geistigen Menschen auf den kritisierten Schriftsteller oder Künstler abgewälzt werde. Als beim Erscheinen von Gobineaus „Aphroëssa", die zum Teil seine allerschönsten Poesien enthält, auch wieder vorwiegend über deren schlechte Verse gezetert wurde, bemerkte Mérimée, in dem noch etwas vom alten Geiste lebte, treffend, jene Zeterer schienen mehr Ohr als Vernunft zu besitzen (in seinen von mir in der Revue des Deux Mondes veröffentlichten Briefen an Gobineau). Ähnlich dachte Maxime du Camp. Aber dergleichen ist doch vereinzelt geblieben; und so wird es denn wohl auch immer so weitergehen, daß die mäßigsten Geister in der fast zur Livree gewordenen Form anstandslos auf dem französischen Parnaß Einlaß finden, während die größten immer darauf gefaßt sein müssen, erbarmungslos von dort ausgesperrt zu werden, wenn sie sich nicht dazu verstehen, jene Livree anzulegen.

Kein zweiter dürfte so leicht unter diesen Verhältnissen so gelitten haben wie unser Gobineau. Gewiß, die Form ist, in seinen poetischen Werken zumal, in keiner Weise seine starke Seite. Wenn schon an sich ein Überwiegen des Gedanklichen über das Gestaltende bei ihm obwaltet, wenn er in nur zu vielen seiner gedrängten, gedankenüberfüllten Sätze den Leser zwingt, sein eigenes Ringen mit dem Gedanken mitzumachen, so kommt noch hinzu, daß er seine Dichtungen alsdann zu wenig, mindestens zu ungleich, durcharbeitet, sich's mit Reim und Versbildung an vielen Stellen bequem macht, vor allem aber auch, und das scheint das Unverzeihlichste, daß er dabei nicht im mindesten nach dem Herkommen fragt, sondern viel Ungewohntes, Neues, Eigenes und Eigenartiges in seine Verse fast noch mehr als in seine Prosazeilen hineinträgt. So befriedigt er, dessen freie und kühne Art wohl vereinzelt einen entsprechend großgesinnten Landsmann in ihren Bann schlagen konnte, im ganzen doch allzu wenig die Ansprüche seines Volkes,

das durch die Form, die es knapp und klar, unmittelbar eingänglich verlangt, einerſeits in ein rein äſthetiſches Behagen verſetzt werden, anderſeits aber auch geradezu einen Teil der geiſtigen Arbeit des Bewältigens eines Kunſtwerks vom Dichter ſich vorweggenommen ſehen will. Von dieſer Feſſel der Auffaſſung haben ſich auch von den ergebenſten und treueſten Freunden Gobineaus in Frankreich nur die wenigſten freimachen können, und wenn man ſie zu dem Geſtändnis treibt, daß der Dichter doch nicht im Verſifikator ſich erſchöpfe, und daß gerade ein ſo großer Dichter wie Gobineau angeſichts des überragenden geiſtigen Gehaltes ſeiner Schöpfungen wohl das Recht habe, weniger tadelloſe Verſe zu liefern, ſo erwidern ſie: das ſei eben das Unglück, daß Gobineau für einen Dichter zu viel Ideen habe!

Mit anderen Worten: es iſt den Franzoſen nicht möglich geworden, Gobineaus Geiſtes- und Seelenleben, auch wenn ſie ſich dies im übrigen zu eigen gemacht haben, aus dem Klang ſeiner Verſe herauszuhören. Ich ſage ausdrücklich: aus dem Klang; denn daß es wirklich nur dieſes rein ſinnliche, allenfalls äſthetiſche Motiv iſt, was in dieſem Falle den ſeeliſchen Rapport nicht zuſtande kommen läßt, lehrt aufs unzweideutigſte der Alexandre, zu dem wir nach dieſer notgedrungenen Abſchweifung zurückkehren. Gerade hier liegt es ja am klarſten zu Tage, und wird auch von unbefangenen Kennern des Werkes durchaus nicht beſtritten, daß das Unfranzöſiſche desſelben in der Form des Klanges, nicht in der des Gedankens beſchloſſen ſei. Daß es dieſe letztere ſogar in ganz beſonderem Maße beſitzt, hat ihm bei uns in Deutſchland nicht am wenigſten ſo viele warme Freunde eingetragen[1]. Daß dagegen z. B. gewiſſe

[1] Ich erinnere hier nur an einen der ſchönſten Züge: die ſo eindringlichen Wiederholungen, meiſt mit veränderter Betonung, zum Zeichen eines beſonders tiefen Affektes, z. B. I 8 Roxane: „non, je n'entendrai rien — non, je n'écoute rien.“ IV 4 Alexandre: „de

Inversionen für ein französisches Ohr direkt verletzend wirken, dies und ähnliches sperrt dem Alexandre die französische Grenze; und es scheint sogar, als sei diese Grenzsperre in den zwei Menschenaltern seit der Entstehung der Tragödie noch weit strenger geworden. Denn wenn damals eine so wenig milde Richterin wie Madame de Gobineau sich noch so über diese äußern konnte, wie wir oben sahen, wenn es sogar möglich war, wie verläßlich verlautet, daß sie am Théâtre français zur Aufführung angenommen und nur infolge politischer Konstellationen — die republikanische Regierung soll in dem Heroismus des Stückes Imperialismus gewittert haben — nach der Februarrevolution wieder abgesetzt wurde, so genügt heute, wo die wohlwollenden Urteile mitleidig, die neutralen geringschätzig, die unwohlwollenden höhnisch lauten, die bloße Vorstellung einer theatralischen Aufführung, um eine solche ohne weiteres ins Gebiet des Undenkbaren zu verweisen. Eine der wertvollsten Offenbarungen des Gobineauschen Genius erscheint so seinem Vaterlande endgültig verloren infolge einer Art Narkose, einer Einlullung durch die Form, aus welcher es auch späteren, noch größeren, nicht beschieden sein sollte seine Landsleute zu erwecken.

Sehr anders verliefen die Geschicke des Alexandre in Deutschland. Zwar hatte er es auch hier insofern nicht leicht, als er nach den großen Wirkungen der wissenschaftlichen und dichterischen Hauptwerke, nach den überraschend populären Erfolgen der Renaissance und der Asiatischen Novellen zumal, erschien und als an eine so allgemeine Beteiligung des deutschen Publikums wie dort für ihn von vornherein nicht zu denken war. Dem stand schon sein aristokratischer Charakter im Wege, der, nicht weniger ausgeprägt als bei der Renaissance, doch

toujours vous gorger et vous gorger toujours." V 1 Roxane: „tu dis vrai, tu dis vrai" (zweimal!) u. ä.

weit weniger durchschlagend wirkte. So hat es ihm sogar an Kämpfen und Gegnerschaften nicht gefehlt, manche abfällige Urteile sind über ihn laut geworden[1]; aber allmählich hat er sich doch eine immer wachsende Gemeinde gewonnen, und heute darf man es wohl schon aussprechen, daß er zum Siege, wenn

[1] Sie liefen mit einer gewissen Einhelligkeit darauf hinaus, daß Alexander zu passiv sei, daß die rechte dramatische Spannung und Entwicklung fehle. Demnächst haben die Kritiker diesseits und jenseits des Rheines vornehmlich Gobineaus eigenes „trop de conspiration" zu Tode gehetzt. Daß aber auch dieses Moment ganz unberechtigt aufgebauscht und übertrieben worden, ist dann von anderen Seiten mit Recht dargetan worden, am treffendsten von Paul Schlösser (in einem unten zu erwähnenden Aufsatze), dessen Worte ich hier folgen lasse, da ich sie mir im vollen Umfange zu eigen mache: „Gobineau hat sich damit einen durchaus unberechtigten Vorwurf gemacht; denn gerade dadurch, daß er das Motiv der Verschwörung als das herrschende in die Mitte seines Werkes stellte, ist es ihm gelungen, der episch gearteten Geschichte Alexanders unter Fortlassung aller Einzelereignisse ein dramatisches Gepräge zu verleihen." (So hätte Gobineau, indem er es mit einer der Einheiten, der der Handlung, etwas reichlich ernst nahm, im Grunde aus der Not eine Tugend gemacht.) „Sollte jemand den Umstand bemängeln, daß uns eigentlich zwei Anschläge gegen das Leben des Helden vorgeführt werden, nämlich im Anfang des Stückes der des Philotas und später der des Perdikkas, so ist zu erwidern, daß selbst hierin kein Fehler liegt; denn es handelt sich nicht um die Wiederholung desselben Vorgangs, sondern der zweite Anschlag, die eigentliche Verschwörung, erscheint infolge der Leitung durch einen tatkräftigeren, listigeren und rücksichtsloseren Ränkeschmied und namentlich infolge der Mitwirkung der Roxane als gewaltige Steigerung jenes ersten Unternehmens. Übrigens greifen auch die Wurzeln des zweiten Anschlags bis in den ersten Akt zurück." Vereinzelt ist auch eine stärkere Hereinziehung und Verwertung des perspektivischen Kontrastes zwischen Hellenentum und Orient vermißt worden; und es ist nicht zu leugnen, daß Gobineau im Alexandre noch fast ausschließlich das Reinmenschliche walten läßt und das Ethnologische als Charakterisierungsmittel nur soweit eben nötig zur Anwendung bringt.

auch noch nicht zum allseitigen, durchgedrungen ist. Einer unserer besten einheimischen Dichter, Fr. Lienhard, hat sein Lob in die Worte gefaßt, es walte darin „ein gewissermaßen modernisierter und lebendiger Klassizismus", und man sei angenehm enttäuscht durch „soviel seelischen Schwung, soviel inneres Leben, ja Leidenschaft, Kraft und Hoheit" [1].

Die „Enttäuschung", von der Lienhard hier redet, ist nur so zu erklären, daß er französischen Klassizismus im Alexandre gewittert, und statt dessen deutschen darin gefunden hatte. Die enge Verwandtschaft mit dem deutschen Geiste ist es in der Tat, die nicht am letzten diesem Jugendwerke Gobineaus das Gepräge verleiht und die in jedem Falle seine schönsten Wirkungen erklärt. Als solche möchte ich unbedenklich die in höheren Schulen errungenen bezeichnen, wo nach immer sich mehrenden Berichten es dem Mazedonierhelden geglückt ist, was weder Corneille und Racine in ihrer vornehm gehaltenen Weise, noch selbst Victor Hugo mit aller seiner poetischen Kraft vermocht hatten, weil sie alle nur mit französischem Pathos wirkten, unsere Jugend in helle Begeisterung zu versetzen. Hier ruht noch viel Zukunft, wenn nur die berufenen Führer der Jugend es verstehen, diese lautere Quelle eines heroischen Idealismus nicht versiegen zu lassen. Daran ist aber kaum zu zweifeln: nicht Zufall, und nicht bedeutungslos, ist es ja, daß, nachdem anfänglich gerade aus Lehrerkreisen die schärfsten, fast des Maßes baren Angriffe auf Gobineaus Werk hervorgegangen waren, dann gerade auch aus diesen selben Kreisen heraus in Kundgebungen aller Art eine volle, schöne Sühne erfolgt ist, sodaß es heute eine Freude ist, auf die Zeichen von Liebe

[1] Charakteristisch genug spiegelt sich die Aufnahme, die Alexandre in Frankreich und in Deutschland gefunden, in den Urteilen zweier Elsässer. Dem obigen des deutschen steht das des französischen E. Schuré gegenüber, daß das Werk vielleicht besser ganz im Pulte gelassen worden wäre.

und Verständnis zu blicken, die dort jetzt dem Alexandre entgegengebracht werden.

Noch weniger leicht hat es dieser in einem anderen Kreise gehabt, auf den er, wie man sagen sollte, doch nicht weniger angewiesen gewesen wäre: in dem unserer deutschen Bühnenleiter. Zwar hat der Generalintendant der Weimarer Hofbühne, Herr von Vignau, in den Maitagen 1903 eine Aufführung unternommen, die aber, infolge anderen Orts dargelegter Umstände, nur zu einem Ehrenerfolg geführt und Nachfolge nicht gefunden hat. Wundern darf man sich hierüber, wie über das bisher ablehnende Verhalten der Mehrzahl unserer zeitgenössischen Dramaturgen nicht, wenn man erwägt, daß Gobineau im Alexandre noch reichlich Idealist, noch nicht ganz Realidealist, oder daß wenigstens der realistische Einschlag noch nicht stark genug ist, um dem durch den Naturalismus hindurchgegangenen Teil unserer Stimmführer zu genügen, während eine idealistisch geschulte Minderheit auch hier wieder das Werk nach seinem wahren Werte begrüßt hat und so die Hoffnung lebendig erhält, daß dieses, wenn seine Stunde geschlagen, doch auch auf der Bühne noch die verdiente Rolle spielen werde. Nicht zum wenigsten spricht dafür auch die Begeisterung mehrerer unserer besten zeitgenössischen Heldendarsteller für die Figur des Alexander. Als ein bedenkliches Armutszeugnis für jene Dramaturgen muß dagegen die Art und Weise anmuten, in welcher sie ihrem eigenen Nichtbegreifen des Stückes Ausdruck gegeben haben. Durch die zeitgenössische Produktion an einen so ganz andersartigen Geist gewöhnt, vermögen sie dessen Einfachheit nur als Armut, die Verlegung der Handlung in die Seelentiefen nur als Mangel an Handlung überhaupt, die schwungvolle Beredsamkeit des Herzens nur als deklamatorische Ergießungen sich zu deuten. Den Gipfel der Fremdheit vollends bezeichnet es, wenn man von jener Seite mehrfach hat hören können, „Alexandre erhebe sich

nicht über das Herkömmliche". Die so sprachen, übersahen vor allem das eine: wie sehr Gobineau selbst in diesem Werke sich ausprägt, und wie wenig er doch herkömmlich ist! Kein anderes Werk der Jugendperiode gibt ihn nach der persönlichen Seite so ganz wieder wie der Alexandre, und zwar in den edelsten Eigenschaften, den höchsten Strebungen, den glühendsten Empfindungen dieser Persönlichkeit: zum ersten Male haben wir hier eine Kundgebung des Ewigen, Bleibenden in Gobineau, wie wir ihn heute kennen und besitzen; einen Vorläufer der Renaissance in gerader Linie. Wer wollte sich vor allem der Einsicht verschließen, daß der Schluß (Alexanders Monolog und Ende) mit dem des Michelangelo eine tiefe innere Verwandtschaft besitzt, ja im Grunde das gleiche, eines der Grundbekenntnisse Gobineaus, besagt: das Abschiedsbekenntnis eines Größten (dort eines Taten-, hier eines Werkehelden) über die Welt seines Wirkens, eine Welt, von der er freilich genug hat, die ihn aber doch so nötig hatte und der er seine Spuren für immer so tief eingedrückt hat, daß er alles Edle derselben wie mit magischen Ketten an sich und sein Andenken zu fesseln vermochte.

So hat Gobineau *seinen* Alexander geschaffen. Sein Held mag nicht *der* Alexander sein, jedenfalls aber ist es *ein* Alexander, der sich für immer sehen lassen kann, wenn auch andere neben ihm denkbar bleiben, wie verschiedene Alexanderköpfe in einem Museum nebeneinander denkbar und vorhanden sind. Er ist und bleibt ein Juwel, das aus Gobineaus Dichterkrone nimmer wird wegzunehmen sein: ein Werk, dessen Mängel und Begrenzungen, eine freiwillige Beschränkung vor allem im Stofflichen und Motivischen, in die Augen springen und übergenug hervorgehoben worden sind, dessen große Vorzüge aber siegreich das Feld behaupten werden. Ein mächtiges und prächtiges Bild in schlichtem Rahmen, ein echter, ja intimer Gobineau, ein Drama voller Wahrheit und Klarheit, voll

Seelentiefe und Gedankenhoheit, voll realiſtiſcher Kraft der Charakteriſtik und doch wuchtiger Idealität namentlich der Hauptgeſtalt, ein lebensvolles Dichter- und — trotz allem, was der Naturalismus unſerer Tage dagegen ſagen möge — auch Bühnenwerk[1].

[1] Unſere Betrachtungen zur Alexandertragödie mögen einige Literaturangaben über dieſe letztere beſchließen. Der im Texte erwähnte Aufſatz Lienhards findet ſich in der „Deutſchen Zeitſchrift" Jahrgang 15, Dezember 1901, S. 150 ff.: „Ein Drama von Gobineau." Nächſt und neben ihm hat den Wert des Alexandre in muſtergültiger Weiſe feſtgeſtellt Rudolf Schlöſſer in einem Artikel der „Weimariſchen Zeitung" vom 20. Mai 1903, anläßlich der dortigen Aufführungen, wiederabgedruckt in der Broſchüre „Gobineaus Alexander in Weimar", welche, 1903 als Beilage der Berichte der Gobineau-Vereinigung erſchienen, Intereſſenten jederzeit zur Verfügung ſteht. Gut, knapp und kurz auch Fritz Friedrich in ſeinen „Studien über Gobineau" (Leipzig 1906) S. 203 ff., der ſich einige Jahre früher ausführlicher und kritiſcher über das Werk verbreitet hatte in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901 Nr. 199, „Gobineaus nachgelaſſene Alexandertragödie". Dieſer Aufſatz enthält unter anderem eine gute Analyſe des Stückes. Manches Treffende auch in der eingehenden Beſprechung Georg Schreibers in der „Unitas", Bonn 1902, Nr. 67. 68. Aus der pädagogiſchen Literatur nenne ich, als jugendlich-ſchwungvollen Auftakt eines Alten, H. Bihler in der „Neuen philologiſchen Rundſchau", 1901, S. 445 ff.; ferner W. Bohnhardt in der „Monatſchrift für höhere Schulen", Jahrgang 8, S. 684, und Paul Schlöſſer in den „Bayreuther Blättern", Jahrgang 1911, S. 70 ff. („Gobineaus Alexander in der Schule.") Grell gegneriſch R. Mahrenholtz in der „Zeitſchrift für franzöſiſche Sprache und Literatur" Bd. 23 S. 133 ff. als Wortführer derer, denen Alexandre gar nichts ſagt. — Die Äußerungen unſerer Dramaturgen und Bühnenleiter haben den Weg in die Öffentlichkeit noch nicht gefunden, und es iſt vielleicht auch beſſer ſo, da die meiſten derſelben zu offenkundig einer Zeitſtrömung unterliegen, als daß nicht zu hoffen ſein ſollte, daß auch wiederum gerade die Zeit ſie von ſelbſt in das geeignetſte und klarſte Licht ſetzen werde.

Romane und Novellen.

Wenn die bisher betrachteten Dichtungen Gobineaus, diejenigen in gebundener Rede, immerhin verhältnismäßig vollständig uns vorlagen, so läßt sich dagegen sein Schaffen auf dem Gebiete des Romans und der Novelle, das wir schließlich noch zu betrachten haben, nicht einmal theoretisch vollständig für jene Zeit mehr feststellen. Mehr als im ersteren Falle finden sich hier Allgemeinerwähnungen, „ein neuer Roman", „eine Novelle" u. ä., die wir nicht weiter verfolgen können. Bei Gobineaus fabelhafter Geschäftigkeit und Erfindsamkeit hat sicher vieles im Plane existiert, was dann nicht zur Ausführung kam; anderes ist zweifellos begonnen worden, was aber dann liegen blieb, so ein Roman „Les Cinq" (erwähnt 10. März 1840). Noch wieder anderes mag erschienen sein, ist aber nicht mehr aufzutreiben gewesen, oder mag auch im Manuskript verloren gegangen sein — von beidem sogleich ein paar mutmaßliche Beispiele[1].

Sie fallen alle gegen das Ende dieser Epoche, in die Zeit, da die Revolution mit allem, was ihr vorherging und folgte, alle anderen Interessen übertäubte, da die Blätter ganz Politik waren und das Feuilleton nur eine minimale oder gar keine Rolle spielte. „Dans ce moment et pour longtemps, sans doute, *la littérature est impossible*", schrieb damals Gobineau kurz und bündig nach Hause, und an seinen Schwager (10 mars 1848): „Alexandre au dire des connaisseurs est un chef-d'œuvre, mais . . . qui diable se soucie de chefs-d'œuvre? Les romans sont beaux et allaient bien, mais voilà qu'on n'en lit plus."

Wiederholt erwähnt wird 1847 eine Novelle „René

[1] In den in den ersten Pariser Jahren erwähnten Zeitschriften „Journal des Enfants", „Conteur", „Le Populaire Royaliste", „La Mode" habe ich Beiträge Gobineaus nicht finden können.

Triflet“ für die „Mode“, scheint aber dort endgültig nicht erschienen zu sein.

Für den „National“ geplant war (ebenfalls 1847) eine Novelle „La belle de Téverolles“, die aber dort, wenigstens in den nächsten drei Jahren, sicher nicht erschienen ist.

Nach einer Briefstelle vom 28. Juli 1847 sollte ein Roman oder eine Novelle „Les conseils de Rabelais“ im Jahrgang 1847 oder 1848 des „Courrier français“ erscheinen. Leider findet sich auf der Nationalbibliothek gerade für die Jahre 1843—1849 dieser Zeitung eine Lücke, sodaß ich nicht habe feststellen können, ob es geschehen ist. Die Jahrgänge 1849 und 1850 enthalten diese Arbeit nicht.

Das Wahrscheinlichste ist, daß diese Manuskripte in den Unruhen der Revolution sämtlich verloren gegangen sind und Gobineau ihnen später, unter gänzlich veränderten Lebensverhältnissen, nicht wieder nachgefragt hat. Ähnliches gilt von mehrerwähnten Arbeiten für die „Presse“, die für die Jahre 1843—1850 ohne Erfolg durchgesehen worden ist. Von einer Roman- oder Novellendichtung „Carlo Gozzi“ sagt Gobineau selbst, daß er „ein Malheur damit gehabt“ (ob das Manuskript verloren?) habe.

Unter dies alles also hätten wir einfach einen Strich des Verzichtens zu machen.

Im Jahre 1843 erschien im ersten Bande der Unité sein „Scaramouche“, die erste wirklich auf uns gekommene romanartige Dichtung Gobineaus. Drei Jahre später war es im Werk, eine Buchausgabe davon zu veranstalten, doch scheint daraus nichts geworden zu sein.

Wir erleben hier die wildromantischen Abenteuer und Kreuz- und Querzüge des Scaramouche alias Mateo Cigoli, der, unter die fahrenden Komödianten geraten und dort zum Stern erwachsen, um ein Haar noch einer ganz anders glänzenden Laufbahn entgegengegangen wäre, indem er — irrtüm-

lich — als Grafenſohn entdeckt wird, dann aber, nachdem dieſe kurze Herrlichkeit zerronnen, zu ſeinen Berufsgenoſſen zurückkehrt und im Glückshafen der Ehe mit derſelben Philine — hier Colombine genannt — endet, welche zuvor, da er ihr im erſten Entzücken über ſie vom Heiraten geſprochen, ihn ausgelacht und ihm geſagt hatte, ſie wollten ſich nach Kräften des Lebens freuen, dabei aber möglichſt wenig heiraten („mais ne nous épousons que le moins possible“).

Scaramouche iſt eines der Romänchen, angeſichts deren man ſich als Pedant erſcheinen müßte, wollte man in eine ernſthafte Inhaltsangabe eintreten, ein Sammelſurium von tollem Zeug in teilweiſe pſeudoernſtem Gewande. Die eigentliche Handlung (Intrigen, Abenteuer) iſt teils phantaſtiſch, teils bis zum Banalen landläufig. Die Schilderungen dagegen, beſonders die der Komödiantentruppe, für welche wohl Goethe in ſeinem von Gobineau ſo außerordentlich hoch geſtellten Wilhelm Meiſter zu Gevatter geſtanden hat, ſind vielfach amüſant, witzig und voll heiterſter Laune.

Den denkbar grellſten Gegenſatz hierzu bildet eine im Januar und Februar 1847 im National erſchienene tiefernſte Novelle „Mademoiselle Irnois“, von welcher Gobineau damals ſchrieb: „Ma nouvelle du National, Mademoiselle Irnois, fait merveille“, und welche noch heute den ſinnvollen Leſer kaum anders berühren dürfte.

Es iſt die ergreifende Schilderung einer armen, an Leib und Geiſt Verkümmerten — der Tochter eines zu gewaltigem Reichtum emporgediehenen Spekulanten und Parvenüs von moraliſch recht bedenklichen Qualitäten aus der Zeit Napoleons I. —, die aber eine Seele und die Kraft zu lieben beſaß. Das kurze Aufflackern einer nur ſcheinbar weltlichen, in Wahrheit einer Phantaſiewelt entnommenen und zugewandten Liebesſchwärmerei und, nachdem deren Wahn erkannt, das langſame ſeeliſche Verlöſchen des armen und doch in ſich

ſtill beglückten Weſens, mit dem deſſen leiblicher Tod bald Hand in Hand geht, ſind mit großer pſychologiſcher Meiſterſchaft gezeichnet. In der Charakteriſtik der Nebenfiguren entwickelt Gobineau viel realiſtiſche Kraft, doch dienen alle in dieſem Seelengemälde reichlich vertretenen äußeren Vorzüge ſeiner Erzählweiſe nur als Folie für die mit liebevoller Innerlichkeit erfaßte Geſtalt ſeiner Heldin.

Der Hauptgehalt aber, die eigentliche Quinteſſenz ſeiner Proſadichtung aus jener Zeit liegt beſchloſſen in vier hiſtoriſchen Romanen aus den verſchiedenſten Epochen der vaterländiſchen Geſchichte: „Le prisonnier chanceux“, „Les aventures de Nicolas Belavoir“, „Ternove“ und „L'abbaye de Typhaines“, welche ſämtlich in den letzten Jahren vor der Februarrevolution abgefaßt ſind und, zuſammengehörig wie ſie nicht nur zeitlich, ſondern auch geiſtig ſind, zunächſt einige gemeinſame Worte der Charakteriſtik erheiſchen.

Man ſieht, Gobineau beſchritt in einer Zeit, wo der ſoziale Roman ziemlich unumſchränkt herrſchte, wo zumal die großen Meiſter der Epoche ihm faſt ausſchließlich huldigten, den Weg einer kleinen Minorität: ein Werk wie ſeine Abbaye de Typhaines, um gleich das letzte und wertvollſte zu nennen, ſtand damals nach Stoff, Tendenz und Geiſt faſt allein[1]. Aber uns Nachfahren erweckt es dafür eine beſondere Genug-

[1] Wie ein Herbeirufen, wie eine Vorahnung Gobineaus klingen die Worte Auguſtin Thierrys („10 ans d'études historiques“, Œuvres complètes T. VI p. 288 ss.): „A chaque nouvelle apparition d'un roman historique de Walter Scott, j'entends regretter que les mœurs de la vieille France ne soient présentées par personne sous un jour aussi pittoresque; j'entends même blâmer de ce défaut notre histoire, trop terne, à ce qu'on imagine, et dont l'uniformité monotone n'offre point assez de situations diverses et de caractères originaux. Cette accusation est injuste. L'histoire de France ne manque point au talent des poëtes et des romanciers; *mais il lui manque un homme de génie comme Walter Scott qui la comprenne et qui sache la rendre.*“

tuung, daß auch im dichterischen Wirken dieser Zeit Gobineaus patriotisch-nationale Anlage zur Aussprache gelangt ist; es wäre geradezu eine Lücke, wenn wir nicht auch die heimische Geschichte in seiner Behandlung besäßen. Der unschätzbare Wert dieser vier Romane beruht somit darin, daß er uns hier französisches Leben widerspiegelt, mit allen seinen Lichtern und Schatten, ohne jede Voreingenommenheit, wie er sie später dagegen hatte, mit vollendeter Objektivität, und doch alles frisch und natürlich, anschaulich und lebensvoll, wie dies schon damit gegeben war, daß hier französisches Sonderleben in seinem Sinne geschildert wird, indem diese Dichtungen fast durchweg in den Provinzen spielen.

Nach der künstlerischen Seite freilich bekunden diese dichterischen Jugendwerke ein nur erst mehr oder minder geglücktes Ringen um die Preise, die ihm erst für später winken sollten. Es sind Vorbereitungen, Versuche, Studien. Die Manier — im guten Sinne — ist erst in der Ausbildung begriffen, der Ton noch nicht durchweg gefunden. Erst in dem letzten der Romane (Abbaye de Typhaines) wie in dem fast gleichzeitig damit entstandenen letzten der Dichterwerke (Alexandre) weht der echte und volle Atem des Genius.

Dagegen haben wir eine ähnliche Erscheinung wie für die wissenschaftlichen und literarischen Abhandlungen der Frühzeit im Verhältnis zu den späteren größeren wissenschaftlichen Werken auch für die dichterischen Arbeiten dieser Periode im Verhältnis zu den späteren festzustellen und auf die gleichen Ursachen wie dort zurückzuführen: sie sind (und wiederum ist hier sein Alexanderdrama einzuschließen) durchweg durchdachter, geschlossener, einheitlicher; der Komposition ist eine weit größere Sorgfalt und Abrundung verliehen, als je später, wo Werke wie Pléjades und Amadis z. B. in dieser Beziehung denkbar frei und lax gehalten sind. Gobineau lebte eben damals in erster Linie, ja ganz, diesen Arbeiten, während sie später neben

dem Dienste hergingen; und als er zuletzt abermals sein eigener Herr wurde, war er an die freiere Art des Schaffens zu sehr gewöhnt, um einer Vervollkommnung nach jenen mehr äußerlichen Seiten noch ernstlicher nachzustreben.

Wenn ich es jetzt versuche, den einzelnen Werken noch einige Worte ernstlicher Würdigung zu widmen, so muß ich leider vorausschicken, daß dies das erste Mal ist, daß dies überhaupt geschieht. Die französische Kritik hat es sich diesen Schöpfungen gegenüber ganz besonders bequem gemacht, sie hat sie meist mit ein paar geringschätzigen Bemerkungen als gänzlich wertlos abgetan, und das einzige, was über Allgemeinheiten dieser Art hinausging, war, daß man Gobineau die Originalität absprach[1]. Nun ist es ja klar, daß jeder Schriftsteller namentlich in der Jugend gewisse Beeinflussungen erfährt, und das in dem Maße, als er sich in der Weltliteratur umtut, in welcher Beziehung Gobineau, ein Vielleser wie nur wenige, unter den ersten steht. Auch haben den besten Dichtern von je Vorbilder vorgeschwebt, die dann die großen unter ihnen zumeist übertroffen haben. Die Bemühungen aber, Gobineau in direkte Abhängigkeiten zu bringen, muten seltsam an bei einem Manne, der in stärkster, manchmal fast eigensinniger Weise seine Sonderart gleich zu Anfang herauskehrt und dessen Wort (11 juillet 1840 an Caroline): „Ainsi tu verras qu'en admirant beaucoup Molière, Beaumarchais, Bossuet, et surtout, et surtout le divin, le trois fois béni,

[1] Seillière p. 8 nennt den Belavoir eine „imitation" des älteren Dumas, und Morland (Mercure de France, 1 mai 1905) redet ihm dies anscheinend nach. Ich muß ihm die Verantwortung hierfür überlassen: in jedem Falle kann doch wohl nur eine stoffliche Verwandtschaft vorliegen. Nachdem obiges niedergeschrieben, erschien die Studie von T. de Visan über Ternove in den „Marches de l'Est" vom 10. September 1912. Visan findet schon in diesem Roman Stendhalsche Einflüsse, doch kommen wir besser auf diese Frage erst bei Gelegenheit der Pléjades.

le grand Arioste, *je n'ai envie ni pouvoir d'imiter ni l'un ni l'autre*" man faſt als Allgemeinmotto allen derartigen Ausklügelungen von Abhängigkeiten entgegenſtellen könnte. Und ſo erkennt denn auch der Biograph nicht nur ſein gutes Recht, ſondern geradeswegs ſeine Pflicht darin, auch bei dieſen Jugendwerken, denen bisher nach keiner Seite ihr Recht geworden, vor allem auf das hinzuweiſen, was auch in ihnen ſchon von Gobineau iſt.

„Les aventures de Jean de La Tour Miracle surnommé le Prisonnier Chanceux" erſchien zuerſt in der Quotidienne 1846 31 mars ss., dann in Buchausgabe als „Le prisonnier chanceux. Par A. de Gobineau" in drei Bänden, Paris bei Louis Chlendowski, 1847. Schon wenige Wochen nach Beginn des Erſcheinens meldete Gobineau den Seinen jubelnd den vollſtändigen Erfolg des La Tour Miracle, der ihm in der Feuilletonausgabe 1200 Francs Honorar und außerdem fortan Beſtellung auf Beſtellung ähnlicher Arbeiten für eine Reihe von Blättern einbrachte, ſodaß er für ein paar Jahre, wie man zu ſagen pflegt, ein beliebter Romanſchriftſteller wurde.

Den Schauplatz dieſes Werkes bilden vorwiegend die ſüdweſtlichen Provinzen, die Zeit die ſechziger Jahre des ſechzehnten Jahrhunderts, die Epoche der Hugenottenkämpfe, während deren die Zuſtände Frankreichs in vielen Beziehungen eine bedenkliche Ähnlichkeit mit den unſrigen während des Dreißigjährigen Krieges aufwieſen. Der Held, Jean de La Tour Miracle, ein königs- nnd glaubenstreuer junger Edelmann aus der Gascogne, führt ſeinen Beinamen des „Glücklichen Gefangenen" von der Eigenſchaft, in jenen Kämpfen, die uns in einer Reihe draſtiſch anſchaulicher Bilder vorgeführt werden, des öfteren gefangen zu werden, ſich aber dabei immer ſo aus der Affäre zu ziehen, daß ihm ſeine Gefangenſchaften zum Heil gedeihen. Durch alle deren Fährniſſe hindurch voll-

führt er ſchließlich eine Botſchaft an ſeine Patin und Gönnerin Diane de Poitiers auf ihrem Schloſſe zu Anet, welche ihm zu einer Offiziersſtelle und zu einem Ehebunde verhilft und damit ſein Leben zwar in etwas geregeltere Bahnen leitet, aber darum doch nicht verhindern kann, daß das Haudegentum und das Gefangenwerden auch fernerhin die Quinteſſenz desſelben bleiben.

Im ganzen hat es ſich Gobineau in dieſem Romane von allen ſeinen Werken ziemlich am bequemſten gemacht. Er iſt leicht gefügt, faſt ein Plauderroman, weder von großer hiſtoriſcher Perſpektive, noch von ſonderlich tiefer Pſychologie, noch von irgendwie kunſtvoller Kompoſition. Die Schilderungen der Hugenotten und ihres Treibens ſind friſch und lebensvoll, wenn auch ſtellenweiſe etwas breit; die Gefangenſchaft Jeans in ihrem Lager zu Beaumont ſehr flott und amüſant erzählt. Erſt im letzten Teile tritt eine gewiſſe Vertiefung ein, wiewohl auch hier ernſtere oder gar tragiſche Verwicklungen immer nur geſtreift werden und die geſchichtlichen Ereigniſſe im höheren Sinne nur ſpärlich hineinſpielen. Nur mit dem Porträt der Diane de Poitiers hat ſich Gobineau etwas mehr angeſtrengt und es iſt ihm ſehr ſchön gelungen. Nächſt ihr wären die beiden katholiſchen Feldhauptleute Montluc und Brantôme, der Hugenottenführer Bourbet, die beiden alten Edelleute Aurèle-Agrippa de la Tour Miracle und Caſtillac, die Dienerfiguren Pierrot und Barbillon hervorzuheben: in ihnen allen hat Gobineau gezeigt, welch vollendeter Realiſtiker auch in ihm ſteckte, nur daß ihm dieſe Eigenſchaft lediglich *ein* künſtleriſches Mittel unter anderen lieferte, während die meiſten Neueren ſich mit ihrer ganzen Kunſt darin erſchöpfen. Die Gegenſätze: Coriſande de Peyrecave, die falſche, dann bereuende, Magdelaine de Caſtillac, die entſagende, dann beglückte Geliebte, muten den Vorgenannten gegenüber mehr wie gute alte Bekannte an, wie denn überhaupt Gobineau ſelbſt bei dieſem Erſtlingsroman ſchwerlich auf ſeine Originalität den Hauptnachdruck gelegt

haben dürfte. Aber der leichte, graziöse Ton der Erzählung ist ihm eigen und manches — wie z. B. die Schilderung der alten Kavaliere der Diane de Poitiers — köstlich gelungen. Der Prisonnier Chanceux ist Gobineaus französischstes Werk; die Beschreibung des Lebens am Hofe der Diane de Poitiers geradezu typisch für französisches Leben und Treiben neuerer Zeiten überhaupt. Im allgemeinen ist all dies Liebes- und Gesellschaftsgetriebe, wie billig, so heiter gehalten, daß der jugendliche Autor einigermaßen aus der Rolle fällt, wenn er aus Anlaß eines prächtigen Festes, das Jean den Einwohnern von Beaumont gibt und dann durch seinen schlauen Diener Barbillon mit einem Wechsel auf die falschen Spieler, die ihn ausgebeutelt haben, bezahlen läßt, plötzlich in den Ausruf verfällt:

„C'est une des rares circonstances où le soleil doit s'ennuyer un peu moins du triste rôle qu'il joue en nous éclairant."

Es ist dies eine erste, später in Briefen wie in Schriften noch öfter wiederkehrende Gelegenheit, wo Gobineau, wie sich vergessend, einmal auf den tiefsten Grund seiner Seele schauen und durchblicken läßt, wie unendlich pessimistisch er persönlich die Welt auffaßte, wenn er auch in allen seinen öffentlichen, und zumal dichterischen, Kundgebungen sich gedrängt fühlte, nach Kräften ihre heiteren Seiten hervorzukehren, wie ja auch in diesem „Glücklichen Gefangenen", den niemand ohne eine Regung der Dankbarkeit für das viele den mannigfachsten Situationen und Gestalten durch des Dichters liebenswürdiges Naturell abgewonnene Scherzhaft-Drollige aus der Hand legen wird.

Weit bedeutender als dieser Roman ist sein nächster Nachfolger: „Les aventures de Nicolas Belavoir"[1], und

[1] Zuerst als Feuilleton der „Union monarchique", 4 juin 1847 ss., dann in Buchform in vier Bänden (Paris, bei Hippolyte Souverain

zwar gilt dies im ganzen wie von allem einzelnen. Menschen und Ereignisse, Psychologie und Komposition, historischer Hintergrund, Stil und Gesamtgepräge, alles erscheint um eine Stufe hinaufgerückt. Nicht als ob nicht auch hier noch allerlei offenbar anderen Abgesehenes, Landläufiges, Metiermäßiges sich fände — der Zeitungsroman scheint nun einmal auch für die Besten gewisse Kniffe, wie namentlich den gelegentlichen breiten Ausspinnens, zu bedingen —; auch ist das Genre hier nicht so klar ausgeprägt und festgehalten wie im Prisonnier Chanceux, den man kurz als ein leicht gehaltenes Zeitbild bezeichnen kann, während Belavoir ein Mittelding zwischen dem Abenteuer-, dem historischen und dem humoristischen Roman darstellt. Aber schon das allein würde diesem eine durchaus nicht untergeordnete Stelle im Lebenswerke Gobineaus anweisen, daß hier, ganz anders noch als in seinem Vorgänger, jenes Eindringen in den Geist und das Wesen einer geschichtlichen Epoche — Belavoir spielt ebenfalls in der Hugenottenzeit, nur etwas später, gegen Ende der Regierungszeit Heinrichs III. und während des Kampfes der drei Heinriche — erstmalig erreicht ist, das später für Gobineau so charakteristisch werden sollte. Und wenn auch das Werk — was schon durch seinen vorbezeichneten Mischlingscharakter bedingt wird — vielleicht nicht durchweg an die Größe der geschichtlichen Ereignisse voll heranragt, so leistet doch sein Verfasser in selbstgewählter Beschränkung um so bedeutenderes an markigen Zeitbildern jeder Art und an interessanten Sittenschilderungen. Nur ein kleiner Seitenblick freilich fällt auf die drei fürstlichen Persönlichkeiten, Katharina von Medici, Heinrich III. und Heinrich IV.; aber

1852) veröffentlicht, und zwar dies zweite Mal unter dem Pseudonym Ariel des Feux (Ar[thur]iel Feuergeist), was sich wohl daraus erklärt, daß Gobineau damals schon amtliche Rücksichten zu nehmen hatte und daher mit einem derartigen belletristischen Werke nicht mehr öffentlich hervortreten mochte.

ſie ſind doch, zumal Heinrich III., mit wenigen Strichen gut gezeichnet. Ungleich weſentlicher iſt es, daß uns im Belavoir die bleibenden, vom Detail der geſchichtlichen Entwicklung unberührten Typen des franzöſiſchen Lebens[1] von Gobineaus Hand — einer damals mindeſtens werdenden Meiſterhand — gereicht werden: der Edelmann als Weltweiſer (Corniſſe), der verkommene Edelmann (François de la Mothe Baranne), der ritterlich lebensfriſche, tapfere und edelmütige (Louis de la Mothe), der bis in den Tod galante weibiſche (Tranchille), Bürgervolk aller Art, der rohe, protzig plumpe Gorgebut, der Haſenfuß Brillache und ſeine reizende kleine Pantoffelſchwingerin Blaiſette Brillache, der verfrühte Septembriſeur Père Cruzé, der Raufbold und noble Mörder Saint Gaudens uſw. uſw. Das iſt immerhin etwas; und doch haben wir von dem Helden und ſeiner Sippe noch gar nicht geſprochen, auf den doch hier ganz anders als im Vorwerke die ganze Kunſt des Dichters und das Hauptintereſſe des Leſers ſich konzentriert.

Dieſer Held iſt ein elternloſer fahrender Seiltänzer, Sänger und Spielmann[2], der auf ſeinen Irrfahrten durch die Welt von ungefähr in dem Hofnarren Heinrichs III. ſeinen Vater und in einer Hexerin und Lauſcherin von Wirtin ſeine

[1] Und zwar diesmal, was auch nicht belanglos iſt, mehr nordfranzöſiſchen Lebens.

[2] Die Vereinigung ſo verſchiedener Künſte in ein und derſelben Perſon darf nicht wundernehmen, es herrſchte in dieſer Zunft der Fahrenden ehedem ein ſehr weitgehender Univerſalismus, der freilich ſchon zu Belavoirs Zeit im Schwinden war, wie einer der Hofnarren des Stückes zum anderen ſagt: „Autrefois les talents les plus divers étaient pratiqués dans leur perfection par un seul homme; mais aujourd'hui celui qui escamote n'avale plus de sabre; celui qui chante ne marche plus sur la tête! Les hommes forts s'en vont, et, quand vous ne serez plus, maître, je ne sais vraiment ce que deviendra l'univers.“ So iſt alſo auch unſere heutige Klage über das Hereinbrechen des Spezialiſtentums ſchon eine alte.

Mutter erkennt, von beiden aber mit gutem Fug ſo wenig erbaut iſt, daß er ſich alsbald wieder von ihnen wegmacht. Dieſer Kümmerling ohne Mittel, ohne Herkunft, der ſein armſeliges Zigeunerdaſein fünfundzwanzig Jahre damit zugebracht hat, zu dulden und ſich durch das entwürdigendſte Elend zu ſchleppen, hat es zugleich vermocht, ſeine Seele vor allen Flecken zu bewahren, und wenn Uneigennützigkeit, Milde, Wohlwollen und Pietät den Anſpruch auf den Namen eines Ehrenmannes verleihen, ſo iſt der gute Nicolas einer der größten Ehrenmänner geweſen. So ſchildert ihn wörtlich der Dichter in den Worten des jungen Edelmannes, Louis de la Mothe, der ſeinem Rat, ſeiner Führung, ſeinem Schutze alles verdankt, und damit doch noch nicht einmal alles geſagt hat. Denn erſtlich verſteht es ſich von ſelbſt, daß ein ſolcher „Held", wenn die Zeitereigniſſe ihn in ihre Wirbel ziehen, auch zum wirklichen Helden werden kann, mag er wollen oder nicht, wie denn unſer Belavoir im Dienſte der Liga bei der Erſtürmung der Zitadelle von Orléans die erſtaunlichſten Taten vollführt. Und dann, was mehr iſt: er hat den Humor, und damit die Philoſophie, für alle anderen mit, und ſteht ſo in gewiſſem Sinne über allen, wenn ihn auch zuerſt das Leben, und dann freier Wille, ans unterſte Ende der Geſellſchaftsleiter geſtellt hat — denn Fahrender will er nun einmal bleiben, auch nachdem ihm zum Lohn für alle ſeine Verdienſte die ſchönſten Preiſe winken. Nur in dieſer ſcheinbar tiefſten Selbſterniedrigung lockt ihn die wahre Freiheit, die Unabhängigkeit von Menſchen und Schickſal. Die Hofluft, in die er dank der väterlichen Verbindungen vorübergehend hineingezogen, will ihn erſticken; die Familienbande drücken ihn nur: „ich habe meine Eltern immer geehrt, als ich noch keine hatte; jetzt, wo mir dies Glück geworden, finde ich es mit ſo vielen Übelſtänden verbunden, daß ich gerne darauf verzichten würde." „Was Eltern! Man muß ſeine eigenen Eltern ſein, der Seil-

tänzer muß ſein wie der Weiſe, muß einſam, ganz auf ſich geſtellt leben. Sein Publikum ſind ſeine Eltern, deſſen Beifall ſein Ruhm.“ Ein leichtes Ding iſt es freilich nicht um eine ſolche einſame Weisheit: nicht nur daß ſie einer harmloſen Selbſtgefälligkeit, ja Eitelkeit, dem nur zu natürlichen Ergebnis ſeiner ſchließlichen Triumphe, abgerungen werden muß, er erkauft auch das vermeintliche Glück ſeines Vagabundentums nur mit ſchmerzlichſten Entſagungen, denn der arme Teufel hat doch ein Herz, und dies Herz liebt und hat ihm die Liebe Beſter gewonnen, wie eben die ſeines jungen Barons und ſeiner lieblichen Schweſter, für die er beinahe über den ungeheuren Standesabſtand hinweg auch noch anders erglüht wäre. Und als er ſich, in Blois, ſagen muß, daß dieſe ihn nicht mehr nötig haben, und ſo ihn nichts mehr abhält, den alten Beruf wieder aufzunehmen, da weint er doch wie ein Waſſerfall, ehe er am Tore den Staub von ſeinen Füßen ſchüttelt, und wir dürfen ſicher ſein, daß, als er nach der Vermählung ſeiner geliebten jungen Herrſchaften, die — „arme Blinde“, wie er meint — vergebens verſucht haben, einen ziviliſierten Menſchen aus ihm zu machen, ein letztes Mal und nun für immer hinauszieht, er's auch nun wieder nur dadurch aushält, daß er nicht nur auf Schritt und Tritt ſich und anderen einen Spaß macht, ſondern auch, wo immer er ſie anbringen kann, eine gute Tat tut, was der Dichter hier wenigſtens durch eine nochmals wie ſymboliſch andeutet, nachdem er fünfzig Kapitel darangeſetzt, uns zu zeigen, welch eine „Seele von einem Menſchen“ der Mann war, den die weltliche Juſtiz als Kinderräuber und ſonſtigen gemeingefährlichen Verbrecher verfolgen zu müſſen glaubte.

Mit letzterer Tatſache ſind wir nun von dem Seelengemälde, das weitaus das Bedeutſamſte am Belavoir ausmacht, bereits auf deſſen äußere Handlung übergeſchweift, die indeſſen, wiewohl ſie das Lob verdient, bei großer Reich-

haltigkeit, auch der ſie erzeugenden Perſonen, doch eng und konzis verknüpft und logiſch und pſychologiſch faſt lückenlos begründet und durchgeführt zu ſein, dennoch eine Einzelaufzählung nicht lohnen würde, da ſie in dieſem Werke durchaus noch nicht Hauptſache, noch nicht ebenbürtig mit Pſychologie und Charakteriſtik verwachſen, ſondern mehr nur noch deren Subſtrat iſt. Die „Abenteuer" Belavoirs bilden das Grundgerüſt oder den Rahmen des Ganzen, in welchen alles andere einſchließlich der Höchſtgeſtellten zum Bilde ſich ein- und zuſammenfügt, ſo zwar, daß die Geſtalt Belavoirs groß im Vordergrunde ſteht, die hiſtoriſchen Vorgänge und Perſönlichkeiten, wie zeitgeſchichtlich illuſtrierend, ihm zur Seite oder in den Hintergrund treten. Dieſe Abenteuer, vom erſten an, da Gorgebut und ſeine herzloſe Tafelrunde den jugendlichen Fahrenden beim Taufſchmaus höhnend hungern läßt, bis zu dem Moment, da Nicolas, fühlend, daß nun ſein Fahren zu Ende ſei, ſich mit einem letzten Inſtinkt dem Gebiete ſeiner Freunde, gleich einer erſten und letzten Heimat, zuſchleppt, um dort zu ſterben, ſie müſſen, dem ganzen Charakter eines doch halb romantiſchen Werkes entſprechend, rein künſtleriſch betrachtet, manches Willkürliche, Gewagte und daher dem kritiſchen Blick weniger Stichhaltige enthalten. Es genügt daher, wenn man von vornherein zugibt, daß in der vorbezeichneten Hinſicht Belavoir ein Kunſtwerk im ſtrengſten Sinne noch nicht abgibt, nur noch einige Szenen aus ſeiner bunten Laufbahn herauszugreifen, wie etwa die ſeiner Wiedererkennung mit dem Vater, welcher hartgeſottene Selbſtſüchtling in dieſem Augenblicke ſeine ſonſtige ſarkaſtiſch-zyniſche Art einmal durch eine Anwandlung menſchlichen Gefühles übermannen läßt, oder die ſchon erwähnte Heldenepiſode in Orléans, welche in ergötzlichſter Weiſe an Zſchokkes Humoreske „Kriegeriſche Abenteuer eines Friedfertigen" erinnert.

Unter den mancherlei Brücken, die aus der Welt Belavoirs

in die der Großen hinübergeschlagen werden, ragt das Motiv des Kinderraubes und Kindertausches über alle anderen hervor. Belavoir hat in einer Anwandlung rachsüchtiger Verzweiflung Gorgebut sein vor kurzem geborenes Söhnchen entführt und dies dann einem jungen Edelmanne für eine vornehme Spanierin, in deren Bande er geschlagen, abgetreten: Doña Carmen de Sylva, eine der zahllosen Geliebten Heinrichs IV., damals noch Königs von Navarra, hat von diesem die Zusage erhalten, daß sie Herzogin werden solle, wenn sie ihm einen Sohn schenke. Nachdem aber letzterer nur geboren worden, um alsbald zu sterben, bedarf sie dringend eines Tauschkindes, da sie auf ihre ehrgeizigen Pläne nicht verzichten will, und hier muß nun eben Belavoirs notgedrungener kleiner Schützling einspringen. Es läßt sich nicht leugnen, daß dies Motiv, abgenützt, sensationell-romantisch, wie es ist, gewissermaßen einen wunden Punkt, die schwache Stelle des Romans ausmacht, und das für einzelne Beurteiler in dem Grade, daß sie das Ganze darüber fallen lassen zu müssen geglaubt haben. Dies nun zwar sehr mit Unrecht.

Vor allem hat Gobineau die Banalität des Zuges — von dem wir dahingestellt sein lassen wollen, ob und wie er ihn hätte vermeiden können — reichlich gesühnt durch gar vieles von dem, was er direkt daran geknüpft oder indirekt aus ihm hat hervorgehen lassen. Schließlich wird sich doch kein Unbefangener die Freude an zum Teil hochdramatischen, ja tragischen Vorgängen, wie z. B. dem Mordanschlag St. Gaudens' auf den aus seiner Verblendung erwachten Helfershelfer Doña Carmens, François de La Mothe, und dessen innerer Wandlung, dadurch verderben lassen, daß sie von weitem durch jene Intrige bedingt sind; so wenig man, um uns hiervon ab- und anderen Partien des Romans zuzuwenden, allzu ängstlich fragen wird, ob, in noch wieder höherer Sphäre, das flüchtige Über-die-Bühne-Ziehen der gebrochenen Katharina von

Medici, die — streng historisch erzählte — Ermordung des Herzogs von Guise, ja selbst die Begegnung der beiden Heinriche eine mehr als episodische Bedeutung habe. Missen möchte man dies alles eben doch nicht, wäre es auch nur, weil es Gobineau Gelegenheit gegeben hat, in der knappen, schlicht natürlichen Erzählung, oder auch in der humoristischen Abdämpfung, jener tragischen Vorgänge, wie auch in der scharfen, auf tiefe Menschenkenntnis begründeten Charakteristik und plastischen Darstellung jener Gestalten ein hervorragendes Zeugnis seines damaligen Könnens nach dieser Seite sich auszustellen. Und doch darf kein Zweifel darüber gelassen werden, daß der Schwerpunkt des Werkes nicht nach dieser liegt, sondern in jener anderen Sphäre zu suchen ist, in welcher Belavoirs und der Seinen Licht leuchtet: in der des Volksmäßigen.

Die Dumaswitterer, deren ich oben Erwähnung getan, können unmöglich an Belavoir mehr als genippt haben, sonst müßten sie bemerkt haben, daß dieser zwar an alle möglichen Vorbilder erinnern mag, aber doch an niemanden mehr als an Joseph Arthur Gobineau. Und auch das darf man ihnen dann noch verraten, daß bei solchem „Erinnern", namentlich in den volksmäßigen Partien des Belavoir, selbst Vorbilder, sagen wir richtiger: Seitenstücke, in Betracht kommen, die Gobineau dazumal noch gar nicht gekannt hat, mit anderen Worten, daß das ewig Wahre, das ewig Natürliche, das ewig Menschliche dieser Art von Welt, wie es den besten Werken der entsprechenden Dichtungen eigen ist, dort wie hier sein Wesen treibt. Fast zwanzig Jahre später, als er den Simplizissimus las, brach er in eine fast unbändige Bewunderung desselben aus: eine Bewunderung, die man nur aus gewissen verwandten Zügen des Milieus, der Hauptgestalt, wie der dichterischen Behandlung in seinem und in Grimmelshausens Werk erklären kann. Nur der Verfasser des Belavoir in Gobineau konnte dem Verfasser des Simplizissimus,

in dem er wohl nach dieser Seite seinen Meister gefunden haben mochte, die Worte wahlverwandter Huldigung darbringen: „sein Werk sei außerordentlich durch die unerhörte Gewalt, den Reichtum der Farbe, die Wahrheit der Charaktere, das historische Interesse und die unvergleichliche Erfindung, die darin herrsche; kein Geschichtsbuch könne den Dreißigjährigen Krieg besser begreifen lehren." Mutatis mutandis ist dies alles auch für Belavoir zutreffend. Der große Reichtum der Erfindung zeigt sich zumal auch in den vielen Nebenfiguren, die, oft mit ein paar Zügen in greifbarer Wirklichkeit vor uns hingestellt, und doch so, daß sie niemals aus der dichterischen Sphäre heraustreten, zugleich höchst anschaulich, mannigfaltig und lebendig kontrastierend gruppiert sind. Figuren und Figurengruppen von so kecker Realistik wie die Ordinaires — die Raufboldenleibgarde des unglücklichen, schwachen Heinrich III. —, die wehrhaften Pfahlbürger von Melun und Orléans und vor allem die Narren mit ihrem packenden Humor, ihrem prachtvollen Standesgefühl und ihrer überlegenen Weltweisheit hat unser Dichter bis zur Renaissance wohl kaum wieder geschaffen.

Über die Wirkung des Belavoir wissen wir nichts Näheres. Die einzige Nachricht Gobineaus selbst darüber besagt nur, daß ein würdiger Geistlicher, der Abbé Soundso, der offenbar weder für die Romantik noch für den Humor des Werkes den geringsten Sinn besaß, dieses von so empörender Unsittlichkeit fand, daß er, nachdem er eine Weile Geduld geübt, der Union das Abonnement kündigte; ein Beispiel, das zum Glück nicht viel Nachahmung gefunden zu haben scheint, da Gobineau (28 juillet 1847) hinzusetzt: „Tout le monde ici a un front d'airain."

So dürfte es auch uns gehen, und da uns zudem Gobineau heute ganz etwas anderes bedeutet als den Damaligen, so wird vielleicht auch Belavoir noch einmal bei uns zu Ehren

kommen. Jedenfalls würde er sich neben diesem und jenem Lieblingsromane der deutschen Welt in solchen Ehren voll behaupten.

In eine ganz andere Welt versetzt uns der dritte Roman „Ternove", erschienen im Journal des Débats, 22. Oktober — 23. Dezember 1847; Buchausgabe in drei Bänden, Bruxelles, librairie Tarride 1848. Er weist prinzipiell insofern einen Fortschritt auf, als in ihm Handlung und Psychologie völlig sich decken, die Psychologie in die Handlung selbst gelegt ist. Und da diese 1847 erst etwa ein Menschenalter zurück-, somit auf der Erzählung ein ganz anderer Charakter von kontrollierbarer Wirklichkeit, um nicht zu sagen Wörtlichkeit lag, als bei den früheren Werken, so mußte Gobineau seine Hauptkraft daran setzen, die Vorgänge eines solchen rein psychologischen Romanes ganz nach ihrem inneren Sinne zu entwickeln. In richtiger Erfassung dieser Aufgabe läßt er denn auch seine Handlung nur auf wenige Personen sich verteilen, verzichtet fast ganz auf landschaftliche und sonstige Schilderungen; selbst das historisch-geographische Milieu erscheint fast nebensächlich für die Hauptvorgänge, wenn auch Gobineau durch einzelne episodische Bilder aus der Zeitgeschichte — wie wir bald sehen werden — den Reiz seines Werkes bedeutend zu steigern und außerdem den menschlich schon stark vertieften Seelen- und Charakterschilderungen aus einer eben damals ihm neu aufgehenden Weltanschauung — der des Rassengedankens — heraus einen noch interessanteren Hintergrund und gleichsam eine historische Bekräftigung zu verleihen verstanden hat.

Der Held des Romans, Octave de Ternove, entstammte einem von Haus aus spanischen Geschlechte, dessen französischer Zweig auf Don Antonio de Tierranova zurückging, einen alten Haudegen aus der Zeit des Herzogs Alba, welcher sich damals in La Longuée, einem Dorfe der Ardennen nahe der belgischen

Grenze, niedergelassen und mit einer Flamländerin vermählt hatte. In den zwei Jahrhunderten ihres Bestehens hatte die Familie, wenn auch keine großen Reichtümer, doch hohe Achtung ringsum aufgesammelt, was genügte, um Octaves Eltern in dem unseligen Jahre 1793 unter die Guillotine zu bringen und die Einziehung ihrer Güter durch die „Nation" zu veranlassen. Von letzterer kaufte sie der alte Müller des Dorfes, Bahurot, der bald darauf, nicht sowohl um sein Gewissen zu beschwichtigen als um sich den Besitz auch für Zeiten etwaiger neuer politischer Umwälzungen zu sichern, den Oheim Octaves, einen ehemaligen Offizier vom Regiment Champagne, welcher den fünfjährigen Knaben gerettet hatte, zum Verzicht auf alle seine Rechte in seinem und seines Neffen Namen gegen die Verpflichtung, beide bei sich zu beherbergen und zu verpflegen, zu bestimmen wußte. Der gutherzige und feinfühlige, aber schwache Edelmann geriet so dem rohen, platten, nur der gemeinsten Habgier frönenden Müller gegenüber in eine seelische Hörigkeit, hundertmal ärger als je eine feudalrechtliche sein konnte, und dies vollends, nachdem ihn der Müller bestimmt hatte, seine einzige Tochter zur Frau zu nehmen. Indessen blieb ihm, völlig mittellos wie er war, nichts übrig als zu dulden und seinem Peiniger gelegentlich seine wahre Meinung von ihm zu hören zu geben. Nicht so sein heranwachsender Neffe. Ihm brannte die Schmach der Beraubung im Busen, die Schreckensszenen, unter denen seine Eltern einst weggeschleppt worden, hatten sich ihm unvergeßlich eingeprägt, und der Anblick des im Besitze dessen, was er von Rechts wegen sein wußte, sich blähenden Müllers vergällte ihm das Dasein. So hält es ihn nicht mehr daheim, er geht unter die reitenden Jäger. 1814 bei einem der Rückzugskämpfe Napoleons schwer verwundet, sieht er doch wieder keine andere Möglichkeit, als sich in der einstigen Heimat aufnehmen und pflegen zu lassen. Die schon früher in ihm aufgetauchten Pläne, den der Familie

angetanen Schimpf zu sühnen und sie auf ihren alten Rang zurück, ja höher empor zu bringen, leben freilich alsbald feuriger denn je in ihm auf; als nächstliegende Form ihrer Verwirklichung, die auch vom Oheim Gérard de Ternove freudigst aufgegriffen wird, bietet sich eine Verbindung mit dessen Tochter Marguerite, der Enkelin des Müllers, dar, für welche Octave während der Zeit seines Aufenthaltes in La Longuée eine wachsende, bald auch von ihr erwiderte Neigung gefaßt hat. Der ganz dem Größenwahn der Habgier verfallene Müller aber widerstrebt dem leidenschaftlich; nach den heftigsten Szenen mit ihm verläßt der jetzt geheilte Octave abermals das Haus seiner Väter, just in dem Augenblick, da der von Elba zurückgekehrte große Kaiser gegen Paris heranrückt.

Der Augenblick ist schwierig. Sein Regiment, das im Süden stand, ist bereits zu dem Korsen übergegangen. Aber in ihm erwacht der alte Royalist: auf die Gefahr hin, als Deserteur gefaßt und füsiliert zu werden, stellt er sich der Sache des Königs zur Verfügung. Das Glück will ihm wohl. Er findet in dem alten Baron de Marvejols, einem der treuesten und auch einflußreichsten Royalisten, einen Beschützer und bald väterlichen Freund, der ihn sogar an Sohnes Statt annehmen will; die bunten Zufälle des so unköniglichen Rückzugs nach Gent, den er sehr wider seine Hoffnungen mitmachen muß, bringen ihm die Rangerhöhung als Eskadronschef und Ordonnanzoffizier. Nach der Niederwerfung Bonapartes und Wiedereinsetzung der Bourbons winkt ihm sogar baldige weitere Beförderung, ja in fernerer Zukunft als sicheres Erbe die seinem Beschützer inzwischen zugefallene Pairswürde, und außerdem eine glänzende Verbindung mit der Tochter des dem Baron befreundeten Marquis de Bartannier, dessen große Reichtümer auch das von dieser Seite Fehlende noch hinzubringen sollen.

Hier beginnt nun der Kampf zwischen Liebe und Ehrgeiz in der Seele unseres Helden. Daheim hat ein furchtbares Ende

den Müller, den Todfeind seiner Pläne und Hoffnungen, aus dem Wege geräumt: dieser hat, da er sich ohnmächtig sieht, die Verbindung Octaves mit Marguerite hintanzuhalten, in einem letzten Racheanfall das Schloß in Brand zu setzen versucht, ist aber dabei nur selbst verunglückt, ohne daß es ihm gelungen wäre, die Ternoves als seine Opfer in seine Katastrophe mithineinzuziehen. Vater und Tochter, durch diese Wendung von einem lastenden Drucke und unnennbarer Seelenpein, die der herzlose Müller namentlich über Marguerite in letzter Zeit mit zynischer Wonne verhängt hatte, befreit, jubeln der Verbindung mit dem in ihren Augen nunmehr als rechtmäßiger Herr von Ternove dastehenden Kinde des Glückes entgegen.

Anders sieht es in dessen Innerem aus. Octave hat bisher seinen Pflegeeltern nichts davon gesagt, daß er sich Marguerite gegenüber gebunden fühle. Er hofft noch, daß der persönliche Eindruck dieses seltenen, alle Gaben und Reize echter Weiblichkeit in sich vereinigenden Wesens den alten Baron, in dessen Weltanschauung das Standesgefühl, der Adelsgeist, einen allbeherrschenden Rang einnimmt, zum Aufgeben aller Vorurteile ihr gegenüber bestimmen und es ihm selbst so möglich sein werde, seine Liebe zu krönen, ohne seinem Ehrgeize zu entsagen. Aber die Liebe dieser noch so herzensguten Menschen findet in eben diesen Standesvorurteilen ihre Grenzen. Das holde Kind, das gerade angesichts der Kämpfe des Geliebten zu wahrer Seelengröße emporwächst, bleibt ihnen nur die Enkelin eines Müllers und Jakobiners. Ein Ausgleich erscheint hier unmöglich. Vergebens bieten jetzt Marguerite und ihr Vater Octave an, ihn freizugeben; ja, der Oheim, die treue Seele, will ihn sogar aus den Ketten der Verschuldung, in die er, um in Paris in den neuen großen Verhältnissen sich behaupten zu können, geraten war, durch hypothekarische Belastung des Stammgutes Ternove ohne jede Gegenverpflichtung befreien. Vergebens geht Marguerite so weit, selbst dur

Vorspiegelung einer anderen Neigung, durch geheuchelte Schroffheit und Härte den, dessen große Zukunft sie nicht untergraben will, von sich hinwegzustoßen. Octave, der durch ein Verschweigen dessen, was er in beiden Lagern an Verpflichtungen eingegangen, einen Augenblick in Gefahr geraten war, nach zwei Seiten im Lichte der Zweideutigkeit, ja Unaufrichtigkeit dazustehen, gewinnt sich mit männlichem Entschlusse in verzweifeltem Ansturm seiner siegenden Liebe volle Wahrheit und Klarheit zurück. Er wirft seinen beiden großen Gönnern ihre Herrlichkeiten vor die Füße und reicht gleichzeitig seinen Abschied aus seiner militärischen Stellung ein, um sich ganz Marguerite zu weihen und mit ihr nach Ternove sich zurückzuziehen. Nachdem er so die Schiffe hinter sich verbrannt, vollzieht sich die Trennung von jenen in sehr verschiedener, ihrer eigenen Geistesart entsprechender Weise: von dem alten Lebemann Bartannier, der, von Marguerites Wesen bis zum jähen Auftauchen einer ersten wirklichen Liebe berückt, ernstlich Miene macht, sie Octave wegzufangen, in fast burlesk unversöhnlichen Formen, von den Marvejols in unverminderter Herzenszusammengehörigkeit, wenn auch die Pflicht- und Ehrbegriffe der unverbesserlichen Cidevants dieser im ferneren Leben keine Möglichkeit belassen, sich in der bisherigen Weise zu äußern. Marguerite, die erkennen muß, daß nach der Seite, auf der auch sie bisher Octaves Glück gesucht hatte, für diesen nichts mehr zu retten sei, reicht ihm, dessen alles sie jetzt geworden, um so beglückter ihre Hand, als sie seine Liebe in den Kämpfen gegen eine Welt, die er für sie bestanden, zu echtem Golde geläutert sieht.

Um diese an sich sehr einfachen Geschehnisse, in deren Entwicklung und lückenloser Durchführung Gobineau eine auch durch seinen zweiten psychologischen Roman, die Pléjades, fast dreißig Jahre später, nicht überbotene Meisterschaft an den Tag gelegt hat, vollständig zu überschauen, haben wir noch zwei

Nebenfiguren nachzuholen, die in Octaves Geſchicke in gewiſſem Sinne parallel, dann freilich mehr und mehr als Gegenſpieler, eingreifen: ſeine beiden militäriſchen Kameraden Henri Marcel und Jullien de Soilles. Parallel inſofern, als beider Geſchick auf einen hohen Grad mit dem Octaves verknüpft iſt und ihre eigenen Hoffnungen in erſter Linie auf das Gelingen ſeiner Pläne ſich begründen. So ſehen ſie ſich bei dem Auf und Nieder dieſer Hoffnungen und dem entſprechenden Schwanken von Octaves Stimmungen fortwährend unmittelbar in Mitleidenſchaft gezogen; aber ihre Charaktere, ihre Motive, ihre Handlungsweiſe ſind dabei die denkbar gegenſätzlichſten: Marcel, der Regimentskamerad aus der Kaiſerzeit, zwar niederer Herkunft, aber durch und durch rechtlich, der treueſte und uneigennützigſte der Freunde, dabei ein tiefer Menſchenkenner, mit dem Blicke des Skeptikers vom erſten Augenblick an erkennend, daß aller Enthuſiasmus, alle Hingebung, alle Aufopferung eine nicht einheitlich angelegte Natur wie ſeinen Freund in der Liebe allein nicht zum Glück führen kann, der daher deſſen edelmütiger Aufwallung entgegenwirkt, ſolange er ihn noch glaubt bewahren zu können, und ihn erſt darin beſtärkt, als er ihn mit jeder Faſer ſeiner Ehre darein verſtrickt ſieht; Soilles, der royaliſtiſche Parvenü, der frivol und gemein, kalt berechnend, Octaves Verbindungen nur ausnützen will und mit dem Augenblicke, da dieſer Miene macht, die Lockrufe der großen Welt mit der Stimme des Herzens und der Ehre zu übertäuben, von ihm abfällt, ja ſeinen Sturz noch tiefer geſtalten hilft, um ihn dann in allem dem, was er von ſich geſtoßen, Ehren, Würden und Reichtümern, zu beerben.

Wir dürfen kaum zweifeln, daß an dem Punkte, wo wir im vorſtehenden unſere Analyſe des Werkes abgebrochen haben, die meiſten anderen Romandichter dieſes ebenfalls beſchloſſen haben würden. Nicht ſo Gobineau. Er gibt uns in einer „Conclusion“ von achtzehn Seiten ein Nachſpiel, das, an Tiefe

der Seelenschilderung alles im Roman selbst Gebotene noch übertreffend, manchem Leser vielleicht unerwartet, dies Lied von „Octave et Marguerite“, wie der Titel ursprünglich lauten sollte, in eine stille, fast lautlose Tragödie ausklingen läßt. Mit der ihm eigenen erbarmungslosen Wahrhaftigkeit, die ihm, als gerade zum Abschluß äußerst undankbar, mindestens einen Teil seines Publikums wohl sicher entfremden dürfte, schildert hier der Dichter Octaves Erlöschen im Versagen aller höheren Kräfte. Bald genug drängt sich ihm die Erkenntnis auf, daß auch die edelste Liebe, wenn auch kein bloßer leerer Wahn, doch mit Wahn gemischt ist. Sein Dasein ist nicht ausgefüllt. Das Gefühl, sozial eine Null zu sein, die monotone Untätigkeit des Landlebens bedrücken ihn. Vergebens versucht er es nacheinander mit der Landwirtschaft, der er als wesensfremder Theoretiker gegenübersteht, mit der kontemplativen Lebensweise, mit der Schriftstellerei. Auch die Bemühungen Marvejols', ihm eine Wiederanstellung im Heere zu erwirken, mißglücken, da Bartannier und Soilles ihnen in unvergessenem Groll entgegenwirken. Da endlich ergibt er sich, ein gebrochener Mann, in das Glück, das er sich geschaffen. „War es das Leben, war es der Tod?“ fragt der Dichter angesichts eines solchen Daseins. Gewiß ist, daß Octave gegen Marguerite nie einen Laut der Klage fallen ließ, daß er sich bemühte, ihr die inneren Kämpfe, unter denen sein Seelentod sich vollzog, zu verheimlichen. Aber eine Liebe wie die Marguerites mußte ihn fast eher noch, als er sich selber, durchschauen. So war auch ihr Traum schnell ausgeträumt. „Les femmes, les enfants, les sujets, tous les spectateurs, tous les créanciers exigent d'ordinaire de celui qui a promis qu'il tienne ses engagements. Lorsqu'un amant a joué le héros, il se rapetisse beaucoup, devenu mari, s'il se laisse tomber langoureusement au bas de son piédestal. L'inertie d'Octave avait quelque chose de l'enfance; les soins que sa femme lui

prodiguait tenaient un peu de la sollicitude maternelle, et protéger son protecteur ne peut se faire longtemps sans qu'un dédain mal déguisé ne se glisse sous la robe blanche de la douceur. Mais il ne faut pas insister sur ce point demeuré très-secret, jamais trahi au dehors par un geste, par un mot, et que l'intuition du romancier a pu seule deviner. Ce qui est hors de doute, c'est que Marguerite ne fut point heureuse, et peut-on l'être à côté d'un pygmée pleurant d'avoir voulu jouer le rôle d'Alcide?"

Mit dieſen Schlußworten des Romans iſt es geſagt, daß deſſen Held kein wirklicher Held iſt oder doch als ſolcher leidig zu wünſchen übrig läßt. Unwillkürlich wird man an gewiſſe Goethiſche Nichthelden erinnert; ja ſelbſt mit einer Gobineau im übrigen antipodiſchen Geſtalt, dem ſpäteren Ibſen, möchte man hier eine ferne Berührung feſtſtellen: das Nachſpiel zum Ternove gemahnt faſt wie ein Präludium zu dieſem oder jenem von deſſen in unſeren Tagen ſo traurig berühmt gewordenen ſozialen Dramen. Wenn ſomit ein ſolches Stück l'art pour l'art, ein ſolches Stück grauer Wirklichkeit ſich auf die Sanktionierung durch erlauchte Namen berufen darf, ſo bleibt es darum doch nicht minder ein fremder Tropfen in Gobineaus Blute, was nur darum weniger auffällig hervortritt, weil er, wie ſchon geſagt, gerade in der Darlegung dieſes ſterilſten und unheilbarſten aller Seelenleiden eine beſonders große und ergreifende Kunſt erreicht hat. Letztere iſt nun zwar im Ternove überhaupt durchweg zu loben: der Stil zeigt ganz ſchon die Verve von Gobineaus beſten Werken, überraſchende Einfälle, ſchlagende Pointen, geiſtvolle und treffende Bilder gehen ihm keinen Augenblick aus, die ganz wenigen und kurzen Schilderungen ſind dann um ſo anſchaulicher und, in ihrer Gedrängtheit, inhaltreicher.

Zweierlei gibt endlich noch dem Ternove ein ganz beſonderes Intereſſe.

Erstlich finden wir in ihm, von den Romanen am entschiedensten, die Rassenanschauung zum Ausdruck gebracht. Nicht als ob sie sich auch nur an einer Stelle aufdringlich und den künstlerischen Eindruck beeinträchtigend geltend machte: die physiognomischen und anthropologischen Charakteristiken sind völlig zwanglos der allgemeinen Erzählung, die — hier wesentlich auf Standesverhältnisse sich gründenden — Anschauungen und Darlegungen über Dinge des Blutes ebenso den Dialogen eingegliedert[1].

Das gleiche gilt von dem zweiten hier zu Berührenden: den Episoden aus der Zeitgeschichte. Die eine hier hauptsächlich in Betracht kommende zumal, die ausführliche, das ganze achte, neunte und zehnte Kapitel umfassende Beschreibung des Exodus der Royalisten während der hundert Tage, wird durchaus als organischer Bestandteil der Erlebnisse Octave de Ternoves gegeben. Nur unterscheidet sie sich von diesen, die im übrigen ja frei erfunden sind, dadurch, daß sie streng historisch ist. Der diese Dinge (als Ordonnanzoffizier des Grafen von Artois) schaute, erlebte und erzählte, war in Wahrheit Louis de Gobineau: nach dessen mündlichen Mitteilungen, vielleicht sogar auch schon nach seinen schriftlichen Aufzeichnungen (jedenfalls herrscht enge Übereinstimmung mit einzelnen Stellen der Souvenirs) hat dann der Sohn uns jene Schilderungen geliefert, die den Rang einer wertvollen Geschichtsquelle um so mehr beanspruchen dürfen, als eine annähernd ebenso genaue von keiner anderen Seite vorliegt. Gobineau scheint sich dieser Bedeutung seines Berichtes auch bewußt gewesen zu sein: er erzählt den Wirrwarr von Verrat, Feigheit und Konfusion, der jenen Auszug zu einem der kläglichsten Schauspiele stempelt, welche die Geschichte kennt, meist

[1] Einige Hauptproben dieser Art habe ich mitgeteilt in meinem Buche: „Gobineaus Rassenwerk", Stuttgart 1910, S. 415 ff.

trocken-ſachlich, nur hie und da durch eine ironiſche Zwiſchenbemerkung färbend. Dabei mag es ihm freilich nicht entgangen ſein, welch ſchweren Schlag er damit der royaliſtiſchen Sache, die damals doch noch die ſeinige war, verſetzt habe: jedenfalls hat er ſich redlich bemüht, nicht nur durch gelegentliche Bemerkungen über die guten Seiten der Emigranten und über die unaustilgbar erbliche Güte und Milde der Bourbons, ſondern vor allem durch die hervorragend ſympathiſche Ausgeſtaltung des alten Marvejols ein Pflaſter auf die Wunde zu legen. Auch in dem freilich weit unbedeutenderen Gérard de Ternove klingen manche der ſchönſten Töne aus der guten alten Zeit der Königstreue nach: die zuverläſſig verbürgte Tatſache, daß Gobineau für dieſe Figur der eigene Vater Modell geſeſſen habe, möge hier ſo wenig unterdrückt werden wie die weitere Angabe, daß gewiſſe Züge des alten Müllers als Quälgeiſtes und Haustyrannen auf Erlebniſſe mit dem Oheim Thibaut Joſeph zurückgehen ſollen.

Der äußere Erfolg des Ternove beruhte vor allem darauf, daß er in einem Blatte erſchien, das damals eine faſt noch größere Bedeutung beſaß als heute. Er ſelbſt ſchreibt darüber an ſeinen Vater (20 octobre 1847):

„J'ai enfin la bonne nouvelle que je tenais le plus à t'annoncer. Mon roman de *Ternove* paraît dans les Débats. S'il a du succès, ce sera une bien grande affaire pour moi, s'il n'en a pas, c'est encore une grande victoire et qui m'ouvre bien des portes. Un roman dans les Débats met un écrivain hors de pair avec les grimauds au milieu desquels les malintentionnés étaient encore jusqu'ici en droit de me confondre."

Und kurze Zeit darauf (undatiert): „Ternove a beaucoup de succès. J'ai gagné 200 % depuis qu'il est publié et maintenant je compte pour quelque chose. C'est bien heureux", was dennoch Madame de Gobineaus Auffaſſung

(20 octobre): „Je ne crois pas que ce roman ait un succès éclatant d'intérêt, il ne vise pas à l'effet, c'est plus philosophique et plus une étude de caractères qu'un roman de journal, mais par cela même le succès sera restreint aux gens de lettres et purement littéraire et à la portée des êtres réfléchis; cela vaut mieux pour nous parceque le fait seul d'être dans les Débats frappe suffisamment les imbécilles", wenn wir namentlich das zuvor über den im Sinne der äußeren Wirkung ungeschickten Abschluß Gesagte beherzigen, kaum Lügen gestraft haben dürfte.

Ganz anders stand es in dieser Beziehung, wie in fast allen anderen, um das letzte der Jugendwerke, um den reinsten und zugleich einen der besten Repräsentanten des historischen Romans schlechthin: die „Abbaye de Typhaines", erschienen zuerst im Feuilleton der Union vom 24. August bis 10. November 1849, und von da anscheinend noch in ein Provinzblatt der Bretagne, den „Océan de Brest", übergegangen, dann von dem überarbeiteten jungen Diplomaten seinem Schicksale überlassen und erst fast zwanzig Jahre später in Buchform wieder herausgegeben bei Maillet in Paris 1868[1].

Der Roman spielt in der Lieblingsepoche Gobineaus, in der Blütezeit des Mittelalters, dem zwölften Jahrhundert, in jener Ecke des Nivernais, welche an die Champagne stößt[2].

---

[1] Das Werk ist, nach einer Briefstelle (8 juillet 1869), in griechischer Übersetzung 1869 in der „Pandora" erschienen, in englischer, mit enthusiastischer Vorrede, von Charles D. Meigs, im selben Jahre in Philadelphia. Die geplante deutsche Übersetzung von der Tochter A. v. Kellers ist nicht zustande gekommen. Aber sowohl eine deutsche als einen Neudruck der längst vergriffenen französischen Ausgabe — beides nur durch andere, dringendere Veröffentlichungen verzögert — werden die nächsten Jahre hoffentlich bringen.

[2] Der Name Typhaines bedeutet das Fest der Erscheinung Christi (Theophania, neben dem bekannteren Epiphania), altfranzösisch tiephaine,

Der Gang der reich bewegten und gegliederten Handlung ist im wesentlichen folgender:

(Vorgeschichte, wie sie aus verschiedenen Stellen des Werkes sich ergibt.)

Herr Geoffroy de Cornehaut ist ins heilige Land gezogen. Während seiner Abwesenheit haben seine Hörigen, fußend auf ein leichtfertig von ihm gegebenes Versprechen, daß er ihnen als Entgelt für vorgestreckte Reise- und Ausrüstungsgelder die Freiheit schenken werde, seine Gattin mit ihrem Söhnlein Philippe vertrieben, eine Kommune begründet und deren Banner an Stelle des Jahrhunderte alten derer von Cornehaut auf dem Donjon des Schlosses aufgepflanzt. Heimgekehrt, hat Geoffroy in wildem Grimm und Schmerz mit Hilfe seiner Sippen das Erbe seiner Väter gewaltsam zurückerobert. Der Sitte der Zeit entsprechend ist es dabei grausam zugegangen, und Geoffroy selbst hat schwere Blutschuld auf sich geladen, unter anderem, ohne es zu wissen und zu wollen, den Priester erschlagen. Er gelangt zwar wieder zu Macht und Ehren, aber ein schwerer Gewissensdruck lastet auf ihm, kein Lächeln kommt je wieder über seine Lippen. Vergebens sucht er in guten Werken Buße und Beruhigung, sendet er den herangewachsenen Sohn zur unbewußten Sühnefahrt auf den Kreuzzug. Nach dem Tode seiner Gattin entschließt er sich endlich zum letzten: er tritt als Bruder Nikolas in die Brüdergemeinde der benachbarten Abtei Typhaines und vermacht dieser all sein Hab und Gut.

Nach Niederwerfung des Aufstandes in Cornehaut hat sich der Krämer Simon, einer von dessen Hauptführern, nach Cambrai geflüchtet. Der Gedanke der Losreißung der Unfreien, ob Bürger oder Bauer, aus dem Lehnsjoche beherrscht

---

tiphagne, wie ich Jakob Grimms deutscher Mythologie (Bd. I³ S. 259) entnehme.

fortan sein ganzes Leben; der Schlachtruf, der das Frankreich des zwölften Jahrhunderts durchzittert: „Commune, commune“, findet in ihm das wildeste und rücksichtsloseste Echo. Auch in Cambrai beteiligt er sich an der Aufwiegelung der Bürgerschaft gegen ihren Bischof. Aber noch ein anderes erfüllt seine Seele: der rachedürstende Haß gegen das Haus Cornehaut. Ist er doch der Sohn eines der von Herrn Geoffroy hingerichteten Schöffen der verunglückten Kommune und der Neffe des von ihm erschlagenen Priesters. So hat er jenem Hause den Untergang geschworen und sucht unter anderem den jugendlichen Junker Philippe, der, im Dienste des Bischofs von Cambrai Abenteuer suchend, durch Zufallsfügung in seinem Hause Quartier gefunden hat, zu vergiften. Aber seine liebliche Tochter, Damerones, die den Ritter auf den ersten Blick liebt, weiß diesen zu retten, ohne daß er von dem Anschlag ihres Vaters eine Ahnung bekommt.

Philippe hat in Cambrai mit der Nichte und Mündel des Bischofs, seiner Gutsnachbarin Mahaut du Cornouiller, Ringe getauscht und dann den Kreuzzug angetreten. Nach fünfjähriger Abwesenheit mit seinem getreuen Schildknappen Foulques heimgekehrt, erfährt er, daß nach dem Tode des Bischofs von Cambrai der Abt Anselme von Typhaines Vormund seiner Verlobten ist, und beschließt daher stracks diesen aufzusuchen, um die Hand Mahauts von ihm zu erbitten.

Hier beginnt der Roman. Philippe trifft just in dem Augenblicke ein, da Meister Simon, dem in Cambrai wiederum der Boden zu heiß geworden war und dem Anselme Aufnahme in Typhaines gewährt hat, im Begriffe steht, sein doppeltes Ziel zu erreichen: auch hier wiederum das Banner der freien Gemeinde aufzurichten und zugleich Rache an den Cornehauts zu nehmen. Er hat einige Bauern angestiftet, den Bruder Nikolas, weiland Herrn Geoffroy, zu ermorden und tritt kurz darauf als Sprecher einer Abordnung der Typhaineser vor

den Abt, um ihm zu erklären, daß ſich dieſe fortan als ſelbſtändige Gemeinde von ſeiner Oberherrſchaft losſagen.

Philippe de Cornehaut, der bei dieſer Unterredung zugegen iſt, ſieht ſich in einen ſchweren Seelenkampf geworfen. Einerſeits ruft der Anblick des ermordeten Vaters ihn zur Rache und das ihm ſeit den Tagen von Cambrai genügend verhaßte Schlagwort Kommune ihn zum Kampfe auf. Anderſeits muß er auch in dem Abt, der ſich kraft ſeiner Amtspflicht für außerſtande erklärt, ihm die von ſeinem Vater der Abtei vermachten Güter herauszugeben, einen Feind erkennen. Dennoch zaudert er nicht, wie er ſich zu entſcheiden habe: die höhere Pflicht ruft ihn an die Seite des Abtes, und die von Simon und den Seinigen zu Hilfe gerufenen Rebellen werden zunächſt mit blutigen Köpfen zurückgetrieben. Auch einige andere wiederholte Stürme werden abgeſchlagen. Aber ein Bote, der mit einem Briefe des Abtes um Entſatz an Mahaut nach Cornouiller abgeſandt worden, liefert das Schreiben verräteriſch an die Bauern aus. Auch Damerones ſcheitert mit ihrem klug erſonnenen Plane, den Waldhüter Rigault, dem ſie als Ortsfee an der vielgefürchteten, verrufenen Proculusquelle[1] erſcheint, zu der gleichen Botſchaft an Mahaut anzuſtacheln. Zwar macht ſich Mahaut mit ihren Reiſigen wirklich auf, um den Vormund und den Verlobten zu entſetzen, aber ſie kommt zu ſpät. Die ausgehungerte Abtei iſt nach hartem Kampfe der Übermacht erlegen, der Ritter ſchwerverwundet in die Hände ſeiner Gegner gefallen. Er hat nur noch Zeit gehabt, ſein Schwert Rudaverſe in die Luft zu werfen und ſo an eine Stätte zu befördern, wo es den Feinden unerreichbar, ihm ſelbſt für beſſere Tage ſicher iſt, und den Abt Anſelme der Obhut ſeines Knappen Foulques anzubefehlen,

[1] So genannt nach dem heiligen Proculus, dem Biſchof, welcher als Bekehrer jener Gegend galt.

der mit diesem von dannen reitet. Die Kommune wird in aller Form eingerichtet, unter der Bundesgenossenschaft, ja Patenschaft zweier Ritter von höchst zweifelhaften Qualitäten, Vasallen des Grafen von Nevers, welch letzteren der unermüdliche Simon, die eigentliche Seele der neuen Schöpfung, seinem aufrührerischen Beginnen günstig zu stimmen verstanden hatte, wie er es denn auch erreichte, daß der immer geldbedürftige König Ludwig VI., der die jahrhundertelange Parole der französischen Könige, in den Kampf der Großen mit den Bürgern und Bauern zu Gunsten der letzteren einzugreifen, zuerst ausgiebig und erfolgreich zur Anwendung brachte, die neue Kommune in seinen Schutz nahm.

Über Philippe wird jetzt strenges Gericht gehalten, dessen Ausgang, angesichts des Hasses und Einflusses Simons und des Umstandes, daß der eine der nivernesischen Ritter, der Chevalier de Pornes, die Hand Mahauts für seinen eigenen Sohn, bisher vergebens, begehrte, nicht zweifelhaft gewesen wäre, wenn nicht ein Wundermann, der heilige Norbert von Cleve, eine in allen Schichten der Bevölkerung gleich verehrte und geliebte Persönlichkeit, durch kraftvolles Eintreten für ihn ihn dem Grimme seiner Richter und Henker in einer Person wenigstens vorläufig zu entziehen vermocht hätte.

Zum dritten Male greift jetzt Damerones ein, um den Geliebten zu retten. Sie veranlaßt Joslin, einen plump derben Gesellen, der sie mit seiner Liebe verfolgt, unter schlauen Vorwänden, Philippe aus seinem Gefängnis zu befreien und in einem anderen Hause des Dorfes unterzubringen, wo sie selbst ihn mit Speise und Trank versieht und seine Wunden verbindet. Philippe zollt ihr innigen, aber brüderlichen Dank, da er ihre Liebe nicht ahnt. Meister Simon aber, der schon früher Verdacht gegen seine Tochter gefaßt hatte, entdeckt jetzt ihr Einvernehmen mit dem Todfeinde, dem die arglos Liebende einst angehören zu können wähnt. Im furchtbarsten Seelen-

kampfe fühlt er ſich einen Augenblick verſucht, das eigene Blut zugleich mit dem ihm nach dem Geſetze der Blutrache verfallenen zu opfern. Bald aber wieder beſänftigt, heuchelt und verſpricht er Milde, ſodaß Damerones ſich den Schlupfwinkel, in dem ſie den Ritter geborgen hat, entlocken läßt. Vor neuen Anſchlägen Simons vermag Norbert jenen noch einmal zu retten; dennoch ſcheint Philippe verloren, da auch Payen, der Schmied, derjenige unter den neuen Gemeinderäten oder „Konſuln", der die Lauterkeit und Rechtlichkeit vertritt, nur eine meuchleriſche Überſtürzung, nicht aber eine ordnungsgemäße Vollſtreckung deſſen, was auch ihm rechtens ſcheint, hindern kann und will. In dieſer äußerſten Not beſchließt Damerones, von Norbert hierin beſtärkt, das eigene Leben einzuſetzen und, wenn nötig, zu opfern: ſie begibt ſich als freiwillige Geiſel in die Gewalt Mahauts, und in dem Augenblicke, da Simon und die Seinen zur Hinrichtung Philippes ſchreiten wollen, erklärt ihnen ein Reiſiger des Fräuleins, daß, wenn heute das Haupt des Ritters zu Typhaines falle, morgen in der Frühe das Damerones' auf den Zinnen von Cornouiller werde aufgepflanzt werden.

Ein vernichtender Schlag für Simon! Auch ſein ſtolzes Werk, die Kommune Typhaines, hat nur eine kurze Blüte erleben ſollen. Von allen Seiten ziehen ſich jetzt die Wolken, die Wetter gegen dasſelbe zuſammen. In Abweſenheit des Abtes hat Norbert vor allem die Mönche ermahnt, feſt zu bleiben und der neuen Kommune die Anerkennung zu verſagen, ohne welche ein rechtlicher Beſtand derſelben ausgeſchloſſen ſei. Der Abt Anſelme aber iſt unter dem Schutze eines ihm treu ergebenen Edelmannes, Meſſire Jean Berniot, nach Paris gezogen, wo er zwar von Ludwig VI. und ſeinem Berater, dem Abt Suger, abgewieſen wird, aber in dem ſoeben zum Biſchof von Châlons ernannten Archidiakonus Guillaume de Champeaux einen eifrigen Kämpen findet, der ſogar die

Berufung einer Kirchenversammlung zum Schutze der bedrängten Abtei durchsetzt. Vor deren Drohen ändert der König seine Haltung, der Graf von Nevers wird zu Paaren getrieben und die Bürger der neuen Gemeinde Typhaines bei Strafe der Exkommunikation zur Rückkehr unter die Herrschaft ihres Abtes angehalten. Zum Überfluß hat Mahaut gegen letztere eine Liga von vierzehn Herren, Vasallen des Grafen von Nevers, zusammengebracht, die ihnen die Felder verwüsten und manchem den Mut ins Wanken bringen. Ihren kostbaren Gefangenen müssen sie jetzt ziehen lassen. Der Abt und Bischof Guillaume rücken unter starker kriegerischer Bedeckung in die Abtei ein. Ersterer will, wiewohl von allen Seiten davor gewarnt, seinen rebellischen Untertanen die Aufforderung des Konzils zur Unterwerfung persönlich überbringen, um letztere auf gütlichem Wege zu bewerkstelligen und dabei Milde walten lassen zu können. Eine vorgeschlagene Unterredung wird angenommen; aber in seinem zum letzten Male aufflammenden tödlichen Hasse überfällt Simon den Abt verräterischerweise, sodaß es nun doch nochmals zum blutigen Kampfe kommt, in welchem die Bürger unterliegen. Simon, verwundet und gefangen, wird von den zur Erfüllung des Beschlusses der Kirchenversammlung ausgesandten Rittern, von deren Spruch sich Philippe um Damerones' willen ausschließt, zum Tode verurteilt und gehenkt. Mit der Kommune ist es nun gründlich vorbei, sie wird bis auf die letzten Spuren ausgetilgt. Die überlebenden Konsuln kriechen elend zu Kreuze bis auf Payen, der, wie vorher den Verrat seiner Genossen, so jetzt ihre Feigheit verabscheut und nicht mitmacht: verachtungsvoll kehrt er der Heimat den Rücken.

Junker Philippe ist inzwischen der wiedergewonnenen Freiheit sowenig wie seiner ihm neu winkenden Liebe froh geworden. Die Herrin seines Herzens hat seine Retterin gleich vom ersten Augenblicke an mit dem schnödesten Mißtrauen

aufgenommen und mit brutaler Gewaltſamkeit behandelt, weil ſie nicht nur in dem Opferſchritt des Mädchens mit dem Inſtinkt der Eiferſucht Liebe wittert, ſondern ſolche auch von ſeiten des Ritters geteilt wähnt. Weder die beſſeren Regungen des eigenen Innern, noch die Vorſtellungen und Beteuerungen Norberts, noch ſpäter nach dem Wiederſehen Philippes eigene vollkommene Unbefangenheit vermögen ſie von ihrem Wahn zu befreien, welcher vielmehr durch eine Einflüſterung Rigaulds, der in Damerones zu ſeinem Schrecken die Fee von der Proculusquelle wiedererkennt, bis zur fanatiſchſten Feindſeligkeit geſteigert wird. Sie will ſich jetzt von der vermeintlichen Zauberin um jeden Preis befreien. So erſinnt ſie den teufliſchen Plan, wonach Damerones nach ihrer Auswechſlung mit Philippe von ihren Leuten meuchlings überfallen und geknebelt ins Waſſer geworfen werden ſoll. In ihrer Leidenſchaft verrät ſie dies dem eben wiedergefundenen Philippe, während ſie mitſammen gen Cornouiller reiten; aber dieſer wendet in höchſter Entrüſtung ſein Roß und ſprengt mit Foulques dem Ort des Hinterhaltes zu, wo er gerade noch zur rechten Zeit eintrifft, um Damerones und ihren Begleitern Hilfe zu bringen und den ſie bedrohenden Schlag durch Zerſprengung der Übermacht derer von Cornouiller abzuwenden. Auch Mahauts Anſinnen, nach der Einnahme von Typhaines ihr Damerones auszuliefern und ſie ihrer Rache preiszugeben, weiſt er ſtandhaft ab. Da erklärt Mahaut ihren Bund für gebrochen und entbietet ihm, daß er zur Stunde ihr feſtes Schloß zu verlaſſen habe.

Nach dem krampfhaften Aufraffen zu dieſen wilden inneren Kämpfen, die ſich nach der Trennung noch zerreißender fortſetzen, bricht Mahaut bis zur Willenloſigkeit zuſammen, ſeit ſie zumal aus der Losſagung von dem Geliebten auch die Folgerung einer gänzlichen Abſage an die jenem durch den Lauf der Geſchicke jetzt eng verbundenen ehrwürdigen geiſtlichen Männer, Norbert und den Abt Anſelme, gezogen hat. In

ihrer trostlosen Herzensöde verschreibt sie sich dem Grafen von Nevers als Vormund, dem unedlen Kümmerling de Pornes als Gatten. Ein früher Tod entreißt sie einem freudelosen Dasein.

Damerones, die alle ihre irdischen Hoffnungen begraben hat, sagt einer Welt der Greuel Lebewohl, um im Kloster ihr Leben zu beschließen. Vergebens haben früher die Eltern, hat dann der brave Payen, der sie liebt und ihr seine Hand anbietet, sie von ihrem Entschlusse abzubringen gesucht. Im Begriff, von Norbert geleitet von dannen zu ziehen, begegnet sie noch einmal dem gebrochenen und verstörten Philippe; ein letzter Kampf, ein letztes Entsagen. Die Endesüberwindung symbolisiert sich in dem Akte, mit dem sie vom Leben Abschied nimmt, daß sie ihre goldene Halskette nicht dem Ritter, sondern seinem Knappen als Andenken hinterläßt, auf daß es ihn allezeit zu treuer Fürsorge für das einst geliebte Leben mahne.

Für die beiden ist nun aber auch ihres Bleibens nicht mehr, nachdem Philippe die Hoffnung verloren hat, Mahauts Sinn sich wenden zu sehen. Die Anerbietungen des von Dankbarkeit überströmenden Abtes, ihm nicht nur durch die Zustimmung des Papstes den Wiedergewinn der väterlichen Güter zu erwirken, ihn auch zum Schützer der Abtei zu bestellen und ihm vier Schlösser aus deren Besitz mit ihren Ländereien zu Lehen zu geben, lassen ihn jetzt kalt. Erstorbenen Herzens zieht er nochmals in jenes Morgenland, wo wenigstens das einzige, was ihm geblieben, seine ritterliche Tapferkeit, sich noch leuchtend bewähren kann. Dort wird er ein gefeierter Tempelritter. Nach des treuen Foulques' Tode tritt ein anderer ihm als Knappe zur Seite: Payen, den er einst als erbitterten Gegner im Kampfe hoch achten gelernt und der jetzt fern der Heimat um Damerones, wie er selbst um Mahaut, trauert. Gemeinsam denken sie vergangener Zeiten, gemeinsam rafft sie der Tod am Tage einer Unglücksschlacht am Orontes

aus heldenhaftem Sarazenenkampfe hinweg, nachdem sie zuvor noch vor dem Kreuzgriff ihrer Schwerter einander gebeichtet und Philippe sein geliebtes Rudaverse vom Felsen in den bergenden Schlund des drunten rauschenden Stromes hinabgeschleudert hat[1].

Schon diese knappe Skizze dürfte genügen, um dem Leser, wenn auch nicht eine deutliche Vorstellung, doch eine starke Ahnung von dem ungemeinen Gehalt dieses Werkes zu erwecken. Und doch ist gerade hier die Ausführung die Hauptsache, da Gobineau seinen Roman mit einer Liebe und Sorgfalt wie wohl nur wenige andere seiner Schöpfungen behandelt hat[2].

Welch eindringende Studien müssen allein, selbst für einen Sehenden wie Gobineau, vorhergegangen sein[3], um ihm jenes

[1] Die letzten Worte Philippes zu Payen vor ihrer beider Ende: „Voilà la fin. Nous ne deviserons jamais de cette journée — ci avec les dames" enthalten eine ergreifend schöne Anspielung auf ein berühmtes Wort aus Joinvilles Histoire de Saint Louis. Freilich sind die hier ins Negative umgekehrten Worte nicht solche Joinvilles selbst, wie man gelegentlich lesen kann, sondern der Graf von Soissons richtet sie an ihn, als er bei der Verteidigung einer Brücke gegen die Sarazenen in schwere Bedrängnis gerät. „Sénéchal, laissons huer cette canaille; car par la Coiffe — Dieu! nous en parlerons encore, vous et moi, de cette journée dans les chambres des dames" (Joinville, Hist. de St. Louis p. p. N. de Wailly chap. 49).

[2] „Je le soigne particulièrement", schrieb er schon während der Arbeit (undatiert, 1847).

[3] Gobineau nennt von Quellen — ob wirklichen, ob fingierten möge im Augenblicke dahingestellt bleiben — nur eine handschriftliche Genealogie der Familie de Pornes (im zwölften Kapitel), die Charte communale (im sechzehnten), und eine Bußakte des Grafen von Nevers (im siebzehnten Kapitel). Über die Ideen, aus denen die Bewegung der Befreiung der Kommunen — das eigentliche Hauptthema der Abbaye de Typhaines — hervorging, über die Formen, in denen sie sich entwickelte, wie über das Tatsächliche der Vorgänge wird sich Gobineau bei den hervorragenden Meistern der Geschichtswissenschaft seiner Zeit, so vor allem

mittelalterliche Frankreich, in dem er ſo gerne verweilte, wie ein lebendes vor das innere Auge zu bringen, von wo er es

bei Guizot (Histoire de la civilisation en France, Tome 4) und Auguſtin Thierry (Lettres sur l'histoire de France) des näheren unterrichtet haben. Letzterer iſt offenbar ſeine vornehmlichſte Quelle geweſen, wiewohl ſeine Auffaſſung von jenen Dingen eine weſentlich andere war als die Gobineaus: der Herold des dritten Standes erkannte und feierte in jenen erſten Verſuchen einer verfaſſungsmäßigen Feſtſtellung und Feſtlegung der Rechte des Bürgertums vor allem die bedeutſamen Vorläufer von 1789. Aber nicht nur im allgemeinen verdankt Gobineau ſeinen beſonders eingehenden Darlegungen über die kommunale Bewegung (welche, vom dreizehnten bis vierundzwanzigſten Briefe, faſt die Hälfte ſeines Buches einnehmen) die mannigfachſten Anregungen, wenn nicht gar überhaupt den erſten Antrieb zu ſeinem Werke — der Umſtand, daß im Jahre 1846 von beiden vorgenannten Hauptwerken eine Neuausgabe erſchien, läßt es faſt als ſicher erſcheinen, daß die im nächſten Jahre geſchriebene Abbaye auf dieſe Lektüre zurückzuführen iſt —, ſondern auch einzelne Geſtalten und Motive daraus ſind denſelben direkt entnommen. Im zweiundzwanzigſten bis vierundzwanzigſten Briefe erzählt Thierry die Geſchichte der Kommune Vézelay, welche ganz zweifellos das Vorbild der Typhaineſer geweſen iſt. Die Allianz der aufrühreriſchen Bourgeois mit dem Grafen von Nevers, die Einführung des — aus dem Süden ſtammenden — Konſultitels, während im Norden vielmehr Jurats und Echevins zu Hauſe waren, die Reiſe des Abtes nach Paris, das Insmittellegen Roms, endlich das klägliche Ende und die gewaltſame Unterdrückung der Kommune, nachdem ſie kaum ins Leben getreten, ſelbſt die Demolierung der Befeſtigungen, das alles findet ſich am angeführten Orte nach zeitgenöſſiſchen Berichten wieder. Von den Hauptfiguren hat wenigſtens eine — Meiſter Simon — dort ebenfalls ihr Urbild, in der Figur des Hugues de St. Pierre, neben dem ſogar, als „eines der Häupter der Kommune", wirklich auch ein Simon erſcheint, welche beide Gobineau dann in eins zuſammengezogen hat. Endlich erinnert noch der Streit eines der Mönche mit einem Holzhacker an das entſprechende Erlebnis von Philippes Vater zu Beginn des Romans. Ganz unverhältnismäßig viel mehr freilich hat Gobineau frei erfunden, und er hat ſich dabei, indem er namentlich die Geſchicke ſeiner Phantaſiekommune aufs mannigfaltigſte ausgeſtaltete, nur eine Situation zu Nutze gemacht, die

dann mit ſeiner Künſtlerhand vor das ſeiner Leſer hinüberzauberte — in faſt photographiſcher Treue, wie wir heute ſagen würden, und doch durch ein alles andere eher als ſolch mechaniſches Verfahren, in freieſtem organiſchen Schaffen!

Wer die Abtei mit Sinn lieſt, wird denn auch mehr germaniſche, mittelalterliche und vor allem franzöſiſche Geſchichte daraus lernen, als aus manchen hiſtoriſchen Fachwerken. Ohne irgendwie mit gelehrtem Ballaſt läſtig zu werden, hat Gobineau namentlich das Weſen der damaligen Kommunen in kurzen Schilderungen allſeitig aufs eingehendſte beleuchtet, auch zum Geiſt und den Sitten der Zeit eine Fülle von Beobachtungen beigebracht, die den echten Hiſtoriker verraten. Kulturgeſchichtlich intereſſant iſt beſonders die Epiſode über das damalige Paris im achtzehnten Kapitel.

Freilich fällt das Hauptverdienſt dieſer ganzen Leiſtung dem Künſtler zu. Durch deſſen Hinzutreten erſt iſt Gobineau, wie hier, ſo durchweg, zum eigentlichen Hiſtoriker geworden: es ſcheint faſt, als habe ihm erſt die Verpflichtung künſtleriſchen Geſtaltens jenes bändigende Maß, deſſen jener bedarf, und das Gobineau bei rein hiſtoriſchen Arbeiten ſonſt nicht immer beobachtet hat, im vollen Umfange eingetragen und ihn ſo unter anderem hier befähigt, eines der getreueſten und lebensvollſten Bilder zu entwerfen, die dem hiſtoriſchen Roman je geglückt ſind[1].

A. Luchaire, auf deſſen überſichtliche und gute Darſtellung der ganzen kommunalen Bewegung (in der Histoire de France p. p. Lavisse T. II 2 p. 346 ss.) hier verwieſen ſei, bei Beſprechung der „kommunalen Tragödien", insbeſondere eben der von Vézelay, in die treffenden Worte gefaßt hat: „La commune de Vézelay ne parvint jamais à être reconnue ni à vivre. *Mais combien d'autres ont lutté et disparu dont l'histoire ne nous a rien dit.*"

[1] Kleine hiſtoriſche Verſtöße können auf dies Urteil natürlich keinen Einfluß haben. So taucht das Paraklетkloſter ſchon gegen Ende des Romans auf, während Abälard wenige Wochen zuvor noch als der

Aber auch als Kunſtwerk an ſich gebührt dem Werke das höchſte Lob. Sehen wir abermals ab von dem rein Äußerlichen des Stiles und laſſen wir den Franzoſen die Genugtuung, daß die Abtei in dieſer Beziehung (in der Wahl der Ausdrücke, Vermeidung von Wiederholungen derſelben u. ä.) auch wieder nicht, wenigſtens nicht ganz, vollkommen iſt, ſo ſteht dieſe dagegen, was kunſtvollen Aufbau und Geſchloſſenheit der Durchführung betrifft, vielleicht am höchſten von allen Gobineauſchen Werken. Sie iſt durchaus ein Kunſtwerk aus einem Guſſe, von packender Anſchaulichkeit der Schilderungen und Charakteriſtiken, bewundernswerter Mannigfaltigkeit der Erfindung und doch großer Einheitlichkeit im Geſamtcharakter. Nicht als ob nicht auch in dieſer Erzählung kleinere Widerſprüche und Unwahrſcheinlichkeiten aufgeſpürt werden könnten, wie ſie müßige Köpfe noch allen Dichtern bis auf Homer zurück vorgerückt haben, aber darum bleibt das Ganze doch tiefſte, innerſte Wahrheit. Darin, wie in der ſchlichten Echtheit und Natürlichkeit, iſt Gobineau Walter Scott innig verwandt. Freilich hat er mehr Temperament als dieſer, und da er ſich dennoch ſeine Objektivität zum Vorbilde genommen hat, ſo ſind denn nun aber auch ſeine Geſtalten, Ritter Philippe und ſein Knappe, Meiſter Simon und Payen, der Abt Anſelme und Norbert von Cleve, Mahaut und Damerones — ſelbſt die hiſtoriſchen Perſönlichkeiten, der König, Suger, Abélard und Wilhelm von Champeaux dürfen hier nicht ganz vergeſſen werden — ausnahmslos zu wahren Prachtfiguren geworden. Mit einer Treffſicherheit ſteht der Dichter über dem Ganzen, eine Verzeichnung erſcheint ſo völlig ausgeſchloſſen, daß jedes weitere Wort im einzelnen hierüber überflüſſig erſcheint.

---

jugendliche Antagoniſt und Nebenbuhler Wilhelms von Champeaux erſcheint: Dinge, die in Wirklichkeit Jahrzehnte auseinanderliegen. Auch wird Damerones ſchon damals Klariſſin, während dieſer Orden erſt ein Jahrhundert ſpäter gegründet wurde.

Dramatisch-episch ist der Fluß dieses Ganzen, nur in der Mitte durch den größeren Einschub in und über Paris unterbrochen.

Tragik und Humor halten sich aufs glücklichste die Wage. Dazwischen kommt derbfeine Komik in Foulques, beizende Satire in de Pornes zu ihrem Rechte. Gobineaus Innigkeit und Innerlichkeit strömt sich vor allem in den Bildern Ritter Philippes und Damerones' aus. Das Kolorit ist bei allem Erschütternden, das der Roman birgt, doch nie eigentlich düster, eher licht, wie es in der Seele seines Verfassers aussah; die Sprache schlicht, je nachdem groß und ergreifend. Ein edles Maßhalten herrscht durchweg in ihr wie in der Führung der Handlung und macht die Abtei vielleicht zur wohltuendsten der Gobineauschen Dichtungen. Selbst die einzige Gestalt, die gelegentlich ins Krasse geht und die Gobineau, nach seinen geschichtlichen Anschauungen, als eine gegnerische auffassen mußte, Meister Simon, hat er sich wohl gehütet in ein widerwärtiges Licht zu rücken: höchstens daß er andeutet, das höhere historische Recht sei nach seiner Ansicht auf der Gegenseite, den Teil menschlichen Rechtes, den Simon für sich beanspruchen kann, läßt er dafür um so unzweideutiger zur Geltung kommen, und so darf man in der Schilderung der tragischen Konflikte, die dessen Brust durchwühlen, vielleicht den Höhepunkt, jedenfalls aber das schwierigste Teil seiner darstellenden Kunst in diesem Werke erblicken.

Um das volle Verdienst und das eigenste Wesen eines Werkes wie die Abtei Typhaines zu erfassen, müssen wir — wie bei allen echten und großen Kunstwerken — uns gegenwärtig halten, welche Gegensätze sie, ein rechter Ausschnitt aus einer Welt der Zwiespältigkeiten, in sich vereinigt und zum Ausgleich bringt. Da sehen wir dann, um noch einmal zusammenzufassen, Fülle des Stoffes und enge Geschlossenheit, reiche Verwicklung und konzise Gedrungenheit, intime Versenkung in den

Geist und die Sitten des Zeitalters und warme Beseelung mit dem Atem des Ewigmenschlichen, historischen Blick, peinliche Gründlichkeit des Forschers und freieſtes Walten des Plastikers, des Malers wie des Dichters, Mannesreife und Jugendfrische, Kraft und Zartheit — dies alles zu Hauf gebracht, um einer Welt der Disharmonien im Spiegel der Kunst ein Gebilde von vollendeter Harmonie abzugewinnen.

Die Zeit der Abtei Typhaines wird erst kommen — früher hat sie unter dem Schicksal der allgemeinen Vernachlässigung Gobineaus mit am schlimmsten zu leiden gehabt —, aber sie ist ihr gewiß. Die urteilsfähigen Stimmen haben bisher schon mit fast vollendeter Einmütigkeit ihr Lob gesungen[1].

An der Spitze steht Gobineau selbst, der schon allein dadurch, daß er sie zwanzig Jahre nach ihrer Abfassung, auf der Höhe seines Lebens, wieder hervorzog, um ihr einen Dauerplatz in seinem Schaffen anzuweisen, genügend bekundet hat, wie sehr er sie vor allen Werken des gleichen Genres auszeichne. Auch schreibt er (in dem schon zuvor angezogenen Briefe): „Ces deux publications réunies — nämlich seine Alexandertragödie und die Abtei — *sont un grand coup.*“ Und seine Gattin bemerkt (20 octobre 1847): „L'abbaye de Typhaines est à la fois une étude sérieuse de l'époque et une œuvre dramatique, cela confirmera Ternove.“

Mérimée (19. Januar 1868) erteilt dem Werke den hohen Ehrentitel, es sei „un chapitre de Froissart inédit“ und fährt dann fort: „On trouvera que vous êtes trop impartial et que vous aimez trop la vérité, cette bête noire de presque tout le monde . . . Je trouve que vous êtes dans le vrai et que les choses ont dû se passer de la sorte.“

---

[1] Völlig vereinzelt — übrigens auch unter seinen Landsleuten — steht im Grunde nur Seillière, der der Abtei nur einen mäßigen Rang anweisen will.

Der achtundsiebenzigjährige Meigs, dessen Vorrede zu seiner englischen Übersetzung im übrigen nicht hierher, sondern in unseren zweiten Band gehört, sagt S. VI derselben: „Your story is a pictograph, a broad and beautiful translation of the inner-life, the sentiments, aspirations and actions of peoples of every social rank, high and low alike, in western Europe, at the epoch of the Crusades“ und S. X: „You made me fall in love with your beautiful Damerones the Rose of Typhaines; and dear Monseigneur Philippe de Cornehaut has a place in my heart by the side of my great-grandchildren.“

Später schreibt er Gobineau in einem Briefe, daß er eine Murillosche Madonna besitze, die ihn an Damerones erinnere, worauf ihm Gobineau (17. April 1869) erwidert: „Quoi! Vous avez ce bonheur insigne de posséder une vierge de Murillo? Comme Damerones est heureuse de ressembler à une des créations de cet homme divin!“

A. v. Keller bewunderte die Abtei aufs höchste und hebt (Briefwechsel S. 66) hauptsächlich die Meisterschaft hervor, mit der eine verwickelte Handlung ohne den banalen Traualtar zu einem befriedigenden Abschluß gefördert sei.

Als engerer Fachmann und Kenner der Quellen bestätigt der Biograph Philippe Augusts, Alexander Cartellieri, daß er „keine bessere Schilderung des Lebens in den Klöstern und auf den Burgen des zwölften Jahrhunderts kenne als die der Abbaye de Typhaines“; er betont auch die Anregung, die gerade der Historiker aus dem Werke schöpfen könne.

Kretzer („Graf Gobineau“ S. 206) findet ebenfalls eine Verwandtschaft des Romans mit Walter Scott, doch sei er frei von dessen Schwächen — wobei er wohl vor allem an seine Weitschweifigkeit denkt, die in der Tat in der Abbaye aufs glücklichste vermieden ist.

Endlich darf ich wohl hier noch ein Urteil anfügen, das

ich selbst an anderer Stelle[1] gefällt habe, weil es eine im vorhergehenden noch weniger berührte Saite anschlägt: „Weit unmittelbarer (als der antike Alexandre) wirkt dieser Roman durch sein christlich germanisches Gepräge auf den deutschen Leser. Gobineau hat hier gezeigt, wie in jenen Tagen des geschichtlichen Frühalters der Germanen diese beiden Strömungen ineinander flossen; wie das Christentum, einerseits den Realitäten der zeitlichen Welt in seiner Gestalt als Kirche sich einordnend und anpassend, anderseits doch zugleich einen vergoldenden Schimmer aus der Ewigkeit über alle Erdenpracht und alles Erdenleid der jugendlich aufstrebenden germanischen Heldenwelt wirft." Man könnte insofern die Abtei als eine Nachblüte der Romantik bezeichnen, die ja in Frankreich, wie bei uns, vom Mittelalter, vom Königtum und Christentum, ausging, um erst später, nach 1830, revolutionär zu werden; während nach Stil und Ausführung das Werk durchaus den Erzeugnissen der Klassik, im besten Sinne, beizuzählen ist.

Mit der Abbaye de Typhaines nehmen wir von der ersten Periode Gobineaus Abschied. Sie ist die Krone seines Jugendschaffens; aus ihr wird, wenn irgendwoher, sein jugendlich-männliches Bild noch ferne Geschlechter anblicken, dies liebenswerte Bild, ernst zugleich und heiter, noch so voll begeisterten Empfindens und doch schon mit dem durchdringenden Blick in die Tiefen der Geschichte wie der Menschenseele.

* * *

Es bleibt uns noch übrig, in einem kurzen Rückblick mit zwei Worten das aufzuführen, was uns aus dieser Jugendperiode bis 1849 den späteren Gobineau anzukündigen und

[1] „Gobineau und die deutsche Kultur", Leipzig 1910, S. 78. Daß ich dort vornehmlich den deutschen Leser im Auge gehabt habe, liegt im Charakter dieser Schrift begründet.

gleichsam vorwegzunehmen, was daher auch zu bleibender Bedeutung und Wirkung bestimmt scheint.

Wir nennen da vier Dinge.

Erstlich, einen Teil der historisch-politischen Schriften, insbesondere die Artikelgruppe der Revue provinciale über die Lebensfrage des französischen Staatslebens, die Dezentralisation.

Zweitens, die Alexandertragödie.

Drittens, einzelne der Romane, vor allem die Abbaye de Typhaines.

Endlich viertens, und nicht am letzten, tritt uns aus den Briefen jener Zeit, die eines Tages wohl auch noch einmal gesammelt und im Wortlaut erscheinen dürften, eine Rittergestalt entgegen, wie sie Sage und Geschichte glücklicherweise nicht, die Literaturgeschichte aber gewiß, ganz selten aufweist.

Viertes Buch.

Erſte diplomatiſche Jahre. Der Essai sur l'inégalité des races humaines. 1849—1855.

Erſtes Kapitel.

Tocquevilles Miniſterium.

Am 2. Juni 1849 erfolgte die Ernennung Tocquevilles zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und einer ſeiner erſten Akte war die Beſtallung Gobineaus als Chef ſeines Kabinetts. Hiermit trat dieſer alſo in die diplomatiſche Laufbahn über, und ſo hätten wir uns zuvörderſt darüber aufzuklären, wie er ſich im allgemeinen zu dieſer ſtellte und eignete.

Wir ſahen ſchon genugſam, wie ſehr er, darin der Strömung der Zeit folgend, in der Politik aufgegangen war und ihr ſeine beſten Kräfte geopfert hatte. Freilich bisher nicht als Staatsdiener; aber dieſer Übergang konnte ihm bei ſeiner Auffaſſung der politiſchen Dinge nur als eine Steigerung, eine Erhöhung ſeiner Tätigkeit erſcheinen. Gänzlich ausgeſchloſſen waren bei ihm von Hauſe aus Bedenken wie etwa die Platens[1], dem die Diplomatie als „ein Handwerk von zweifelhafter Moralität" erſchien, Bedenken, die freilich auf einer völligen Verkennung dieſes Berufes, auf einer Verwechſlung der Ideen und Ziele der Staatskunſt mit den Mitteln des diplomatiſchen Kleinbetriebes beruhten und außerdem das

[1] R. Schlöſſer, „Auguſt Graf v. Platen", München 1910, Bd. I S. 240. Platen ſteht damit durchaus nicht vereinzelt. Man vergleiche die Mitteilungen Fr. X. Kraus' („Eſſays" Bd. I S. 376 ff.) über Maxime du Camps Stellung zur Politik.

entlaſtende Moment des Dienens, des Hingebens, der patriotiſchen Selbſtentäußerung zu Gunſten eines Ganzen, einer Allgemeinheit, außer acht laſſen. In dieſem Moment liegt aber eben das Große, das im höheren Sinne Moraliſche der ſtaatsmänniſchen Tätigkeit: daß allem dem, was, im einzelnen betrachtet, ſich als eine Kette von Machenſchaften darſtellen mag, und was als Handlungsweiſe eines für ſich handelnden Individuums moraliſch oft unerträglich ſein würde, als ganzem dieſer Charakter, durch die dabei aufzuwendenden Eigenſchaften von Geiſt, Mut und Aufopferung für das Gemeinwohl, völlig benommen wird. Nicht anders hat es Gobineau aufgefaßt[1], und wenn ihm noch dazu das auserleſene Glück zuteil wurde, von einem wahrhaft edlen und hochgeſinnten Manne in die praktiſche Politik eingeführt zu werden, ſo begreift man, wie ſeinem Eifer für dieſelbe in dieſer erſten Zeit ſogar etwas von Begeiſterung ſich beigeſellen konnte. Auch das iſt aus dem Beiſpiel ſeines Lehrmeiſters auf ihn übergegangen, daß dieſer als ein zugleich Handelnder und Wiſſender an die Politik herantrat: in ſeinem ganzen ferneren Leben ſind auch bei Gobineau der Staatsmann und der Wiſſende immer Hand in Hand gegangen, ſie haben ſich gegenſeitig befruchtet und ergänzt. Kein Gedanke ferner, daß etwa — wofür andere Beiſpiele genug vorliegen — ſeine allgemeingeiſtigen und künſtleriſchen Anlagen ſeiner Berufstätigkeit Abbruch getan und ſie zu einer obligaten oder gar gleichgültigen geſtaltet hätten. Vielmehr

[1] Charakteriſtiſch hierfür iſt, was er („Religions et philosophies dans l'Asie centrale" p. 355) von den „jungen und lebenskräftigen Geſellſchaften" ſagt: „où nul homme ne conçoit un plus bel emploi de sa fortune ou de ses talents, de son influence ou de sa bravoure, que de l'employer à la chose publique, où l'opinion commune ne découvre de gloire véritable que chez les guerriers et les hommes d'État", während erſt in den von philanthropiſchen und pazifiſtiſchen Schwärmereien angekränkelten Zeitläuften die Geringſchätzung dieſer Tätigkeiten einzureißen pflege.

iſt Gobineau, unbeſchadet einzelner Schwankungen, wenn einmal der wiſſenſchaftliche Überdrang gar zu ſtark über ihn kam oder widrige Erlebniſſe im Amtsleben ihn verſtimmten, immer mit Luſt und Liebe an ſie herangetreten, und dieſe nahm erſt ein Ende, als man ſeine berechtigten Erwartungen auf höhere Poſten nicht erfüllte und ihn nach einer Kriſe ſeiner amtlichen Laufbahn auf minderwertigen kaltſtellte. Da erſt, im letzten Drittel, hat er, nachdem ihm ſolchermaßen die friſche Freudigkeit ausgetrieben, auch die Politik im allgemeinen ihm mehr verleidet worden, nur noch das einfache Pflichtgefühl und die Routine walten laſſen. Im übrigen aber gilt durchaus von ihm, daß praktiſche und geiſtige Arbeit nur gemeinſam und in ſteter Abwechſlung ſeinen immenſen Tätigkeitsdrang und damit ihn ſelbſt auf die Dauer zu befriedigen vermochten, wie er ſelbſt es einmal (an Keller aus Athen, 15. Februar 1868) ausgeſprochen hat: „J'aime singulièrement la vie pratique et j'y trouve plutôt des forces et de l'étoffe pour la vie intellectuelle que des obstacles. Cela sans doute, m'enlève beaucoup de mon temps et la vie sociale m'en prend aussi une grande part, mais je travaille plus dans ma tête qu'avec la plume et quand il ne s'agit plus que d'écrire ce n'est pas très long. La vérité est que lorsque je n'ai pas une quantité de choses à penser, je suis mal à l'aise et ne pense plus à rien. J'aime beaucoup à écrire mon Samson (eine Tragödie, die er in Athen verfaßte), à m'interrompre pour écrire une dépêche, à quitter ma dépêche pour la chose qui m'intéresse le plus et que je vous dirai (aus dieſen Worten redet der eben damals in Gobineau erwachende Bildhauer) et à revenir dire à mes secrétaires ce qu'ils ont à faire. Quand j'ai du temps, je n'en ai pas et je ne fais rien.“ Das iſt denn auch die Signatur in der guten Zeit, etwa zwanzig Jahre, ſeines Amtslebens geblieben: ſeine praktiſche Tätigkeit in voller Harmonie, ja in anfeuernder Wechſel-

wirkung mit der verſchiedenartigſten geiſtigen, und das je mehr, je mehr es auf beiden Gebieten zu tun gab, wie gerade die Athener Jahre lehren.

So wenig wie an Gobineaus Eifer kann vollends an ſeiner Befähigung für ſein Amt der geringſte Zweifel beſtehen. Sein Meiſter Tocqueville hat ihm ſpäter in dieſer Beziehung das glänzendſte Zeugnis ausgeſtellt[1] und nur mehrmals in Form freundſchaftlicher Ermahnung, faſt Warnung, hervorgehoben, daß ſeine diplomatiſche Begabung zwar nicht nach der geiſtigen, wohl aber nach der geſellſchaftlichen Seite, in einem gewiſſen Mangel an Umgänglichkeit nämlich, genauer geſagt wohl an Talent, ſich in Mediocritäten von Vorgeſetzten und Kollegen zu finden und zu fügen, ihre Schranken habe. Leider ſind ja nun die Vorausſagungen, die Tocqueville ihm für ſeine Laufbahn machen zu dürfen glaubte, und die Hoffnungen, die er ſelbſt an deren glänzende Anfänge knüpfte, nicht in Erfüllung gegangen; und ſo haben vor allem die Gelegenheiten gefehlt, oder ſind nicht benutzt worden, wo ſeine ſtaatsmänniſchen Talente, ſein energiſches Zugreifen, ſein weiter Blick, ſein reiches Wiſſen, nicht zum mindeſten auch die Macht und der Zauber ſeiner Perſönlichkeit, zu würdiger Verwendung gekommen wären. Nur einige wenige Male iſt dies geſchehen. In jedem Falle aber war das Halbjahr ſeines Zuſammenarbeitens mit Tocqueville eine Zeit, unvergleichlich an Bedeutſamkeit der Ereigniſſe wie vor allem an Reichhaltigkeit des Lehrſtoffes. Kaum in irgend einer anderen Epoche der europäiſchen Geſchichte des vorigen Jahrhunderts wurden wieder ſo ganze Männer verlangt; wie ja denn auch auf das damalige Miniſterium, welchem Tocqueville angehörte, die ehrende Bezeichnung eines „Miniſteriums aller Talente" angewandt

[1] Man vergleiche im Briefwechſel die Stellen p. 124. 150/151. 174. 206.

worden iſt. Glücklicher hätte ſich dies alles für einen Gobineau gar nicht fügen können.

Für die Geſchichte des Tocquevilleſchen Miniſteriums beſitzen wir die beſte aller Quellen in ſeinen eigenen Souvenirs, in welchen er ſeine politiſchen Abſichten, Motive und Maßnahmen mit ſolcher Wahrhaftigkeit, Klarheit und Beſonnenheit bis ins Intimſte aufgedeckt hat, daß wir uns ihm durchweg in der Darſtellung anſchließen können, nur hie und da die Worte eines Zeitgenoſſen oder ſpäteren Beurteilers zur Ergänzung hinzunehmend, wo einzelnes von Tocqueville ſelbſt entweder noch nicht nach ſeinen Ergebniſſen zuſammengefaßt oder aus Beſcheidenheit nicht ausgeſprochen werden konnte[1].

Körperlich leidend wurde er aus den Revolutionsſtürmen Frankfurts, inmitten deren er als ihr vielleicht tiefſinnigſter Beobachter damals weilte, als auswärtiger Miniſter in das Kabinett Odilon Barrot heimgerufen. Er übernahm die Macht in einem Augenblicke, da ſie ganz nur Verantwortung bedeutete, und da ihre altgewohnten Inhaber, die eigentlich Machtgierigen wie Thiers u. a., ſie abgelehnt hatten, wo alſo ſelbſt von einem Manne ſeiner Art ein ganz außergewöhnliches Maß von Mut und Selbſtverleugnung erfordert wurde. Schwierigkeiten, faſt Unmöglichkeiten umgaben ihn von allen Seiten. Mit dem Präſidenten verbanden ihn und ſeine Freunde nur gemeinſame Gegnerſchaften, keine gemeinſamen Ziele, da jener die ſeit dem furchtbaren Juniaufſtande und der Zurückdrängung Cavaignacs in ihrem Beſtande aufs ernſtlichſte erſchütterte „Republik ohne Republikaner“ beerben, dieſe ſie durch eine „regelrechte, gemäßigte, konſervative und konſtitutionelle Regierung“ ſtützen und erhalten wollten, wiewohl ihr Tocqueville

[1] Vgl. zu Tocquevilles Miniſterium unter anderen Beaumont in den Œuvres de Tocqueville T. V p. 72 ss. Gut jetzt auch P. Marcel, „Essai politique sur Alexis de Tocqueville“ p. 388—433.

im Herzen die konſtitutionelle Monarchie vorzog. Im höchſten Grade erſchwert aber wurde dies durch die rettungsloſe Zerklüftung, welcher das ganz in Parteien aufgehende Land und ſeine Volksvertretung verfallen war, ſodaß es zeitweilig ſogar den Anblick des Bürgerkrieges gewährte. Die diplomatiſchen Vertreter Frankreichs im Auslande, welche der beſtehenden Regierungsform nicht trauten und vor einer ſpäteren ſich nicht kompromittieren wollten, waren meiſt unzuverläſſig und verurteilten ſich zu einer freiwilligen Nichtigkeit, auch wo ſolche nicht etwa in ihrem eigenen Weſen ſchon vorgebildet lag.

Dazu nun die äußere Lage. In dem Moment, da Tocqueville das Miniſterium übernahm, ſtand ganz Europa in Flammen, die zwar in einzelnen Ländern ſchon mehr oder minder notdürftig gelöſcht waren, in anderen aber immer noch bedrohlich genug aufſchlugen. Frankreich, in ſeiner Machtbetätigung ſtark geſchwächt, ſah ſich von ſeiten der überall langſam das Haupt erhebenden Reaktion mit Mißtrauen behandelt, von den Völkern angeklagt, daß es ſie aufgewiegelt und dann verraten, von den Fürſten, daß es ihre Throne ins Wanken gebracht habe.

Aber gerade die Überfülle der Schwierigkeiten war es, die Tocqueville emporriß und ihm ein früher nicht gekanntes, immer wuchtigeres Selbſtvertrauen und damit zugleich ein ihn ſelbſt in Erſtaunen ſetzendes ſtaatsmänniſches Können eintrug. Mit vollendeter Meiſterſchaft wußte er vor allem den Präſidenten zu behandeln. Indem er ihm innerhalb des Rahmens der Verfaſſung, ſoweit dies nur irgend anging, in ſeinen Plänen entgegenkam, ſetzte er es dafür durch, daß in den eigentlichen Lebensfragen ſeines Reſſorts, wie in der der Beſetzungen, das geſchah, was ihm zum Wohle des Vaterlandes das Rechte däuchte. Tocqueville iſt es auch geweſen, der den Prinzen ſozuſagen erſt methodiſch in der auswärtigen Politik angelernt, der ihm beigebracht hat, dieſe als Praktiker, auf dem Boden

der Tatſachen, nicht mehr wie bisher als Träumer und nur nach ſeinen Ideen zu betreiben. Kaum minder gewandt zeigt er ſich darin, wie er ſich die Machthaber vergangener Tage, die Broglie, Molé und Thiers unter gebührender Berückſichtigung ihrer Eitelkeiten warm zu halten wußte. Auf die Beilegung von Zwiſtigkeiten unter den Kollegen endlich hat er gelegentlich faſt mehr Kräfte und mehr Diplomatie verwandt als auf die Behandlung der großen Staatshändel.

Wohl erkennend, daß er bei der Unſicherheit der allgemeinen Verhältniſſe und insbeſondere der etwaigen Dauer ſeines Miniſteriums eine größere Umgeſtaltung ſeines Perſonals nicht wagen könne, beſchränkte er ſich darauf, die ihm als die wichtigſten erſcheinenden Poſten in Wien und Petersburg mit zwei beſonders vertrauten Freunden, Beaumont und Lamoricière, zu beſetzen und im übrigen Gobineau, der ſechs Jahre früher ſchon einmal auf dem geiſtigen Felde ſich ihm als Mitarbeiter aufs beſte bewährt hatte, nun auch auf dem politiſchen eng an ſeine Seite zu ziehen.

Den Geſamteindruck, den Tocquevilles Miniſterium bei den Zeitgenoſſen und bei der Nachwelt hinterlaſſen, hat Beaumont in die Worte gefaßt: „Dieſer kurze Durchgang durch das auswärtige Miniſterium hätte ſchon allein hingereicht, um die ſeltene praktiſche Fähigkeit zu bekunden, mit der er begabt war ... Alle, die ihn damals am Werke ſahen, bewunderten die Klarheit ſeines Blickes, die Geradheit und Feſtigkeit ſeines Handelns. Äußerſt ſelten iſt es einem Miniſter begegnet, daß er in ſo kurzer Zeit eine ſo glänzende und ſo dauernde Spur ſeiner Amtstätigkeit hinterließ, nicht nur in ſeinem Miniſterium, ſondern auch in den auswärtigen Kanzleien: ein Eindruck, den alle diplomatiſchen Vertreter in dieſer Zeit bezeugen konnten ... Gleich beim Eintreffen ſeiner erſten Depeſchen war man erſtaunt über den hohen und würdigen Ton, der ihnen ihr Gepräge verlieh."

Dabei hat Beaumont noch nicht einmal gesagt, daß Tocqueville die Erbschaft unglücklicher und ungeschickter Vorgänger anzutreten hatte, welche sein Vaterland in die größte Verlegenheit gestürzt hatten.

Das galt namentlich von dem eigentlichen Schmerzenskinde der Tocquevilleschen Politik, von den römischen Händeln.

War in der Tat ein schreienderer Widerspruch denkbar, als daß die neue Republik, welche verfassungsmäßig niemals gegen die Freiheit anderer Völker Krieg führen durfte, als eine ihrer ersten Taten jenen Feldzug gegen Rom in Szene setzte, welcher das schier undenkbar Scheinende ermöglichen sollte, zugleich den Papst zurückzuführen und den Römern die Freiheit zu bringen? Wenn dennoch Tocqueville sich entschloß, diese Politik zu vertreten und fortzuführen, so geschah es in der Erkenntnis, daß völlige Neutralität Frankreichs die Auslieferung Roms an die von Österreich und Neapel vertretene Reaktion, die Abdankung seines Landes in den italienischen Dingen bedeutet hätte, und nebenbei in der Hoffnung, den Römern das Möglichste von liberalen Reformen zu erwirken. In beiden Richtungen, der der Stärkung des französischen Einflusses gegenüber Österreich und der Schaffung einer römischen Verfassung, ist er denn auch unermüdlich und energisch vorgegangen, gelegentlich selbst vor respektvollen Drohungen gegen den heiligen Stuhl nicht zurückschreckend, wie wenn er etwa in der Depesche vom 19. August erklärt: „Wir sind Berater, tragen aber den Degen an der Seite. Möge man das in Rom nicht vergessen."

Daß die durch die französischen Waffen erfolgte Niederwerfung der römischen Republik schließlich doch, wenigstens vorerst, Österreich und der Reaktion in die Hände wirkte, daß die Republik Frankreich dem alten hierarchischen Absolutismus Schergendienste leistete, war Tocqueville selbst gewiß am bittersten.

Noch unmittelbarer als die römiſche brachte ihn die piemonteſiſche Frage in gegneriſche Berührung mit Öſterreich. Nachdem die Friedensbedingungen zwiſchen Öſterreich und Piemont faſt ſchon unter Dach gebracht waren, machte die erſtere Macht plötzlich durch ein ſchroffes Ultimatum vom 19. Juli Miene, den Waffenſtillſtand zu brechen, und Radetzky drohte den Feldzug wieder aufzunehmen. Nach den ihm früher gegebenen friedlichen Verſicherungen hierüber empört, ſetzte Tocqueville, der unter keinen Umſtänden die Unabhängigkeit und die Repräſentativverfaſſung der befreundeten Nachbarmacht antaſten laſſen wollte, im Miniſterrate die Konzentrierung der Armee von Lyon am Fuße der Alpen durch, erklärte, daß, wenn jenes dennoch geſchähe, man Frankreich an Piemonts Seite finden würde, und ließ den öſterreichiſchen Botſchafter ſo hart an, wie es dieſem im Leben noch nicht begegnet war — was alles zur Folge hatte, daß ſchon am 6. Auguſt der Friede unterzeichnet war.

Einen diplomatiſchen Erfolg trug ihm auch ſeine beſonnene Behandlung der Frage der ungariſchen Flüchtlinge ein. Einige Führer der dortigen aufſtändiſchen Bewegung hatten ſich auf türkiſches Gebiet geflüchtet. Rußland und Öſterreich verlangten wider alles Völkerrecht ihre Auslieferung, während England und Frankreich dem Sultan dieſe widerrieten. England griff ſogleich zu den ſtärkſten Mitteln, wie dem einer Flottenentſendung nach dem Bosporus; Tocqueville dagegen erkannte richtig, daß bei einer Figur wie Kaiſer Nikolaus, die er in den Souvenirs vortrefflich gezeichnet hat, alles auf die Behandlung ankomme, und es gelang ihm in der Tat, ihn, und in ſeinem Gefolge Öſterreich, auf gütlichem Wege von ſeinem Vorhaben abzubringen.

Von hoher ſtaatsmänniſcher Weisheit zeugt es, daß Tocqueville jeder Verſuchung, ſich in die deutſchen Händel einzumiſchen, um durch eine Allianz mit einer der beiden deutſchen

Großmächte die viel berufene Verschiebung der Karte von Europa zu Gunsten Frankreichs herbeizuführen — eine Versuchung, die dem Prinzpräsidenten schon damals mitgespielt zu haben scheint —, mit sicherem Instinkte widerstand.

Erwähnen wir schließlich noch, daß er den Revolutionären innerhalb wie außerhalb der Grenzpfähle die Zähne gezeigt, daß er die Unterstützung des badischen Aufstandes von seiten der Republik Frankreich hintertrieben, dann aber nach dessen Unterdrückung in Karlsruhe für milde Bestrafung der Aufständischen gewirkt, daß er ferner durch äußerst geschickte Manöver selbst den Schweizern, die sich eine wahre Armee von Revolutionären in ihrem Gebiete herangezogen hatten, dies zu verleiden und damit Europa von einer Pestgefahr zu befreien verstanden hat, so dürften wir damit ziemlich den Hauptinhalt seiner ministeriellen Tätigkeit erschöpft haben.

Die Botschaft des Präsidenten vom 31. Oktober 1849, welche mit dürren Worten besagte, daß ihr Urheber für seine ferneren Pläne nur noch ihm unbedingt ergebene Männer, keine selbständigen Charaktere mehr gebrauchen könne[1], bereitete dem Ministerium Odilon Barrot ein jähes Ende. Zum ersten Male hat damals der spätere Kaiser aus Anlaß der römischen Händel in besonders brüsker Weise seine verhängnisvolle Methode, neben der amtlichen Politik her und über die Köpfe ihrer Vertreter hinweg eine eigene zu treiben, auf Kosten eines so wertvollen Staatsmännerkollegiums zur Ausführung gebracht[2].

[1] Der Wortlaut war ungefähr: „er sei entschlossen, nur noch Männer zu wählen, die um seine Verantwortlichkeit ebenso besorgt seien wie um die ihrige."

[2] Eingehend und gründlich sind diese Vorgänge behandelt bei Marcel a. a. O. p. 428 ss. Ebendaselbst p. 433 über Napoleons vergebliche Versuche, die Beziehungen mit Tocqueville auch ferner aufrechtzuhalten, nachdem dieser mit allen übrigen Ministern seine Entlassung eingereicht hatte.

Tocquevilles Rücktritt wurde nicht nur von ſeinen Landsleuten, ſondern auch von den Vertretern der auswärtigen Mächte mit Kundgebungen aufrichtigen und lebhaften Bedauerns begleitet. Hatte er es doch verſtanden, nicht nur die allgemeine Stellung ſeines Vaterlandes entſchieden zu heben, ſondern auch deſſen Beziehungen zu den Mitmächten günſtig zu regeln[1] und vor allem wieder einmal eine auswärtige Politik nach großen und doch zugleich ſtaatsmänniſchen Geſichtspunkten, nach den argen Entgleiſungen der erſten Zeiten der Republik, ins Werk zu ſetzen.

Was nun die Beteiligung Gobineaus an dieſem allen betrifft, ſo wird es, ſolange nicht die Archive hierüber im einzelnen Aufſchluß geben, nicht leicht ſein, ſich ein Bild davon zu machen. Tocqueville, deſſen das Miniſterium behandelnde Partien der Souvenirs freilich mehr rhapſodiſch als ſyſtematiſch niedergeſchrieben ſind und der gerade die allerwichtigſte Frage, die römiſche, verhältnismäßig zu kurz kommen läßt, gibt uns keinerlei Handhabe. Gobineau ſelbſt, der wohl gerade ſeinem höchſtverehrten und durch ſein ganzes Weſen wie durch ſein Vorbild zur Beſcheidenheit mahnenden Meiſter gegenüber am letzten in Ruhmredigkeit verfallen ſein dürfte, ſchreibt ſich doch (an Tocqueville 6 août 1850, Briefwechſel p. 113) offenbar einen ſehr beträchtlichen Anteil an Tocquevilles Tätigkeit, insbeſondere auch an den römiſchen Dingen, zu, und es iſt bei ſeinem ganzen Charakter und bei dem, was Tocqueville von ihm hielt und erwartete, von Hauſe aus anzunehmen, daß er bei allem im vorhergehenden Erzählten nicht nur die ausführende Hand, ſondern, als eine ſelbſt ſcharf denkende und beobachtende Intelligenz, unwillkürlich ein produktiver Berater

[1] Über ſeine Stellung zu Deutſchland habe ich nähere Mitteilungen gemacht in meinem früher erwähnten Vortrage „Alexis de Tocqueville" S. 35—39.

und Mitarbeiter gewesen sei[1]. Wie stolz er auf die Ergebnisse des „travail enragé dont je me souviendrai toute ma vie avec bonheur“ (a. a. O. p. 127) war, lehrt die vorerwähnte Stelle, die mit den Worten schließt: „Je ne pense pas que six mois pareils à ceux que nous avons passés dans la barque gouvernementale se rencontrent jamais deux fois dans la vie d'un homme public“ etc.

Eine wenigstens annähernde Allgemeinvorstellung von seiner damaligen Vertrauensstellung und Arbeitsweise gibt uns eine (undatierte) Briefstelle an die Seinigen: „Je reçois beaucoup de monde, j'entends beaucoup d'affaires; lis avant le ministre toutes les dépêches, lui rends compte de tout, écris beaucoup de choses particulières ou confidentielles, en un mot, je prends part à la vie diplomatique dans ce qu'elle a de plus complet. C'est pour moi la meilleure et la plus complète école que je puisse avoir si j'ai ce bonheur de rester dans la carrière et de passer à l'étranger quelque jour.“

Auch an einzelnen Beispielen, die uns das hier Gesagte verdeutlichen, fehlt es glücklicherweise nicht ganz. Ein wichtiges Probestück solcher vertraulicher Sendschreiben z. B. ist erhalten in dem Briefe an Beaumont vom 20. Oktober 1849, den wir, nach Marcel, in den „Quellen und Untersuchungen“ mitteilen. Über die türkische Frage schreibt Gobineau einmal (undatiert): „Nous venons de terminer l'affaire turque. Je suis enchanté de cette conclusion, il y avait là matières à de grands embarras; nous sommes allés hier un moment chez Lady Normanby, la joie était universelle dans tout le corps diplomatique, et comme Monsieur de Tocqueville n'y était

[1] Die Minister pflegten sich für diesen Posten des Kabinettschefs besonders begabte junge Männer auszusuchen. Unter anderen hatte ihn Rémusat bei Casimir Périer bekleidet.

pas, j'ai été accablé, en son lieu et place, de félicitations et de compliments.“ Von den geſchäftlichen Billets Tocquevilles aus der Miniſterzeit ſind leider nur zwei erhalten (Briefwechſel p. 33—34).

Gelegentlich erfahren wir auch, wie ausgefüllt — faſt für mehrere Jahre! — dieſes halbe Jahr mit Tätigkeit geweſen iſt. „Je n'ai véritablement ni le temps de dormir, ni celui de manger, ni de boire, je suis levé à 5^h du matin et jusqu'au soir je n'ai pas une minute à moi.“ Und ein anderes Mal: „Je mène la vie la plus agitée, la plus émotionnée, la plus active qui existe ... Debout à $5^1/_2{}^h$, couché quand il plait au ciel ... condamné que je suis à travailler 14 ou 15 heures par jour au bonheur du peuple français et ne rentrant dans mes foyers qu'à l'état d'éreintement total.“ (Undatiert bezw. Auguſt 1849.) Übrigens verſichert er wieder und wieder, wie ſehr er ſich dabei in ſeinem Elemente fühle. Das Äußere der neuen Würde nahm er nach ſeiner Gewohnheit mehr von der heiteren Seite. Kurz nach der Ernennung ſchreibt er der Schweſter: „Je viens d'être nommé chef du cabinet du ministre des Affaires Étrangères. Pour te donner une idée juste de cette dignité, je suis obligé de recourir aux Turcs; chef de cabinet cela répond à peu près à Caïmacan, Caïmacan vaut autant que mamamouchi; mamamouchi c'est à dire paladin. (Der Witz iſt aus dem Bourgeois Gentilhomme, Akt 4 Sz. 5 und Akt 5 Sz. 1.) Je suis donc paladin ou chef du cabinet du ministre des Affaires Étrangères. Si l'on veut nous laisser tranquilles quelque temps, je sors de là secrétaire d'ambassade, si on veut nous y laisser deux ans, ministre plénipotentiaire. Si, au contraire, nous sommes mis dehors par les épaules, je me recommande entre les mains de Dieu; j'aurai eu la joie stérile d'être quelque chose dans ma vie. Du reste, je ressemble presqu'encore aux simples mortels

et, ma pauvre Patouille, à me voir passer dans la rue tu me reconnaîtrais.“ Die auch hier schon berührte mutmaßliche Kurzlebigkeit des Ministeriums hatte er bald darauf noch ungleich mehr Veranlassung hervorzukehren, als dem angehenden Würdenträger, wie das ja nie ausbleibt, alsbald von den ihm Nahestehenden Schützlinge zur Empfehlung präsentiert wurden.

Es ist in jeder Beziehung zu bedauern, daß diese Schule nicht von längerer Dauer gewesen ist; nicht am wenigsten auch im Interesse von Gobineaus Laufbahn, der ein jahrelanges Ministerium Tocqueville einen ganz anderen Aufschwung gegeben haben würde.

Wir können von dem erlauchten Manne, dessen Hauptrolle für dieses Buch nunmehr ausgespielt ist, nicht Abschied nehmen, ohne ihn zuvor noch durch das letzte Jahrzehnt seines Lebens kurz hindurchgeleitet und ohne die Berührungen, zum Teil gegnerischer Natur, die ihm dieses mit seinem Schützling noch bringen sollte, zusammenfassend vorausgenommen zu haben[1].

Einige Jahre hat Tocqueville noch als Parlamentarier ausgehalten, von konstitutionellen Freiheiten zu retten suchend, was noch zu retten war. Alles vergebens! Nach dem Staatsstreiche zog er sich, als glühender Freund der Freiheit und unversöhnlicher Feind des Cäsarismus, für immer in das Stillleben seines normännischen Landgutes zurück, wo er nun, zum Heile der Wissenschaft, seine viele Jahre lang unterbrochenen Studien und Arbeiten wieder aufnahm und, nach vorbereitenden Reisen in England und Deutschland, sein Abschiedswerk, sein leider Torso gebliebenes Buch „L'ancien Régime et la Révolution“ zeitigte, das einen Wendepunkt in der Auffassung der Revolution bezeichnet und nach gewissen Seiten derselben in allen Ländern unumstößlich maßgebend geworden ist. Die

[1] Über die Auseinandersetzungen beider im Punkte der Rassenfragen siehe mein Buch „Gobineaus Rassenwerk“ S. 17—39.

bis dahin vorwiegende Darſtellung der Liberalen, als deren glänzendſter und ſchwungvollſter Vertreter Michelet daſtand, läßt ſich darnach nicht mehr aufrechterhalten, nachdem Tocqueville, zum erſten Male auf die Quellen der inneren Geſchichte der Revolution — die Verhandlungen der Stände- und Provinzialverſammlungen, die vertraulichen Berichte und Korreſpondenzen des Miniſteriums des Innern wie der Intendanturen und Präfekturen, die Grundbücher und Aushebungsverzeichniſſe, vor allem aber die im Jahre 1789 von den drei Ständen ausgearbeiteten und ihren Abgeordneten mitgegebenen Cahiers — ſich ſtützend, dargetan hat, daß die Revolution nicht in Zeiten und in Gegenden ausgebrochen iſt, wo der Feudaldruck, dem ſie galt, am ſtärkſten auf den Menſchen laſtete, ſondern vielmehr dann und da, wo er bereits ſtark nachzulaſſen begonnen hatte; daß insbeſondere der franzöſiſche Bauer ſchon lange vor dem Ausbruch der Revolution in viel weiterem Umfange, als man bisher annahm, ſich auf Koſten der Ariſtokratie zum freien Grundbeſitzer aufgeſchwungen hatte. Auch den Wahn, als habe die Revolution überhaupt neue Ideen und Prinzipien erzeugt, hat Tocqueville gründlich zerſtört; insbeſondere weiſt er nach, daß die Revolution und das Kaiſerreich die Zentraliſation, dieſes A und O alles neueren franzöſiſchen Staatslebens, nicht erſt geſchaffen, ſondern im vollen Umfange vom ancien régime übernommen und nur in neue Formen und Namen gekleidet haben.

Mit dieſer ſeiner letzten und größten Leiſtung waren Tocquevilles Kräfte erſchöpft. Seine Geſundheit, die von jeher zart geweſen war und unter den Anſtrengungen ſeiner wiſſenſchaftlichen wie unter den Erregungen ſeiner politiſchen Tätigkeit gleichermaßen gelitten hatte, brach bald nachher völlig zuſammen. Ein Bruſtleiden, das ſchon früher mehrmals ſich angekündigt hatte, aber heldenhaft von ihm bekämpft wurde, trat 1858 mit ſolcher Heftigkeit auf, daß es trotz der vorübergehend lindern-

den Einwirkung von Cannes schon am 16. April 1859 zum Tode führte.

Die Beziehungen Gobineaus zu seinem Lehrmeister und Freunde haben bis zuletzt an Herzlichkeit und Wärme nicht eingebüßt. Sind den beiden auch persönliche Begegnungen fortan seltener vergönnt gewesen, so trat dafür ein ununterbrochener, über alle Gebiete der Politik, der Wissenschaft wie des Lebens sich erstreckender Briefwechsel an die Stelle. Er wird getragen auf seiten Gobineaus von einer immer sich gleichbleibenden Bewunderung, auf seiten Tocquevilles von einem unerschöpflichen Wohlwollen und von echter Schätzung der reichen Gaben seines Jüngers, der ihm nebenbei als „der größte Büffler" erscheint, der ihm je vorgekommen. (Was will dieses Lob seines Fleißes besagen im Munde eines Mannes, der sich selbst durch übergroße Anspannung seiner Kräfte aufgerieben hat!)

Freilich, an starken Divergenzen hat es auch jetzt, ja jetzt erst recht, nicht gefehlt. Die Neugestaltung der politischen Dinge in seinem Vaterlande sah Gobineau, wie wir bald sehen werden, mit ganz anderen Augen an als Tocqueville; und wenn auch beide in der ersten Zeit möglichst vermieden, die politischen Gegensätze in Auseinandersetzungen, die notgedrungen scharfe Formen hätten annehmen müssen, zum Austrag zu bringen[1], so war eine solche auf die Dauer doch unausbleiblich. Sie fand denn auch statt, und zwar aus Anlaß des eben besprochenen letzten Werkes Tocquevilles über die Revolution.

Gobineau wirft seinem Mentor (Briefwechsel p. 299 ss.)

[1] Man kann sich des Eindrucks nicht ganz erwehren, daß die außerordentlich eingehenden Berichte Gobineaus über die politischen Verhältnisse der Schweiz teilweise dem Wunsche nach Ablenkung von der damals nicht zu behandelnden Hauptsache, der französischen Politik, ihre Entstehung verdanken.

vor, daß er ſozuſagen auf halbem Wege ſtehen geblieben ſei, indem er einerſeits den wahren Sinn und Geiſt der Revolution, ihre Unproduktivität, aufgedeckt, anderſeits doch wiederum an der Konſtituante feſtgehalten und ſelbſt deren Irrtümer großherzig gefunden habe. In der Tat hegte Tocqueville für die wirklichen wie für die vermeintlichen großen Seiten jener erſten Zeiten der Revolution eine Begeiſterung, der er namentlich in dem nachgelaſſenen ſiebten Kapitel der Fortſetzung ſeines „Ancien Régime“ (Œuvres T. VIII p. 143—148) den ſchönſten Ausdruck verliehen hat. In Gobineau dagegen hatte ſich die von Tocqueville angebahnte Überzeugung weit unbedingter und konſequenter befeſtigt, daß reichlich ſo ſehr die von einzelnen Literaturführern gezüchteten gedanklichen Wahngebilde als wirtſchaftliche und politiſche Wirklichkeiten die Revolution herbeigeführt haben; daß dieſe letztere als neues nur das Gemetzel und die Phraſen gebracht habe, das politiſch Tatſächliche dagegen, die Umwandlung des Feudalſtaates in den Adminiſtrativſtaat, wie in den anderen Ländern, ſich ohne ihre gewalttätigen Umwälzungen der neunziger Jahre auch auf geſetzgeberiſchem Wege vollzogen haben würde[1].

Die praktiſchen Folgerungen, die beide aus dieſer verſchiedenen hiſtoriſchen Betrachtung ihres Vaterlandes für die Tagespolitik zogen, lagen nahe genug. Während urſprünglich beide dem Königtum (dem wirklich ehrlichen, alten Königtum) angehangen hatten, wünſchte Tocqueville, als Freiheitsfreund um jeden Preis, dieſes doch konſtitutionell, und zog ſelbſt das dynaſtiſch angepaßte, mit Parlamentarismus, einem perſönlichen Regiment wie dem Napoleons III. vor, über das er

[1] Heute dürften dieſe Anſchauungen immer weniger paradox erſcheinen, nachdem ſchon Taine ihnen ſtark vorgearbeitet hatte. Bei uns werden ſie beſonders einleuchtend vertreten durch Adalbert Wahl in ſeiner „Vorgeſchichte der franzöſiſchen Revolution“. Vgl. insbeſondere ſeine ſchönen Ausführungen Bd. II S. 324 ff. 394 u. ö.

nach seinen Anschauungen nur ein außerordentlich hartes Urteil fällen konnte (Souvenirs 311/12). Gobineau dagegen hatte durch die Entwicklung, welche die zweite Republik nahm, insbesondere auch durch das Scheitern seiner auf eine dezentralisierende Bewegung gesetzten Hoffnungen, mit der Zeit den Glauben an die Möglichkeit echter Freiheit in seinem Lande überhaupt verloren: er hielt die Franzosen, nachdem sie dieselbe an der wichtigsten Stätte, im Gemeindeleben, freiwillig verscherzt, ein für alle Male nicht mehr reif für die Freiheit, nach welcher sie doch seit den Tagen der Konstituante unaufhörlich rufen (Briefwechsel mit Tocqueville p. 302 ss.), und insofern ein Kaisertum des aufgeklärten Despotismus für die ihnen naturgemäßere, gewissermaßen nationalere Regierungsform[1]. Tocqueville macht ihm übrigens (p. 313 des Briefwechsels) das prinzipiell sehr schwerwiegende Zugeständnis, daß die Freiheit in demokratischen Gesellschaften wie die unsrigen schwerer zu begründen und aufrechtzuerhalten sei als in gewissen früheren aristokratischen Gesellschaften, welche mehr oder minder den Gobineau vorschwebenden der Feudalzeit nahekamen. Er will nur die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß auch die ersteren dazu zu erziehen seien.

[1] Selbst ein so stark durch den Liberalismus hindurchgegangener Politiker wie Treitschke muß doch zugeben, daß die Napoleonische Verwaltung national war, daß in ihr eine uralte politische Entwicklung den naturgemäßen Abschluß fand, während das parlamentarische Wesen vor der Hand ein Experiment blieb, hervorgegangen aus naturrechtlichen Theorien und der verständnislosen Nachahmung des englischen Staates („Histor. und polit. Aufsätze", N. F., I 92/93). Karl Hillebrand aber sagt noch viel später, ganz im Sinne Gobineaus: „Das französische Volk muß seinen Verstand dazu gebrauchen, um sich seines revolutionären Credos zu entledigen, es muß einsehen, daß es seine politische Blüte, ja seine Wohlfahrt immer am besten unter der absolut monarchischen Staatsform verwirklicht hat" („Frankreich und die Franzosen", 4. Aufl. S. 353).

Es iſt kein Zufall, daß in demſelben Briefe an Tocqueville, welcher dieſe Abſage an die moderne Freiheit enthält, ein unbedingtes und energiſches Bekenntnis Gobineaus zum Katholizismus ſich findet; und dies wiederum könnte alle diejenigen befremden, welche im übrigen, wie gar nicht anders denkbar, gerade aus dem Tocquevilleſchen Briefwechſel, aus den unwiderleglichen Kritiken des Meiſters, den Eindruck gewinnen, daß der ſelbe Gobineau ein überaus mangelhafter Chriſt geweſen, ja daß er, nach ſeinen perſönlichen Anſchauungen wie nach den in ſeinem Essai vorgetragenen Lehren, dem Chriſtentum ſehr fern geſtanden habe (vgl. beſonders p. 12—14. 16. 22 ss. 23. 290 ss. 297. 305—307). Doch liegt hier ein eigentlicher Widerſpruch nicht vor. Gewiß, perſönlich iſt Gobineau, mindeſtens zeitweiſe, von dem Chriſtentume ſtark abgerückt. Und zwar iſt dies nicht nur, nach Rémuſats Beiſpiele (a. a. O. p. 297), ſo zu deuten, daß der Geiſt der Zeit als Verſucher auch ihn wenigſtens von dieſer Seite angefaßt hätte; auch ſein Abſcheu gegen die fromme Heuchelei, die in der ſpäteren Zeit des Julikönigtums mit ebenſolcher Vorliebe zur Schau getragen wurde wie in der früheren der Atheismus, kann höchſtens äußerlich verſtärkend hinzugetreten ſein. Der tiefere Grund einer ſolchen ſehr frühzeitig eingetretenen Entfremdung iſt wohl zweifellos darin zu ſuchen, daß ſein ariſtokratiſches Raſſenideal, das doch bis zu einem gewiſſen Grade ſeine Religion war, und dem er noch im Amadis ſeinen letzten Hymnus geſungen hat, ihn unbewußt ſchon vor ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausgeſtaltung im Essai beherrſchte, und er ſich nicht verhehlen konnte, wie wenig es ſich mit dem chriſtlichen Gleichheitsgedanken vertrug. Aber ſpäter begriff er je länger je mehr, daß das Volk ſeine eigene Religion bedürfe; ſo ſchied er zwiſchen dieſer und ſeiner perſönlichen, in allen ihren Teilen, oder richtiger, er nahm, neben dieſer perſönlichen, als Angehöriger ſeines Volkes auch deſſen

Religion an. Er wurde ehrlicher und überzeugter Katholik, weil der Katholizismus auf dem religiösen, wie der Imperialismus auf dem politischen Gebiete, ihm die Ordnung am ersten zu verbürgen schien, die ihm nun einmal, wie seinem Meister die Freiheit, immer das Oberste blieb. Lassen wir beiden die Anerkennung, daß sie nicht anders konnten und, jeder in seiner Weise, einem großen Ideale treu geblieben sind.

Den Ernst von Gobineaus Überzeugung hat schließlich auch Tocqueville anerkennen müssen; und Gobineaus redliches Bestreben, auch als nicht Christlichveranlagter immer mit den Vertretern des Christentums Hand in Hand zu gehen, beweist, wie auch seine wiederholten dichterischen Verherrlichungen des letzteren, wie sehr er diesem über alles eigene Fühlen hinaus gerecht zu werden vermochte.

Ernstlicher als von der christlichen drohte dem guten Einvernehmen der Freunde zeitweise von der patriotischen Seite Gefahr. Der Zug der Tadelsucht und Unzufriedenheit, ja der Verachtung von Menschen und Dingen, den der weit nachsichtigere, weil weniger als geistiger Umgestalter veranlagte Tocqueville an Gobineau wiederholt rügt, wurde ihm am anstößigsten da, wo er sich gegen das von ihm über alles geliebte Vaterland richtete. Seinem Lobgesang auf dessen geistige Leistungen und geschichtliche Rolle (p. 334 ss. des Briefwechsels) wird man auch die vollste Berechtigung der Wahrheit Gobineau gegenüber nicht absprechen können und hinzusetzen dürfen, daß der gleiche Grund, der diesen hinderte, ein guter Christ zu sein, ihm auch als Patrioten im Wege stand. Tocqueville hat dies nicht durchschaut; wir aber dürfen heute nicht mehr daran zweifeln, daß, je mehr das germanische Ideal sich in ihm ausbaute, desto weniger es ihm — bei der Stellung, die sein Volk zu diesem einnahm, bei dessen immer systematischerer Hinwegentwicklung von allem Germanischen — möglich ward, ein guter Franzose zu bleiben. Dagegen muß ausdrücklich be-

tont werden, daß, wenn die beiden großen Männer ſich dennoch im letzten Grunde immer nahe blieben, dies nicht zum wenigſten darauf zurückzuführen iſt, daß Tocqueville, mehr als er ſelber ahnte und zugegeben haben würde, vom Germanen an ſich hatte. Sein inniges Einleben in angelſächſiſches, ſein trotz erſchwerender Verhältniſſe und ziemlich aus der Ferne erfolgendes Begreifen deutſchen Weſens, ſein echter Freiheitsſinn, ſeine regionaliſtiſchen Neigungen, endlich die ganze ſchwerblütige Tiefe ſeiner Natur ſind unfranzöſiſch im modernen Sinne und weiſen auf die Zeiten zurück, da das Germaniſche noch eine ausſchlaggebendere Rolle in der Zuſammenſetzung des franzöſiſchen Volkes, insbeſondere ſeines Adels, bildete.

Daß der Seelenadel vielleicht das Beſte hinzugetan hat, um auch die Geiſter einander doch immer nahe zu halten, haben beide ſelbſt empfunden und zum Ausdruck gebracht: Tocqueville in den Worten: „En fait de sentiments élevés et délicats nous sommes et serons toujours de la même secte“, Gobineau in den Trauerworten an die Witwe: „Vous savez depuis combien d'années je suis dévoué de cœur à celui qui n'est plus. Peu de ses amis se sont trouvés mêlés à sa vie d'aussi près que je l'ai été et ont eu autant d'occasions de connaître la grandeur de son esprit, l'élévation de son cœur, les mérites de toute nature qui le mettaient si haut au-dessus de la plupart des hommes; peu de ceux qui l'ont aimé ont eu plus de raison que moi de lui vouer une affection et une reconnaissance sans bornes et je crois qu'il était bien convaincu que c'étaient là mes sentiments et que je lui appartenais du meilleur de mon cœur.“ [1]

[1] Ich konnte nicht anders als dieſe Charakteriſtik des Verhältniſſes Gobineaus zu Tocqueville vornehmlich auf den Briefwechſel der beiden aufzubauen, welcher ja denn freilich die zwiſchen ihnen obwaltenden Gegenſätze gelegentlich ſtark hervortreten läßt. Die neuer-

Damit ist alles gesagt, wie auch, daß sich ein solches Verhältnis nie wiederholen konnte. Größeren Geistern ist Gobineau später noch begegnet, einem größeren oder doch edleren Menschen nie wieder.

---

dings von Pierre Marcel in seinem mehrerwähnten Buche mitgeteilten Intima und Posthuma lehren uns dagegen, daß es, trotz der grellen Abweichungen der politischen Laufbahn und Stellung, um jene Gegensätze im Innersten doch weit weniger schlimm bestellt war, als es nach außen erschien. Schon die Souvenirs ließen es mehrfach ahnen, die Veröffentlichungen Marcels aber erheben es zur Gewißheit, daß Tocqueville im Herzen ein gründlicher Aristokrat und Konservativer, ja daß er im späteren Leben auch Pessimist und der Mitwelt bis zur Hoffnungslosigkeit entfremdet war. Man vergleiche namentlich die Stellen p. 64 ss. 67 ss. 124 ss. 155 Anm. 175. 178. 269. 277 ss. Das alles klingt ganz anders, als die meisten Stellen der Briefe an Gobineau, in denen er, zumal gegen dessen gelegentliche paradoxe Übertreibungen, die andere Seite der Dinge hervorzukehren sich gehalten glaubte. Im ganzen kann die heroische Pflichttreue, mit der Tocqueville innerste Herzensneigungen und Stimmungen systematisch unterdrückte, um die produktive Mitwirkung an der Fortentwicklung des Staatslebens seines Vaterlandes nicht zu gefährden oder abzuschwächen, ihn uns nur ehrwürdiger erscheinen lassen.

Zweites Kapitel.

Die Schweiz und Hannover.

Ehe wir Gobineau in seiner amtlichen Tätigkeit weiter verfolgen, haben wir zuvor noch einen Blick in sein Inneres zu werfen zu jener Zeit, da die wichtigste, ein vielleicht schwerste, jedenfalls sachlichste Entscheidung seines Lebens sich vollzog: seine Abkehr vom Royalismus und sein Übertritt zum — oder doch mindestens Friedensschluß mit dem — Bonapartismus.

Daß eine solche Entscheidung nicht ohne ernste Kämpfe vor sich gehen konnte, lag in der Natur der Dinge. Wir ersehen einerseits aus Gobineaus Briefen der vierziger Jahre an die Angehörigen, von denen wir Auszüge, gewissermaßen als intime Ergänzung zu den Artikeln der Quotidienne, in den „Quellen und Untersuchungen" Bd. I. bringen, wie vieles ihm am Royalismus als Partei mißhagte und wie er damals schon, kurz gesagt, den Kampf für das Königtum nur als Rückzugsgefecht auffaßte. Er hatte erkennen müssen, wie sehr er mit seiner idealen Auffassung von demselben allein stand. Bittere Enttäuschungen auf allen Seiten. Die königlichen Häuser am Ende mit dem alten Blute, wie die Bourbons, oder doch mit der echten Königsart, wie die Orléans. Auf der ersteren Seite zudem eine an Erstarrung grenzende Regungslosigkeit den neuen Entwicklungen gegenüber, ein krampfhaftes Festhalten fast mehr noch der Etikette als der Tradition des Königtums. Der Duc de Lévis, das Sprachrohr Heinrichs V.,

rümpfte ſchon die Naſe, als Gobineau, wohl auf Vermittlung Rémuſats, nur rein feuilletoniſtiſch an einem Blatte wie dem Journal des Débats mitwirkte. Dieſem aber ging es je länger je mehr in der Politik um ein Vorwärtsrücken, um ein Bejahen, um ein Wirken und Schaffen: er hatte die Oppoſition à outrance unter dem Julikönigtum gründlich ſatt bekommen.

Nun kam die Republik, die in allen ihren Stadien den einen gemeinſamen Zug aufweiſt, daß ſie lediglich einen Tummelplatz der Parteien abgab, nur ſozuſagen ein Negativbild Frankreichs lieferte[1]. Nur ein Mann war in dieſem Lande, der etwas anderes wollte und etwas anderes tat als Konſtitutionen brauen. Dieſer eine war Louis Napoléon.

Auf der anderen Seite iſt es nur zu begreiflich, daß der Gedanke, ſich dieſem anzuſchließen, zunächſt etwas Abſchreckendes für den alten Royaliſten haben mußte. Bis kurz vor dem Eintritt ins Miniſterium finden ſich briefliche Äußerungen Gobineaus, nach denen zu ſchließen dem Prätendenten für ihn damals noch etwas von dem „leibhaftigen Bonaparte" Schopenhauers anhaften mußte, und es bedurfte offenbar der gewaltigen Autorität eines Tocqueville, um ihm über dieſe Gewiſſensbedenken hinwegzuhelfen[2].

Auch dieſer hatte ja aus der Not eine Tugend gemacht und ſich ſogar bereit gefunden, zu Gunſten des Mannes, den das Bedürfnis nach einem Oberhaupte und die Macht der mit

[1] Das unwürdige Bild, das Frankreich in ſeiner angeblichen Republik nach 1848 darbot, hat Treitſchke in ſeiner mehrerwähnten Arbeit (Bd. I S. 184—235) meiſterhaft gezeichnet (vgl. beſonders S. 186 ff. 191 ff. 197 ff. 204 ff. 215).

[2] (Undatiert, Herbſt 1848): „La plus grande honte pour des légitimistes c'est de servir de piédestal à l'ambition d'un Bonaparte. Le reste peut être dangereux, ceci est déshonorant et déloyal" und 26 avril 1849: „Des légitimistes acceptant le nom de Bonaparte! Il faut vivre au 19e siècle pour voir de pareils scandales!"

seinem Namen verknüpften großen Erinnerungen an die Spitze des Staates gebracht hatten, eine Verfassungsänderung im Sinne seiner Wiederwählbarkeit zu befördern, wenn er nur darauf verzichten wolle, der Cäsar Frankreichs zu werden. (Vgl. hierüber Tocquevilles „Souvenirs“ p. 348 ss. und ebendort p. 313—318 die tiefe Charakteristik Napoleons III.)

Bei Gobineau seinerseits war es wohl zweifellos anfangs nur die Idee, die bei seiner Abneigung mitwirkte. Als sich's um die Ideen des Mannes selber handelte, fühlte er sich diesem, nach der Wildfremdheit, in der er dem Bürgerkönigtum gegenübergestanden hatte, vielmehr verwandt[1].

Zwar, daß sich der Präsident bald als der einzig denkbare Dauerbändiger des Pöbels, als die einzige autoritative Persönlichkeit, in der sich eine starke Regierung damals verkörpern konnte, auswies, konnte, wie unendlich wertvoll es auch gerade einem Gobineau erscheinen mochte, immer noch als ein mehr negativer Wertfaktor gelten. Zu unterschätzen aber war es nicht, nachdem das Beispiel Louis Philippes gelehrt hatte, daß die Milde politischen Gegnern gegenüber menschlich eine schöne Tugend, politisch aber ein großer Fehler sein kann. So hat Gobineau auch den Staatsstreich nie anders denn als eine leidige Notwendigkeit, als eine Zwangshekatombe auf dem Altar der Ordnung aufgefaßt[2]. Wichtiger

[1] In einer kleinen biographischen Skizze Gobineaus von Adelbert von Keller (in Prutz' „Deutschem Museum“ 1855, I 829) findet sich die Wendung, daß Gobineau „den Ideen Louis Napoléons schon vor 1848 zugetan gewesen sei“. Diese Mitteilung wird Keller durch den Tübinger Nationalökonomen Fallati, mit dem Gobineau befreundet war, zugekommen sein, kann sich aber nur auf die Ideen beziehen, die Napoleon sich später zu eigen gemacht, bezw. zu denen er sich später bekannt hat. Denn 1848 betrat er die politische Bühne als ein so gut wie gänzlich Unbekannter, der zunächst nur durch seinen Namen wirkte.

[2] Treffend macht außerdem Constantin Frantz (E. Stamm,

war es schon, daß Napoleon inmitten jenes Kampfes aller gegen alle, gegenüber der großen Negation der Pseudorepublik, etwas Positives, einen festen Willen, ein wirkliches Schaffen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete wieder zu gewährleisten schien. Wie einst der große Oheim Hand in Hand mit seiner Bewältigung des Wirrwarrs einen tiefen Instinkt für Regierung und Verwaltung, eine erstaunliche Energie und Schnelligkeit im Wiederaufbau des sozialen Gerüstes entfaltet hatte, so ließ sich ähnliches jetzt, wenngleich in dem übrigens auch nur erforderlichen kleineren Maßstabe, von dem Neffen erhoffen, indes die Gefahren des Napoleonismus entweder, wie die Maß- und Zügellosigkeit des Korsen, gar nicht, oder, wie seine chimärischen Entwürfe, sein Mangel an Verständnis für die sittlichen Anforderungen der Menschennatur, nur abgeschwächt zu drohen schienen. Daß Gobineau in dem Attentat auf die Freiheit, an die er nicht mehr glaubte, kein so großes Unglück erblickte, wie seine liberalen und konstitutionellen Freunde, sahen wir schon.

Es ist bekannt genug, daß Napoleon im Punkte der Hebung des wirtschaftlichen Lebens, nach dem frevelhaften Stillstand der Julimonarchiezeit und der sterilen republikanischen Übergangsepoche, durchaus Wort gehalten hat. Was aber das Wichtigste: daß er diese Wohltaten allen Klassen des französischen Volkes gleichmäßig zugute kommen ließ. Auch Louis Philippe hieß zwar König der Franzosen; aber die Franzosen dieses Königs hatten doch in der Hochfinanz wenn nicht sich verkörpert, doch gegipfelt. Napoleon III. schickte sich an,

„Constantin Frantz", Heidelberg 1910, S. 224 ff.) auf den quasi defensiven Charakter des Staatsstreichs aufmerksam: „Dieselben Leute, die jetzt so entrüstet tun über den Staatsstreich, würden heute als revolutionärer Konvent tagen, wenn ihnen der Präsident nicht um zwei Tage zuvorgekommen wäre. Der Staatsstreich hat der allgemeinen Anarchie vorgebeugt."

wirklich ein Kaiser der, das heißt aller, Franzosen zu werden. Vornehmlich gründete er sogar seine Herrschaft auf die der Politik fernen Klassen des Volkes, auf die Land- und Provinzialbevölkerung, wie ja denn schon — bezeichnend — seine Wahl zum Präsidenten durch diese, und gegen Paris, erfolgt war. Er ist auch später immer redlich, wenn auch nicht allzu glücklich, im Sinne der Dezentralisation und des regionalen Eigenlebens bemüht geblieben, und Gobineau hat ihm dies noch in der Apologie, die er lange nachher dem gestürzten Kaiser schrieb („La 3me République française" p. 5 und Chap. 41—43. 46), ganz besonders Dank gewußt[1].

Nach alle diesem dürfen wir uns also nicht wundern, wenn Gobineau dem Legitimismus, der für ihn fortan nur den hoffnungslosen Verzicht auf jede politische Betätigung bedeutet hätte, Lebewohl sagte, und wenn er ferner, nachdem der Präsident mit seinen wahren Ideen und Absichten hervorgetreten war, nicht mit Tocqueville sich zurückzog, sondern sich ehrlich dem neuen Machthaber anschloß und zunächst aus den Händen eines einstigen Kameraden seines Vaters, nunmehrigen bonapartistischen Generals, des Kriegs- und interimistischen auswärtigen Ministers de Hautpoul, die Ernennung zum ersten Sekretär der Gesandtschaft in Bern entgegennahm (9. November 1849).

Diese wertvollen neuen, oder erneuerten, Verbindungen und die Wertschätzung, die sich Gobineau als Gehilfe Tocquevilles zu erringen gewußt hatte, lassen es begreiflich erscheinen, daß er namentlich in der ersten Zeit seiner Schweizer Tätigkeit als eine Art Vertrauensperson, fast als eine Art Schoßkind seiner Regierung erscheint und dementsprechend auch diesen Anfängen seines gesandtschaftlichen Wirkens ein gewisser Schwung und Nachdruck innewohnt, der freilich nicht allzu-

[1] Vgl. auch Charles-Brun, „Le Régionalisme" p. 30. 31.

lange andauerte, und an deſſen Stelle dann ein zeitweiliges Verſanden trat. Um was es ſich hier durchſchnittlich handelte — die bekannten landläufigen Geſandtſchaftsgeſchäfte —, charakteriſiert er ſelbſt einmal halb ſcherzhaft an die Seinigen (31 juillet 1850): „J'interviens pour les opprimés et reçois par ci par là quelques bénédictions. Cela compense les malédictions des drôles pour lesquels je suis impitoyable.“

Daneben aber übertrug ihm die Regierung gleich im erſten Jahre eine wichtige Sonderarbeit: einen umfaſſenden Bericht über Landwirtſchaft, Handel und Manufakturweſen der Schweiz, zu welchem Behuf ſie ihm (September 1850) eine Inſpektionsrundreiſe durch die geſamte Eidgenoſſenſchaft auswarf, die Gobineau im Geſchwindtempo („passant d'une voiture dans l'autre et courant toute la nuit“) erledigte. Die dreiteilig auf breiteſter Baſis aufgeführte, ſehr umfangreiche Arbeit[1] erregte die hohe Zufriedenheit der vorgeſetzten Behörde und trug ihrem Verfaſſer kurz darauf das Kreuz der Ehrenlegion ein. Daß ſie über ihren ſcheinbar ausſchließlich volkswirtſchaftlichen Inhalt hinaus auch politiſchen Zwecken diente, deutet Gobineau in den Worten an Tocqueville (6 août 1850): „sur les rapports de son commerce avec tous les États et enfin avec nous; pour tout dire, je suis chargé de soupeser la Confédération et de dire intrinsèquement parlant ce qu'elle vaut“ zur Genüge an.

Schon im Juli 1850 finden wir ihn zum erſten Male

[1] „Plus de 300 pages, avec tableaux, chiffres etc., le diable et son train“ (6 septembre 1850 an die Seinigen). Eine Art Fortſetzung dieſer Denkſchrift liegt vor in für die Geſandtſchaftsberichte beſtimmten Aufzeichnungen Gobineaus „Études de l'industrie Suisse pendant les années 1851—1852“, in welchen vornehmlich der Rückgang der ſchweizeriſchen Landwirtſchaft infolge der ſtarken Güterzerſplitterung und der Zunahme der Hypothekenſchulden und die wachſend ſchädigende Einwirkung des Alkoholkonſums beleuchtet werden.

als Geſchäftsträger, was ihm nicht wenig ſchmeichelt: „Je suis chargé d'affaires à cette heure, mais pour 15 jours seulement et gratis. N'importe, il est doux d'être le chef, le représentant de la France.“ Etwas länger verſah er dieſe Stellung von Februar 1853 ab während einer längeren Abweſenheit des Geſandten de Salignac-Fénélon. Während dieſer Zeit war es auch, wo Gobineau dem Bundesrat eine Note überreichte, in welcher die Verbreitung von Pamphleten Victor Hugos und anderer beklagt wurde, auch auf formelle Ordre ſeiner Regierung zwei Anſprachen (vermutlich verwandten Inhaltes bezw. in der Frage der Behandlung der in der Schweiz weilenden Flüchtlinge) in trockenem, aber ſcharfem Tone hielt, wegen deren der heimgekehrte Chef ihn ſpäter desavouieren zu müſſen glaubte. Der wichtigſte Abſchnitt dieſer erſten Periode ſeiner Amtstätigkeit aber war das Interim von Juli bis November 1851, während deſſen er ſein Land an den Höfen von Hannover und Braunſchweig ſelbſtändig vertrat: „cette position de chargé d'affaires qui aura été, je crois, brillamment remplie et dont je reçois de toutes parts des compliments“, ſchreibt er ſelbſt am Schluſſe desſelben. Unter anderem iſt ein Vertrag zwiſchen Frankreich und Hannover über den Schutz des geiſtigen Eigentumsrechts, eine Aufgabe, die unter ſeinen Vorgängern nach verſchiedenen vergeblichen Verſuchen ungelöſt geblieben war, Gobineaus Werk, das ihm viel Mühe koſtete, dann aber auch die entſprechende Genugtuung einbrachte[1] („c'est ma première bataille gagnée, et j'en suis très fier“).

Ein Abflauen der diplomatiſchen Tätigkeit in den nächſten Jahren iſt dann unverkennbar und einerſeits wohl zweifellos

[1] Dieſer Literarvertrag mit Hannover, unterzeichnet von Gobineau und Münchhauſen, findet ſich in der „Sammlung der Geſetze, Verordnungen und Ausſchreiben für das Königreich Hannover“ 1852, S. 9—15.

darauf zurückzuführen, daß der Eifer Gobineaus, der sich in Bern überhaupt nicht gefiel, erkaltete — es läßt sich fast bis an sein Ende die Beobachtung durchführen, daß neue Verhältnisse und neue Umgebungen jedesmal eine hohe Steigerung seiner Stimmung, ein mächtiges Aufflammen seines Tatendranges nach den verschiedensten Seiten hervorriefen, was alles dann mit dem Nachlassen der Intensität der äußeren Eindrücke sich nicht mehr auf der gleichen Höhe zu behaupten vermochte —; anderseits und vor allem aber darauf, daß sein amtliches Verhältnis zu seinen Berner Vorgesetzten, erst dem Grafen Reinhard, dann dem erwähnten de Fénélon, sich äußerst unerquicklich gestaltete, unter letzterem schließlich so, daß dieser ihn gänzlich kaltstellte.

Um uns dies zu erklären, müssen wir uns vor allem gegenwärtig halten, daß Gobineau nicht von der Pike an im diplomatischen Felde gedient hatte, sondern unter durchaus ungewöhnlichen Verhältnissen, wie sie eine Revolution geschaffen hatte, durch eine Seitentüre eingeschoben, und zwar gleich in eine ziemlich beträchtliche Stellung hineingeschoben worden war. So ward er von Haus aus unter den zünftigen Kollegen mit scheelen Augen angesehen; und wenn auch die Regierung — nach Hautpoul zunächst Lahitte, dann Drouyn de Lhuys — ihn in jeder Weise hielt und auszeichnete und in den Zwistigkeiten mit Kollegen und Vorgesetzten auf seine Seite trat, wie denn Reinhard geradezu auf Grund jener von Bern versetzt worden zu sein scheint, so hätte doch eine für das amtliche und gesellschaftliche Leben etwas diplomatischer veranlagte Natur unbedingt das Schiefe jener Verhältnisse etwas abzuglätten gesucht. Aber hierzu fehlte Gobineau ganz offenbar nicht nur die Fähigkeit, sondern selbst der gute Wille. Die Erlebnisse seiner Schriftstellerlaufbahn wiederholten sich jetzt, fast könnte man sagen, in quadratischer Potenz.

Es lohnt nicht, die Einzelheiten dieser unerquicklichen Vor-

gänge, wie sie sich, verzettelt und in ihren Zusammenhängen nicht immer deutlich erkennbar, in der Korrespondenz abspiegeln, hier aufzuzählen. In der Regel ist das Bild das gleiche, daß Chef, zweiter Sekretär und Attachés gegen das enfant terrible, die bête noire, zusammenhalten, unter obligaten Rückschlägen der dienstlichen auf die gesellschaftlichen Beziehungen. Einmal nahm das Verhältnis so groteske Formen an, daß während einer Abwesenheit Gobineaus in Paris der Chef seine Versetzung beantragte, der zweite Sekretär die Erlaubnis nachsuchte, sich mit ihm zu duellieren, der Attaché Drohungen für den Fall seiner Rückkehr ausstieß, sodaß der Minister mit einem quos ego in diesen allgemeinen Aufruhr dreinfahren mußte.

Gobineau selbst hat den Grund aller dieser Mißlichkeiten ausschließlich in seiner eigenen geistigen Überlegenheit und in den Gesinnungen des Neides und der Eifersucht, die diese bei den anderen hervorrief, erkennen wollen. Der Hauptgrund ist dies sicher gewesen. Das Genie hat in der Zunft nach einem geistigen Weltgesetz immer den gleichen schweren Stand, und so auch hier. Mehrmals hat Gobineau seine Vorgesetzten in den Schatten gestellt, während ihrer Abwesenheiten zu selbständig vertreten; ja, sie mußten es unter Umständen erleben, daß man in Paris seine Depeschen den ihrigen vorzog, seine Auffassung und Behandlung der politischen Lage gegen die ihrige für die richtige erklärte (so namentlich in dem Falle, wo er Reinhard anklagte, daß er durch nicht genügend nachdrückliche Vertretung der französischen Interessen in der Flüchtlingsfrage und sonst den Dienst leiden lasse). So mahnte ihn denn auch Tocqueville mit gutem Grunde zu etwas größerer Zurückhaltung, zugleich aber auch zu etwas größerer Umgänglichkeit.

Denn — hiermit kommen wir nun zu einer zweiten Seite — es leidet keinen Zweifel, daß auch Gobineau zur

Verschärfung der Gegensätze das Seinige beigetragen hat. Ein gewisser Zug von „dédain“, ein gewisses hochfahrendes, abstoßendes Etwas wird an seinem damaligen Wesen übereinstimmend hervorgehoben und hat ihm auch noch später und auf lange hinaus viele Feinde gemacht. Die ungeheure Überlegenheit seines Genies, die jetzt erst seit etwa einem Menschenalter sich langsam in den ihr entsprechenden Räumen und Zeiten auszubreiten beginnt, denke man sich damals (Gobineau schrieb in Bern den Essai!) komprimiert in die ganze Enge gesellschaftlicher und bureaukratischer Nichtigkeiten, bekämpft durch die instinktiven oder willkürlichen Widerstände und Nebenbuhlerschaften des lieben Durchschnitts! Was Wunder, wenn sie da auch ihrerseits schließlich jede Maske verschmähte und sich mit desperater Rücksichtslosigkeit zum Ausdruck brachte? Wir werden uns dabei freilich hüten müssen, Gobineaus Charakteristiken seiner Widersacher allzu wörtlich zu nehmen. Davor sollte uns schon die Tatsache bewahren, daß er beispielsweise von seinen beiden Berner Vorgesetzten im Anfange durchaus angetan war und dann nur alsbald mit der impulsiven Heftigkeit des Genies in die entgegengesetzten Stimmungen übersprang. So wie er sie schließlich schildert, dürften sie also in keinem Falle gewesen sein. Was hier aufeinander traf, war eben dermaßen unverträglich, nach Charakter und Geistesart — die diplomatischen Einzeldinge wirkten da nur als Gelegenheitsursachen, gleichsam als der Stein, aus dem die Funken geschlagen wurden —, daß die gegenseitige Schätzung bedenklich unter dem Nullpunkte bleiben mußte: Zeuge dessen die Schmeichelnamen der Gobineauschen Briefe und die Urteile der Genannten, Reinhards, daß jener nicht einmal zum Kopieren gut genug, Fénélons, daß er allenfalls nur für das Chinesische zu gebrauchen sei[1].

[1] Gobineau an Tocqueville p. 208. Der Tocquevillesche Brief-

Wenn somit auf Gobineaus Seite ein gewisser Übermut, ein gesteigertes Selbstbewußtsein, eine nicht immer wählerische Art, seine Überlegenheit zur Geltung zu bringen — die sich übrigens seinem ganzen Charakter entsprechend nicht gegen Niedere, sondern vornehmlich gegen solche kehrte, welche nach ihrer Stellung mehr ausmachten oder ausmachen wollten, als ihnen seiner Ansicht nach nach ihrem wahren Werte zukam —, nicht wegzuleugnen ist, und wenn diese Eigenschaften naturgemäß jetzt, in gesicherter Stellung, sich ungleich stärker bemerklich gemacht haben werden, als früher, da er um die Existenz zu ringen hatte, so hat die neue Lebenslage mit noch größerer Naturnotwendigkeit ein anderes in ihm geweckt: den Ehrgeiz. Fern hinter ihm lagen jetzt die bescheiden-resignierten Stimmungen, in denen er einst, ganz in die Dinge des Geistes versunken, davon geträumt hatte, sein Leben in der Stille als Provinzarchivar oder -bibliothekar zu verbringen; und vollends war er noch weitab von dem Ideal des weltüberwindenden Brahmanen, das ihn später öfters so mächtig ergreifen sollte. Offenbar hat er denn so sein gutes Teil jenes in allem Amtsleben für den Begabten unvermeidlichen naiven Egoismus des Vorwärtskommenwollens entwickelt. Daß sein Drang nach Auszeichnung und Anerkennung, nach Rang und Stellung damals, wie später vielfach, durch seine Gattin angestachelt worden ist, erscheint im höchsten Grade wahrscheinlich, ja es fehlt nicht an direkten Anzeichen dafür. Übrigens aber liegt es auf der Hand, wie sehr diese Züge in ihrem eigentlichen Kerne berechtigt sind. Der Fähige darf nicht zurückstehen wollen, das ist Sache nicht seines Ehrgeizes, sondern seiner Ehre; und in dem Sinne der Bekräftigung dessen, daß er nicht zurücksteht, mögen ihm auch äußere Auszeichnungen wie

---

wechsel bringt überhaupt vieles über die hier besprochenen Dinge. Das übrige in den Familienbriefen.

Orden und Titel willkommen sein. Gobineau selbst hat — in einer anderen Orts mitgeteilten Stelle der Manfredine — sich offen zu einer Schätzung der Orden als Symbole inneren Wertes bekannt[1].

Aus den langen Briefen Gobineaus an Tocqueville über die politischen Verhältnisse der Schweiz — Briefen, die man geradezu als Abhandlungen bezeichnen kann — wissen wir, welche Aufmerksamkeit er diesen damals zugewandt hat. Diese Briefe haben neuerdings von schweizerischer Seite eine eingehende Kritik erfahren[2], in welcher Einzelheiten der darin

[1] Nur aus diesem Grunde seien hier auch die — sonst für seinen Lebenslauf im höheren Sinne belanglosen — Ordensverleihungen aufgezählt, die ihm zuteil geworden sind. Er wurde Ritter der Ehrenlegion 8. Februar 1851, Offizier derselben 1. Dezember 1855, Kommandeur 15. August 1868. Im Februar 1850 erhielt er auf Grund eines unter Tocqueville mit Belgien abgeschlossenen Handelsvertrages das Ritterkreuz, am 4. September 1851 das Kommandeurkreuz des Leopoldsordens; am 7. Dezember 1851 das Kommandeurkreuz des braunschweigischen Hausordens Heinrichs des Löwen; am 20. Januar 1858 (zugleich mit einem von Diamanten eingefaßten Porträt des Schahs) das Großkreuz des persischen Sonnen- und Löwenordens; am 14. August 1862 wurde er Großoffizier des italienischen Ordens vom hl. Moritz und Lazarus, am 5. Juli 1863 des türkischen Medschidieh-Ordens, 1868 Kommandeur des päpstlichen Gregoriusordens. Im Juli 1870 ward ihm das Großkreuz des brasilischen Rosenordens, am 6. September 1873 das des norwegischen St. Olafsordens, 14. März 1877 endlich das des schwedischen Nordsternordens. Auffallend ist, daß in dieser Reihe Hannover fehlt, da Gobineau gerade dort durch eine hervorragende Leistung sich bemerklich gemacht hatte und Gegenstand vielfacher Auszeichnungen von seiten des Königs Ernst August wie des Kronprinzen geworden war. Er schreibt darüber von dem ersteren (24 novembre 1851): „Huit jours avant sa mort, il me faisait dire qu'il me donnerait son ordre des Guelfes ce que, par des circonstances particulières, j'étais obligé de refuser." (Anscheinend hing dies mit irgend einer heiklen Konstellation in seinen Berner Dienstverhältnissen zusammen.)

[2] Von Albert Oeri in einem Vortrage „Gobineaus Briefe über

vorgetragenen politischen Ansichten, soweit wir urteilen können mit Recht, zurückgewiesen werden. Namentlich in der Flüchtlingsangelegenheit habe Gobineau die Kräfte, die auf schweizerischer Seite einer vernünftigen Behandlung derselben günstig waren, unterschätzt, die ganze Frage aber insofern überschätzt, als er nicht genügend berücksichtigt habe, daß die Schweiz in den Jahren nach 1848 viel weniger krank war als ihre Nachbarstaaten, daß also auch das schweizerische Asylwesen mit der Konsolidierung der europäischen Verhältnisse seine bedenkliche Bedeutung für die Nachbarn hätte verlieren müssen. Letzteres ist um so befremdlicher, als Gobineau selbst gerade den gesunden politischen Sinn des Volkes, den „bon sens tenace de la race helvétique“, der unter anderem zur Folge habe, daß es einen wirklich ernst zu nehmenden, konsequenten Radikalismus bei ihm nicht gebe, des öfteren energisch betont. Wenn er sodann seine Charakteristik des Schweizers als politischen Menschen darin gipfeln läßt, daß dieser als Kantonsbürger ein Weiser, als Bundesbürger ein Narr sei (an Tocqueville p. 120, Oeri a. a. O. in der Schlußnummer), so hält ihm sein Kritiker mit gutem Fug entgegen, daß der Bund (dessen Ohnmacht, nebenbei bemerkt, auch zu stark aufgetragen worden) damals noch ein neues Gebilde gewesen sei, dem die von Gobineau selbst anerkannte Nüchternheit und ruhige Besonnenheit der Schweizer mit der Zeit so gut wie den Kantonen hätte zugute kommen müssen. Immerhin besteht im ganzen, auch nach dieser Seite, Gobineaus Charakteristik noch heute unbedingt zu Recht, und auch Oeri erkennt Gobineaus Leistung in den Briefen nach ihrer ethnologischen Seite rückhaltlos an. Er rühmt ihm ungewöhnlich viel Verständnis für den schweizerischen Volkscharakter nach und sagt geradezu: „Man könnte

die Schweiz“, gehalten in der Baseler historischen Gesellschaft am 13. Dezember 1909, abgedruckt in den Baseler Nachrichten vom 19. bis 25. Dezember.

aus den allgemeinen Wahrheiten, die er über die Schweizer sagt, auch wenn sie gelegentlich nicht wirkliche Wahrheiten, sondern etwas allzu stark pointierte Epigramme sind, einen ganz netten kleinen Katechismus zusammenstellen. Es wären darin z. B. folgende Sprüche aufzunehmen:

Il n'y a pas de passions en Suisse.
L'argent en Suisse va aux paysans.
La population rurale est toute puissante en Suisse.
On n'est pas sanguinaire en Suisse.
L'esprit cantonal est immortel en Suisse.
L'esprit joue peu de rôle en Suisse.
La vanité des Suisses est implacable et sans limites.

Es wäre gar nicht so übel, wenn für die schweizerischen Schützenfestredner ein derartiges Spruchbüchlein zusammengestellt würde. Gerade das Thema von unserer Eitelkeit wäre sehr würdig, behandelt zu werden."

Wenn sich so Gobineau das Lob, das ihm heute niemand mehr vorenthalten wird: ein Völkerpsychologe ersten Ranges gewesen zu sein, hier zum ersten Male an einem auswärtigen Volke verdient hat (für das eigene begründen die Jugendromane den entsprechenden Rechtstitel), so ist es doppelt bedauerlich, daß seine Würdigung der Schweizer im Verhältnis zu verwandten späteren Leistungen, in seinen Büchern über die Neuperser und Neugriechen z. B., so wenig von dem Grundton des Wohlwollens getragen wird. Er ist nun einmal in der Schweiz nicht warm geworden, deren landschaftliche Reize selbst merkwürdigerweise nur sehr teilweise zu ihm sprachen. Für seine politischen Ansichten, die er damals gerade auch, nach Proben der Korrespondenz zu urteilen, mit einem Beigeschmack von junkerlicher Überhebung vorgetragen zu haben scheint, fand er dort relativ wenig Anklang, das Nüchterne und Schwunglose der Schweizer mutete ihn namentlich in den offiziellen Regionen stark bourgeoismäßig an und

erweckte ihm ein Fröſteln, reizte wohl gelegentlich auch ſeinen Spott. „On a bu et mangé et l'on est parti", berichtet er einmal von einem Eſſen, das der Bundesrat dem diplomatiſchen Korps gab. Den im Kerne vortrefflichen menſchlichen Eigenſchaften der Schweizer iſt er dagegen nicht ganz gerecht geworden, und ſie haben ihm ſeinen Mangel an Sympathie bis auf den heutigen Tag reichlich vergolten. Selbſt ſeinen Humor haben ſie auffallend wenig in Betrieb geſetzt.

Es kam noch anderes, wie das ihm und den Seinigen ſehr unzuträgliche Klima, hinzu, um ihm den Berner Aufenthalt ſo gründlich zu verleiden, daß er andauernd von dort fortſtrebte. Kaum daß er ihn ein einzelnes Mal als „une petite vie champêtre entremêlée d'affaires qui me plaît à moi, l'ennemi personnel des grandes villes" rühmt. Andere Male iſt er ihm ein Exil, ein Sibirien; und ſelbſt in beſſerer Stimmung verwünſcht er ihn doch in grimmig-paradoxen Scherzen: „Je ne puis pas penser sans fureur que si ce jacobin de Guillaume Tell ne s'était jamais disputé pour un mauvais chapeau avec cet autre imbécile de Gessler, je ne serais pas ici à m'ennuyer et à me rendre malade comme je fais."

Dazu wieder die ewigen Geldnöte, die durch das hannöverſche Intermezzo, ſo glänzend ſich dieſes vom Geſichtspunkt der Karriere aus geſtaltete, auf die Spitze getrieben wurden, da Gobineau, wiewohl ſein Gehalt von 10000 Francs für die dortigen Monate verdoppelt wurde, an dem vornehmen Hofe derart geſandtenmäßig auftreten mußte, daß er noch 4000 Francs zuſetzte, „die ihm den Gnadenſtoß gaben". Aus ſeiner Verzweiflung über dieſe Not reißt er ſich durch einen Alexandriner:

„La faute en est aux Dieux qui m'ont fait sans le sou."

Im übrigen freilich ſind gerade ſeine Abweſenheiten von Bern die Lichtpunkte ſeiner Schweizerzeit geweſen. Hannover

zumal sagte ihm sehr zu. Von dem uralten Ernst August, der gerade gegen das Ende seines dortigen Interims sterben sollte, erhielt er zuvor noch den Eindruck eines „großen Königs“ [1]. Der Kronprinz, später Georg V., der nach seinen eigenen Worten in Gobineau „die Lebhaftigkeit eines französischen Staatsmannes im Bunde mit der tiefen Wissenschaft eines deutschen Gelehrten“ bewunderte, bekundete ihm jenes eingehende Interesse für seine Rassenstudien, das ihn einige Jahre darauf veranlaßte, ihm seinen Essai zu widmen. Die Hofgesellschaften, bei denen er bedeutendere Diplomaten als in Bern, wie z. B. den preußischen Gesandten, General Grafen Nostitz, den einstigen treuen Adjutanten Blüchers, und interessante Private, unter anderen den Fürsten Pückler-Muskau, kennen lernte, regten ihn mannigfach an. Vor allem aber haben ihm die Hannoveraner, besonders wohl das Militär, jene stark germanischen Eindrücke geweckt, die in gewissen bekannten Stellen des Essai widertönen. Zwar, in das Hoftreiben tat er Einblicke, die ihm beim Abschied die Worte eingaben (24 novembre 1851): „Je ne m'en cache pas, je pleure la corruption des cours“; da es indessen ein drittes auf der Welt nicht gebe und man nur die Wahl habe zwischen dem Duft einer Parfümeriebude, so sehr einen diese auch anekeln möge, und dem demokratischen Dung und liberalen Unrat, so ziehe er unbedenklich ersteren vor. — „Je rentre triomphant au milieu des bœufs, des vaches, des sots, des brutes et des crétins. Adieu les Courtisans Intimes, les Chambellans, les maréchaux de la Cour! Adieu les tripotages de Cour, les favorites, les favoris et l'opéra! Et les Excellences et les Altesses et les Majestés! De bons gros démocrates . . .“, denen denn zur Wiederbegrüßung abermals einige Schmeicheleien gesagt werden.

[1] „Le roi a plus de 80 ans. Il est grand et maigre, une tête superbe et l'air très royal.“

Da Gobineau auch für Braunschweig mit beglaubigt war, so mußte er sich auch dem Herzog Wilhelm vorstellen, der ihn mit besonderen Ehren, wie einen ministre plénipotentiaire, empfing. Gobineau hat es äußerst drollig beschrieben, wie er diese, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, entgegennahm. Auch seine Schilderung des Herzogs entbehrt des Humors nicht. Er fand in ihm fast mehr noch einen Ableger Heinrichs IV. als Ludwigs XIV.: „C'est un prince très vaillant, très militaire, mais on ne peut moins régulier." Seinen Heinrich den Löwen scheint er hauptsächlich dem Umstande zu verdanken gehabt zu haben, daß er dem Herzog einen Lieblingswein Heinrichs IV. zu verschaffen wußte. Ob aus den Wildschweinsjagden im Harz, zu denen er ihn ferner einlud, etwas geworden ist, wissen wir nicht; er beruhigt nur für diesen Fall die Schwester: „Si tu t'intéresses à l'animal, sois tranquille, il ne périra jamais de ma main. Je suis un homme de paix."

In der Schweiz selbst hat Gobineau zwei Reisen gemacht, von denen ebenfalls noch einiges zu erzählen wäre. Erstlich die schon erwähnte amtliche Orientierungsfahrt im Spätsommer 1850, die ihn unter anderem so ziemlich in sämtliche Städte des Landes führte. Das Appenzell, der Bodensee, Rheintal — Land und Leute — entzückten ihn. Im Hinterrheintal aber, dem Domleschg zumal, findet er keine Worte mehr für seine Bewunderung; die zahlreichen Burgtrümmer aus der Feudalzeit, welche die dortigen Felsenspitzen krönen, mögen sein ritterliches Herz besonders angemutet haben. Das Romaunsch weckt dem angehenden Ethnologen das Andenken an die etruskischen Flüchtlinge, die sich einst dort angesiedelt[1]. Durch die

[1] 14 octobre 1850: „Tiens pour certain que la vallée de Domleschg a satisfait mon cœur d'érudit par le romansch et les réfugiés Etrusques, seuls réfugiés avec lesquels je sympathise, mon cœur ariostéen par le paysage qui est fait pour être parcouru par Bradamante, Fleur de Lys.

via mala, Splügen und den Bernardinpaß ging's nach Bellinzona und Magadino. Ein Besuch der Borromäischen Inseln schloß die Reise ab, sodaß Gobineau wenigstens „mit einem Augenwinkel nach Italien hineingeblickt hatte".

Im September 1852 traf er mit seinem Jugendfreunde Hercule de Serre in Basel zusammen und benutzte diese Gelegenheit, um auch seinem alten lieben Inzlingen wieder einmal einen Besuch abzustatten. Schon zwei Jahre früher hatte er dies beabsichtigt, aber „le diplomate avait empêché le touriste sentimental de donner carrière à ses fantaisies retrospectives". Diesmal gelingt's ihm besser. Auf einem alten Karren, auf den ihn unterwegs ein etwas angeheiterter Bauer hat aufsitzen lassen, nähert er sich in Gesellschaft zweier junger Inzlingerinnen und einer alten Baselerin der Stätte seiner Jugendtaten. Man hält ihn für den erwarteten neuen Schulmeister, eine Ehre, die er dankend ablehnt. Im Orte selbst findet er zwar alles aus Natur und Kunst im wesentlichen unverändert — nur die Kirche renoviert —: den Garten, die Weißbuchenlaube, die alte Linde, auf die er einst geklettert. Auch das Schloß birgt trotz seiner Degradierung zur Industriestätte noch teilweise die alten Magnete: die Bilder z. B., Vergennes, den Allianztraktat mit den Vereinigten Staaten beschwörend, Tarquinius, die Mohnköpfe abhauend, der alte Reichenstein, mit seiner Familie zu Abend speisend. Um so mehr aber ist die Menschenwelt verwandelt. Die Alten gestorben, die Jungen teilweis verdorben (einer der Jugendfreunde hat bei der badischen Revolution mitgetan!), die Mädels verheiratet, häßlich geworden. Der einstige Klavierlehrer weiht jetzt die Jugend eines fernen Schwarzwalddorfes in die

---

Brandimart et les autres, et mon cœur d'homme sensible par ce mélange piquant de nature grossière et septentrionale avec un reflet lointain de soleil italien."

Anfangsgründe der Weisheit ein. Die Hauptlehre freilich, die Gobineau aus diesem Inzlinger Besuch zog, ist das et nos mutamur in illis. „Tout cela est la même chose“, ruft er aus, „mais que c'est petit, que c'est morne, triste et peu désirable! Je m'en suis retourné à Bâle, un peu fâché d'avoir diminué mon Inzlingen dans ma pensée et résolu à ne plus jamais faire de ces expériences.“

Auch in Biel frischte Gobineau während seiner Schweizerjahre einige alte Beziehungen auf und fand einzelne seiner Jugendbekannten jetzt in angesehenen Stellungen in der Regierung des Kantons. Neue Freundschaften hat ihm der Aufenthalt nicht gebracht, was bei seiner Abneigung gegen den Charakter der Schweizer begreiflich erscheint.

Dagegen knüpfte sich damals von Bern aus im Auslande ein neues Dauerband, das Gobineau und den Seinigen viel an Liebe und Freundschaft wie an Annehmlichkeiten aller Art eintragen sollte: das mit dem General Grafen Charles de Barral, dem Bruder des sardinischen Gesandten in Bern, der, beträchtlich älter als Gobineau und seine Gattin, diesen, seit er sie bei einem Besuche in Bern näher kennen gelernt, eine fast väterliche Freundschaft zuwandte. Wiederholte, mehr oder minder lange Besuchsaufenthalte auf seinem Schlosse Beinette bei Mondovi brachten ihnen die Auffrischung durch Luftwechsel und Erholung, deren sie, zumal nach Krankheitsfällen, dringend bedürftig waren. Einmal (Oktober 1852) erkrankte Gobineau auch in Beinette selbst an einem mehrwöchentlichen heftigen Dysenterieanfall, während dessen ihn abwechselnd seine Gattin, Barral und die zufällig anwesenden französischen Freunde d'Avril und de Serre pflegten.

Die Freundschaft mit Barral hat ungeschmälert bis ans Ende gewährt. Noch im Jahre 1878 hat ihn Gobineau besucht und zwei Jahre darauf seine Büste für seine Tochter, die Marchesa di Rudini, angefertigt.

Von der Herzlichkeit der persönlichen Beziehungen abgesehen, war ihm auch im übrigen der Aufenthalt in Piemont jedesmal eine Wohltat. Er liebte das Land über alle Maßen, es heimelte ihn ebenso an wie ihn die Schweiz fremd anmutete. Er kann seinen Reichtum und seine Schönheit gar nicht genug rühmen. Die glänzenden Resultate der alten Verwaltung zeigen sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Landwirtschaft; Piemont ist ihm ein Muster des Patriarchalstaates. Die Häken desselben verkennt er freilich auch nicht: so vor allem den übergroßen Einfluß der Jesuiten einerseits, der Polizei anderseits. Gegen diesen Despotismus der Klöster und der Carabinieri habe sich vor allem die neue Verfassungsbewegung gerichtet, die aber noch nicht allzuviel Boden gewonnen habe. „Jusqu'ici, c'est une queue de l'ancien régime ... nous étions comme cela à l'aurore de 89." (An die Seinigen 23. Juni 1851.) Sogar das damals noch in naivster Blüte stehende Räuberunwesen, dem er selbst bei seinen Ausflügen in die Nachbarschaft von Beinette wohl oder übel Rechnung tragen mußte, vermochte ihm die Gemütlichkeit nicht zu stören[1].

Der Umstand, daß Gobineaus Gattin in jenen Jahren mehrmals die Seebäder der Riviera besuchen mußte, brachte auch ihn einigemale dorthin. Die eindrucksvollste Reise wurde ihm die des Sommers 1851, über Lyon, Avignon, Marseille, Toulon und Nizza, zurück über Turin und Chambéry, deren Bericht (an die Seinigen 23. Juni 1851) mit den vorbedeutungsschweren Worten schließt: „Quant à Turin, c'est un charmant bijou de capitale. Maintenant, la nuit après le jour."

[1] Vgl. über dies alles das Sendschreiben an Tocqueville über Piemont (Briefwechsel p. 152—160), das unter anderem auch interessante Bemerkungen über Azeglio und Cavour, über Victor Emmanuel und den Herzog von Genua enthält.

Drittes Kapitel.

Frankfurt. — Prokeſch-Oſten.

Zu wiederholten Malen war Gobineau ſchon früher (ſo im Dezember 1850 und im März 1852) auf kürzere Zeit in Paris geweſen, um dort ſeine dienſtlichen Intereſſen wahrzunehmen und Fühlung mit der Regierung zu behalten; jetzt, im November 1853, weilte er abermals dort, einerſeits um der Förderung ſeines wiſſenſchaftlichen Lebenswerkes willen, deſſen erſte Bände eben damals in die Welt traten, anderſeits um ſich für eine von ihm längſt dringend gewünſchte Verſetzung in Erinnerung zu bringen. Daraus, daß er einige Zeit zuvor auf eine ſolche nach Konſtantinopel verzichtet hatte, dürfen wir wohl ſchließen, daß er, ſolange er den Essai nicht vollendet, der abendländiſchen Welt nicht zu fern entrückt zu ſein wünſchte. Am 5. Februar 1854 kann er dafür den Seinigen melden: „J'ai enfin réussi et je ne retournerai plus à Berne. Je suis nommé, dans mon grade, à Francfort. Ce n'est pas un grand avancement, mais c'est un immense avantage, comme affaires plus importantes, comme résidence, comme tout. Nous partons ces jours-ci.“

Das an Tocqueville (7. März 1854) gegebene Verſprechen, in Befolgung ſeiner Ratſchläge ſich möglichſt ruhig zu halten und bei ſeinem neuen Vorgeſetzten, de Tallenay, nicht unnötig bemerklich zu machen, ſcheint Gobineau gründlich gehalten zu haben. Er hatte ſich wohl in Bern genügend die Hörner ab-

gelaufen, vielleicht ſogar hatte man ihm in Paris zu verſtehen gegeben, daß es mit etwas weniger Ungeſtüm, Sturm und Drang auch gehe, und beſſer gehe. Genug, wir hören von ſeiner amtlichen Tätigkeit in Frankfurt ſo gut wie nichts, und jedenfalls iſt er nirgends irgendwie ſelbſtändig hervorgetreten.

Dies lag nun freilich auch in der Natur der Dinge vorgezeichnet. „Il n'y a absolument rien à faire ici qu'à tenir compte de ce qui s'y passe et ce n'est pas grand chose", ſchreibt Gobineau an Tocqueville am 12. Juli 1854. „La Diète est un bureau d'affaires pour la bureaucratie allemande; c'est à peine et de fort loin un corps politique. Elle n'exerce pas d'influence; les deux grandes cours ne veulent pas qu'elle en ait; la Bavière et la Saxe, quand elles croient en prendre, agissent directement; il n'y a donc que les tout petits États qui voudraient y aller bon jeu bon argent. Leur impuissance dans les résultats achève de donner à ce malheureux corps germanique un vernis de ridicule dont il se passerait bien. Aussi rien n'est-il plus ordinaire que de voir les deux hommes sérieux de cette assemblée, je dis sérieux par leur caractère et par leur position, les ministres d'Autriche et de Prusse, se pleindre amèrement du vide de leur métier et de l'ennui de leurs fonctions."

Für die Zurückhaltung, die ſich Gobineau ſomit, gegen Bern gehalten, gerne auferlegte, ſah er ſich übrigens reichlich entſchädigt durch die ganz anders bedeutenden politiſchen Perſpektiven, die ſich, wenn auch nicht in, doch aus der Welt des Bundestags heraus vor ihm auftaten, und vor allem durch das ganz anders gewaltige Kaliber der Perſönlichkeiten, welche das dort ſich abſpielende Stück Weltpolitik verkörperten und welchen ein Mann von der ungewöhnlichen geiſtigen Begabung und dem Aufnahmedrang Gobineaus am allerwenigſten fern bleiben konnte.

Da war zunächſt die Koloſſalgeſtalt des eiſernen Kanzlers, der damals zuerſt mit ganzer Kraft an ſeinem weltgeſchichtlichen Lebenswerke zu arbeiten begann und, nach Baſterots treffendem Ausdrucke, ſich eben anſchickte, den Feuerbrand in das Werk des Herrn von Metternich zu werfen[1].

Wir haben zuverläſſige Kunde davon, daß Gobineau von Bismarck einen außerordentlichen Eindruck bekommen und die Größe ſeiner zukünftigen Beſtimmung vorausgeahnt hat. „Der wird in der deutſchen Geſchichte noch einmal von ſich reden machen", ſchrieb er damals an Bohn, als er ihm zuerſt vorgeſtellt worden. Umgekehrt iſt es auch wahrſcheinlich, daß Bismarck von ſeinem großen Gedankenwerke — Gobineau war damals ganz der Mann des Essai, den er in Frankfurt vollendete, er lebte und webte in ihm, der Raſſengedanke war in ihm ſozuſagen Perſon geworden — Kenntnis genommen haben wird; um ſo wahrſcheinlicher, als ſeine eigenen Anſchauungen über dieſe Dinge von Hauſe aus denen Gobineaus ſehr verwandt waren und im Grunde nie geſchwankt haben. Wenn verſchiedene Gelehrte aus Bismarcks ſpäterem Leben mehrfach direkte Echos von Gobineaus im Essai vorgetragenen Wahrheiten haben herausleſen wollen, ſo läßt ſich das heute ſo wenig mehr beſtreiten wie beſtätigen. Feſt ſteht nur, daß damals, in Frankfurt, überall wo Bismarck eingriff oder nur in Frage kam, das Politiſche alles andere unbedingt beiſeite drängte.

Politiſch aber läßt ſich die Stellung Gobineaus zu Bismarck als eine mehr oder minder gegenſätzliche bezeichnen. Zwar ſahen wir früher, wie Gobineau in einer Reihe von

[1] Das Verhältnis Gobineaus zu Bismarck iſt, mit Belegen, bereits eingehender erörtert in „Gobineaus Raſſenwerk", Stuttgart 1910, S. 232 ff. Namentlich für das Geiſtige — die Verwandtſchaft der politiſch-anthropologiſchen Ideen der beiden Männer — muß ich den Leſer dorthin verweiſen.

Studien der Revue de Paris und der Revue Nouvelle sich mit wohlwollendem Verständnis, ja teilweise mit echter Sympathie in die jüngstvergangene preußische Geschichte, zumal in die Peripetien der preußischen Verfassungskämpfe, versenkt hatte; aber schon die bekannte, gerade in Frankfurt geschriebene Stelle des Essai über Preußen (gegen Ende des sechsten Kapitels des letzten Buches) lehrt, daß er weit entfernt war, die in diesem Lande als geschichtlicher Macht lebendigen Kräfte voll zu würdigen[1]. Dazu kam, daß gerade seit der Abfassung jener Aufsätze die preußische Politik sich einer außerordentlich harten Beurteilung so ziemlich von allen Seiten ausgesetzt hatte, einer Beurteilung, der auch Gobineau (an Tocqueville, 18. September 1851) Ausdruck gegeben hat: „Preußens Politik flößt weder Vertrauen noch Sympathie ein wegen ihrer Wankelmütigkeit; sie ergreift, verwirft und ergreift abermals die entgegengesetztesten Prinzipien mit solcher Leichtigkeit, daß daraus in ganz Deutschland eine Art Widerwillen entstanden ist, welchen die der preußischen Diplomatie eigene dünkelhafte Anmaßung nur nähren und verschlimmern kann." Auch als allgemach wieder mehr Stetigkeit in die preußische Staatskunst kam, blieb jene hier charakterisierte und motivierte Unbeliebtheit noch lange bestehen, wie es auch bestehen blieb, daß Österreich, das „weit mehr gefürchtet als Preußen, auch mehr geschätzt und nicht mehr gehaßt war" (Gobineau a. a. O.), auf Kosten Preußens im Bunde durch alle Schwankungen hindurch immer wieder an Terrain gewann. Mit dem Auftreten Bismarcks, der alle spezifisch preußischen Eigenschaften in schroffster Ausprägung in sich vereinigte, nahmen alsbald auch die Kämpfe, denen sich das Preußentum in der Durchführung seiner deutschen Auf-

[1] Ganz ähnlich und noch ausführlicher verlegt er (an Tocqueville, 28. Juli 1854) die ausschlaggebende, die Impulsivkraft Deutschlands nach der österreichischen Seite, offenbar getäuscht durch das zeitweilige Übergewicht, das dieser Macht durch und seit Olmütz zugefallen war.

gabe geweiht sah, die denkbar schärfste Form an. Der historische Gegensatz insbesondere, der jahrhundertelang zwischen Österreich und Preußen obgewaltet hatte, trat noch einmal so unbedingt in Gestalt einer zu lösenden Lebensfrage auf, daß bei demjenigen, der ihn von preußischer Seite abschließend zu verkörpern hatte, Rücksichten irgendwelcher Art, vollends aber Gerechtigkeit und Unbefangenheit nach der anderen Seite nicht erwartet werden konnten.

Eine der bedeutsamsten Fügungen im Leben Gobineaus wollte es nun aber, daß er ziemlich zur selben Zeit, da er Bismarck kennen lernte, ein Freundschaftsverhältnis, das an Innigkeit nicht überboten werden konnte, und so mehr oder minder auch eine politische Solidarität in sich schließen mußte, mit dem Manne einging, der nicht nur durch seine ganze staatsmännische, geistige und menschliche Anlage zum Antipoden Bismarcks geschaffen war, der ganz besonders auch während jener Frankfurter Zeit als Vertreter der geschichtlichen Ansprüche Österreichs die überschwere Rolle eines Gegners dieses Gewaltigen durchzuführen hatte: mit dem Bundestagspräsidenten der Jahre 1853 bis 1855, Anton von Prokesch-Osten.

Prokesch ist nicht nur an sich eine der außerordentlichsten und interessantesten Erscheinungen seiner Zeit, er hat zumal auch Gobineaus Leben nach allen Seiten eine so schier unvergleichliche Bereicherung gebracht, daß wir, so wenig wir daran denken können, beides an dieser Stelle auch nur von ferne zu erschöpfen, diesem Alter Ego doch eine eingehendere Betrachtung als irgend einem anderen von Gobineaus Freunden in keinem Falle versagen dürfen[1].

[1] Die Hauptquellen für Prokeschs Leben sind seine eigenen Veröffentlichungen und Briefwechsel. Von jenen werden die wissenschaftlichen weiter unten besprochen und namhaft gemacht werden. Hier seien zunächst die Reisewerke aufgeführt: „Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien", 3 Bände, Wien 1829—1831; „Reise ins heilige Land",

Anton Prokeſch wurde am 10. Dezember 1795 in Graz geboren. Wie der Name andeutet, waren ſeine aus Mähren ſtammenden

---

ebenda 1831; „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient", 3 Bände, Stuttgart 1836—1837. Sodann die autobiographiſchen Arbeiten: „Mehmed-Ali, Vizekönig von Ägypten. Aus meinem Tagebuch. 1826 bis 1841", Wien 1877; „Mein Verhältnis zum Herzog von Reichſtadt. Zwei Sendungen nach Italien", Stuttgart 1878. — Von Briefwechſeln: „Briefwechſel zwiſchen Julius Schneller und ſeinem Pflegſohne Prokeſch", Leipzig und Stuttgart 1834; „Briefwechſel mit Gentz und Metternich", 2 Bände, Wien 1881; „Aus den Briefen des Grafen Prokeſch von Oſten, k. k. öſterr. Botſchafters und Feldzeugmeiſters, 1849—1855", Wien 1896; „Briefwechſel zwiſchen Erzherzog Johann Baptiſt von Öſterreich und Anton Graf von Prokeſch-Oſten", Stuttgart 1898. Der über mehr als zwanzig Jahre ſich erſtreckende Briefwechſel mit Gobineau, deſſen vollſtändiger Veröffentlichung ſich vorerſt gewiſſe Schwierigkeiten entgegenſtellen, iſt um ſo mehr in reichlichen Auszügen für dieſe Biographie herangezogen worden. Eine wertvolle Ergänzung zu den Briefſammlungen bilden die Mitteilungen: „Aus den Tagebüchern des Grafen Prokeſch von Oſten", Wien 1909 — dieſe, wie die wichtigſten der vorgenannten Veröffentlichungen, der unermüdlich treuen Pietät des Sohnes, Herrn Anton Grafen von Prokeſch-Oſten, zu verdanken, der auch in ſeinen verſchiedenen Einleitungen mancherlei Licht auf das Leben ſeines Vaters geworfen hat. — Von den zuſammenhängenden Lebensſkizzen iſt wohl die beſte und ausführlichſte die des Freiherrn Anton von Warsberg in der Allgemeinen Zeitung, Beilage, 1876 Nr. 352. 355. 357. 359. Auch die von Zeißberg in der Allgemeinen deutſchen Biographie iſt zu loben. Eine dritte findet ſich in Wurzbachs „Biographiſchem Lexikon des Kaiſertums Öſterreich" Teil 23, Wien 1872, S. 349—356. Autobiographiſche Mitteilungen, auf welche die genannten Skizzen und Einleitungen zum Teil zurückgehen, im „Almanach der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften", Wien 1877. Für Prokeſchs politiſches Wirken in der wichtigſten und entſcheidendſten (auch für uns hier in erſter Linie in Betracht kommenden) Zeit, d. h. während der Berliner und Frankfurter Jahre, vergleiche man die Werke von Sybel, „Die Begründung des Deutſchen Reiches" Bd. I. II und Friedjung: „Der Kampf um die Vorherrſchaft in Deutſchland" Bd. I, Stuttgart 1897; „Öſterreich von 1848 bis 1860" Bd. II. 1, Stuttgart und Berlin 1912. Daneben wäre allenfalls, als manches Gute enthaltend, noch zu nennen

väterlichen Ahnen ſlaviſchen Geblütes, aber ſtark eingedeutſcht, wie denn auch ſeine Mutter geb. von Stadler eine Deutſche war. Die ſlaviſche Miſchung mit dem Germanenblute des deutſchen Südoſtens ſcheint öfters in ähnlicher Weiſe wie die mit dem des deutſchen Nordoſtens zu wirken, wie es ſich eben hier wieder beſonders ſchön gezeigt hat.

Prokeſchs Vater war früher Kameralverwalter der Staatsgüter der Steiermark, ſpäter Inſpektor der Güter des Stiftes Vorau. Ein Wunderkind, und nicht nur, wie die meiſten dieſer Gattung, nach einer ganz beſtimmten, ſondern nach faſt allen Seiten menſchlicher Begabung, verlor der Knabe die Mutter mit neun, den Vater mit fünfzehn Jahren. Dem Verwaiſten aber trat in bewundernder Liebe ein Mann, erſt nur der Geſinnung nach väterlich, dann auch — als Gatte von Prokeſchs Stiefmutter — geſetzlich als Stiefvater, zur Seite, der ihm als ſein Lehrer tief auf den Grund ſeines Weſens geblickt hatte: der Straßburger Julius Schneller, damals Geſchichtsprofeſſor am Grazer Lyceum, ſpäter und bis zu ſeinem Tode Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Freiburg i. B. Unter ſeiner Leitung vertiefte er ſich in das Studium der Geſchichte und der Philoſophie, wie in die Probleme der höheren Mathematik, welche ihn beſonders anzogen. Noch nach Jahren

---

der Artikel von Ottokar Lorenz in der Allgemeinen Zeitung, Beilage Nr. 126, vom 2. Juni 1896. Geſamtcharakteriſtik, mit dem Schwerpunkt nach der menſchlichen Seite, bei v. Schack, „Ein halbes Jahrhundert", Bd. I, 1894, S. 277 ff. 324 ff., Bd. II S. 101 ff. Eine eigentliche Biographie Prokeſchs, die dieſer wie wenige verdient hätte, ſteht noch aus. Bis man ſich in Öſterreich auf die Pflicht beſonnen haben wird, einem von deſſen beſten Söhnen das ſeiner würdige Ehrenmal aufzurichten, mußte ich mich hier und in den ergänzenden Beiträgen der „Quellen und Unterſuchungen" damit beſcheiden, einige Bauſteine zu demſelben zu liefern. In dem Grundgerüſt der biographiſchen Mitteilungen habe ich mich vorwiegend an die des Sohnes, als die ſicherſten, angeſchloſſen.

ſchrieb er von ihm: „In ihm erſchien mir die Wiſſenſchaft als freie Göttin ohne jede pedantiſche Hülle, nicht neben, ſondern in das Leben geſtellt.“ Auch menſchlich hat Schneller eine Einwirkung auf Prokeſch geübt, neben die im ſpäteren Leben nur allenfalls die von Gentz geſtellt werden kann, dem glänzenden Publiziſten und Gehilfen Metternichs, an welcher aus den unbegreiflichſten Gegenſätzen ſich aufbauenden, in ihrem Kerne aber zweifellos hochbedeutenden Geſtalt Prokeſch allezeit feſt-, den er trotz ſeiner großen naiv eingeſtandenen und zur Schau getragenen Schwächen hochgehalten hat bis ans Ende. Die Briefwechſel mit beiden legen von der Innigkeit und Fruchtbarkeit dieſer Beziehungen das ſchönſte Zeugnis ab.

Ein unerſättlicher Lerntrieb machte, ſein erſtaunliches Gedächtnis erhielt, den Jüngling in den Gebieten der verſchiedenſten Literaturen heimiſch. Als Fachſtudium hatte er die Rechtswiſſenſchaft ins Auge gefaßt, als die Ereigniſſe des Jahres 1813 ſeinem Leben eine ganz andere Richtung gaben.

Schon 1809 hatte er ſich nicht darüber beruhigen können, daß man ihm verwehrt hatte mitzuziehen oder wenigſtens an den Waffenübungen der Landwehr teilzunehmen. Jetzt aber zog er als Fähnrich in dem dem Wredeſchen Korps zugeteilten Infanterieregiment v. Jordis mit an den Rhein, wo er durch Mut, Umſicht und Entſchloſſenheit ſich mehrfach auszeichnete. Unter anderem verteidigte er eine über den Kanal Napoleon führende Brücke mit 60 Mann gegen 800 Franzoſen ſo lange, bis ſein Regiment ihm zu Hilfe kam. Im Elſaß verwundet, fand er in Freiburg Pflege und Geneſung. Nach dem Kriege kam der inzwiſchen, allem Patriotismus zum Trotz, zum Bewunderer Napoleons Umgewandelte nach Mainz in Garniſon, wo der gefeierte Erzherzog Karl, damals Gouverneur von Mainz, auf ihn aufmerkſam wurde, den jungen Offizier ſogar zu einer Botſchaft nach Paris verwandte und durch ſeine Perſönlichkeit wie durch manches belehrende Geſpräch den Ent-

ſchluß, Soldat zu bleiben, in ihm befeſtigte. 1817 ward er, infolge der Löſung einer Preisaufgabe, zum Lehrer der Mathematik an der Kadettenſchule zu Olmütz ernannt. In dieſer Zeit entſtand die Arbeit über „Die Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo“, welche Prokeſchs Ruhm als Schriftſteller mit einem Schlage begründete und in den militäriſchen Kreiſen das größte Aufſehen erregte. Sie trug ihm unter anderem das lebhafte Intereſſe des Feldmarſchalls Fürſten Karl zu Schwarzenberg, damals Präſidenten des Hofkriegsrates, und bald darauf eine Stelle als Ordonnanzoffizier bei ihm ein. Dieſe zunächſt rein dienſtliche Stellung legte den Grund zu einem menſchlichen Verhältnis, das ſich, auch mit der Familie des Fürſten, immer vertrauter geſtaltete, ſodaß Prokeſch den bewunderten Helden und geliebten Meiſter auch auf der Fahrt nach Leipzig im Jahre 1820 begleiten durfte, die, beſtimmt, ihm in einer Kur Heilung von ſchwerem Leiden zu bringen, ihm vielmehr nur die Erlöſung davon bringen ſollte. „Auf den blutgetränkten Feldern der Umgegend beſchrieb ihm der Sieger von Leipzig den Gang der Völkerſchlacht, ließ er ihn tiefe Einblicke in das Triebwerk der Geſchichte tun. ‚O große Schule!‘ ruft Prokeſch in ſeinem Tagebuche aus.“

Im Auguſt, beim Herannahen von Goethes Geburtstage, durfte er dieſem die Glückwünſche Schwarzenbergs überbringen. Aus der Art, wie Goethe ihn aufnahm und bei ſich feſthielt, geht hervor, daß auch dieſer von Prokeſch einen durchaus ungewöhnlichen Eindruck hatte[1].

[1] Er traf ihn in Jena und berichtet darüber an Schneller: „Mit ihm durchfuhr ich die Gegend; an ſeiner Seite beſuchte ich die Kabinette und Bücherſammlungen; in ſeinem Garten lebt' ich mit ihm, teilte mittags und abends ſeine ländliche Tafel. Mit kindlicher Heiterkeit zeigte er mir einige Verſuche, die auf den dritten Teil der Morphologie Bezug haben; wir ſprachen über ſeine Jugend, ſeine Schöpfungen, ſeine Verhältniſſe. Bis gegen Mitternacht las er mir aus ſeinem

Am 15. Oktober 1820 ſtand Prokeſch an der Bahre Schwarzenbergs, des väterlichen Freundes, der Edelgeſtalt, die wie kaum eine andere vor und nach ihm das Gefühl der Ehrfurcht in ihm geweckt hatte. „Ich fühle durch den Tod des Fürſten eine Lücke in mein Leben geriſſen, deren Anblick mich ewig mit Ernſt erfüllen wird", ſo ſchreibt er damals an Schneller. „Ich geſtehe, daß mich ſeit dem Tode meines Vaters kein Verluſt tiefer ſchmerzte, als der, den ich eben erlitt. Er war der erſte Menſch, deſſen Weſen mich erſtaunen machte, mich mit ungewöhnlicher Bewunderung erfüllte, je mehr ich es erriet. Was Tugend ſei, habe ich erſt durch ihn gelernt." Schon am nächſten Tage (demſelben, an welchem ſieben Jahre zuvor das blutige Ringen begonnen hatte) eilte er über Dresden und Prag nach Wien, um als Kurier die Trauerbotſchaft dorthin zu überbringen. In liebevollen Studien verſenkte er ſich in den nächſten Jahren in das Leben und Weſen des dahingeſchiedenen Helden, dem er in ſeinem Erſtlingsbuche: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Karl zu Schwarzenberg" das ſchönſte biographiſche Denkmal errichtet hat (Wien 1823, neue Auflage 1861).

1821 in den Generalſtab verſetzt, fand er eine Zeitlang bei der Landesaufnahme Ungarns Verwendung. 1823 finden wir ihn als Hauptmann in Trieſt. „Der Anblick des Meeres", erzählt ſpäter ſein Sohn (Briefwechſel mit Gentz, I S. VII), „der ein- und auslaufenden Schiffe, die Begeiſterung für helleniſche Geſchichte, Dichtung und Kunſt und ihr Überſtrömen in die verwandte philhelleniſche Idee, welche eben damals die Welt ergriffen, der Zauber Byrons und die Weihe, die Griechenlands Boden durch den Tod dieſes Sängers empfangen, end-

Divan, dann ſchloß er mich in ſeine Arme, und ich ſchied. Von dieſem Manne umarmt! Ich gebe die ſeligſte Umarmung der Liebe dafür." Man vergleiche hierzu auch die ſchönen Worte Prokeſchs über Goethe in ſeinen „Kleinen Schriften" Bd. V S. 372.

lich der jugendfrische Drang nach neuem, unbekanntem, weckten in ihm die Sehnsucht, die Levante zu sehen." Sein Gönner von Kavanagh, der Referent des Hofkriegsrates, der sich eben mit dem Gedanken trug, die in der österreichischen Marine vorherrschenden italienischen Elemente durch deutsche zu ersetzen, wußte ihm zunächst den Auftrag zuzuwenden, dem Hofkriegsrat über die Vorgänge des griechischen Freiheitskampfes zu berichten; im Verlauf dieser 1824 angetretenen Sendung aber faßte er bald so festen Fuß auf der Flotte, daß er 1827 dem Befehlshaber der österreichischen Eskadre als Generalstabschef zugeteilt, bald darauf zum Major und Generalstabschef der mittlerweile auf 21 Schiffe verstärkten österreichischen Seemacht befördert wurde. Als solcher leitete er die Operationen gegen die damals übermächtigen Seeräuber des griechischen Archipels und wußte, nachdem zuvor das Ansehen der österreichischen Marine tief gesunken, der österreichische Seehandel infolge des Piratenunwesens fast vernichtet gewesen, in kürzester Frist hierin völligen Wandel zu schaffen und die österreichische Flagge durch kluge Haltung wie durch manche kühne Tat bei Freund und Feind in Achtung zu bringen. 1828 bewirkte er eine Auswechslung griechischer und türkischer Gefangener, wodurch er sich eine große Zahl der angesehensten Familien in Griechenland verband und den öffentlichen Dank Capodistrias' wie Ibrahim Paschas erntete. Im folgenden Jahre begab er sich nach Palästina, um von Abdallah Pascha von Akka, einem berüchtigten Despoten, der unter österreichischem Schutze stehende Untertanen bedrückt und den österreichischen Konsul vertrieben hatte, Sühne zu fordern. Es gelang ihm, ein Abkommen zu Gunsten der Christen in Palästina und Galiläa mit ihm zu erwirken, und am Tage des Abschlusses pflanzte er unter dem Donner der Kanonen eigenhändig die österreichische Flagge auf eben den Mauern auf, auf denen sie neuerlich mißhandelt worden war.

Eine Reihe von Jahren bewegten See- und Reiselebens hat so Prokesch im Orient unter Griechen und Türken, Arabern und Franken verbracht und den europäischen Namen, insbesondere den seines Heimatlandes, als dessen glanzvollster und allerorten bekanntester Träger dermaßen zu Ehren gebracht, daß sein Kaiser im Jahre 1830, mit anderen Auszeichnungen, ihm den Beinamen eines „Ritters von Osten" verlieh, um seinen Verdiensten nun auch im abendländischen Westen den gebührenden Widerklang zu geben.

Inzwischen aber hatte man auch an anderer leitender Stelle den jungen Kriegsmann, der neben seinen militärischen Taten her ganz unter der Hand der österreichischen Politik wertvolle Dienste geleistet hatte, ins Auge gefaßt. Der Internuntius in Konstantinopel, Freiherr von Ottenfels, sandte mehrere seiner Berichte, namentlich einen vom Jahre 1825, „über die Vorbereitungen zu dem diesjährigen Feldzuge in Griechenland", an das Wiener Kabinett ein, und diese Denkschrift „ward dem Fürsten Metternich eine Offenbarung". Er ließ Prokesch umgehend auffordern, fortan unmittelbar an ihn selbst zu berichten, und zog ihn unmerklich immer enger an sich heran und immer entschiedener ins Gebiet der Diplomatie hinüber.

Schon 1826/27 hatte Prokesch Gelegenheit, während eines längeren Aufenthaltes in Ägypten sein diplomatisches Talent auf dem Gebiete der großen Politik erstmalig zu bewähren. Damals auch bahnte sich in ihm jene hohe Bewunderung Mehmed-Alis, des Vizekönigs von Ägypten, an, der er später in Briefen und Schriften so mannigfachen Ausdruck gegeben hat, eines jener Menschen, „die über die Menge wie Türme über das Häusermeer der Städte ragen", des vielleicht gewaltigsten Orientalen des vorigen Jahrhunderts, den Prokesch zum Wiedererwecker des Türkenreiches gewünscht hätte, wie er der Ägyptens wurde. Sechs Jahre später hat ihn Metternich nochmals in besonderer Mission nach Kairo entsandt, um im Interesse

Österreichs zwischen Mehmed-Ali und seinem Oberherrn, dem Sultan, zu vermitteln. Aber schon nach jenem ersten ägyptischen Aufenthalte konnte Gentz über ihn schreiben: „Prokesch ist ein Diamant vom reinsten Wasser, eines der seltenen Genies, die sich plötzlich, fast ohne Zwischenstufen, zum höchsten Grade der Brauchbarkeit erheben. Was aus diesem Menschen in zwei Jahren geworden ist, erscheint mir wie ein Wunder. Der Fürst und ich staunen, so oft wir seine Berichte und Briefe lesen. Was er in Alexandria geleistet, in zehn verschiedenen Fächern geleistet, grenzt ans Fabelhafte."

So konnte es nicht wundernehmen, wenn Prokesch nach der Heimkehr aus dem Orient, wie überhaupt viel gefeiert, insbesondere in die Stellung des ersten Vertrauten des Fürsten Metternich neben Gentz immer fester hineinwuchs.

Nur einmal drohte diesem Verhältnis eine ernstliche Erschütterung, da er Metternich seine Absichten kreuzte, da er dem allzeit klugen Rechner zu menschlich dachte, fühlte und plante: in seinem Freundschaftsverhältnisse zum Herzog von Reichstadt.

Die Zauberkraft seines Wesens, die Macht der Erschließung menschlicher Herzen hat sich vielleicht nie wieder so unmittelbar, jedenfalls nie wieder so schön in ihm bewährt wie diesem Napoleonssohne, dieser tragischsten Gestalt der Restaurationsepoche, gegenüber. Gleich nach den ersten Begegnungen warf sich ihm der feurige Jüngling, damals noch höchster, wiewohl geteilter, Hoffnungen voll, gleich bereit, wenn man ihn in Frankreich riefe, dort Napoleon II., wenn sein Geschick ihn dauernd an Österreich feßle, diesem ein neuer Prinz Eugen zu werden, mit aller Wärme der Begeisterung in die Arme. Er nannte ihn seinen Posa, worauf ihm Prokesch erwiderte: „Ihr Posa, wenn Sie nicht Don Carlos gleichen — fürs Leben, und womöglich für ein großes Leben." Der Prinz, der damals mit glühendem Eifer seinem militärischen Berufe oblag

und in Gemeinschaft mit Prokesch alle bedeutenden strategischen und geschichtlichen Werke der Zeit, alle Veröffentlichungen, die sich auf seinen Vater bezogen, las, hoffte es bei seinem Großvater, dem Kaiser, durchzusetzen, daß jener seinem Hofstaate dauernd zugeteilt würde, weil er in ihm den Mann fand, der ihm für seine künftige Bestimmung politisch wie militärisch die größte Förderung zu verheißen schien. Aber hier eben traf er auf den unüberwindlichen Widerstand Metternichs. Dieser witterte, und wohl nicht mit Unrecht, in Prokeschs Auffassung, wonach der militärisch wie menschlich glänzend begabte Prinz ein Anrecht, und zwar nach der Abschüttelung der altvererbten Dynastie das erste, auf den französischen Thron habe, zudem durch seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause Österreich gutes verheiße, eine Gefahr für den europäischen Frieden und betrieb daher sein System der Unterdrückung seiner Hoffnungen und Unschädlichmachung seiner Ansprüche unverrückt weiter. Verschiedenes, das Prokesch sonst wohl zugefallen wäre, ward ihm jetzt entzogen. „Mich beirrte dieses Erbleichen meines Sternes nicht", berichtet dieser selbst später („Mein Verhältnis zum Herzog von Reichstadt" S. 28. 54. 87). „Ich wußte mir keine Schuld. Erst das Verleugnen meiner Liebe und Treue für den Herzog hätte meinem Gewissen eine solche aufgebürdet . . . Mußte ich wählen, so war ich entschieden, lieber mit dem Fürsten Metternich als mit dem Herzog zu brechen . . . Von diesem Jünglinge hätte ich mich wenden können? Ich danke der Vorsehung, mir die Gelegenheit gegeben zu haben, der Gunst der Macht nicht die Treue des Herzens zu opfern."

Prokesch war entschlossen, wenn Metternich ihn fallen ließe, in die Armee zurückzutreten. Er durfte seinen großen Gaben und seinem Patriotismus in jedem Falle seine Zukunft anvertrauen: hatte er es doch erlebt, wie diese ihn auch früher schon gegen die Anfeindungen des Hasses und Neides aus gewissen Schichten der alten Aristokratie und Bureaukratie empor-

gebracht, ja ſelbſt frühere Gegner ihm in Gönner gewandelt hatten[1].

Aber ein Höherer legte ſich ins Mittel: der Tod raffte ſchon am 22. Juli 1832 den einſtigen König von Rom, verzehrt durch den Kummer über ſeine Lage und über die Untätigkeit ſeiner edelſten Kräfte, dahin. Die Todesbotſchaft erreichte Prokeſch, den ſie aufs tiefſte erſchütterte, in Bologna, nachdem er ſoeben noch in Rom den Segen der greiſen Lätitia und Andenken von ſeinem Vater für den Prinzen in Empfang genommen hatte.

Schon im Vorjahre war ihm eine Sendung nach Italien geworden, um dem päpſtlichen Statthalter, Kardinal Oppizoni, als kaiſerlicher Kommiſſar zur Seite zu treten und als Vertreter des öſterreichiſchen Willens und Einfluſſes dahin zu wirken, daß die Verwaltung der päpſtlichen Provinzen, die in ihrer gänzlichen Unfähigkeit ziemlich alles mit Unzufriedenheit erfüllte, mindeſtens auf einen erträglichen Stand gebracht werde — ein wenig lohnendes Amt, wie ſich denken läßt. Das zweite Mal galt es, den öſterreichiſchen Einfluß in Italien gegen die Bemühungen Frankreichs, ihn zu verdrängen, zu halten und vor allem auch die päpſtliche Macht durch Neuorganiſation ihrer Truppen unter öſterreichiſchem Einfluſſe zu ſtärken. Über beide Miſſionen hat Prokeſch in dem Buche über den Herzog von Reichſtadt eingehend berichtet.

1834 ward er zum Geſandten bei dem jungen helleniſchen

[1] An Schneller, 30. Oktober 1829: „Ich habe durch ſo viele Klippen zu ſchiffen, daß nur die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit mich flott halten kann. Meine Stellung und mein Einfluß ſind über meinem Range und meiner Geburt. Darin liegt das Wort fürs Rätſel. Jedes gelungene Geſchäft, jedes erworbene Lob iſt Öl in die Lampe des Haſſes. Ihr Alarmruf iſt: Eitelkeit und Ehrſucht! Ich habe nur eine einzige brauchbare Waffe zur Verteidigung, nämlich nach beſten Kräften für das, was in meiner Stellung Pflicht und Ehre wollen, wirken, aber dafür weder ſcheinen noch haben wollen."

Königreiche ernannt — ein Posten, der, da man ihm als zu jung einen größeren damals noch nicht geben durfte, nun aber mit unverhältnismäßigen Befugnissen ausgestattet wurde, wie denn unter anderem die ganze Korrespondenz mit Ägypten über Athen gehen sollte. Dem jugendlichen Könige Otto gegenüber gewann sich Prokesch bald eine ähnliche Vertrauensstellung als Mentor und Freund wie dreißig Jahre später Gobineau bei dessen dänischem Nachfolger.

In Athen genoß der bis dahin heimatlose Wanderer zum ersten Male die Freuden eines eigenen Heims, nachdem er sich kurz zuvor mit Irene Kiesewetter, der Tochter des ausgezeichneten Musikhistorikers und selbst künstlerisch — auch ausübend — hochbegabt, vermählt hatte, einer Frau, die durchaus auf der Höhe von Prokeschs Seelenleben stand und so mit an erster Stelle dazu beigetragen hat, daß man diesen Lebenslauf als einen auserlesen glücklichen hat bezeichnen können, so wenig Prokesch Schicksalsschläge erspart geblieben sind, wie denn sogleich gerade Hellas das schwere Opfer der Hingabe zweier geliebter Knaben von ihm verlangt hat.

War der bis zum Sturze der Metternichschen Herrschaft ausgedehnte Aufenthalt in Athen immerhin politisch verhältnismäßig weniger ertragreich, so desto mehr geistig und wissenschaftlich, wie wir noch sehen werden. Alles Bedeutende, was aus Westeuropa kam, fand den Weg zu Prokesch, dessen selbstgebautes Haus ein Museum, dessen Umgang und Führung die beste aller Belehrungen war[1].

Keinem ist dies vielleicht in reicherem Maße zugute ge-

[1] Fallmerayer in seinen „Fragmenten aus dem Orient" Bd. II S. 468: „Prokesch von Osten, der brillante Militär, der feine Staatsmann, der tüchtige Gelehrte, der sein Haus in einen Musensitz verwandelt und mit seiner liebenswürdigen und geistreichen Gemahlin den Mittelpunkt alles höheren geistigen Lebens der griechischen Hauptstadt bildet" (Mai 1842).

kommen, als dem späteren Reichsverweser der Jahre 1848 und 1849, Erzherzog Johann, der dort ein inniges, im Briefwechsel der beiden Männer sich spiegelndes, Freundschaftsverhältnis mit Prokesch einging.

Daß Prokesch im Jahre 1845 in den Freiherrnstand, wie später beim Abgange aus dem Dienst in den Grafenstand erhoben, daß er 1848 Feldmarschallleutnant, wie später noch (1863) Feldzeugmeister, daß er mit Orden und anderen Auszeichnungen im Laufe der Jahre überschüttet wurde, darf schließlich in einer Schilderung seines Lebenslaufes nicht fehlen, so wenig es für seine Wesenheit von Bedeutung oder auf seine innere Entwicklung von Einfluß gewesen ist.

Die Revolution und ihre Folgeerscheinungen riefen in Österreich — wie anderwärts — alles, was das Land an Männern besaß, doppelt gebieterisch auf den Plan. So begann jetzt auch für Prokesch erst die eigentliche Hauptzeit seines politischen Wirkens.

Nach Unterdrückung des Oktoberaufstandes war im November 1848 der ihm von Jugend an befreundete Fürst Felix Schwarzenberg, der Neffe des Feldmarschalls, an die Spitze der österreichischen Politik getreten und zog ihn alsbald an seine Seite. Und zwar sandte er ihn gleich an die entscheidungsvollste Stelle: nach Berlin.

Zwei deutsche Lebensfragen harrten damals, vielfach ineinandergreifend, erneut der Entscheidung, nachdem sie ein Menschenalter lang nur vertagt gewesen waren: die einer Einführung des konstitutionellen Prinzips in das deutsche Staatsleben und die der deutschen Einigung bezw. der Umgestaltung des Deutschen Bundes, der Verwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat. In ersterer Beziehung verstanden sich die Regierungen der beiden Großmächte oder verständigten sich doch in der Hauptsache, indem das zeitweilige Paktieren und Zusammengehen Preußens mit der Revolution bald wieder

nachließ und die retrograde Strömung die Oberhand gewann. In letzterer dagegen schwankte die Lage fortwährend zwischen Vertrauen und Mißtrauen, Gemeinsamkeit und Gegensätzlichkeit der Interessen und Ziele, freundschaftlicher Annäherung und Kriegsgefahr.

Als Prokesch im März 1849 in Berlin eintraf, befand sich sein Vaterland in einer schweren Krisis. Der Aufstand Ungarns legte es militärisch lahm. Die deutsche Volksbewegung hatte eine Wendung genommen, die es schon damals aus dem Bunde auszuschließen drohte: der bisher durch den Reichsverweser und den Minister von Schmerling in Frankfurt vertretene österreichische Einfluß schien gänzlich zurückgedrängt, das dortige Parlament und das Ministerium Gagern steuerten auf ein preußisches Erbkaisertum hin und auch in Berlin lebte in weiten Kreisen der Gedanke, Herr in Deutschland zu werden und Österreich hinauszudrängen.

An Prokesch war es nun, dort die Willenskräfte, die gewaltigen Widerstände, die in seinem Vaterlande gegen solche Pläne noch wirksam waren, zur Geltung zu bringen und den Berlinern wie den Frankfurtern die als allzu leicht erträumten Lorbeeren aus der Hand zu winden. Da er an ein neues Österreich glaubte, so wußte er bald auch in sein ganzes Auftreten „den Ausdruck einer männlicheren Politik, als man von dieser Seite seit lange gewohnt war", zu legen. Zunächst galt es, den König zu hindern, die ihm vom Frankfurter Parlament angebotene Kaiserkrone anzunehmen. Damit hatte er verhältnismäßig leichtes Spiel. Ungleich schwieriger war die Führerstellung Österreichs gegen Preußens eigene Pläne zu verteidigen, da letzteres mit seinen Entwürfen für eine Reichsverfassung und insbesondere für den unter seiner Führung zu bildenden engeren Bund etwas Positives für sich, gewissermaßen eine Fahne ausgesteckt hatte. Namentlich in der ersten Zeit gehörte ein ans Tollkühne grenzender Mut dazu, um auf

einem unter ihm wankenden Boden so fest aufzutreten, wie Prokesch es dennoch tat. „Unser Stand in Ungarn verdirbt alles", schreibt er damals in vertrauten Briefen. „Was kann ich, da man nicht an unsere Kraft glaubt, und da wir im Grunde ganz vereinzelt stehen!" Und ein anderes Mal ruft er aus: „Ungarn! Ungarn! Ein Staat gilt nur, insofern man an seine Kraft glaubt. Alles andere ist Phrase. Je glänzender ich Österreich hinstellte, desto mehr sehe ich heute einem Fanfaron gleich." Und noch wieder ein anderes Mal: „Ich rede, als hätte ich eine Armee hinter mir." Dieses verwegene Ausharren sollte nun aber auch seine Früchte tragen. Mit der Kapitulation von Vilagos, wo Görgei die Waffen streckte, gewann Österreich das beste Teil seiner Kräfte zurück, sodaß Schwarzenberg, der in seiner rücksichtslosen Energie und in der Wahllosigkeit der Mittel, wenn auch nicht in der Größe der Ziele und Weite und Tiefe des Blickes, Bismarck verwandte Züge aufweist, es bald von Sieg zu Siege führen, die preußische Unionspolitik zum Scheitern bringen, die deutschen Mittelstaaten von neuem an Österreich ketten, den Bundestag wiederherstellen und Preußen die berüchtigte Demütigung von Olmütz auferlegen konnte.

Bei diesem allen ist Prokesch seine rechte Hand gewesen[1], nur zu den äußersten Konsequenzen ist er ihm nicht gefolgt. Als nämlich im November 1850 die von Radowitz noch einmal mit Mut und Energie durchgeführte antiösterreichische Politik zu triumphieren, d. h. zunächst zum Kriege mit Österreich zu führen schien, und nach dem Fallen des ersten Schusses von preußischer Seite Prokesch, nach Schwarzenbergs entschiedener Weisung, seine Pässe hätte verlangen sollen, tat er dies nicht, sondern wagte auf eigene Hand eine letzte Audienz

[1] Wie leidenschaftlich er damals seiner Aufgabe gelebt hat, dafür haben wir, unter anderen, das Zeugnis Adolph Friedrich v. Schacks, „Ein halbes Jahrhundert" Bd. I S. 324.

beim König. Er bestimmte den ihm sympathisch zugetanen Monarchen in der Tat zum Einlenken und vermied so den Krieg — ein Schritt, den Schwarzenberg verwarf, sein Kaiser dagegen mit dem Großkreuz des Leopoldsordens belohnte.

Freilich, Prokeschs Stellung in Berlin vermochte auch dieser Versuch, aus den Nebenbuhlern nochmals einträchtige Brüderreiche zu machen, nicht mehr zu retten. Der österreichische Gesandte war und blieb die bestgehaßte Persönlichkeit Berlins: das hat sich im Grunde nicht geändert von dem Augenblicke an, da er sich als „die bête noire aller Erbkaiserlichen" bezeichnen konnte, bis zu dem, da sein Chef, der nach Schwarzenbergs Tode (5. April 1852) die österreichische Politik leitende Graf Buol-Schauenstein, ihm (Dezember 1852) schrieb: „Bald sind Sie von Ihrem Dornenstuhl befreit." Die offizielle Welt Berlins ließ es ihn allzu stark fühlen, daß er „der Ungeduld der preußischen Politik im Wege stand": „Der Haß gegen Österreich ist hier auf allen Gesichtern, und man verübelt mir, daß ich unsere Interessen wahre. Wäre ich ein Schuft, ich würde gepriesen sein." Wie in ein rettendes Asyl flüchtete er sich aus den politischen Kreisen, die ihn verleugneten und verfemten, in die der Wissenschaft, wo er, mit offenen Armen aufgenommen, die reichste Entschädigung fand. „Die Wissenschaft ist eine Insel, zu der die Misères des Lebens nicht hinanreichen", schrieb er damals seiner Gattin.

Durch den Tausch, den endlich Anfang 1853 Prokesch mit dem Bundespräsidialgesandten Grafen Thun in Frankfurt einging, geriet er freilich aus der Scylla in die Charybdis. Das Berliner Martyrium hatte doch wenigstens die eine in hohem Grade tröstliche, ja erhebende Gegenseite, daß er dort großes für sein Vaterland leistete und erreichte: es war ein rein persönliches. In Frankfurt hingegen war die Aufgabe selbst eine von Haus aus verfehlte und verlorene, hier hat er wirklich einige Jahre nur einen Sisyphusstein gewälzt.

Vergegenwärtige man sich nur die Lage.

Der wiederhergestellte Bund wurde ziemlich von allen Seiten, nicht am wenigsten von Österreich selbst, als ein trauriger Notbehelf empfunden, zu dem man sich erst verstand, als alle Versuche, jenen zu reformieren, gescheitert waren[1].

Wo aber blieb in Frankfurt der deutsche Gedanke, den doch das Jahr 1848 wieder so mächtig belebt und in den Vordergrund gerückt hatte, ein Verdienst, das selbst Prokesch ihm nicht hätte bestreiten mögen, der im übrigen im Gefolge des damaligen revolutionären Freiheitsrausches Gefahren wie Konvent und Republik witterte?

Dieser deutsche Gedanke blieb aus dem galvanischen Zwangsgebilde, das fortan wieder die Angelegenheiten Gesamtdeutschlands vertreten sollte, sorgfältig verbannt. Die beiden Großmächte trieben mehr denn je eine rivalisierende und vielfach gegensätzliche Eigenpolitik, wie sich bei jeder wichtigeren Gelegenheit (wie z. B. in dem bald darauf ausbrechenden Krimkriege) zeigen sollte; nur war es unverkennbar, daß in allen diesen Fällen die preußische Politik eo ipso die deutschere, die österreichische vielfach recht undeutsch war.

[1] Auf den Dresdener Konferenzen (Anfang 1851) waren die darauf bezüglichen österreichischen Vorschläge, nachdem Schwarzenberg die Parität im Bundespräsidium, den Angelpunkt der preußischen Bestrebungen, abgelehnt hatte, sämtlich verworfen worden. Schwarzenberg schrieb darauf an Prokesch: „. . . soll durchaus nichts zustande kommen, so bleibt es beim alten, weil ein fadenscheiniger, zerrissener Rock immer noch besser ist, als gar keiner. Meiner unmaßgeblichen Ansicht nach ist der alte Bundestag ein schwerfälliges, abgenütztes, den gegenwärtigen Umständen in keiner Weise genügendes Zeug; ich glaube sogar, daß die gründlich erschütterte, sehr wackelnde Boutique beim ersten Anstoß von innen oder außen schwächlich zusammenrumpeln wird." Und noch deutlicher kurz darauf: „Der alte Bund ist ein eitles simulacre der deutschen Einheit, ein leckes Schiff, das man in Dresden nicht ausgebessert hat, und auf dem man jetzt im Sturm fahren will." („Aus den Briefen des Grafen Prokesch-Osten" S. 209. 215.)

Von öſterreichiſcher Seite war zweifellos der redliche Wille vorhanden, dem Bunde wieder Leben einzuhauchen: Prokeſch ſelbſt hat ſpäter („Aus den Briefen ꝛc." S. 470 ff.) darüber berichtet[1]. Aber dies wäre, auch im beſcheidenſten Maße, nur möglich geweſen unter zwei Vorausſetzungen: einmal, wenn man der Mittelſtaaten ſicher geweſen wäre, und ſodann und vor allem, wenn auch Preußen gute Miene zum böſen Spiele gemacht hätte. Aus den Enttäuſchungen, die er in beiden Beziehungen erleben ſollte, war der Wermutstrank gebraut, der Prokeſch in Frankfurt Tag um Tag gereicht wurde.

„Volenti non fit injuria", ſo hat er einmal ſeine Stimmung den Mittel- und Kleinſtaaten gegenüber gefaßt, wenn er ſie dem vermeintlichen öſterreichiſchen Schutze ſich entziehen und an dem, was nach ſeiner Auffaſſung ihr Verderben bedeutete, ſelbſt mitwirken ſah. Aber in Wahrheit wird man doch ſagen müſſen, daß die Mittel- und Kleinſtaaten nicht nur guten Grund hatten, in jener Zeit, da keiner dem anderen traute, auch vor Öſterreich auf der Hut zu ſein, daß vor allem in dem Gedanken Bayerns an eine deutſche Trias, eine Vereinigung der kleineren Staaten, die ſich als dritte Macht neben die beiden Großmächte ſtellen ſollte, ein ſehr berechtigter Kern lag, inſofern die Möglichkeit, ſich einer von jenen im Sinne einer wirklich deutſchen Führung anzuvertrauen und anzuſchließen, damals eben noch nicht vorlag.

So bleibt an Prokeſchs Klagen über die Kleinſtaaten mit ihren Separatintereſſen und Sondergelüſten nur das berechtigt,

[1] „Die Verwaltuug der Bundesfeſtungen, die Angelegenheiten der Bundesarmee und tauſend Detailfragen erforderten unabläſſige Arbeiten. So manche treffliche Vorſchläge, z. B. für das Bundesgericht, wurden unterbreitet." Der ſchwerſte Akt, der ihm zur Laſt fiel, war die Verſteigerung des letzten Reſtes der deutſchen Flotte, in Ausführung früher vor ſeiner Zeit gefaßter Beſchlüſſe, deren Odium aber auf ihm, unverſchuldet, haften blieb.

daß der ganze Jammer der deutſchen Zerfahrenheit, die Eiferſüchteleien, Eitelkeiten und Empfindlichkeiten, das allgemeine gegenſeitige Befehden und Lähmen, die „17 Anſichten in jeder Frage" durch ſie noch ſchreiender zum Ausdruck kam. Welch ein Durcheinander überhaupt von deutſchem und undeutſcheſtem, jene Bundestagsverſammlung: Kadaverreſte vom Rheinbund und Embryonen des Reiches von 1870/71 einträchtig nebeneinander, und dazwiſchen als Füllſal die farbloſeren Vertreter des Nichts von dazumal, genannt Deutſcher Bund!

Und Preußen? Hätte man wirklich erwarten können, daß dieſes, nach dem Frankfurt von 1848/49 und nach Erfurt, bei dem Frankfurt von 1852 ff. noch ernſtlich hätte mittun ſollen? Nein, dies war undenkbar, und ein ſo gebrechliches Staatengebäude wie das des Deutſchen Bundes ohne, ja gegen den guten Willen der einzigen wirklich ganz deutſchen Großmacht, die darin ſaß, aufrechterhalten wollen, mußte daher von Hauſe aus eine Donquixoterie bleiben; was daraus einzig folgen konnte, tönt alsbald aus Prokeſchs Briefen vernehmlich genug heraus. „Preußen legt es darauf an, mich die Geduld verlieren zu machen durch unabläſſige Angriffe auf die Präſidialbefugniſſe. Dabei hohle Phraſen in Menge und eine konſequente Trägheit der Geſandtſchaft, um alles zu hindern und hintennach über ſchleppenden Gang zu klagen" („Briefe an einen Freund", Deutſche Revue 1881, VI 2 S. 16), „Preußen arbeitet mit Keulenſchlägen an der Demolition des Bundes" („Aus den Briefen ꝛc." S. 330), und ſo geht es weiter, mit immer ſtärkerer Betonung deſſen, daß es vornehmlich Bismarck war, deſſen Gegnerſchaft ihm dieſe ſchweren Tage ſchuf.

Er hatte in dieſem, als Konſervativen und Gegner der Revolution, der er ja tatſächlich war, vielmehr einen Geſinnungsgenoſſen ſich erhofft und mußte ſtatt deſſen ihn von ſeinem preußiſchen Berufe, der ſich mit der Zeit zu ſeinem deutſchen erweitern ſollte, dermaßen durchdrungen, ja über-

wältigt sehen, daß er alles und jedes nur von dieser Seite und nach der ganzen Tragweite dieses Berufes anfaßte. Selbst scheinbar kleine Dinge wie die Revision der Geschäftsordnung des Bundestages, die Beseitigung so mancher österreichischer Bevorzugungen und finanzieller Benachteiligungen der übrigen Bundesstaaten, erschienen ihm so, nachdem er einmal den Standpunkt der Sühne alter Sünden und der Abrechnung mit Österreich eingenommen, im Lichte einer Befreiung von dessen Joche, und daß er in den großen Dingen das höhere historische Recht auf seiner Seite gehabt hat, darüber ist heute vollends kein Wort mehr zu verlieren. Aus ihm sprach das kommende Deutschland, das in Frankfurt 1848/49 nicht hatte geboren werden können und das noch ungeboren in ihm doch schon lebte.

Prokesch hat später selbst anerkannt, daß es so kommen mußte, wie es kam[1], daß hinter all dem Kleinen, Negativen, Feindseligen, das auf ihn eindrang, auf seiten Preußens doch auch ein Großes, Positives, in sich selbst Berechtigtes steckte. Damals freilich war es weder dem einen noch dem anderen der beiden Gegner möglich, dem anderen auch nur von ferne gerecht zu werden, geschweige in den Kern seines Wesens einzudringen. Prokesch vertrat die traditionellen Herrschaftsgelüste Österreichs mit Zähigkeit, ja Heftigkeit; Bismarck trat ihnen mit der ganzen Wucht aufstrebenden preußischen Selbstbewußtseins entgegen. So hat es des Unerquicklichen viel und über-

[1] „Aus den Briefen" ꝛc. S. 470: „Herr von Bismarck vertrat das Bestreben, den Bund zu Grunde zu richten, um Raum für Preußens Herrschaft zu schaffen, ich das Bestreben, den Bund zu halten. Die Kräfte waren ungleich. Mit ihm ging die ganze neue Zeit" — was doch nicht nur besagt, daß Bismarck überhaupt der modernere Mensch war, sondern vor allem auch, daß er die treibenden Kräfte, die hinter der deutschen Volksbewegung, selbst in ihren revolutionären Erscheinungen, standen, besser begriffen und ergriffen hatte. S. 472 heißt es denn auch: „Bismarck war der Mann für den Umguß Deutschlands in die neue Form."

viel zwiſchen ihnen gegeben[1], und wenn auch das geſellſchaftliche Verhältnis ein erträgliches blieb und Prokeſch immer peinlich bemüht war, wenigſtens eigentliche Skandale zu vermeiden, ſo wurde doch er ſo gut wie ſo mancher andere nach ihm von dem rückſichtslos anſtürmenden überlegenen Gegner niedergeworfen und atmete erleichtert erſt auf, als er im November 1855 den verlorenen Poſten in Frankfurt, der ihm noch dazu ſtarke ſoziale Verpflichtungen bei ungenügenden Mitteln auferlegte, mit dem während des Krimkrieges doppelt bedeutſamen in Konſtantinopel vertauſchen durfte.

Zehn Jahre ſpäter, im Sommer 1865, ſtand er mit einem Freunde (v. Warsberg a. a. O.) im Sitzungsſaale des Taxisſchen Bundespalais. Er ſchlug jenem die Protokolle von Sitzungen auf, die ihm als die unangenehmſten Stunden ſeines Lebens im Gedächtnis hafteten. Er nannte es deſſen peinlichſte Epoche, die er an dieſer Siſyphusarbeit zugebracht. Den kleinſtaatlichen Fürſten, die ſeinem Gegner hilfreiche Hand geleiſtet, weisſagte er dabei mit prophetiſchem Blick das Schickſal, das ein Jahr ſpäter einen Teil derſelben tatſächlich betroffen hat.

Alle dieſe Ereigniſſe und Erlebniſſe hat Gobineau, in ſeinem innigen Verein mit Prokeſch, aus nächſter Nähe und gleichſam miterlebend ſich abſpielen ſehen, wie er denn einmal ſogar als Gewährsmann und Zeuge für Prokeſchs Anſchauungen herangezogen wird, in einer Unterredung, in welcher ſeine Rolle darin beſtand, einen der fanatiſchen Ausfälle Bismarcks auf Öſterreich energiſch zurückzuweiſen[2]. Und wie

[1] Die leidigen Einzelheiten gehören nicht hierher, ſondern werden anderen Ortes erörtert. Hauptquelle für dieſe Dinge von Bismarcks Seite das vierbändige Werk von Poſchinger, „Preußen im Bundestage 1851—1859“, Leipzig 1882—1884, von ſeiten Prokeſchs deſſen öfter erwähnte Briefſammlung.

[2] „Aus den Briefen des Grafen Prokeſch-Oſten“ S. 390 ff.: „Der

ſtark auch die perſönlichen Gegenſätze und Gegnerſchaften unwillkürlich auf ihn zurückwirken mußten, erhellt aus dem einen Beiſpiele, daß noch ein halbes Jahrhundert nachher in den Frankfurter Jugenderinnerungen ſeiner Tochter anläßlich eines Ausflugs, den die Familien Prokeſch und Gobineau zuſammen nach Wiesbaden machten, das Bild Bismarcks als dazwiſchentretenden Störenfrieds auftaucht.

Und je mehr in der Folge die Freundſchaft mit Prokeſch ſich vertiefte, deſto mehr mußte Gobineau ins öſterreichiſche Fahrwaſſer hinübergezogen werden; die Ereigniſſe von 1866 und 1870, die Entthronung Georgs V. und ſo manches andere konnten ihn kaum anderen Sinnes machen. In Frankfurt aber ward vornehmlich der Grund dazu gelegt, wo Prokeſch, der ſeinen Umgang jedem anderen vorzog, es liebte, ganze Abende in großer Zahl mit Gobineaus zu verbringen, und namentlich auch, wenn ihm der Tag heiß gemacht hatte, in nächtlichen Promenaden auf der Bockenheimerſtraße dem jungen Freunde ſein Herz auszuſchütten.

Freilich dürfte die Politik, wenigſtens die Tagespolitik im engeren Sinne, nur einen, und durchaus nicht immer den vorherrſchenden, Teil ihres reichhaltigen Austauſches gebildet haben, was wir alsbald begreifen werden, wenn wir es uns nunmehr angelegen ſein laſſen, nächſt der vorſtehenden Lebensſkizze Prokeſchs auch ein Charakterbild des Mannes uns zu gewinnen.

---

franzöſiſche Legationsſekretär, Graf Gobineau, wiederholte mir ein langes Geſpräch, das er vor ein paar Tagen in einem Abendzirkel, in dem ich mich auch befand, mit Herrn von Bismarck hatte. Dieſer ſuchte ihm zu beweiſen, daß Öſterreich ſpäteſtens in zwei Jahren Bankerott machen müſſe, und daß die Nationalanleihe die darauf berechnete Einleitung dazu ſei. Er mußte ſich vom Grafen Gobineau, der viel zu unterrichtet iſt, um ſich mit Phraſen abfüttern zu laſſen, zurechtweiſen laſſen."

Prokesch war eine jener seltenen Naturen, die, gleich genial von Geist wie von Gemüt, die wertvollsten Anlagen des Menschen in glücklichster Ausprägung und vollkommener Harmonie in sich vereinigen. Zu jedem höheren Tun gleich befähigt, ein Auserlesener für jederlei Geistesschaffen, durfte er es ruhig dem Weltlaufe anheimgeben, welche Domäne er ihm vorwiegend anweisen werde; sicher war, daß allerwärts aus seinem Eingreifen seinem Vaterlande wie der gesamten geistigen Mitwelt nur gutes erwachsen konnte. Er wußte jedes politische, geistige und religiöse Problem ganz unmittelbar in die höchste dafür denkbare Sphäre zu erheben; echte Religiosität, echt wissenschaftlicher wie echt künstlerischer Sinn entsprangen der gleichen Quelle tiefer Sittlichkeit und Pietät wie seine politischen Grundüberzeugungen. Aus Instinkt faßte er alles von der edelsten Seite, verbreitete er über alles eine eigene Weihe. Überall strebte er dem Höchsten zu, überall auch hat er sich bewährt und ausgezeichnet, und sowohl seine militärischen wie seine politischen Vorgesetzten griffen gern auf ihn zurück, wo es etwas Außergewöhnliches, Außerordentliches galt, wo vorwiegend auf die Genialität der Inspiration gerechnet werden durfte. So ist er dreimal hintereinander (1849, 1853, 1855) auf die damals entscheidend wichtigsten Posten versetzt worden, die Österreich zu vergeben hatte, und sie alle hat er, zwar mit verschiedenem Glück, aber mit immer gleicher Tatkraft und Pflichttreue ausgefüllt.

Eine urwüchsige Gesundheit, geistig wie leiblich, weht aus diesem Alpensohne, sie ist ihm treu geblieben bis in die Stunde, da er, einundachtzigjährig, mit langsamen Atemzügen, ohne Beschwerde und ohne jede, selbst die leiseste Zuckung, die Augen geschlossen, sein Leben aushauchte. Sie gab ihm den Klarblick in die Tiefen der Geschichte gleichsam als Wiegengabe mit, den alle seine reiche Erfahrung, seine enormen Kenntnisse in der Folge nur haben üben, nicht eigentlich verstärken können.

Und auf diesen echten historischen Sinn, der sozusagen an den Brüsten der Natur genährt und im Kampfe mit der Unkultur, genannt Zivilisation, herangewachsen, dagegen immer im Idealismus verankert geblieben ist, war für ihn auch alle Politik begründet. „Alle Staaten wurden durch Glauben begründet", sagt er einmal („Kleine Schriften" Bd. V S. 400); „keiner ist ohne Glauben groß geworden. Was der Mensch nicht an den Himmel hängt, hat kein Gedeihen auf Erden. Mit dem Glauben weicht aus den Völkern die Sitte, alle Teufel werden nach und nach losgelassen, und wie sehr auch das Wissen den Kopf bereichere, das Herz verarmt bis zur völligen Unkenntnis dessen, was Glück, was Zufriedenheit ist." ...

„Zivilisation? Was heißt das? Es gibt keine, oder sie ist in der geregelten, dem Lande, den Sitten, den Gebräuchen und der Religion angepaßten Entwicklung des Volkes zu suchen. Was über dies Verhältnis hinausgeht, ist Verzerrung und Mißgriff, ist Kampf anmaßenden Schwindels gegen die Stützen des Lebens. Die eine und unteilbare Zivilisation unserer Welteinrichter, die erst niederhaut und Salz über den Boden streut, dann sich aber mit ihrem Flitter behängt, frechen Auges und heißhungrig nach Beifall darüber setzt und sagt: Da bin ich! — diese absurde, zerstörende Zivilisation kann mit wirklicher Liebe zu den Menschen niemals zusammenwohnen, niemals mit der strengen und mächtigen Vernunft, welche aufrichtigen Willens die Wege zur Verbesserung des Zustandes des einzelnen in der Gesellschaft sucht."

Von dieser unerschütterlichen Basis aus vermochte er dann mit dem unfehlbar sicheren Instinkt des Sehers und Hellsehers sich über die immer gleichen politischen Hauptprobleme, welche die heutige wie die damalige Welt bewegen, in einer Weise zu äußern, welche, meist Wort für Wort, noch heute zutrifft[1].

[1] So über das Türkenproblem a. a. O. (1832): „Einen Türken nach den Lehrsätzen der Chaussée d'Antin zivilisieren wollen, heißt in

Erstaunlich früh, schon als Zwanziger, zeigt er sich als beredter und scharfsinniger Bekämpfer der Demokratie und Vorkämpfer des historischen Rechts und der konservativ-aristokratischen Weltanschauung, deren Motto er gibt an einer Stelle seiner „Gedankenspähne" (a. a. O. Bd V S. 94): „Die Aristokratie hat zu allen Zeiten und in allen Staaten bestanden. Sie ist die Blüte der Nation und schließt in ihrer wahren Bedeutung alle Gipfel der Gesellschaft in sich. Was man auch sagen mag, und wie übel es vielen Ohren erklinge, den Wenigen gehört die Welt, nicht den Vielen, und am allerwenigsten den Allen. Die Weltgeschichte von ihrem ersten Blatte bis zum letzten ist Beweis dafür, und diese Regel ohne Ausnahme." Wie ein Manifest, wie ein Lebewohl an die Feudalwelt nimmt sich sein Nekrolog auf den Fürsten Joseph Schwarzenberg aus, in dem es unter anderem heißt (a. a. O. Bd. IV S. 59—60): „Die Klasse von Männern, welcher Fürst Joseph angehörte, verdünnt sich mehr und mehr, und mit ihr wird eine der stärksten Wehren brechen, die sich dem Andrange der niederreißenden Fluten der Zeit entgegenstellen ... Wenn er seine Güter bereiste, so war es, als zöge er von Kindern zu Kindern; alle freuten sich, den gemeinsamen Vater zu sehen, dessen Herz das Glück sowie den Jammer verstand, und der für beide zu

---

der Welt das Bett des Prokrustes aufrichten, und, wohl verstanden, nach Maß der eigenen, abgemagerten und lebensarmen Gestalt." Ganz ähnlich hat er zwei Jahre später einem der glänzendsten unter jenen Welteinrichtern nach dem Rezepte der französischen Revolution, Lamartine, gedient und dabei, ebenfalls als wäre es für 1913, das Wort gesprochen: „Die Türkei, als ein europäisches Gebäude betrachtet, müßte allerdings als ihrem Verfalle nahe angesehen werden; aber sie ist ein asiatisches, das nur zufällig ein paar Säulen auf europäischem Boden hat. Von außen angegriffen, kann sie morgen fallen; von außen gefoltert durch Einmischungen, kann der Sultan den Thron aus Konstantinopel flüchten müssen: aber sich und seinem eigenen Geiste überlassen, woran soll dies Reich erliegen?"

Mitgenuß und Tröstung Zeit hatte. Durch das alldurchwärmende, in jeder Gelegenheit werktätige Wohlwollen, das von ihm ausging, schloß er alle an sich und durch sich wieder an den Staat, zu dem er mit gleicher Liebe aufblickte, mit welcher er zu den Seinigen niedersah. So stand er, eine Wahrheit aus alter Zeit, da — das würdige Musterbild eines Systems, nach dem unsere Enkel, wenn die Zerstörung gelungen sein wird, mit Recht wie nach einer Heimat von Frieden und Glück mit vergeblichem Verlangen blicken werden."

Auch darin zeigte er sich als echten Sohn dieser alten hier von ihm gepriesenen Heimat, daß ihm der monarchische Gedanke noch einen Glaubensartikel bedeutete: „Ihm hatte die Majestät noch etwas Heiliges, noch ein Gottesgnadentum", erzählt sein treuer Freund (v. Warsberg a. a. O.). „Ich sah ihn, den alten Mann, nie anders als tief ergriffen, geradezu gerührt von seinem Kaiser kommen. In solchen Momenten mahnte er mich oft mit seinem ganz weißen Haupte an die poetische Gestalt des Bankban in Grillparzers ‚Treuer Diener seines Herrn'."

Daß ein solcher Mann die Revolution, wann und wo immer sie ihr Haupt erhob, verabscheuen mußte, liegt klar zu Tage. Wir mögen heute leicht feststellen, daß er darin zu weit gegangen, zu systematisch verfahren sei; man wird doch diesen par excellence konservativen und antirevolutionären Geistern, wie Goethe und Schopenhauer, Prokesch und Gobineau, mit der Zeit immer wieder gerecht werden müssen, wenn es sich, wie unausbleiblich, herausstellt, daß sie letzten Endes die wahren Kulturvertreter und Kulturbereicherer sind, während die Revolution in ihren individualistischen wie in ihren sozialistischen Gestaltungen unter der Tünche der Zivilisation in den eigentlichen Kulturgang der Menschheit nur zerstörend eingreift.

Die alte Zeit sprach auch insofern noch aus ihm, als er sehr lange an dem Ideal des Kaiserstaates Österreich festhielt,

wie er einst dagestanden, zugleich in Deutschland, in der slavischen Welt und in Italien verwurzelt, was für ihn immer etwas Großartig-Universales behielt. Doch haben ihn die Schicksale seines Vaterlandes hierin später umdenken gelehrt.

Überhaupt war Prokesch in keiner Weise, vor allem aber nicht in politischen Dingen, ein Mann der Doktrin, ein Unbelehrbarer. Nächst der Gegnerschaft Bismarcks hat vielleicht nichts seinem Andenken und seiner Würdigung so im Wege gestanden, als die Auffassung eines unbedingten Jüngers und Fortsetzers Metternichs, mit der man ihm doch ganz unbedingt zu nahe tritt. Metternich war der Hüter des Bestehenden um jeden Preis, der konservative Doktrinär. Prokesch blieb immer der Mann des Lebens, der im Herzen zwar den Ewigkeitsgehalt des Konservatismus, das Gesunde und Wahre daran, unverbrüchlich festhielt, dabei aber auch von den die Zeit bewegenden reformatorischen und liberalen Ideen so viel gefühlsmäßig verstand oder gar teilte, als notwendig war, um das Bestehende nicht versteinern zu lassen[1], der vollends der frivolen, kleinlichen, büttelhaften Zutaten, welche der Metternichschen Politik vielfach anhafteten, wie durch eine instinktive Auflehnung seiner ganzen Natur sich entschlug. So konnte es kommen, daß ihm, der immer die Augen offen behielt und redlich bemüht blieb, die Wirklichkeiten des politischen Lebens nicht unter den Nutzanwendungen eines Systems leiden zu lassen, der (wie sein großer Gegner Bismarck) es eher als rühmlich erkannte, unter Umständen umzulernen, auch Männer des anderen Lagers, denen Metternich der Inbegriff des zu Be-

[1] Ganz unzweideutig ergibt sich dies aus vielen Stellen der Tagebücher, aus denen erhellt, daß Prokesch schon seit 1830 davon überzeugt war, daß gegen das konstitutionelle Prinzip nicht mehr in Kampf zu treten sei. Am 29. Oktober 1831 heißt es geradezu: „Gentz stimmt mit mir überein, daß der Fürst der Zeit nicht mehr gewachsen ist, daß sein Leichtsinn zu groß, seine Tatkraft zu klein ist."

kämpfenden blieb, doch gerecht geworden ſind. So hat der Erzliberale Rotteck ſchon 1830, nach weidlichem Herumzanken, doch in einem Toaſte den Kaiſer von Öſterreich gefeiert als den Monarchen, der einen ſolchen „Ritter von Oſten" geſchaffen; ſo ein Menſchenalter ſpäter Karl Mendelsſohn-Bartholdy, der gleichgeſinnte Jünger Gervinus', eine lange Abhandlung der „Hiſtoriſchen Zeitſchrift" (Bd. 18, 1867) über die orientaliſche Politik Metternichs, in welcher er ſich mit letzterem über deſſen den treibenden Ideen des griechiſchen Freiheitskampfes gegenüber ſo völlig verſagende Stabilitätsſucht auseinanderſetzte, mit einer Huldigung für Prokeſch als den berufenſten Hiſtoriker der Neugriechen beſchloſſen.

Aber freilich, ein ſchlimmes Ding blieb es immer, mit dieſen Erkenntniſſen und Aufklärungen, die dem Hiſtoriker in ihm auf theoretiſchem Wege geworden, als praktiſcher Staatsmann weiterhin in die Irrgänge einer Politik verſtrickt zu bleiben, die, ſteril, unklar, verfahren, an abgelebte Ideale gekettet wie ſie war, in eine große und edle Seele wie die ſeine am letzten den ihr ſo notwendigen Funken der Begeiſterung werfen konnte. Daß Prokeſch in jener Zeit, da Metternich ſeinem Volke die geiſtige Zufuhr abſchnitt, da ſeine Nachfolger nicht wußten wo aus noch ein[1] und Bismarck noch nicht, erſt als Feind, dann als Freund, Öſterreich die Wohltat erwieſen hatte, es in eine klare Lage zu bringen und ihm damit neue Bahnen zu weiſen — daß er gerade in jenen Zeitläuften die öſterreichiſche Politik vertreten mußte, iſt für eine Natur wie ihn nicht nur der Anlaß einzelner äußerer Entgleiſungen (wie im Kampfe mit Bismarck), ſondern die Wurzel eines viel tieferen inneren Zwieſpalts geworden, an dem er lange und ſchwer gelitten, wenn ihn auch die urwüchſige Kraft des Steier-

[1] Dies gilt natürlich nicht von der Staatsleitung Schwarzenbergs, die auch Prokeſch mit fortriß, aber letzten Endes doch eine Epiſode blieb.

märkers immer wieder daraus emporgeriſſen hat. Prokeſch war vielleicht überhaupt um einen Grad zu philoſophiſch für einen Politiker; er hatte zu tief auf den Grund des Weltgetriebes geblickt, zu peſſimiſtiſche Folgerungen daraus gezogen; und nachdem ihm durch die angedeuteten Erlebniſſe und Verhältniſſe die Staatshändel einmal im Innerſten ſtark verleidet waren, begann vollends die kontemplative Ader in ihm zu überwiegen, und der Orient, in den ſie beſſer paßte, iſt denn auch dem Alten, wie einſt dem Jungen, nochmals eine Heimat geworden.

Eines aber beſaß dieſer Mann, das ihn über alle Fährniſſe der Politik, wie überhaupt des äußeren Lebens, hinwegtrug: das war ſein geiſtiger Menſch. Prokeſch war in jeder Beziehung einer der geiſtig erſten Männer des damaligen Europa, und indem ihn ſeine Schritte durch ſo viele Länder, und in ihnen kraft Wahlverwandtſchaft und Naturnotwendigkeit mit ſo vielen Großen und Edlen zuſammen- oder auf ihre Spuren führten, gewann er ſich einen Reichtum an Beziehungen, der ſeiner eigenen Univerſalität entſprach. Und eben weil ihm einſt Wiſſen und Erkennen das erſte geweſen, er gewiſſermaßen den Grund ſeines Weſens damit angefüllt hatte, ehe er dieſes nach der Seite der praktiſchen Tätigkeit ſich entfalten ließ, darum blieb es auch immer in der Tiefe haften, darum waren auch alle jene Beziehungen wahr und tief. Wie wenige, hat er ſo den geſamten geiſtigen Gehalt ſeiner Zeit in Kunſt und Wiſſenſchaft im Verkehr mit deren erſten und beſten Vertretern erſchöpft und in ſich ſelbſt verkörpert. Schier erſtaunlich iſt nach dieſer Seite der Ertrag ſeiner Schriften, Briefe und Tagebücher, und mit den Namen Alexander von Humboldt und Karl Ritter, Savigny und Schelling, Ludwig Roß, Eduard Gerhard und Böckh, Thorwaldſen, Rauch und Horace Vernet iſt nur eine Auslеſe der ihm beſonders nahe Gekommenen genannt. Wo immer er auch nur ſtreifend verweilte, ſprießten ſolche Freundſchaften wie aus der Erde: Prokeſch beſaß — die Worte,

die er den einzelnen gelegentlich widmet, würden dies allein schon beweisen — eine divinatorische Kraft, wie im Sturm in das Wesen der verschiedensten Meister liebevoll einzudringen, weil ihre Kunst, ihre Wissenschaft in ihm selber lebte, ehe sie ihm aus ihren Werken entgegentrat. Die kindlich schlichten, einfach lauteren Naturen wie Thorwaldsen und Rauch waren seine Lieblinge, ihnen ward er am vertrautesten — in seinem Innersten ist er selbst eben all sein Lebenlang der Natur nahegeblieben. Und doch, soviel er auch von allen Seiten empfing, in fast noch strömenderem Reichtum hat er es durch Geben nach allen Seiten vergolten. Seine Produktivität fand in den Räumen des Geistes kaum irgend eine, und in der Zeit erst mit seinem Tode eine Grenze.

In den verschiedensten Wissenschaften ward er, nicht etwa wegen seiner Bedeutung auf anderen Gebieten, oder gar wegen seiner hohen Stellung, als mehr oder minder gutmeinender Laie geduldet oder mit durchgezogen, sondern als durch seine Gesamtbegabung und -bildung prädestinierter, ernstlichst fördernder Mitarbeiter begrüßt und geachtet. Die Akademien der Wissenschaften zu Berlin und zu Wien, zahlreicher anderer gelehrter Gesellschaften hier nicht zu gedenken, haben dem durch Ernennung zum ordentlichen Mitgliede Ausdruck gegeben, rühmende Zeugnisse erster Meister über Prokeschs wissenschaftliches Lebenswerk liegen in Fülle vor. Humboldt nannte ihn „einen vollendeten Forschungsreisenden, wenn es je einen gegeben hat", Fallmerayer rühmt bei jeder Gelegenheit seine Reisewerke als Muster zuverlässiger Genauigkeit und allessagender Kürze. Als ausgezeichneten Geographen feiert ihn Peschel[1], seine Verdienste um die Epigraphik sind von Böckh

[1] „Geschichte der Erdkunde" S. 528: „Das Gemälde, welches uns der deutsche Offizier von jener Strecke (Philä—Wadihalfa) des Nil hinterlassen hat, gehört wegen seiner ausdrucksvollen Kürze und seiner Lebendigkeit zu den höchsten Mustern unserer geographischen Literatur."

und Welcker[1], ſeine epochemachenden Aufſchlüſſe zur Topographie, namentlich der Troas, von verſchiedenen gewürdigt worden. Eine Autorität erſten Ranges war er im Gebiete der antiken Numismatik: ſeine koſtbare Sammlung antiker Münzen, unter denen die Arſaciden- und Saſſaniden-Medaillen, vor allem aber die Alexander-Münzen, die vielleicht vollſtändigſte Sammlung der Welt, hervorragten, bildet ſeit 1875 eine Zierde des Berliner Münzkabinetts.

Wie in keiner anderen Form ſeiner ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit prägt ſich Prokeſch in jenen ſeinen Reiſewerken aus. Eine Fülle klaſſiſcher Gelehrſamkeit in ſteter lebendiger Anwendung, ein erſtaunliches geſchichtliches Wiſſen, auf anſchauendes Erkennen begründet. Ein moderner Pauſanias, aber ganz anders große Länderſtrecken überſchauend und vor allem ganz anders in die Tiefe dringend, nicht ſo am Äußern haften bleibend. In vielen ſeiner Abhandlungen hat Prokeſch fruchtbare Anregungen gegeben, in einzelnen (wie z. B. „Über die Tumuli der Alten", im fünften Bande der Kleinen Schriften) klaſſiſche Muſter erſtmaliger Behandlung eines Gegenſtandes, noch heute wertvoll und leſenswert, hingeſtellt. Auch mit den Naturwiſſenſchaften hielt er ſich dabei andauernd in lebendiger Berührung.

Kaum geringer dürften ſeine hiſtoriſchen Leiſtungen bewertet werden (einſchließlich der militärwiſſenſchaftlichen). Seines Monumentalwerkes über den Abfall der Griechen, der Hauptfrucht ſeines atheniſchen Aufenthaltes, hatten wir in dieſem Sinne bereits mehrfach zu gedenken. Aber auch von ſeinen kleineren hiſtoriſchen Schriften ſtehe ich nicht an, einzelne — wie z. B. die über den Herzog von Reichſtadt — als wahre Kleinode

[1] Abhandlungen der Berliner Akad. d. Wiſſ. 1836 (Böckh, „Geſammelte kleine Schriften" Bd. VI S. 1 ff.). — Allgemeine Schulzeitung vom 18. Juli 1830.

unſerer Literatur zu bezeichnen[1]. Die Beredſamkeit des Herzens gibt ihm faſt ſtets auch den überzeugendſten, meiſt ſinnfällig, öfters bildlich, packenden Ausdruck ein.

Prokeſchs Gedichten möchte ich nur eine Nebenſtelle in ſeinem Lebenswerke anweiſen, ganz unerwähnt bleiben dürfen ſie nicht, ſowenig wie ſeine Liebe zur Muſik, die namentlich in ſeinem innigen Verhältnis zu der Beethovens (an Schneller S. 310) ihren Ausdruck findet.

Von dem Menſchen Prokeſch wäre ſchließlich kaum allzuviel mehr zu ſagen — wiewohl er ſelbſt immer in ſich wie in anderen den Menſchen als das Erſte und Weſentlichſte betrachtet hat —: ſo ſehr zeigt ſich dieſer in ſeinem geſamten Lebenslaufe und Schaffenstätigkeit bereits ausgeprägt.

Durch die große Zeit von 1813 hindurchgegangen, lernte er in ihr vor allem Selbſtzucht in jeder Form. „Forſchen, prüfen, ſich Geſetze geben", ſo ſchrieb er bald darauf („Kleine Schriften" I 216), „und überzeugt, daß jede Verletzung derſelben ſich unausbleiblich beſtrafe, ſtandhaft ſie erfüllen, ſei es auch mit der größten Aufopferung, dies bildet große Menſchen in jedem Stande."

Wie eine Selbſtcharakteriſtik klingen ferner die Worte auf einen Freund (ebenda IV 96): „Er liebte das deutſche Vaterland mit jugendlicher Wärme, mit Hoffnung und Zuverſicht; er liebte an den Völkern Knochen und Mark, Poeſie und Glauben; die Abmagerung zu herzloſer Spekulation und gemeinem Induſtrialism, der anarchiſche Triumph der ſich dem Geſamtleben des Volkes entziehenden Selbſtſucht der einzelnen war ihm widrig. Lebensſtoff vor allem, und dann Erziehung

[1] Viele Aufſätze von Prokeſch finden ſich in den Denkſchriften und Sitzungsberichten der Wiener Akademie, in der Archäologiſchen Zeitung, der Revue Numismatique, der Allgemeinen Zeitung ꝛc. Eine vollſtändige Überſicht iſt nicht leicht zu gewinnen. Einzelnes bei Wurzbach a. a. O.

für Vaterland und Haus, für Wiſſenſchaft, Kunſt und geſelligen Verkehr, Wahrheit im Innern, Redlichkeit für alle, die Hände tätig auf Erden, und den Blick nach oben gewandt!"

Einem frühen, faſt allzufrühen peſſimiſtiſchen Bekenntnis wird (V 59) die Spitze abgebrochen: „Nicht dumpfe Gleichgültigkeit, die uns zum Sklaven des Gemeinen macht, ſoll das Ergebnis der ſchmerzlichen, aber notwendigen Erkenntnis ſein. Es ſoll die Achtung für die Wiſſenſchaft daraus geboren werden, die das Wahre von dem Falſchen, das Nützliche von dem Schädlichen ſcheidet und in der Arbeit den Weg des Sieges zeigt."

Der Heißhunger nach Wahrheit auf den Wegen der Erkenntnis geht Hand in Hand mit dem Durſt nach Wahrhaftigkeit im Leben. „Es gibt keine andere Sünde, als die Unwahrheit" (an Gentz I 423), und „Weg mit allem, was nicht im Geiſte der Wahrheit iſt, denn dieſer darf ſich auch im kleinſten nicht verleugnen" (ebenda I 236) — was im damaligen Öſterreich gewiß manchmal kein leichtes Ding war.

Pflichttreu bis zum äußerſten, überall das ganze Maß ſeiner Kräfte einſetzend, Vorbildern in den Helden der Jahrhunderte nachſtrebend und das Loſungswort des Troſtes und des Mutes für die ſchwerſten Stunden bei dem göttlichen Meiſter ſich holend (bei ſeinem Beſuche Gethſemanes, „Reiſe ins heilige Land" S. 72), ritterlich vornehm, im perſönlichen Umgang von einer Macht der Rede, die Freund und Feind nie vergeſſen konnten, von einer Menſchenliebe und Hilfsbereitſchaft, die ihn — oft weit über ſeine Mittel hinaus — ganze Exiſtenzen fördern, ja erſchaffen ließ, ſo muß ihn im Grunde jeder lieben, der nicht aus Pflichtgefühl ihn haſſen zu müſſen glaubt.

Beides iſt ihm in Frankfurt geworden. Bismarck hat ihm einen Haß, Gobineau eine Liebe bis über das Grab hinaus geweiht.

Mit keinem der überragenden Männer unter seinen Freunden hat letzterer das Glück vollsten gegenseitigen Verstehens und zugleich immer sich gleichbleibender, ja wachsender gegenseitiger Liebe und Bewunderung so lange und so voll ausgekostet wie mit Prokesch. Nicht zum mindesten darum durften wir diesem einen fast unverhältnismäßig erscheinenden Raum widmen, weil in vielem von dem eben Mitgeteilten ganz unmittelbar schon gezeigt ist, was eine Persönlichkeit wie diese für Gobineau und er für sie bedeuten mußte. Wenn ich von Prokesch das Wort „Nous deux, vous et moi, nous ne sommes qu'un" oder das an die briefliche Äußerung über Goethe gemahnende aus dem höchsten Alter (1874): „Si vous étiez une femme telle que je la rêvais dans ma jeunesse, je ne pourrais pas vous aimer plus que je vous aime", von Gobineau das „Je vous embrasse comme je vous aime avec le respect et l'affection que je n'ai pour personne comme pour vous" (31 août 1868) anführe, so sind damit nur einzelne typische Wendungen zur Kennzeichnung eines Verhältnisses gegeben, dessen Geist und Wert voll ausgeschöpft freilich erst dann sich uns darbieten wird, wenn wir noch einen Zug hinzunehmen, der ebenfalls wieder typisch auf beiden Seiten wiederkehrt: es ist der festliche Charakter, den die beiden Männer, nach dem Frankfurter Jahre, das sie für immer zusammenführte, einer jeden ferneren Begegnung, und im weiteren Sinne ihrem ganzen Freundschaftsbunde zugeschrieben haben.

Das Finden mit verwandten und ebenbürtigen Geistern, einem Gobineau ohnehin selten genug vergönnt, hat ihm in der Tat die wahren, die eigentlichen Feste seines Lebens eingebracht. Über dem mit Prokesch gefeierten hat eine besondere Glückssonne gewaltet, nicht durch die kleinste Wolke ist es je getrübt worden.

Bei Prokesch fand er das, was ihm bei Tocqueville fehlte: nicht nur menschlichen und einen höheren allgemein-geistigen,

sondern auch einen vollen politischen Einklang, ein volles Verstehen in der auf das Politisch-Historische aufgebauten Weltanschauung. Beide waren erzkonservative Naturen, weil ihr Grundwesen auf Ehrfurcht sich aufbaute, weil ihr Sinn auf Natur, und gleich kräftig auf wahre Kultur gerichtet war, daher sie die europäische Zivilisation, die Gegnerin von beiden, aufs tiefste verabscheuten, die, nach Gobineau, den Völkern ihr Bestes, das Wurzelechte, Rassenhafte, ihre Eigenart, raube, nach Prokesch, „das Glück aus Europa ausgepeitscht habe und die galoppierende Schwindsucht der Völker sei" (an Gentz II 34). Beide hatten „vom Baume der Erkenntnis genossen", waren daher tief pessimistisch gesonnen; ich halte es so für äußerst wahrscheinlich, daß unter anderem der in Frankfurt entstandene Schluß des Essai unter den entsprechenden Prokeschschen Einwirkungen geschrieben ist. Beide flüchteten sich gerne aus dem verpesteten Milieu dieser Zivilisation, aus der Fieberunruhe des Abendlandes in die Patriarchenruhe des Orients, wo sie, wenn auch keine lebende Kultur mehr, doch noch viel Natur und unermeßliche Erinnerungen fanden. In diesen Orient, ihrer beider geistiges Paradies, der aber Prokesch zugleich eine so allseitige Schulung, eine Stählung einziger Art im Lebenskampfe bedeutet hatte, führte er den jüngeren Freund, dem er überhaupt in so vielen Stücken ein Mentor werden sollte, in Frankfurt ein: „C'est vous qui m'avez montré l'Orient vrai pour la première fois de ma vie, et je vous dois cela avec tant d'autres choses", schreibt ihm der Dankbare noch ganz kurz vor Prokeschs Tode (7. August 1876). Daß ihnen auf einzelnen Gebieten (wie z. B. dem Lieblingsthema Prokeschs, dem der persischen Medaillen) auch eine enge wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft aus diesem gemeinsamen Interesse erwuchs, sei hier vorausnehmend schon nebenher erwähnt.

Zum ersten Male auch begegnete Gobineau in Prokesch

einem Univerſaliſten wie er ſelber, von dem er lernen und lernen und immer wieder lernen konnte, dem vielſeitigſten ſeiner Freunde, und gleich ihm einem Manne von warmem, immer quellendem inneren Leben, unerſchöpflich reicher Eindrucks- wie Ausdrucksfähigkeit, herzlichem Mitteilungsbedürfnis und Verlangen nach Austauſch und Ergänzung in menſchlich-freundſchaftlicher Berührung. Hier liegt der letzte, innerſte Grund ihrer Zuſammengehörigkeit: beide blieben auch im Diplomatenrocke ganze Menſchen.

Beide litten gelegentlich unter dem Diplomatentum, nicht nur darum, weil ſie feinfühlige Naturen waren, ſondern auch, weil ihnen auf die Dauer das fehlte, was den nicht durchſchnittsmäßig veranlagten Staatsmann letzten Endes einzig hebt und trägt: die große, durchſchlagende, unbedingt notwendige Aufgabe. Prokeſch zumal hatte, wie wir ſahen, gerade nach Berlin und Frankfurt ſchlimmſte, ja widerwärtigſte Erfahrungen hinter ſich, er beſaß nicht die Panzerung gegen jede Rückſicht und Seelenberührung wie ſein Vorgeſetzter, der jüngere Schwarzenberg, und ſein Gegner Bismarck; und die ihm daraus erwachſene Endesſtimmung, ein in der ſpäteren Korreſpondenz öfter laut werdender Überdruß an ſeinem Handwerke, das ihm die furchtbaren Widerſprüche des Welttreibens am ſinnfälligſten vor Augen rückte, mag dann wohl unwillkürlich auch anſteckend auf Gobineau gewirkt haben. Aber von dem allen ſich nicht unterkriegen zu laſſen, blieb ihnen beiden doch oberſtes Geſetz, wie Prokeſch es ſchon vor Jahren als Motto ſich geprägt hatte[1], und wie Gobineau noch einmal wie ein letztes

[1] An Gentz II 114. „Breitet die Welt ihre troſtarmen Szenen vor Ihren Blicken aus, ekelt Sie der Kampf der Eitelkeiten auf dem verſengten Felde der Politik an, ſehen Sie in dem Beſtreben der heutigen Ziviliſation den Kampf der Titanen gegen die Götter, und fühlen Sie den Boden ſich aushöhlen, auf dem wir mit lächerlicher und frevelhafter Zuverſicht Türme von Babel bauen, ſo kann das wohl für

Lebewohl ihm zurief (Februar 1876): „Soyez toujours de la race des forts devant l'Éternel! Il n'y en a plus guère."

Und er ist's geblieben, und der schönste Abglanz dessen die ewige Jugend, in der sein Andenken einst Gobineau erstrahlte und heute uns erstrahlt. Seltsam, wie er auch hier Tocqueville ergänzte, der im Grunde nie recht jung gewesen war, indes er es immer blieb[1], sodaß Gobineau, der ihn erst im Alter kennen lernte, uns sein Bild doch vornehmlich in diesem Lichte überliefern konnte.

Von den Nebenpersonen, die während des Frankfurter Aufenthaltes Gobineaus auf der dortigen Bühne aufgetreten und in nähere Berührung mit ihm gekommen sind, wäre nur eine zu nennen, nämlich der bekannte Theologe, Dichter und Politiker Victor von Strauß, seit 1853 Vertreter der sechzehnten Kurie (Schaumburg-Lippe u. a.) am Bundestage. Er verkehrte sehr viel und intim mit Gobineau, für dessen Essai er ein weitgehendes, bald auch öffentlich bekundetes, Interesse zeigte. Seinem Sohne, dem Senatspräsidenten des Oberverwaltungsgerichts Herrn Dr. von Strauß und Torney, verdanken wir, außer dieser allgemeinen Tatsache, die Mitteilung einer im allerhöchsten Maße charakteristischen und bedeutsamen Äußerung Gobineaus. Darnach hätte dieser schon 1854 gegen Strauß sich in dem Sinne ausgesprochen: daß angesichts der unaufhaltsamen Degeneration des französischen Volkes eine Besserung nur noch zu erhoffen sei, „wenn eine germanische Invasion in Frankreich sich als Herrscherin über die jetzige Bevölkerung festsetze und sich von der Vermischung mit dieser

Stunden Wolken über Ihrer Seele zusammenziehen; aber es wäre Verbrechen, sich selbst durch Bekümmernis über einen Stand der Dinge zu zerstören, der des Weltschöpfers Werk, Geschäft und Aufgabe ist."

[1] Man vergleiche unter anderen Gobineaus Charakteristik Prokeschs in den Nouvelles Asiatiques p. 378. Bewundernde Ausrufe im gleichen Sinne finden sich in den Briefen immer von neuem.

Bevölkerung freihalte". Ein prophetisches Wort, das, wenn auch nicht in allen Teilen und wenn auch in etwas anderer Weise[1], doch in der Hauptsache bereits in unseren Tagen in Erfüllung gegangen ist, indem ja die „invasion interstitielle" der fast ausschließlich germanischen Elemente, die Frankreich fort und fort aus Deutschland, den Niederlanden, Belgien, der Schweiz und Norditalien zuströmen, nachgerade zu dem Hauptquell geworden ist, der diese Macht, als Großmacht, am Leben und auf der Höhe hält.

* * *

Einer der Hauptgesichtspunkte, unter denen Gobineau die Versetzung nach Frankfurt begrüßt und sein Meister Tocqueville ihn zu derselben beglückwünscht hatte, war der gewesen, daß er dadurch auf längere Zeit und gründlicher dem deutschen Leben nähergerückt wurde. Seit dem Jugendaufenthalte in unserem Lande und den früh geschlossenen mancherlei Freundschaften mit Männern unseres Blutes hatten seine Berührungen mit dem Deutschtum und den Deutschen nie wieder aufgehört, sie haben auch in seinem ferneren Leben stetig ihre Fortsetzung gefunden: wiewohl Sprache, Nationalität und Politik es ihm gelegentlich stark erschwerten, hat er doch immer aufs neue sich uns aus dem Drange innerster geistiger Verwandtschaft heraus genähert. Unsere poetische Literatur, unsere Musik waren ihm reichlich so vertraut wie die eigene. Seine schriftstellerische Tätigkeit hatte sich zu einem beträchtlichen Teile der deutschen Welt zugewandt. Auf der deutschen Wissenschaft ist endlich

[1] Daß er selbst mit der Herrenschicht etwas Richtiges vorausgeschaut hatte, lehrt heute ein Blick auf die ganz unverhältnismäßig vielen Elsässer (also Deutsche), die sich auf allen Feldern des französischen Staats- und Geisteslebens, nicht am wenigsten auch in der Armee, in führenden Stellungen befinden.

sein Hauptwerk, der Essai sur l'inégalité des races humaines, in erster Linie aufgebaut[1].

Gobineau ist sich nun zwar bald darüber klar geworden, daß er in Frankfurt nicht eben am reinsten Quell deutschen Lebens sitze. Wenn ihm für die Auffassung und Schilderung des letzteren, namentlich nach seiner traulich-humoristischen Seite, im allgemeinen sein Liebling E. T. A. Hoffmann[2] den Maßstab abzugeben pflegte, und wenn er noch angesichts der charakteristischen Typen der hannöverschen Gesellschaft der

[1] Ich habe dem Verhältnis Gobineaus zum Deutschtum eine eigene Schrift gewidmet, „Gobineau und die deutsche Kultur" (Leipzig, Eckardt, 1910), auf die ich hier für alles einzelne verweisen muß. Was insbesondere den letztberührten Punkt, Gobineaus Stellung zur deutschen Wissenschaft, anbelangt, so haben wir dafür jetzt auch ein interessantes Zeugnis aus seiner eigenen Feder, in einem kurz vor dieser Zeit geschriebenen Briefe an einen Bordelaiser Landsmann und Freund, Jules Delpit, seine rechte Hand bei seinen Familienforschungen, vom 16. November 1853. Er hatte diesem schon in einem früheren Schreiben von den strengen Grundsätzen der deutschen Schule (zunächst in etymologischen Dingen) gesprochen und sich mit Stolz zu ihr bekannt („ces principes sévères ... que je me fais gloire de professer et de pratiquer") und fährt nun fort: „Ce sont les Allemands qui ont fait une science d'un amas de données conjecturales fort peu digne de respect il y a seulement trente ans. Mais si vous m'objectez à cela que vous êtes trop français pour en convenir, je vous répondrai en gémissant que je suis trop cosmopolite en matière d'érudition pour ne pas vous avouer que je considère ma belle patrie comme en arrière de vingt ans sur l'Allemagne et les pays du Nord en matière historique. Ceci soit dit sans offenser les petits romans de M. Thierry ni le genre pittoresque" — wozu freilich immer das von uns an früherer Stelle (oben S. 71—72) Bemerkte zu beherzigen bleibt.

[2] Dem er übrigens in seiner Pariser Zeit auch einmal ein — leider trotz aller Bemühungen nicht mehr aufzutreibendes — Feuilleton gewidmet hat. Die zwölfbändige illustrierte Ausgabe der Werke Hoffmanns (Berlin 1857) befindet sich unter den gewissermaßen einen intimen Ausschnitt bildenden Trümmern der Gobineauschen Bibliothek in der Straßburger Sammlung.

Schweſter ſchreiben konnte: „Relis Hoffmann“, ſo heißt es jetzt (17. Mai 1854) ſehr im Gegenſatze dazu: „Ce n'est pas ici qu'il faut voir Hoffmann. C'est dans les plus petites souverainetés. Ici, c'est trop politique. Les gens sont plus comme tout le monde, et c'est moins gai tout en étant aussi allemand.“ Einen Tag ſpäter fährt er fort: „Je te donne les Allemands de la société pour les gens les plus frivoles qui soient au monde, genre de réputation qu'ils n'ambitionnent pas, mais qu'ils méritent pleinement.“ Und im Herbſt (undatiert): „Un commerce immense (commerce de spéculation) et une rage immodérée de plaisirs absorbent toutes les idées.“ Soviel und ſobald er konnte, hat ſich dann Gobineau freilich dieſem Geſellſchaftstreiben entzogen — das ihm nebenbei auch ſchon darum widerſtrebte, weil er Frankfurt, wo „die Vermögen koloſſal“, wo „alle Welt mit Ausnahme von ihm ſelber Millionär war“, „cruellement cher“ fand —, um ſich nach Möglichkeit nur den wenigen nahen Freunden und der Familie zu widmen. Von Frankfurt aus war es, daß er der Schweſter ſchrieb, wie ſehr er ſich der geiſtigen Fortſchritte ſeines temperamentvollen und reichbegabten Töchterchens Diane (geb. 14. September 1848) freue: „C'est moi qui suis le maître universel.“ Dies dauerte nun zwar nicht lange; ſchon in Frankfurt behielt ſich Gobineau vor allem das Deutſche und die alte Geſchichte vor, in Teheran ſetzte er den deutſchen Unterricht bei dem überaus regſamen Kinde fort, und wenn ſie gut gelernt hatte, las er ihr zum Lohn aus Herodot vor. Eine ſehr anſchauliche Schilderung dieſer Lektionen in Aufzeichnungen der Baronin Guldencrone ergänzt und erläutert die obige Mitteilung ihres Vaters nach verſchiedenen Seiten. Wir erſehen daraus vor allem, welch eine Reſpektsperſon (ganz anders, als ein beſtallter Lehrmeiſter es je hätte ſein können) jener für ſie war und wie eifrig er es nahm. Nicht auf gleicher Höhe ſtanden offenbar ſeine päda-

gogiſchen Talente; vor allem ſtürmte er, wie in allem, auch in ſeinen Unterweiſungen zu rückſichtslos vorwärts. Geduld war überhaupt wohl damals nicht ſeine ſtärkſte Tugend, und alles Elementare ſchien ihm allzu leicht banal. Unverhältnismäßig viel mehr als in dieſen Anfängerſtadien mag ihm daher die Tochter ſpäter zu verdanken bekommen haben, als er es ſich in Paris und Athen nicht nehmen ließ, ſie in viele höhere Gebiete des Geiſtes, in die alten Viertel, die Kirchen, die Sammlungen, in die Aufführungen klaſſiſcher Kunſtwerke, in die Herrlichkeiten von Hellas perſönlich einzuführen.

Geſundheitlich ſcheint Gobineau in dieſer Zeit wieder viel gelitten zu haben. Seit drei Jahren ſchleppte er ſich mit einem heftigen Magenübel herum, im Winter 1853/54 ſcheinen ihn ſtarke rheumatiſche Schmerzen gepeinigt zu haben, ſodaß er (1. September an Tocqueville) von einer völligen Erſchöpfung redet. Dem allen begegnete er dann (Auguſt/September) durch eine gründliche Trink- und Badekur in Wiesbaden, während deren er auch ſeinen Essai einmal gründlich an den Nagel hängen mußte. Daß dieſer, der in den letzten vier Jahren in aller Stille neben der Amts- und allerlei ſonſtiger Tätigkeit her herangereift war, die Hauptveranlaſſung jener Überanſtrengung wie die geheime Triebkraft bei all ſeinem Tun und Laſſen während jener Zeit geweſen iſt, dürfen wir nicht bezweifeln. Dieſer Schöpfung, die, alles andere in ſeinem Leben weit hinaus überſchattend, eines Tages, wenn auch erſt ſpät, einen Markſtein in der Geiſtesgeſchichte bilden ſollte, haben wir denn jetzt etwas näher unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

Viertes Kapitel.

Der Essai sur l'inégalité des races humaines.

Eine ausführlichere und allseitige Behandlung dieses eigentlichen Hauptwerkes Gobineaus schließt sich in diesem Buche schon aus Gründen der Raumökonomie völlig aus. Sie erfordert ein eigenes Buch, das denn auch vor einigen Jahren dem vorliegenden vorangegangen ist, und das ich in den Händen eines jeden meiner Leser voraussetzen muß, dem es ernstlich darum zu tun ist, in den Kern von Gobineaus Wesen und Wirken einzudringen[1]. Ich muß mich daher hier darauf beschränken, einerseits den Inhalt der durchaus den Charakter eines Quellenwerkes tragenden, für alle weiteren Studien über diese Seite Gobineaus grundlegenden Arbeit kurz anzugeben, anderseits einige zusammenfassende und teilweise erweiternde Bemerkungen zur Geschichte und Bedeutung des Essai wie zur Kennzeichnung seiner Wirkungen hinzuzufügen, da dieser

[1] „Gobineaus Rassenwerk. Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des Essai sur l'inégalité des races humaines. Von Ludwig Schemann." XLI, 544 S. Stuttgart 1910. Die zahlreichen öffentlichen Besprechungen und sonstigen Echos, die das Buch geweckt hat, sind vom Verfasser behandelt in einem Aufsatze der „Politisch-Anthropologischen Revue", Februar—Mai 1912: „Neues aus der Welt Gobineaus. Echos auf ein Buch." Dieser ist auch in einem Sonderdruck erschienen, der zwar nicht im Buchhandel käuflich ist, von dem aber Exemplare für solche, denen daran gelegen ist, jederzeit bereitgehalten werden.

doch nun einmal gerade auch aus einem Lebensbilde Gobineaus am letzten ganz wegzudenken ist.

Es werden also dort, unter Heranziehung einer großen Fülle von Material aus der Korrespondenz Gobineaus wie aus der gedruckten Literatur, im ersten, „Zur Geschichte des Essai" betitelten Teile nach einem kurzen Kapitel über die Entstehungs- und buchhändlerische Geschichte des Werkes seine Wirkungen — die, wie im Gegensatze zur bisherigen Annahme dargetan wird, von Anfang an vorhanden und im Grunde nur kurz unterbrochen gewesen sind — auf die verschiedensten Kreise der wissenschaftlichen wie der höheren Laienwelt eingehend dargelegt. Zunächst war darauf hinzuweisen, wie der Gobineausche Grundgedanke von der Rasse als einer geschichtlichen Macht, von der Ungleichheit der Rassen und von dem Einfluß der Völkermischungen, deren Wert der der aus ihnen hervorgegangenen menschlichen Varietäten (Gesellschaften) entspreche, lange Zeit an einer gewissen Heimatlosigkeit litt, indem er, wissenschaftlich noch unrubrizierbar — die Ethnologie wurde damals noch meist von den Linguisten im Nebenamte betrieben, und die heute so blühende Anthropologie begann kaum erst sich als selbständiger Zweig der Forschung zu fühlen —, in keine Weltanschauung bisher eingereiht, Gelehrten und Laien, die beide unter den Nachwirkungen der Aufklärung und des Humanitätsgedankens standen, gleich fremd klang. Aber, wenn auch vielfach angefochten oder umgestaltet, setzte sich doch Gobineaus Lehre allgemach in immer mehreren Gebieten des Wissens wie des Lebens durch. Es wird dies — sehr ausführlich für Frankreich und Deutschland, für die übrigen Länder mehr anhangsweise — an den Gruppen der Gesamtdenker, der Anthropologen, der Philosophen, der Staatswissenschaftler, der Historiker, der Philologen und Pädagogen, Literar- und Kunsthistoriker, endlich der engeren Gobineauforscher, aufgewiesen, wird gezeigt, in welcher Weise die ersten

Köpfe aller jener Gebiete sich mit Gobineau auseinandergesetzt haben[1]. Naturgemäß lag dabei das Schwergewicht auf bisher minder bekannten oder beachteten geistigen Vorgängen[2]. Leider waren auch solche zu berühren, die das dunkle Kapitel von der Unredlichkeit und Untreue der Gelehrten um einige neue peinvolle Beispiele bereicherten. Das grellste lieferte Renan, dessen Verhalten gegen Gobineau (S. 42—59) an der Hand seiner Schriften und Briefe eingehend zergliedert und dann gründlich bei Namen genannt wird. Die Darstellung dieses Falles ist völlig unwidersprochen geblieben und gehört somit heute der Gelehrtengeschichte an. Viele erfreuliche Gegenerfahrungen durfte dieser Überblick dagegen ebenfalls verzeichnen. Aus den Kreisen der Laienwelt zumal wandten sich Gobineau große Geister zu. Auf die beiden Frankfurter Gegner, Bismarck und Prokesch-Osten, hat der Essai, wie fast mit Sicherheit angenommen werden kann, gleichermaßen eingewirkt. Später fand er namentlich bei Richard Wagner und dessen gesamter Schule begeistertes Verständnis. Vor allem lebte aber sein Gedanke in den verschiedenen Zweigen der germanisch unterbewußten deutschen Nationalisten in mannigfacher literarischer

[1] Als ganz besonders wertvoll und interessant möchte ich die Briefe Tocquevilles, Mérimées, Renans, Alexander von Humboldts u. a. herausheben. Erst nach der Veröffentlichung meines Buches ist mir noch die Schrift von Victor von Strauß, „Ein Obolus zur Philosophie der Geschichte", Hannover 1855, bekannt geworden. Sie enthält eine kurze Analyse des ersten Bandes des Essai, mit christlich-theologischem Einschlag. Heute ohne besondere Bedeutung, hat sie doch in für damals dankenswerter Weise treffend auf diese „Physiologie der Menschheitsgeschichte als notwendige Voraussetzung einer künftigen Philosophie derselben" (S. 5) hingewiesen.

[2] So wird es, um nur ein Beispiel aus dem philosophischen Gebiete anzuführen, außer Zweifel gesetzt, daß Lotze im „Mikrokosmus" sehr stark von Gobineau beeinflußt worden ist — eine Tatsache, auf die bisher niemand verfallen war, während z. B. von der Abhängigkeit Nietzsches alle Welt wahrhaft ungebührlich widerhallte.

Ausprägung fort. Ein besonderes Kapitel ist in diesem ersten Teile den amerikanischen Vorgängen gewidmet (S. 189—212): auch dort haben, dank der Hotzschen Übersetzung und der regen Propaganda einiger begeisterter Anhänger, die Ideen des Essai eine Zeitlang eine bedeutende Rolle gespielt.

Im zweiten Teile, „Zur Kritik des Essai", waren zunächst einige Vor- und Prinzipienfragen abzutun, Gobineaus angeblicher „Dilettantismus" zu beleuchten, sein Verhältnis zu seinen Mitforschern, insbesondere zu Klemm und den Gebrüdern Thierry, zu klären, allerlei Biographisch-Zeitgeschichtliches, Spuren des Jugendwerkes, des Entstehungsmilieus aufzudecken. Dann folgt, als Hauptsache, eine Allgemein- wie eine Einzelbeurteilung des Essai, nach allen Seiten und von allen Gesichtspunkten, inhaltlich wie formell. Die großen Mängel des Werkes werden dabei in keiner Weise verschwiegen, aber als Fazit doch das gewonnen, daß es ebenso unerschüttert als geistige Tat für immer dastehen wird, wie es als wissenschaftliche Leistung im einzelnen anfechtbar sich darstellen mag. Nach gründlicher Prüfung der einzelnen Materien des Buches an der Hand der neueren Forschung werden dann noch der Stellung Gobineaus zur Religion und Kirche, zur Naturwissenschaft, zu den Fragen Degeneration und Fortschritt, sowie dem angeblichen Materialismus, Determinismus und Fatalismus seiner Lehre, endlich dem Pessimismus seiner Schlußprophetie, besondere Abschnitte gewidmet.

Die Lücken des Essai werden durch meist hier zum ersten Male mitgeteilte größere Proben aus den späteren Werken ergänzt, in welchen Gobineau die Themen seines Essai nach den verschiedensten Seiten, durchschnittlich weit reifer, ruhiger und besonnener als im Hauptwerke, weitergeführt und bereichert hat. Auf diesen Teil des Buches, „Ergänzungen aus Gobineau selbst" (S. 412—494), ist besonderer Wert zu legen, da durch die hier gebotenen Texte, wie von einer erklommenen

größeren Höhe aus, erst die volle und sichere Aussicht auf das ganze Massiv des Gobineauschen Werkes erschlossen wird. Auf Grund des so zusammengebrachten Gesamtmateriales endlich wird es im Schlußabschnitt möglich, die methodologische Bedeutung Gobineaus und seine Stellung in der Geistesgeschichte als Schöpfer des Essai fest zu präzisieren, zu zeigen, wie er Geschichtsphilosophie, Anthropologie und Kulturgeschichte durch seinen Rassengedanken umgestaltend beeinflußt hat. Dabei ist keinen Augenblick außer acht gelassen, daß, wie er vielfach an Frühere angeknüpft hat, so auch in der zeitgenössischen Literatur, namentlich in der historischen Frankreichs wie Deutschlands, sich bedeutsame Parallelen zur Bestätigung seiner Anschauungen, vor allem ihres Kernes, der Lehre von der schöpferischen Leistungskraft und dem kulturellen Vorragen der Arier insgesamt, und insbesondere der Germanen für die neueren Zeiten, finden. Wie ein großer Gedanke überhaupt nie von einem einzelnen erfunden, sondern immer nur von einem solchen Auserwählten nach seiner ganzen inneren Kraft, in der ganzen Fülle seiner Wirkungsmöglichkeiten erkannt und entwickelt wird, so auch hier: Gobineau war nur der Größte, der Markanteste, der Vielseitigste, der den Rassengedanken aufgegriffen hat, und so konnte er ihn, wie auf den Schlußseiten (S. 518—534: „Seine Wirkungen", „Seine Schule", „Seine Persönlichkeit", „Seine Idee") nachgewiesen wird, mit der Zeit zu Siegen führen, wie er selbst, und wie alle anderen zu seinen Lebzeiten sie sich kaum hätten träumen lassen.

Soweit das frühere Buch, dessen erfreulich geglückte Aufgabe es vor allem war, auf dem Wege über Gobineau in die für unsere Zeit so beherrschend wichtig gewordenen Rassenfragen überhaupt, aber auch in die stark angewachsene Literatur über den Essai selbst, einzuführen[1].

[1] Hier sei wenigstens das Nötigste über die Ausgaben und Übersetzungen des Werkes angegeben: Die Originalausgabe erschien in

Der Biograph wird, gemäß seiner mehr dem Gesamtschaffen Gobineaus zugewandten Betrachtungsweise, aus den dort gewonnenen Erkenntnissen einzelnes vorzugsweise herausgreifen, auf das zugleich durch inzwischen hinzugekommenes Material eine gewisse neue Beleuchtung fällt.

Das gilt zunächst für die genetischen Zusammenhänge des Werkes, für dessen allmähliches Herauswachsen aus dem Leben, Beobachten und Wirken Gobineaus. Nichts ist bezeichnender für die Tatsache, daß seine Rassenlehre in ihrem Kerne so gar

4 Bänden in Paris, bei Firmin Didot, 1833—1855. In zweiter Ausgabe neu aufgelegt erst nach Gobineaus Tode, 2 Bände, ebenda 1884. Eine englische Übersetzung des ersten, allgemeinen, Teiles von H. Hotz erschien zu Philadelphia 1856. „The moral and intellectual diversity of races, with particular reference to their respective influence in the civil and political history of mankind, from the French of count A. de Gobineau, with an analytical introduction and copious historical notes." (In Europa, und selbst in Amerika, völlig vergriffen. Mitteilungen darüber in dem erwähnten Artikel der Politisch-Anthropologischen Revue, Maiheft.) Deutsche Ausgabe „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen". Von L. Schemann. 4 Bände, Stuttgart, Frommann, 1898—1901. Dritte Auflage 1907. Ausführliches Namen- und Sachregister dazu von P. Kleinecke. Ebenda 1908. Italienisch „Saggio su l' ineguaglianza delle razze." Versione di A. Sangiovanni. Prefazione di Arnaldo Cervesato. Roma 1912. (Im Gegensatz zur englisch-amerikanischen Übersetzung, welche in weit mehr zu lobender Weise die gebotene Verkürzung durch Beschränkung auf einen Teil, den Hauptteil, durchführte, ist dies eine verstümmelte und zusammengestrichene Wiedergabe des Ganzen.) Einzelne Partien des Werkes sind außerdem reproduziert in Morlands „Pages choisies", Paris 1905, und deutsch in der „Auswahl aus Gobineaus Schriften" von Fritz Friedrich (in der Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit"). Eine vortrefflich klare und knappe, treu dem Denker sich anschmiegende Zusammenfassung des Ideenganges des Essai, das beste Ersatzmittel für alle die Fälle, wo auf dessen Wortlaut nicht zurückgegriffen werden kann, bietet Paul Kleineckes Analyse: „Gobineaus Rassenphilosophie", Berlin 1902. Für alle übrige Literatur muß ich auf mein vorgenanntes Buch verweisen.

nichts Erſonnenes, Abgezogenes, Gemachtes, ſondern etwas Erlebtes, Geſchautes, Wirkliches iſt, als der Bericht, den er gegen Ende ſeines Lebens noch (in einem Briefe an Frau Coſima Wagner vom 26. Dezember 1880) über Essai und Ottar Jarl als die beiden Seiten ein und derſelben Frage (les deux faces de la même question) erſtattet: er habe mit ſechzehn Jahren ſeine Familienforſchungen begonnen, aber ſchon damals ſich dabei nicht von genealogiſchen Geſichtspunkten im engeren Sinne leiten laſſen, ſondern ſei einzig den Bluts-, den Urſprungsfragen nachgegangen. Indem er im Rückblick auf ſeine Familie dem Probleme nachſann, „d'où elle venait, de quel sang elle était, enfin, ce qu'elle était par son origine", habe ſich ihm unwillkürlich das weitere eröffnet, „si tous les sangs, si toutes les origines étaient pareilles. Cela me conduisit à faire mon livre: Essai sur l'inégalité des races humaines." Mit dieſen letzten Worten geht nun zwar Gobineau etwas ſummariſch vor, er überſpringt gänzlich eine andere Realität, die ſich ihm, als ein weiterer Hauptbauſtein für ſein Raſſengebäude, in ſeiner politiſchen Tätigkeit dargeboten hatte: das Volkstum, wie er es im franzöſiſchen Provinzialleben verkörpert fand. Der Provinzgedanke tritt entſchieden ebenbürtig neben den Familiengedanken. Nehmen wir dazu drittens noch das allmähliche Erwachen ſeines germaniſchen Bewußtſeins, wie ſolches namentlich in einigen dichteriſchen Werken der Frühzeit ſich ſpiegelt, ſo haben wir damit wirklich die drei Hauptquellen ſeines Gedankenwerkes [1].

Erſt deſſen Erweiterung zum Syſtem, wie es der Essai darſtellt, hat dann unwillkürlich allerdings allerlei Abſtraktes, Spekulatives in die Lehre Gobineaus hineingebracht, was, als

[1] Die Aufſätze der Revue Provinciale ſind oben S. 208 ff. von uns beſprochen und im erſten Bande der „Quellen und Unterſuchungen" ꝛc. teilweiſe zum Abdruck gebracht. Die im Text angezogenen Dichtungen ſind vornehmlich Manfredine und Abbaye de Typhaines.

„Rassentheorie" im einzelnen, Blößen bieten mochte. Insbesondere fehlte es auch für die fremden — farbigen — Rassen dem jugendlichen Autor noch ganz an der Autopsie, die er erst später auf seinen Weltreisen nachholen sollte. Und da er dennoch mit einer Art fiebernder Hast das gewaltige Werk zu Ende bringen wollte, ehe er — es ist fast, als habe er dies zuvor geahnt — auf Jahre diesen Studien entrückt wurde, da er somit eine Doppelleistung wie die ganze Einarbeitung in die Literatur der verschiedensten Gebiete und die ganze Ausarbeitung von sechs Büchern wie denen des Essai auf wenige Jahre zusammenzudrängen hatte, so war es fast unvermeidlich, daß vorerst noch gar manches lückenhaft und unzulänglich darin blieb.

Das ist ja denn nun auch von den verschiedensten fachmännischen Seiten zur Genüge hervorgehoben worden[1]. Dennoch aber sind es nicht diese Mängel gewesen, welche dem Essai lange Zeit die Bahn versperrten — nachdem er einmal den Sieg errungen, schlägt sie kein Verständiger mehr groß an —: vielmehr lag es in der Natur der Sache, daß Gobineaus Wahrheiten nur Schritt um Schritt sich Anerkennung erringen konnten. Erst schüttelte man zu seiner Rassenidee überhaupt den Kopf, dann, nachdem man die Bedeutung und das Wesen der Rasse, in der Hauptsache in seinem Sinne, erkannt hatte, bestritt man die Degeneration. Allgemach hat man eingesehen, daß er auch hierin recht hatte. (Bleibt nur noch sein „irrémédiable", von dem man ja nur hoffen kann, daß er nicht recht damit behalten möge.) Von der „Ungleichheit" wollte man freilich auf manchen Seiten um so weniger etwas wissen, und insbesondere gegen deren letzten Ausläufer, gegen den Germa-

[1] Beispielsweise hat — was hier noch nachzutragen — L. Kuhlenbeck neuerdings in seiner „Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts" Bd. I, 1910, darauf aufmerksam gemacht, wie mangelhaft dieser Gegenstand bei Gobineau vertreten ist.

nismus, richteten im In- und Auslande die Vertreter derjenigen Völker oder Stämme, die sich durch ihn bedroht glaubten, ihre Angriffe.

Vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus sind alle diese und noch ganz andere Vorgänge durchaus begreiflich. Da will ein Philosoph die Rasse durchaus nicht als eine Realität, sondern nur als einen Begriff, ein „denkökonomisches Prinzip" anerkennen, die alte rein anatomisch vorgehende Schulanthropologie die neue angewandte, historisch- und sozial-politische Anthropologie darum als Wissenschaft a priori leugnen oder doch als solche grundsätzlich entwurzeln, weil vorerst über ihre Ziele, Methoden und Ergebnisse nach mancherlei Unsicherheit und Zwist herrscht und weil die Erörterung ihrer Hauptprobleme mancherlei Widersprüche im einzelnen zu Tage gefördert hat. Als ob es dann etwas weniger des Namens Wissenschaft Würdiges gäbe, als z. B. die Nationalökonomie, die ja mit der Anthropologie so manche Berührungspunkte hat! Noch wieder anderen, den scharf rationalistischen Geistern, den Vertretern der unerbittlichen Analyse, war ein gewisses mystisches Element in der Rasse nicht geheuer und ein Anlaß, Gobineau, deren Hauptverkünder, als „Romantiker" abzutun, was wiederum nur bewies, daß sie selbst für den wissenschaftlich substantiellen Untergrund seiner Lehre gar keine Auffassung hatten. Das aber ist der wahre Prüfstein des Wertes einer jeden Wissenschaft: welche Möglichkeiten sie der Forschung, der analytisch-induktiven Forschung auch nach Abzug jenes unergründlichen Letzten, jener starken mystischen Beimischung, die jedem Objekt geistiger Betrachtung mit Ausnahme der rein mathematischen anhaftet, noch bietet. Und da eben hat Gobineau in den programmatischen Schlußbetrachtungen seines Essai mit überzeugender Kraft dargetan, wie groß diese Möglichkeiten bei jener sind. Er hat energischer als einer seiner Vorgänger die Brücke von der Naturwissenschaft zur Geschichte

geſchlagen, die Anwendung der Methoden der erſteren auf die letztere verlangt, die Verſchmelzung beider zu einer unteilbaren und untrennbaren Wiſſenſchaft vollzogen[1], deren Hauptaufgabe es jetzt iſt, die ethniſchen Gruppen (ich vermeide in dieſem Zuſammenhange abſichtlich das Wort Raſſen), welche uns die Geſchichte, mit ihren Quellen und Hilfswiſſenſchaften, die Literaturen, die Denkmäler, die Altertümer an die Hand geben, mit Hilfe der Anatomie und Anthropologie näher zu verfolgen, die beiderſeitigen Typen und Gruppen möglichſt einander anzunähern oder gar ſich durch einander decken zu laſſen. Ein Blick auf die in den letzten Jahrzehnten entſtandene Literatur lehrt, wie bedeutende Ergebniſſe auf dieſem Felde ſeitdem erzielt worden, wie die auch hier vorhandenen Klippen und Gefahren, wie z. B. die, hiſtoriſch-anthropologiſche Schlußfolgerungen allzu leicht auf pſychiſch-geiſtige Vorgänge und Eindrücke zu begründen, dennoch eine immer ſicherere Fahrt in dieſem neuentdeckten Forſchungsmeere mit nichten behindert haben.

Ja, man darf ſagen: ſeit es den Vertretern dieſer Wiſſenſchaft zum Bewußtſein gekommen iſt, daß das wiſſenſchaftliche Schickſal der Raſſe nicht mehr nur auf rein anthropologiſchem, ſondern reichlich ſo ſehr auf hiſtoriſchem Gebiete ſich entſcheiden werde, ſind ſie, ſich ihrer Verantwortung immer ſtrenger bewußt, wie von ſelbſt darauf geführt worden, unter Verzicht auf unmögliches — wie z. B. eine, von manchen zuerſt noch für denkbar gehaltene und geforderte durchgehende Raſſenanalyſe der heutigen, auf ihre Komponenten nur ſehr zum Teil mehr zu ſichtenden Menſchheit — ſich um ſo inſtinktſicherer dem Möglichen: einer ſyſtematiſch-induktiven Ausbeutung der Vergangenheit, zuzuwenden. Um hier gleich auf

[1] Näher ausgeführt iſt dies in den Betrachtungen S. 32 ff. des Sonderdrucks von „Neues aus der Welt Gobineaus".

das entscheidende Hauptbeispiel loszusteuern: Gobineau hatte als erster den springenden Punkt dieser ganzen Untersuchung, das Fortleben und -wirken der Germanen auch in anderen, vor allem den romanischen, Völkern, erkannt, und dementsprechend ist denn nun auch dieser der Schwerpunkt der Forschung seiner Nachfolger geworden. Man überließ es den Gegnern, die Rassentheorien zu bekämpfen, und baute nach Gobineaus Vorbild eine auf Rassenkunde sich gründende Wissenschaft vom Germanen aus. Wenn man immer genauer wußte, wie die nordische Rasse beschaffen war, und nun Typen dieser Rasse in den führenden Schichten der Hauptkulturnationen in reicher Fülle auf den Gebieten der Politik, wie in der religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Entwicklung, nachweisen konnte, so genügte das. Leiblich und seelisch, historisch und kulturell traten die Germanen immer deutlicher, immer herrlicher heraus — es genügt hier, drei Namen zu nennen: Wilser, Woltmann, Kossinna —, und der den Gegnern, weil nicht eigentlich Sache der strengen Wissenschaft, so anstößigen „Werturteile", d. h. des Preises der Germanen, hätte es im Grunde gar nicht bedurft: sie priesen sich am besten selbst in den Leistungen, die Gobineau und seine Nachfolger unentreißbar ihrem Namen einverleibt haben. Das von ihnen schon prähistorisch Geschaffene, ihre Staatengründungen und -leitungen seit der Römerzeit, ihre Entdeckungen, ihre geistige Führung in der modernen Welt, ihre Kulturarbeiten größten Stiles — sie erübrigen jedes theoretische Streiten über den kulturgeschichtlichen Vorrang der Nordlandrasse. Schweige man denn davon, wenn man nicht des Rassendünkels geziehen werden will, aber erfülle man sich um so mehr von jenen Herrlichkeiten, nicht im Sinne eines herausfordernden Komparativs, aber im Sinne eines herzerhebenden Positivs.

Gobineau selbst hat in dieser Beziehung das allerbeste Beispiel gegeben. Es muß immer wieder betont werden, daß

er als Raſſenforſcher und -denker nicht lediglich auf den Essai hin zu beurteilen iſt. Eine Reihe von Werken ſpäterer Jahre führt die dort angeſponnenen Fäden fort, in faſt allen kommt er irgendwie auf die eine beherrſchende Frage ſeines Lebens zurück. Die Erkenntnis, daß das ariſche Hochgefühl, das ihm bei der Abfaſſung ſeines großen Jugendwerkes ſo mächtig das Herz geſchwellt hatte, da, wo es Argumente gelte, keine Rolle mehr ſpielen dürfe, trieb ihn zu einer Sonderung: ſie rief, im Amadis, in gewiſſem Sinne ſelbſt im Ottar Jarl, den Poeten auf den Plan, der hier jenem Hochgefühle einen letzten enthuſiaſtiſchen Ausdruck geben durfte, und veranlaßte den Forſcher zu den vorerwähnten, wie immer groß gedachten und ſchwungvollen, aber doch ſtreng ſoliden Einzelarbeiten, denen wir im zweiten Bande näher begegnen werden, und in denen eine Fülle von Induktivmaterial zu ſeinen Hauptthemen, insbeſondere auch wiederum zur Charakteriſtik der Germanen, beigebracht wird. Er hatte es offenbar ſelbſt empfunden, daß ſein Essai, wie einerſeits nach ſeiner Grundidee eine notwendige Tat der Umwälzung, ſo anderſeits eine krampfhafte und inſofern verfrühte Anſtrengung in der Richtung des Syſtematiſch-Geſchloſſenen ſei; und wir vollends müſſen heute ſagen, daß ſein Verdienſt um die Raſſe reichlich ſo ſehr wie in jener Umwälzung und wie in der ſyſtematiſchen Behandlung jenes Faktors im Essai, die ja vielfach zu wünſchen übrig läßt, in der Weiſe liegt, wie er alsdann die Raſſe überall ſozial, politiſch, hiſtoriſch bis in ihre unſcheinbarſten Objektivierungen verfolgt und in ihren größten wie kleinſten Geſtaltungen — Familien als gleichſam Raſſenzellen, Gemeinden als Sippen- und Clansreſten, Provinzen als Sitzen des Volkstums, Völkern und Völkergruppen als Produkten komponierender Raſſen — zur Darſtellung gebracht und verwertet hat.

Aber freilich, dieſes Urteil, daß Gobineau erſt durch ſein Geſamtſchaffen den Ruhm als der eigentliche Vater der Raſſen-

lehre, als der Tiefſtblicker in das Myſterium einer der ſtärkſt wirkenden geſchichtlichen Kräfte ſich errungen habe, iſt immerhin einzuſchränken. Nur die ſehr mittelbare hinterherige Reflexivbetrachtung dieſer Dinge konnte es überhaupt fällen. Die unmittelbar befruchtenden Wirkungen Gobineaus haben ſich faſt ausnahmslos und ausſchließlich an den Essai geheftet, wie ja denn auch ſeine übrigen Hauptkundgebungen zur Raſſenfrage bis auf den heutigen Tag ziemlich unbekannt geblieben, ja zum Teil noch gar nicht im vollen Umfang veröffentlicht ſind. Das iſt nicht zum mindeſten auch auf den Stil, auf die ſchriftſtelleriſche Ausprägung von Gobineaus Eigenart im Essai zurückzuführen, wie am beſten deſſen ſtarke Echos in dem im übrigen ſachlich ſo gegneriſch gearteten und geſtimmten Vaterlande ſeines Verfaſſers beweiſen. In der Tat vereinigt er ja auch alle die glänzenden Vorzüge des letzteren, unermeßlichen Reichtum an Ideen, Wucht und Kraft, Kühnheit der Gedanken, Fülle des Ausdrucks, ſcharfe Pointierung, plaſtiſche Anſchaulichkeit, ſodaß es begreiflich erſcheint, wenn man die auch nach dieſer Seite vorhandenen Mängel, wie eine gelegentliche Schwerfälligkeit als Folge des Überdranges an Temperament und der Überfülle an Stoff, überſehend, ihn zum faſt einzigen Vertreter und Maßſtabe Gobineaus als Proſaiſten erwählen konnte, wiewohl die ruhig abwägende Endeskritik auch hier wieder ſagen wird, daß man — von den Arbeiten anderer Gebiete hier ganz abzuſehen — jenen erſt dann in dieſer Eigenſchaft ganz vor ſich haben werde, wenn man zur Ergänzung und zu mannigfachem Ausgleich nicht nur die hiſtoriſch- und politiſch-anthropologiſchen Schriften der ſpäteren, ſondern auch die hiſtoriſch-politiſchen der Frühzeit hinzunimmt.

Soll nun aber jene Umwälzung, die ja freilich zunächſt immer das am meiſten in die Augen Fallende und in gewiſſem Sinne auch wirklich das Wichtigſte am Essai bleibt, in eine Formel gebracht werden, ſo dürfte die folgende vielleicht wegen

ihrer Kürze unter allen den Vorzug verdienen: „Gobineau hat die schon sozusagen latent vorhandene Lehre in lebendige Kraft umgesetzt. Die Rassenlehre als Doktrin ist aktiv geworden." [1] Und zwar gilt dies gleichermaßen für die theoretischen (wissenschaftlichen) wie für die praktischen Gebiete.

Gobineau hat einerseits der Geschichtsphilosophie von bisher unbeachteter Seite neue Direktiven, ja eine neue Grundlage gegeben; er hat die Sozialanthropologie geschaffen; er hat die Kulturgeschichtsforschung mächtig angeregt. Der praktische Rückschlag dieser wissenschaftlichen Leistungen aber war anderseits eine Erneuerung des politischen Denkens, vor allem die Befruchtung und Beflügelung des Nationalismus Deutschlands und Frankreichs, wenn es ihm auch nur der erstere wirklich gedankt hat, der letztere höchstens in Gestalt des Regionalismus langsam zu danken anfängt.

In dem mehrerwähnten Buche „Gobineaus Rassenwerk" wird S. 503 ff. sowohl das geschichtsphilosophische wie das anthropologische Weltbild Gobineaus, seine erste anthropologische Geschichte der Zivilisation, zusammenhängend dargelegt und darauf hingewiesen, wie überraschend, für viele herausfordernd, neu dies alles damals war, wie z. B. allein die so schlagend epigrammatischen Überschriften: „Rom etruskisch, Rom italisch, Rom semitisch, Rom germanisch" wie ein in die Historikerwelt geworfenes anthropologisches Manifest wirken mußten. Und nun heute! Die Auffassung, daß das Phänomen des Blutswandels immer mit in erster Linie für die Erklärung der historischen Hauptstadien eines Volkes heranzuziehen sei, ist aller Welt geläufig geworden. Einer unserer namhaften Historiker nach dem anderen bekennt sich zu ihr; noch wieder andere gestehen es sich oder anderen nur noch

[1] So Max Breitung, Politisch-Anthropologische Revue, Jahrgang XI S. 439.

nicht ein, wie sehr sie unbewußt schon in Gobineaus Geiste und mit seinem Materiale arbeiten — ein Stand der Dinge, den auch kein fortgesetzter theoretischer Widerstand, von welcher Seite er auch kommen mag, mehr wird beeinträchtigen können.

Aber noch mehr: nicht nur historischen Vorgängen jeder Art geben wir die ungezwungenste anthropologische Deutung und Beleuchtung, auch die politischen und sozialen Lebensfragen unserer Tage erkennen wir mehr und mehr als durch die gleichen Kräfte und Zusammenhänge bedingt[1]. Dafür ist ja nun einmal Politik werdende Geschichte, und Geschichte eben ohne Gobineaus Ideen, mag man für oder gegen sie Stellung nehmen, nicht mehr denkbar.

Welch eine Wandlung in der Erkenntnis der politischen Grundphänomene Gobineau herbeigeführt hat, indem er uns diese Dinge nicht mehr schematisch-abstrakt, sondern empirisch-konkret betrachten lehrte, zeigt sich an keinem anderen Beispiel deutlicher, als an dem wichtigsten von allen: dem der Demokratie, die sein Meister Tocqueville noch einseitig staatsrechtlich-politisch, allenfalls psychologisch anfassen und deuten wollte, während Gobineau nicht davor zurückschreckte, die immer radikalistischere Ausprägung eines wachsenden Teiles unserer politischen und insbesondere auch parlamentarischen Welt auf das Aussterben eines älteren, edleren, weil reiner erhaltenen, und das Emporwuchern eines jüngeren, unedleren, weil mehr und mehr gemischten, Blutes innerhalb der Völker zurückzuführen.

Finden wir somit überhaupt in der Lehre Gobineaus den

[1] Nur ein Beispiel für viele dafür, wie heute die Gobineausche Betrachtungsweise durchgedrungen ist: Schmidt-Gibichenfels' Bilanz der „machtpolitischen Entwicklungsmöglichkeiten der europäischen Völker" (Polit.-Anthrop. Revue XI 507 ff.) deckt sich nicht nur nach den allgemeinen Gesichtspunkten, sondern vielfach bis in die Einzelheiten hinein — sicherlich unbewußt und ungewollt — mit Gobineaus entsprechenden Betrachtungen gegen Schluß des Essai.

unwillkürlichen Kommentar zu den Rassen- und Klassenkämpfen unserer Tage, so steht er doch anderseits durch seine ganze aus den inneren Gründen erwachsene, großvornehme Betrachtungsweise so turmhoch über den äußeren Einzelheiten dieser Kämpfe, daß man, im Gegensatze zu denen, die ihn da hinein haben ziehen wollen, ihn vielmehr als den Felsen in der Brandung bezeichnen darf, jener Brandung, die immer weiter toben wird, indem die Rassen heute bewußter, wie früher instinktiver, aufeinander treffen, die aber doch, wenn irgendwo, einzig an der Lehre Gobineaus sich brechen könnte, in dem Maße, als es gelänge, die von ihm als die edelsten erwiesenen Kräfte wie in den besten Zeiten der Menschheit entscheidend in die Lenkung des Weltlaufs einzustellen.

Mit dem Essai ist Gobineau unter die Großen im geistigen Rate der Völker eingetreten, hat er sich zumal als einer der mächtigen Beweger des neunzehnten Jahrhunderts ausgewiesen. Nicht ganz so gegnerisch, wie es anfangs wohl scheinen mochte, hat er sich gegen gewisse andere große Namen durchgesetzt, richtiger: ist er neben sie getreten, mit denen er fortan das Feld zu teilen haben wird.

Da wäre zunächst Herdern, der gern und oft als sein Antipode angeführt wird, ein Wort zu widmen. Er ist so wenig wie Gobineau ein eigentlicher Gelehrter; beide stehen als Denker unter dem Zeichen einer ihr Leben beherrschenden Idee, die, jede in ihrer Art, von gleicher Berechtigung und von gleicher Wahrheit sind und im Leben ihre Resonanz, ihre Spiegelung finden. Humanität wie Rasse sind zwei der ewigen Attribute der Menschheit; sie schließen einander nicht aus, in richtiges Verhältnis gebracht, ergänzen sie sich vielmehr und stellen gemeinsam ein Idealbild der Menschheit dar. Darin, daß die genannten beiden Geister jene zwei Ideen nach ihrem vollen Gehalt erkannt, ausgeschöpft und zur Darstellung gebracht haben, liegt der Dauerwert ihrer beiderseitigen Werke,

die gemeinsam einen Inbegriff der Geschichtsphilosophie abgeben, beschlossen.

Nicht minder hat die fortschreitende Erkenntnis zwischen der Lehre Gobineaus und der eines anderen Denkers, zu welchem er selbst zuerst gegnerisch Stellung genommen hat, mehr und mehr einen Ausgleich vollzogen: ich meine Darwin. Lange genug hat sich Gobineau verspotten lassen müssen wegen der scharfen Kritik, die er am Darwinismus geübt hat; aber jetzt erkennen wir allmählich, daß selbst hier die ruhige, gesunde Sicherheit seiner intuitiven Instinkte aus ihm gesprochen, und daß seine Ablehnung sich berechtigterweise vornehmlich gegen das gerichtet hat, was am Darwinismus, trotz jahrzehntelanger Siegesfanfaren, sich als hinfällig erweisen sollte. Während er nämlich, in den letzten Jahren, immer mehr zugab, daß Darwin auch viel Wahres enthalte und namentlich den struggle for life in seine eigene Auffassung und Wiedergabe der Weltdinge aufnahm, während er auch der Idee der Entwicklung an sich weit zugänglicher als z. B. Schopenhauer sich erwies und sie selbst auf die Rassen bis zu einem gewissen Grade anwandte[1], verhielt er sich unerbittlich nur gegen den eigentlichen Transformismus, leugnete bis zuletzt, daß man auf diesem Wege neue Arten gewonnen, blieb dabei, daß man nur die alten falsch klassifiziert habe. Es würde ihm einen Triumph gewährt haben, zu sehen, wie der Mut seines Konservatismus, der ihn damals dem Darwinismus die Stirn bieten hieß, sich gelohnt hat, indem ja jener Teil des Darwinschen Lehrgebäudes heute fast ganz preisgegeben ist und immer neue Stimmen zu Gunsten einer mehr das Beharren in der Veränderung betonenden Auffassung auftauchen. Einer Wissenschaft gegenüber,

[1] Ich finde hierfür einen interessanten Beleg in einem Aphorismus auf einem der zerstreuten Blätter des Nachlasses: „L'élément germanique représente un perpétuel *Devenir*. L'élément latin est essentiellement le *Présent*."

die mit der Darwins eng zusammenhängt, hat dagegen Gobineau bedauerlich versagt; das ist die Prähistorie. Er hat freilich nur noch ihre vielfach etwas extravaganten Anfänge erlebt und würde heute an ihrer immer reicheren und solideren Entwicklung seine Freude haben können.

Mit noch wieder einem anderen Meister, der Darwin sehr nahesteht, geht Gobineau sogar in gewissem Sinne Hand in Hand: mit Francis Galton. Jedenfalls hat ihm Rassenreinheit und Rassenhygiene noch als fast untrennbar vorgeschwebt. Wenn sich die entsprechenden Bewegungen heute vielfach fremd, fast feindlich gegenüberstehen, so ist das nicht anders, als wenn die Meereswogen sich zeitweise gegeneinander bäumen, um alsbald zur gemeinsamen harmonischen Fläche des Ozeans sich zu glätten. Auf die Dauer kann es nicht ausbleiben, daß sie vielfach zusammengehen. Eine gesunde und starke Rasse ist nicht denkbar ohne eine mindestens relative Reinheit, und umgekehrt schließt das Ideal einer reinen unwillkürlich auch das einer starken Rasse ein.

In gänzlich unausgleichbarem Gegensatze, ja auf den Tod feindlich steht Gobineau im Grunde nur einem Denker, mit seinen Ablegern, gegenüber: das ist Rousseau, der mit seinem Gleichheitsgedanken die uralte Systematik der Natur, alle ihre Bildungen stufenweise zu schaffen und rangweise zu gliedern, zu durchbrechen sich vermaß, der es auch wirklich fertig brachte, durch seine mit berückender Beredsamkeit vorgetragenen Sophismen den Sinn der Weltordnung zu fälschen, die Natur der Dinge umzukehren, und der so im politischen wie im sozialen Leben unermeßliches Unheil heraufbeschworen hat. Er und die Seinen sahen immer nur die Masse, sie glaubten der ganzen Menschheit alle Kränze des Lebens zugänglich, Gobineau sah dessen Preise — Kränze aus Edelweiß! — einzelnen zugewiesen, er sah eine allmähliche Stufenleiter, eine geistige Oligarchie, und er erkannte, daß die, immer notwendige,

Führung der Massen, wenn man sie den Besten als Privileg des Verdienstes entrisse, den Schlechtesten als usurpierte Gewalt zufallen müsse.

Zwei Männer, zwei Weltbilder. Es liegt in der Natur der Sache, daß das große Duell zwischen Rousseau, der keine Ränge, keine Rassen anerkannte, und Gobineau, der auf den Rang der Rassen die ganze menschheitliche Entwicklung, insbesondere auch allen Fortschritt und Rückschritt der Kultur, begründete, wird fortgekämpft werden müssen bis ans Ende der Tage. Denn beste wird es immer geben, selbst wenn ihrer immer weniger werden mögen. In letzterem Umstande liegt es vorgezeichnet, daß in der Welt der Wirklichkeit Rousseau mehr und mehr der Sieg winkt, daß der tieferblickende Gobineau, der unzweifelhafte Sieger in der Welt der Geister, ihm das Feld räumen muß in dem Maße, als die Macht an die Massen kommt und die Herrschaft der Mittelmäßigkeit das Wirken der Erlesenen ablöst. Dieser Verlauf bahnt sich, unter Führung des Vaterlandes der beiden Denker, ersichtlich schon heute an: symptomatisch dafür ist es, daß an der Stätte, wo beide eine Zeitlang gelebt, in Trye-Château, unlängst Rousseau, nicht Gobineau, ein Denkmal gesetzt werden konnte. Aber ebenso gewiß ist es, daß Gobineau immer wieder neue Hochgesinnte zum Kampfe begeistern wird, und ganz unverkennbar, daß eben in unseren Tagen wieder vornehmlich aus seinen Worten allen Gleichgesinnten, allen „Rechtsstehenden", wie wir nach dem Beispiele der Politik sagen würden, nachdem sie sich allzu lange gewöhnt, alle Initiative, alle Anstürme den Linken zu überlassen, ein außerordentliches Maß von Widerstands- nicht nur, nein von Angriffskraft zugewachsen ist[1]. Daß sich unter seiner Fahne gelegentlich un-

[1] Ein besonders charakteristisches Zeichen *mehrerer* durchschlagender und ersichtlich wenigstens zum Teil unter Gobineauschem Einfluß erschollener Zeitrufe von der Rechten ist die fast bis zum Haß gesteigerte

erwünſchtere und zweifelhaftere Bundesgenoſſen mitſcharten, hat er freilich von Anfang an ſo wenig wie irgend ein großer geiſtiger Heerführer verhindern können: ſchon zur Zeit, da er die Ideen des Essai zuerſt ausarbeitete (8. Juli 1853), ſchreibt er an ſeine Schweſter die bezeichnenden Worte: „Il me revient de tous côtés que je suis, en effet, très populaire auprès des patriciens, aristocrates, conservateurs de toute espèce, ultramontains, Jésuites et autres êtres arriérés. Mais c'est peu de chose auprès de l'aversion que j'inspire à tout ce qui est démagogue, de sorte que tout compensé, je prends les éloges très modestement."

In dem höhniſchen „arriérés" liegt eine andere polemiſch-leitende Hauptidee des Essai angedeutet. Das kosmopolitiſche Ideal der Menſchheit, das Ideal der ſozialen Gleichheit waren Kinder der Aufklärung, jener Hauptbewegung des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche, ausſchließlich auf die Macht des Verſtandes und des Wiſſens geſtützt, die Völker von allen altüberlieferten Autoritäten in Staat und Kirche wie in der Geſellſchaft befreien ſollte. Nach den Rückſchlägen, welche die deutſche Philoſophie, die deutſche Klaſſik und ſodann die Romantik der verſchiedenen Länder gegen die überhebenden Einſeitigkeiten des Rationalismus zu Gunſten der unterdrückten Gemütsmächte heraufgeführt haben, iſt in unſerem Jahrhundert eine Wiederaufnahme der Aufklärungsbeſtrebungen — ganz wie damals von den Naturwiſſenſchaften ausgehend — erfolgt, und dieſe hat in den Koryphäen der materialiſtiſch-poſitiviſtiſchen Strömung allmählich Zerrbilder von Idealen an die Oberfläche getrieben, die man kurz als geiſtige Demokratie bezeichnen kann. Für ihr Programm müſſen mehr oder minder verblümt die Chineſen als Vorbilder herhalten, und in den

Feindſchaft gegen Rouſſeau. „Der Frevler Rouſſeau", ſagt geradezu D. Fryman in ſeinem vielgenannten „Wenn ich der Kaiſer wär'".

Erziehungsprinzipien des Hauptführers, eines berühmten Nobelpreisträgers unserer Tage, fliegen denn ja auch so ziemlich alle die edelsten Errungenschaften unserer arischen Vergangenheit, alles was an metaphysische Zusammenhänge unseres geistigen Ich gemahnen könnte, ohne Erbarmen über Bord. Und indem solches Beginnen sich noch gar als Fortschritt gibt, ruft es immer wieder den größten Rückschrittler gegen sich ins Feld, der je — wie Gobineau im dreizehnten Kapitel des ersten Buches seines Essai — den Fortschrittswahn in seiner Hinfälligkeit aufgedeckt, der Menschheit die ihr gezogenen Schranken vorgehalten und damit zugleich ihre wahren, ewigen Werte enthüllt hat.

Freilich, der gleiche Geist erbarmungsloser Wahrhaftigkeit, der ihm jenes vielleicht größte, jedenfalls folgenreichste Kapitel seines Werkes eingab, hat denn auch das Schlußkapitel des Ganzen aus sich geboren: eines ist ohne das andere nicht denkbar.

Der Seher hat im einen vollendet, was der Denker im anderen angebahnt. Er tat es blutenden Herzens, aber er konnte gerade den Kern seiner Wahrhaftigkeit, den Inbegriff seiner Wahrheit am letzten unterdrücken, ohne mit allem übrigen vor sich selbst zum Lügner zu werden. Er hatte als erster erkannt, daß jenes Absterben des Arier- und Herannahen des Chinesen-Ideales — abermals! — eine Rückwirkung und Spiegelung anthropologischer Vorgänge, des seitdem von der Wissenschaft allseitig und einstimmig bestätigten Rückganges der Nordländer (Arier, Germanen) und Überhandnehmens der alpinen (mongoloiden) Bestandteile der modernen Völkerwelt seien. Was jahrhundertelange Kriege von der Edelrasse übrig gelassen, droht neuerdings die Massengruft der Städte zum größten Teile zu verschlingen. So stand es Gobineau in jedem Falle fest, daß die anthropologische und damit die kulturelle Blüte der Menschheit dahin sei, und das besagt ihrem all-

gemeinen Sinne nach die berühmte Schlußvision seines Essai, die man immerhin heute in Anpassung an Zeit und Zukunft dahin umdeuten mag, daß, seit die Farbigen aller Länder der Emanzipation, der „Gleichheit" zustreben und die Weißen vom Liberalismus, das heißt wiederum: vom Gleichheitswahne, sich haben umnebeln lassen, ein Schwert über unserem Haupte schwebt. Ist es nicht das Schwert der Vernichtung, so das weit zweischneidigere und gefährlichere der Entwertung[1] durch Opferung unserer Rasse, durch Allvermischung.

Immer wieder muß das merkwürdige Phänomen herangezogen werden, daß die unendliche Resignation, die Tragik der Vernichtung, die über den Abschiedsworten des Essai schwebt, kaum jemals, wenn überhaupt, einen Jünger Gobineaus abgeschreckt oder entmutigt hat. Wohl aber hat sich der todesverachtende Mut, der dazu gehörte, jene Worte niederzuschreiben, aus ihnen suggestiv in die Herzen der meisten seiner Leser ergossen. Und wer waren denn überhaupt seine Leser? ich habe dies anderen Orts an vielen Beispielen dargetan[2]: es waren

[1] Es kann hier vorerst nur angedeutet werden, daß Gobineau selbst jene Schlußvision nach seiten ihres materiellen Inhaltes später mehrfach umgestaltet hat. Ist sie im Essai noch ganz allgemein gehalten und auf irriger Basis (Aussterben der Menschheit auch rein quantitativ) aufgebaut, so galt sie um die Zeit des Amadis und der letzten Prosaschriften mehr, und zwar in verschiedenen Fassungen, den Gelben als Bedrohern. Zuletzt, als er wieder mehr in Europas Hauptländern weilte, erkannte er, wie nicht anders denkbar, auch in den Juden die Pioniere des Verderbens. In zwei fast gleichlautenden Briefstellen aus dem Juni 1881 schreibt er, es scheine das Geschick des Germanen zu sein, sich lebendig vom Juden auffressen zu lassen, und in einer (in „Gobineaus Rassenwerk" S. 471 mitgeteilten) Stelle seines Fragmentes „Histoire des Mérovingiens" bezeichnet er die heutige Judenherrschaft, die nur aus der Preisgabe unserer Rasse erwachsen konnte, als das schlimmste Vorzeichen einer nahenden Katastrophe.

[2] Eines war mir, als ich das vorgenannte Buch schrieb, noch nicht bekannt, das sonst seine Stelle auch dort hätte finden müssen

zum guten Teile die ersten Männer des Jahrhunderts! Staatsmänner, Kolonialpolitiker, Sozialdenker von Rang und Ruf sind neuerdings mehr und mehr an die Stelle der reinen Wissenschaftler von ehedem getreten, aber die einen wie die anderen wurden wie von selbst durch die Lektüre dieses Buches zu dem Ernst und der Höhe der Betrachtung mit emporgezogen, die sie am Ende befähigt, auch jenen letzten furchtbaren Blick in die Zukunft gefaßt und zaglosen Sinnes mit dem Autor zu tun.

Einer stetig wachsenden Gruppe von Menschen aber zumal — von Deutschen — hat Gobineau gerade durch die tragische Beleuchtung, in die er, darin freilich nur die Wirklichkeit abspiegelnd, die Rasse zu rücken wußte, diese als ein geheiligtes Dauergut, als einen Eckstein und Grundpfeiler ihrer Weltanschauung lieb und teuer gemacht: allen jenen im weitesten Sinne konservativen Deutschen, die wir heute als Nationalisten zusammenfassen. In dem allgemeinen Ansturm, von dem sich das Germanentum und das Deutschtum, politisch durch die umgebende slavisch-lateinische Welt, innerpolitisch und sozial durch das Judentum und die Sozialdemokratie, geistig durch Kosmopolitismus und Jesuitismus, in den das Rom der Kurie mehr und mehr ausartet, bedroht sieht, blicken diese bewußt germanischen Deutschen wieder und wieder auf zu einem Führer, der ihrer Bewegung einen so breiten Untergrund, einen so tiefen Hintergrund wie kein zweiter verliehen hat. Konnte die vom Geiste des platteſten Utilitarismus geleitete Gegenbewegung in der Verwaschung alles Rassenmäßigen, in der Austilgung aller geistigen Eigenart so weit gehen, daß ihr

und immerhin merkwürdig genug ist, um hier nachgetragen zu werden, so sehr auch der Nimbus des Mannes für uns Europäer neuerdings verblaßt sein mag: daß nämlich Roosevelt während seines Aufenthaltes in Ostafrika, wenn er von der Löwenjagd ausruhte, mit größtem Interesse den Essai las.

ſchon einmal herangezogener Hauptführer ſogar die Sprachen als ein überflüſſig gewordenes Spielzeug des Geiſtes beiſeite geworfen ſehen wollte, ſah ſich ſo, mit unſerem Blute, alles Hehre und Große, was wir dieſem verdanken, in Gefahr, von einer trüben Zukunftsflut hinweggeſchwemmt zu werden, ſo leuchtete in den Prophetenworten Gobineaus dieſen entgeiſteten Automaten von Allerweltsmenſchen gegenüber noch einmal das Idealbild des Germanen-Deutſchen, als eines individuell aufs höchſte ausgeprägten Menſchentyps, und zugleich das ſeiner weltgeſchichtlichen Miſſion, befeuernd, rettend auf. Was in der Wiſſenſchaft keine Stätte fand oder doch allenfalls nur geduldet wurde: der ariſche Gedanke, den Gobineau ſozuſagen für alle anderen mit verkörperte, hier im Leben mit ſeinen weit elementareren Geboten und wahllos unerbittlicheren Folgerungen gewinnt er wie von ſelbſt Klang und Farbe, Fleiſch und Blut, Wehr und Waffen, Sieg bis über den Untergang hinaus. Kaum einer aller dieſer todesernſten Vorkämpfer unſerer Eigenart, als deren Kernſchar verdientermaßen die Alldeutſchen genannt werden müſſen, der dem Stammesheros nicht in irgend einem markigen, nicht ſelten epigrammatiſchen Worte, ſeiner beherrſchenden Stellung entſprechend, gedankt und gehuldigt hätte. Auf politiſchen wie wiſſenſchaftlichen Tagungen, in der Publiziſtik, ſelbſt in der ernſteren ſchön-wiſſenſchaftlichen und dichteriſchen Literatur hallt ſein Name, ſeine Lehre wider, ertönt das Motto, zu dem wir dieſe verdichten können: daß der Raſſengedanke mit dem ariſtokratiſchen, und dieſer mit dem germaniſchen mehr oder minder zuſammenfalle, in hundertfältigen Variationen.

Aber freilich, in dieſem ſeinem germaniſchen Grundgehalte erſchöpft ſich der Essai in keiner Weiſe. Es muß ausdrücklich wiederholt werden, daß hier nur ein Teil der zeitgenöſſiſchen Menſchheit, freilich ein ſehr bedeutſamer, ſich gewiſſermaßen ſeinen Glauben an dem Werke ſtärkt. Gobineau ſelbſt hat

(wie in „Gobineaus Raſſenwerk" S. 369 ff., vgl. 227 ff. eingehend dargelegt) ſeinen Germanismus, ſeine germanozentriſche Betrachtungsweiſe dermaßen weitherzig und objektiv gehalten, daß kein auch ſeinerſeits wieder weitherziger und objektiver Angehöriger eines fremden Volkskreiſes oder Geblütes ſich verwehrt ſehen könnte, ihm darin zu folgen und ſich damit abzufinden.

Es iſt öfters und zur Genüge darauf hingewieſen worden, daß Gobineaus Germanenverherrlichung den europäiſchen Hauptvölkern der Reihe nach gleichermaßen zuſtatten kommt. Desgleichen iſt es bekannt genug, daß im Essai die Juden in ihrer geſchichtlichen Rolle gebührend zu Ehren kommen. Verhältnismäßig am wenigſten gerecht iſt Gobineau gegen die klaſſiſchen Völker, insbeſondere die Griechen. Hier iſt er entſchieden zu weit gegangen und hat ſich in manchem vergriffen. Sein Hymnus auf die Herrlichkeiten des Mittelalters wurde ihm unwillkürlich zugleich zu einer leidenſchaftlichen Anklage gegen vieles Antike. Wir blicken darin heute objektiver: wir lieben mit ihm das germaniſche Mittelalter und bewundern daneben ungeſchmälert die Antike, gleichſam als eine Schweſtererſcheinung.

Das aber gibt erſt den Prüfſtein aller wahrhaft großen und bahnbrechenden Schöpfungen des Menſchengeiſtes ab, daß ſie, kraft der Weite ihrer Geſichtspunkte, ſo allſeitig und ſo mannigfaltig wirken, daß Freund und Feind, ſoweit von ſolchen die Rede ſein kann, gleichermaßen davon berührt werden. Der Essai iſt durchaus nicht für die allein geſchrieben, die für die in ihm vertretene und ſozuſagen erſtmalig kodifizierte Weltanſchauung geboren, prädeſtiniert ſind. Seine Anregungen, das neue Licht, das er über ſo viele Gebiete der Geſchichte verbreitet, ſind nicht am wenigſten den Verfechtern anderer Anſchauungen zugute gekommen[1], und unter ſeinen Gegnern finden

[1] Das merkwürdigſte und wertvollſte Beiſpiel bietet in dieſer Hinſicht Tocqueville, der von allen großen Geiſtern, die zum Essai Stellung genommen, dieſen am energiſchſten bekämpft hat und dabei

sich seine ehrlichsten Bewunderer, die einem Nachzittern seiner Grundwahrheiten im eigenen Herzen nicht zu wehren vermögen, die das viele Große, das hier aufgezeigt und wirksam wird, darum nicht weniger auch auf sich wirken lassen, weil es vermeintlich falsch benannt oder auf falsche Quellen zurückgeführt wird. Im Essai und aus dem Essai spricht eine Persönlichkeit, der sich niemand entziehen kann: Edelinstinkte jeder Art finden in ihm ein Echo. So kann ein solches Werk niemals ganz verhallen; was seinen Schöpfer bei Lebzeiten hinderte, seiner voll froh zu werden, Parteiungen, Auseinandersetzungen, Mißverständnisse, das alles hat sich wesenlos erwiesen, wie von allem Menschentum und Menschenwerk das Leibliche zerstiebt und das Geistige ewig fortlebt. So zählt es zu denjenigen, die über alle Schranken der Zeit, der Nationalität, der Parteiung hinweg den Hochstehenden, den Geistigen, den Idealgesinnten aller Völker für immer einen Schatz von Belehrung wie von Erhebung bergen.

---

doch immer wieder in den Bann von Gobineaus Gedankengängen hineingezogen wird. Reichhaltige Belege hierfür in „Gobineaus Rassenwerk" S. 37 ff., wozu, als seitdem hinzugekommen, noch zu vergleichen wäre „Alexis de Tocqueville" S. 38 und „Politisch-Anthropologische Revue" 1912, Maiheft (S. 43 des Sonderdrucks).

Fünftes Buch.

Der Orient. Paris und Trye. Neufundland. Die Werke über Aſien. 1855—1864.

Erſtes Kapitel.

Perſien zum erſten Male. 1855—1858.

Ende 1854 wurde einer von Gobineaus Freunden, Bourée, der einige Jahre früher als Generalkonſul und Geſchäftsträger in Tanger ſich hervorgetan hatte, vom Kaiſer zu einer außerordentlichen Miſſion nach Perſien auserſehen und bat ſich hierfür jenen als erſten Sekretär aus. Zunächſt ſollte Gobineau ſeinen Poſten in Frankfurt beibehalten und nur zeitweilig von dort abkommandiert werden; bald aber, nach einem Miniſterwechſel, wurde er feſt nach Teheran überſchrieben, was dann einen Einſchnitt und im weiteren eine gewiſſe Verzögerung in ſeine amtliche Laufbahn brachte.

Aber Erwägungen dieſer Art lagen Gobineau damals ſehr fern. Vom erſten Augenblick an durchzuckte ihn der Gedanke, daß hier, wenn je, ſein Geſchick ihn rufe; daß hier Jugendträume und -ahnungen ſich erfüllen, Studien und Forſchungen wichtigſter Art erſt ihren wahren Sinn gewinnen und ihre rechten Früchte zeitigen ſollten; daß er als ein Entdecker, als der Entſchleierer einer Volksſeele ſeine höchſten geiſtigen Kräfte betätigen und zugleich ſeine Weltanſchauung unermeßlich bereichern werde.

Im Januar und Februar finden wir ihn in Paris, mit Reiſevorbereitungen, vor allem aber mit den Korrekturen des Essai beſchäftigt. Sozuſagen aus der Didotſchen Offizin heraus, die damals ſein Hauptheim war, trat er die Abreiſe

an. Am 14. Februar ſchiffte er ſich mit den Seinigen in Marſeille auf dem Ägyptus ein, der die Reiſenden über Malta nach Alexandrien brachte.

Die Erzählung dieſer Reiſe nach Perſien iſt uns in Gobineaus „3 ans en Asie“, einem Werke, deſſen biographiſcher Wert hinter ſeinem ſpäter noch zu erörternden ethnographiſchen und kulturgeſchichtlichen kaum zurückſteht, in einer ſo lebendigen Anſchaulichkeit und Ausführlichkeit, in einer ſo unverwelklichen Friſche erhalten, daß wir uns hier auf eine kürzeſte Zuſammenfaſſung um ſo mehr beſchränken dürfen, als das zum erſten Male 1859 erſchienene, dann lang vergriffene Buch ſeit einigen Jahren wieder in einer allen zugänglichen Neuausgabe vorliegt[1].

In Alexandrien mußte auf das Haupt der Geſandtſchaft gewartet werden, was ein paar Wochen Aufenthalt ergab. Von dort ging es nach Kairo, größtenteils zu Dampfer nilaufwärts, von da zu Wagen nach Suez. Durch das Rote Meer und den Perſiſchen Golf führte ein Dampfer — die Victoria — der Oſtindiſchen Kompagnie, mit Landungs-

[1] Paris, bei E. Leroux 1905. In der bekannten franzöſiſchen Reiſezeitſchrift in 4°: „Le Tour du Monde“ finden ſich reichliche Auszüge aus dem Werke (die Nummern 28 und 29 des erſten Jahrgangs 1860, p. 17—48, ſind dieſem ausſchließlich gewidmet) mit einer größeren Anzahl hier zum erſten Male veröffentlichter vortrefflicher Illuſtrationen eines anderen Perſienreiſenden, des Malers Jules Laurens, Landſchaften, kulturgeſchichtliche und ethnographiſche Bilder. Ein anderer Maler, der Italiener Paſini, hatte ſich der Geſandtſchaft Bourées angeſchloſſen und hat ſeine Eindrücke von der Reiſe in ſechs feinſinnigen Ölbildern (Landſchaften aus Perſien) feſtgehalten, die, lange Jahre im Beſitz Gobineaus, heute Schmuckſtücke der Straßburger Gobineau-Sammlung ſind, und deren eines auch die ganze Geſandtſchaft mit enthält. Sehr ergiebige Mitteilungen über ſeine Reiſeeindrücke und -erlebniſſe hat Gobineau auch in den Briefen an die Seinigen, an ſeinen Schwager Monnerot und an Prokeſch gegeben, welche uns meiſt in denen der 3 ans mehr oder minder übereinſtimmend wieder begegnen.

aufenthalten in Djedda, Aden und Maskat, nach Buſchir; von Buſchir Karawanenpferde über Schiras und Jsfahan nach Teheran.

Wo immer bisher Gobineau biographiſch behandelt worden iſt, iſt mit Recht das Hochgefühl, das ſeine Bruſt in den perſiſchen Jahren, ganz beſonders aber bei jener erſten Ausreiſe in das Land der Wunder, ſchwellte, mit nacherlebter Freude hervorgehoben worden. Wirklich ermöglichen uns die nimmer raſtende Tätigkeit ſeiner Phantaſie, die er ſelbſt als im Orient ohne Unterlaß ſo ſtark herangezogen bezeichnet hat, ſein feuriges Empfinden und der ſtets treffende ſinnfällige Ausdruck, den er dafür gefunden hat, ein ſolches Nach- und Miterleben noch heute in ſeltenem Maße. Jn welcher Stimmung er auszog, ſagt er uns ſelbſt: „mit der Abſicht, alles zum Beſten zu finden, ohne die es kein Reiſen gebe. Die Art, die alles nur ſchlecht machen könne, möge lieber zu Hauſe bleiben". Und ferner war er ſich bewußt, daß es hier eine Reiſe galt, auf der jeder Atemzug ihm neues brachte. „Nichts, das nicht Reiz gehabt hätte. Alles war neu, alles gefiel, jeder Schritt war eine Entdeckung und jede Entdeckung ſchien eine Welt in ſich zu enthalten." Wie nur je ein frommer Pilger ſeinem Mekka, zog er dem Orient entgegen, und mit jener wunderbaren Anpaſſungsfähigkeit des Genies, die er den verſchiedenſten Völkern und Epochen, keiner aber wieder je in dem Maße wie damals, hat zugute kommen laſſen, wußte er ſich in deſſen Seele und Weſen einzuleben. Sind wir alle ohne Ausnahme draußen wie verwandelt, ganz anders unbefangen, weil befreit nicht nur von den Sorgen, Nöten und Intereſſen des Tages, ſondern vor allem von jeglichem Oppoſitionsgelüſte, von jeder Art Kampfesſtellung, die uns in den feſten Verhältniſſen daheim immer durch einen Teil unſerer Umwelt aufgezwungen ſein wird, ſo ließ Gobineau zumal auch nicht von ferne etwas wie ein Überlegenheitsgefühl des Europäers über

dieſe ſo ganz anderen Menſchen mitſprechen, er gab ſich ganz nur ſeinen Eindrücken, ſeiner Beobachtung hin. Er ſchaute mit einer Unmittelbarkeit, einer Intenſität, die zuweilen an das zweite Geſicht gemahnte, wie in der Wüſte bei Suez, wo, geſchärft noch durch ſchlafloſe Nacht, ſein inneres Auge die Stämme Iſrael, wie ſie aus dem Lande der Pharaonen auszogen, leibhaftig vor ſich zu haben wähnte. Wie mußten auf einen ſolchen Geiſt die Sphinx und die Pyramiden wirken, wie begrüßte er die erſten Palmen, die erſten Kamele, die erſten Ruinen! Welche Wonnen koſtete er in den Sternennächten im Roten Meer und im Perſiſchen Golf; welche Glut der Begeiſterung entfacht in ihm das Andenken der „nicht auszudenkenden" Ruhmestaten der Portugieſen in jenen Landſtrichen, das er von Gondar bis Makao in alle Felſen, in alle Phantaſien eingezeichnet fand. Da las er gleichſam die Luſiaden im Buche der Natur. Faſt noch tiefer läßt er uns in ſeine Seele blicken, wenn er beim Eintritt ins Arabiſche Meer der Myriaden gedenkt, denen dieſe Fluten im Laufe der Jahrhunderte Sarg und Grab geworden, deren Klagen ſie erſticken, und wenn das Bild Adamaſtors, des Wellenrieſen, ſich furchtbar vor ihm aufrichtet.

Byron hat einmal die Reiſewut als die, nächſt der geſchlechtlichen Liebe, ſtärkſte aller menſchlichen Leidenſchaften bezeichnet. Gobineau war jetzt ganz von ihr beſeſſen, aber er hat alſobald gelernt, auch dieſe, wie alle Leidenſchaften, zu bekämpfen, zu bezwingen. Während des Hinſegelns an der arabiſchen Küſte, die ſo viel des Begehrenswerten für ihn geborgen hätte, ging es ihm auf, daß „man ſo wenig alles ſehen als alles wiſſen könne, und daß der unauslöſchliche Durſt, nach dieſen beiden Seiten, der wahren Weisheit ebenſo fremd ſei, wie die völlige Gleichgültigkeit". Der weiſen Ökonomie, die er in Befolgung dieſes Grundſatzes in alle ſeine Reiſen zu bringen gewußt hat, iſt es zu verdanken, daß dieſe einen in

jeder Beziehung ganz unverhältnismäßig höheren geiſtigen Ertrag aufzuweiſen haben als die der meiſten anderen.

Die mannigfachen Strapazen, welche die Reiſe namentlich zu Lande für Europäer verurſachte, wurden durch die ausgeſuchte Aufmerkſamkeit, die glänzende Gaſtlichkeit und die nie erlahmende Hilfsbereitſchaft der amtlichen Vertreter der verſchiedenen Länder, welche die Geſandtſchaft berührte, ſtark abgeſchwächt und reichlich aufgewogen[1]. Die perſiſchen Behörden zumal überboten ſich in Empfängen und Geſchenken. Das mußte unſerem jungen Welteroberer — wie z. B. ein prachtvoller Säbel, den ihm der Imam von Maskat darbrachte — nicht wenig ſchmeicheln und ihn ſchließlich die Durchquerung Perſiens mehr und mehr als eine „marche triomphale“ empfinden laſſen. „Que peut-il manquer à notre bonheur?“ ſchreibt er der Schweſter: „Je te déclare qu'un homme de goût ne peut plus vivre ailleurs que sous la tente“ — eine Glückesſtimmung, die auch um ſo mehr in ihm ausreifen konnte, als dieſer ganzen Fahrt auch nicht ein Gran moderner Reiſehatz beigemiſcht war, und an allen Höhepunkten, nicht nur in den Städten, ſondern auch an Erinnerungsſtätten wie Perſepolis, entſprechend geraſtet wurde.

Erſt in den letzten Tagen trat die gänzliche Sorgloſigkeit, die der Orient ausſtrahlt, vor dem Gedanken zurück, was nun werden ſolle. Aber ſehr bald brachte dann das, was ward, neue Abziehungen, neue Bereicherungen. Die Einrichtung der Geſandtſchaft, die Antrittsaudienz beim Schah Nasreddin hat Gobineau in 3 ans eingehend beſchrieben. Die unendliche Komik, die für ihn darin lag, daß er bei dieſer, wie bei anderen Gelegenheiten, ſelbſt wenn er nur den Pferdeſtall aufſuchte,

[1] So ſcherzt Gobineau in einem Briefe aus Buſchir, wo ſie beim engliſchen Reſidenten wohnten, vom 5. Mai: „Nous buvons du vin de Champagne et du vin de Schyraz toute la journée pour nous préparer à nos peines futures.“

nur inmitten einer ganzen Schar von Dienern — dem sprechenden Ausdruck dafür, daß dort alle Welt nichts zu tun hat — denkbar war, erwies sich mit der Zeit nur als eine Art Antrittssignal dafür, daß auf diesem neuen Terrain auch sein Humor in ein entsprechend neues Stadium zu treten habe. Gar viele Dinge gab es jetzt, angesichts deren es hieß: „Ich fasse mich in Geduld, wenn ich nicht laut lache." Das galt von dem Zeremoniell des höfischen, des amtlichen wie des gesellschaftlichen Lebens, von dem Pomphaften im Auftreten und in den Ausdrücken, von den Schelmereien der Kleinen, den Schlichen der Großen, kurzum von so manchem, was später in den ernsten Darstellungen seiner Schriften über Persien und noch mehr in den heiteren seiner Asiatischen Novellen ein so köstliches Echo gefunden hat. Daß Gobineau zu vielem zu schweigen, ein ernstes Gesicht zu machen, je nachdem auch zu lachen verstand, daß er zumal seinen Dienern gegenüber sich das philosophische Motto schuf, das Amüsement, das sie ihm bereiteten, sei mehr wert, als das Geld, um das sie ihn begaunerten, das hat ihn nicht zum mindesten in einem Lande, wo dergleichen nun einmal nicht wegzudenken war, so populär gemacht[1]. Er wurde mit diesen großen Kindern zum Kinde, er

[1] Übrigens hielt er sich für die Selbstbeherrschung, die er nach außen durchweg zu üben hatte, durch briefliche Ergüsse schadlos. Da gibt es dann drastische Schilderungen, von den Sitten des Hofes z. B., wo die Königinmutter mit ihren Intimen, darunter die Hauptgattinnen des Schahs, allabendlich dermaßen dem Brandy zuspricht, bis die ganze Gesellschaft an Ort und Stelle im Durcheinander einschläft. Ein anderes Mal führt er uns drei Generale im Alter von neunzehn, fünfzehn und zwölf Jahren vor, mit denen er bei dem sechzehnjährigen Kriegsminister zusammengetroffen ist. Auch ein alter vierundzwanzigjähriger Major war dabei, der Trübsal blies, weil er nicht avancierte. Die prachtvolle Schilderung des Besuchszeremoniells in einem ferneren Briefe ist leider zu umfangreich, um hier abgedruckt zu werden. Vgl. indes „3 ans en Asie" p. 427 ss.

übertrumpfte die Faxen- und Komplimentenmacher noch in Faxen und Komplimenten, und da die Sippschaft hell genug war, durch Spaß und Ernst hindurch immer das gute Herz durchzufühlen, so war er bald dort der Abgott, wie er es daheim gewesen war.

Vor allem aber wußte Gobineau meisterlich einer jeden Begegnung das Interessante, das Charakteristische abzugewinnen. Je nach Bedarf war er der ausgelassene Spaßvogel, der ernste Berater, der tiefe Denker. Wir werden später noch sehen, was ihm seine Diener für die Wissenschaft wert geworden sind. Aber auch sonstige Typen jeder Art, die nur einmal seinen Weg kreuzten, Kerbelapilger, Feueranbeter, Derwische, nahm er tief in sich auf und hielt sie fest, bis der eine oder andere einmal, in seinen Dichtungen, wieder auferstand. Der große Zauberer und wie viele andere sind erlebt!

Bald nach der Anfang Juli erfolgten Ankunft wurde die Gesandtschaft durch die Hitze aufs Land getrieben, zunächst nach Rustemabad bei Teheran, in der Nähe des königlichen Landsitzes. Dort, am Fuße des Elburs, im Hintergrunde wie ein Zuckerhut der schneebedeckte Demavend, verbrachten sie herrliche Tage, die Gobineau, vielfach von seinem Töchterchen zu Esel begleitet, zu reichlichen Ausflügen in die Umgegend des Landes benutzte. In einem Landhaus inmitten eines Baumgartens waren sie untergebracht, Gobineau persönlich höchst primitiv in einem zehn bis zwölf Quadratfuß großen Kiosk auf einer Dachterrasse, der zwar sechs Fenster, aber keine Scheiben, und einen Türeingang, aber keine Tür besaß. Ende Sommer versuchte man nach Teheran heimzukehren, aber ein weit schlimmerer Gast verscheuchte diesmal die Fremden: die Cholera, die im Bunde mit tückischen Fiebern die Gesandtschaft stark dezimierte. So entfloh man abermals, diesmal nach Demavend, von wo erst im November Teheran wieder aufgesucht wurde. Die Zwischenzeit vermochte Gobineau wiederum für abenteuer- und ertrag-

reiche Reiſen durch die wilden Gebirge mit ihren Wanderſtämmen zu verwerten.

Das Hauptanliegen dieſer erſten Zeit war aber natürlich, der Sprache Herr zu werden. Auf dem doppelten Wege populären Verkehrs und gelehrter Unterweiſung durch einen Sprachlehrer iſt Gobineau dieſem Ziele gleich raſtlos nachgegangen. Namentlich ſpäter, als er die franzöſiſche Geſandtſchaft allein vertrat, ſprach er faſt nur noch perſiſch. Da die perſiſchen Bücher meiſt mehr arabiſch als perſiſch enthalten, ſo bedeutete ſeine literariſche Beſchäftigung mit letzterer zugleich eine Feſtigung in erſterer Sprache.

Seinen Tageslauf in Teheran ſchildert er der Schweſter folgendermaßen: „Je me lève avant le jour, vers six heures. Mon mirza vient à huit et nous causons et lisons du persan jusqu'à dix heures. Déjeuner. Après déjeuner, causerie avec le ministre et les autres personnes de la légation (qui ne sont pas comme tu le supposes des gens d'esprit; ce sont des cuistres ou des drôles qui passent leur vie à gémir d'être ici). Puis je travaille, je fais ou je reçois des visites persannes ou européennes. Puis à six heures, après une journée toujours trop courte de moitié, vient le dîner. Après dîner, on cause chez le ministre ... Nous nous couchons à dix heures. Je ne sais plus comment je vivrai en Europe. Une des heures les plus charmantes de ma journée, c'est quand je me lève. Je me mets devant mon feu. Un de mes pischkedmets me présente mon thé, un autre mon kalian d'or qu'il tient respectueusement pendant que je fume, et pendant qu'ils se tiennent dans l'attitude de la soumission, les mains réunis, je rends mes arrêts et de ma bouche distille la sagesse suprême. Voici le tableau. (Humoriſtiſches Selbſtporträt.) Je punis et je récompense, je donne mes instructions, je fais mes comptes, je dispose du kavedji et du palefrenier (mehter) qui ne

sont pas d'un rang à se présenter devant moi sans être appelés."

Dieſes gemütliche häusliche Bild findet an anderen Stellen noch mehrfache Ergänzung. Wir erwähnten früher ſchon des deutſchen Unterrichts, den Gobineau ſeinem Töchterchen zu geben fortfuhr, zu deſſen lebhafter Entwicklung er an ſeinem Teile überhaupt ein gutes Stück beitrug. Am Weihnachtsabend brachte er ein Myſterium in Verſen „La Pastorale" zur Aufführung, mit Marionetten, die Madame de Gobineau angekleidet, und Dekorationen, die Paſini gemalt hatte[1].

Auch die Tiere dürfen hier wiederum nicht fehlen. Im Stalle ſtanden mehrere Pferde, ihr Oberhaupt der ſtattliche Baikal, ein Rotbrauner mit drei weißen Füßen, Gobineaus Liebling, auf welchem er die Reiſe von Buſchir gemacht hatte und in der Folge die Haupterpeditionen durch das Land unternahm. Im Hauſe bildete die ganze Wonne der Familie eine zahme Gazelle, die nur den einen Fehler hatte, daß ſie Gobineau in ſeinem Zimmer die Roſenbüſche anfraß. „Niemand kann vollkommen ſein", entſchuldigt er den kleinen Unband. Im Laufe der drei perſiſchen Jahre gewann er ſich ferner noch zwei kaukaſiſche Dachshunde, Farengh und Zâl (Franke und Salier — germaniſch blieb Gobineau auch in dieſem fernen Erdenwinkel), die er ſpäter mit nach Europa nahm. Auch an fremden Beſuchern aus dem Tierreich fehlte es in jenen idylliſch urwüchſigen Verhältniſſen nicht: im Baumgarten zu Ruſtemabad hatte ſich „eine wahre Arche Noah" um die fremden Gäſte angeſammelt; in dem kalten zweiten Winter kamen die Schakale bis vor Gobineaus Zimmertür, und eine Hyäne heulte unter ſeinem Fenſter.

[1] Auch ein hochromantiſches kleines poetiſches Exerzitium „Le siège d'Albraque, dédié à Mademoiselle Diane de Gobineau (Demavend 29 octobre 1855), mit Tatarenchan, Karl d. Gr., Erzengel Michael und Roland, iſt handſchriftlich erhalten.

Im Januar 1856 machte er einen Ausflug nach den Ruinen von Reï (dem Rhaga der Inſchrift von Biſutun). Sechs Stunden galoppierte er auf ſeinem Baikal in den Trümmern umher, welche er „in einer unermeßlichen, im Südoſten erſt mit Belutſchiſtan und dem indiſchen Ozean endenden Ebene ausgeſtreut“ fand.

Die Sommermonate 1856 wurden wieder auf dem Lande verbracht, ganz nah dem vulkaniſchen Demavend, in mächtigſter Natur, in friſcheſtem Alpenklima. Mit Dienerſchaft, Pferden und Eſeln lebte man wie in der Wüſte, von allem Weltverkehr abgeſchloſſen. Acht Zelte bildeten das zehn Meilen von dem des Schahs, ſieben von dem des Geſandten entfernte Lager von Gherk Boulak („les 40 fontaines“), das um der ringsum auftauchenden perſiſchen und türkiſchen Nomadenſtämme willen durch eine kriegeriſche Eskorte vom Regiment Turkmanieh geſchützt war. Nach den ſpäteren Schilderungen der Aſiatiſchen Novellen zu ſchließen mag Gobineau ſchon damals deren Heldenmut nicht allzu viel getraut haben, er unterhielt daher freundſchaftliche Beziehungen mit jenen Stämmen, vornehmlich den Alavends und den Sylſupurs, die ihm manchen Hammel, Fiſch und Käſe zum Präſent machten. Ja, das Verhältnis zu den Häuptlingen geſtaltete ſich ſo herzlich, daß, wenn, was täglich vorkam, Dinge, die Gobineau oder ſeinen Leuten abhanden kamen, ſich bei denen jener wiederfanden, dies immer nur zum Austauſch der allerverbindlichſten Komplimente führte und Gobineau auch im nächſten Jahre noch einen mehrtägigen Jagdbeſuch bei den Sylſupurs machte, der freilich in Wirklichkeit mehr den Altertümern als der Jagd galt.

„Ich führe ein Leben wie die Patriarchen, ſpreche Recht und laſſe meine Beſatzung Revue paſſieren“, meldet er der Schweſter. Dazwiſchen ſchreibt er auf höckrigen Brettern oder auch auf dem Knie an der Perſergeſchichte.

Im September ſtellte ſich heraus, daß Madame de Go-

bineau, welche ihrer Niederkunft entgegenging und ihre franzöſiſche Kammerfrau durch den Tod verloren hatte, mit dem Kinde nach Frankreich zurückkehren mußte. Gobineau begleitete die Seinigen ein Stück Weges: es bis Konſtantinopel zu tun, erlaubten die dienſtlichen Verhältniſſe nicht, da eben damals Bourée Teheran verließ und damit Gobineau als Geſchäftsträger an die Spitze der Geſandtſchaft berufen wurde. In Täbris wurde die Karawane von ſchwerem Unheil befallen. Das geſamte Perſonal, einige zwanzig Menſchen, darunter Gobineaus Tochter, wurden von typhöſen Fiebern heimgeſucht, mehrere ſtarben daran, und auch die kleine Diane war ſo gut wie aufgegeben. Einzig Gobineau und ſeine Gattin hielten ſich aufrecht; aber es war eine furchtbare Zeit für ihn, jene vielen Tage, während deren ſein Kind bewußtlos zwiſchen Tod und Leben lag[1], und einer der ganz wenigen Momente ſeines Lebens, wo er drauf und dran war, den Kopf zu verlieren. Er rannte im Übermaß ſeines Schmerzes mit dem Kopf gegen die Wand und klagte ſich an, den Tod des Kindes verſchuldet zu haben; ruhiger geworden, tat er das Gelübde, wenn ſie genäſe, ein Waiſenkind auf ſeine Koſten erziehen zu laſſen, wie auch, ſeiner Schutzpatronin, der heiligen Genoveſa, dreißig Wachskerzen darzubringen — zwei Gelübde, die nach der Heimkehr eingelöſt wurden. Einem Wunder gleich, erfolgte die Geneſung; aber nun begann alsbald die neue Prüfung:

[1] Von einem ſchaurigen Pflichtritt aus dieſer Zeit erzählt er ſpäter an Prokeſch (20 mars 1857): „Je ne perdrai jamais de la mémoire une matinée où je traversais à cheval les cimetières de cette maudite ville. J'avais Diane mourante à la maison; un de mes gens était mort la veille, 17 autres sur 23 ne pouvaient faire aucun service; des trois gholams qui m'accompagnaient, deux roulaient sur leurs selles comme des gens ivres, dévorés par la fièvre et ne pouvant pas tenir leurs fusils; on creusait des tombes à droite et à gauche, et des enfants criaient à côté d'une de ces tombes ouvertes. Il mourait 70 personnes par jour."

in solcher Lage sich von den Seinigen trennen zu müssen. Die fast überschwere Sorge, die ihm damit aufgeladen wurde, half ihm nun aber Freundestreue mindern: der soeben selbst von schwerem Leid heimgesuchte Prokesch entsandte einen seiner Leute nach dem Küstenstriche des Schwarzen Meeres, wo die Frauen nach anstrengender und gefahrvoller Fahrt münden mußten, und wenn auch seine Abreden mit dem Lloyd durch die Ereignisse zunichte gemacht wurden, so gelang es ihm doch schließlich, den englischen Admiral Lord Lyons, der Kreuzer im Schwarzen Meere hatte, zur Rettung zu bewegen. Der Vultur, eines der englischen Kriegsschiffe, führte die Vielgeplagten durch orkanartige Stürme glücklich dem Bosporus zu, und dort durch Prokeschs liebevolle Fürsorge gestärkt und gut erholt, konnten sie sich Mitte Dezember in Konstantinopel nach Marseille einschiffen, um Weihnachten wieder daheim zu sein.

Auch Gobineau seinerseits hatte auf dem Rückwege mit seinen schwer geschwächten Leuten noch manche Fährnis zu bestehen, mehrmals wären sie fast im Schlamme stecken geblieben, aber immer fanden sich gutherzige Bauern, die ihnen wieder heraushalfen. Im November langte der nunmehrige Vertreter Frankreichs wohlbehalten in Teheran an, wo nach seiten seiner dienstlichen Tätigkeit sein eigentliches Leben und Wirken während dieses ersten persischen Aufenthaltes erst beginnen sollte. Der Zufall hatte es gefügt, daß, während bis zu Bourées Abreise alles ziemlich ruhig geblieben war, jetzt mit einem Male Stoff zu diplomatischer Tätigkeit in Fülle auftauchte, den Gobineau noch dazu fast allein zu bewältigen hatte, da der zweite Sekretär gestorben, der Attaché und der erste Dragoman heimgekehrt waren[1]. In eine besonders schwierige Lage brachte

[1] Dabei brachte er es noch fertig, einen Teil seiner Zeit und Kräfte seinem Freunde Prokesch und dessen Lande zu widmen, indem er sich eifrig für einen zu schließenden österreichisch-persischen Vertrag bemühte und verwandte.

ihn die Angelegenheit der sogenannten „englischen Schutzbefohlenen" während des 1856 zwischen England und Persien ausgebrochenen Krieges. Unter jener Bezeichnung hatten sich „die heillosesten Spitzbuben, die zwischen Trapezunt und der chinesischen Grenze, einschließlich Kurdistan und Bokhara, aufzutreiben waren", zumeist persische Untertanen, die sich ihrer Regierung verdächtig oder mißliebig gemacht hatten, in großer Anzahl unter Gobineaus Schutz geflüchtet, der nun ihre Angelegenheiten jede einzeln zu untersuchen und zum Austrag zu bringen hatte. Einerseits galt es, diese saubere Bande gegen die persische Regierung, die mehrmals sogar mit Gewalt drohte, zu schützen, anderseits sich vor ihr selber zu wahren. Denn sie benutzte den Aufenthalt in der französischen Gesandtschaft, um jegliches Handwerk von der politischen Konspiration bis zum gemeinen Diebstahl zu betreiben, sodaß die Bewachung, die Gobineau über sie verhängte, reichlich so sehr den von ihnen als den gegen sie geschmiedeten Plänen galt, und er den Wunsch der persischen Regierung, sie gehenkt zu sehen, wiewohl es gerade seine Aufgabe war, sie vor diesem Schicksale zu bewahren, doch im Innersten teilte. Schließlich gelang es ihm dennoch, sich ihrer aller zur allgemeinen Zufriedenheit zu entledigen, die einen unter Zusicherung der Straflosigkeit mit ihrer Regierung auszusöhnen und zum Verzicht auf den englisch-französischen Schutz zu bewegen, die anderen glücklich über die Grenze zu schaffen usw. usw. Ja, wiewohl Gobineau in seiner ausführlichen brieflichen Darstellung dieser Dinge an Prokesch[1] sagt, die englische Regierung oder Gesandtschaft hätte es nicht besser machen können, wenn sie es darauf angelegt hätte, ihn mit den Persern zu verfeinden, und ferner deutlich durchblicken läßt, daß in Zentralasien kein so großer Abstand von einer Regierung bis zu jener Sorte von Unter-

[1] Kurz zusammengefaßt sind sie an Keller, 27 décembre 1865.

tanen wie wohl bei uns beſtehe, ſcheint es doch, als habe ſein Verhalten während jener kritiſchen Monate, das ebenſoviel durchgreifende Energie wie überlegene Menſchenkenntnis verriet, vielmehr gerade umgekehrt ſeine Stellung in hohem Maße befeſtigt und ſeine Beziehungen zu den perſiſchen Staatsmännern, von denen einzelne faſt einen Fühler für das Außergewöhnliche ſeiner Perſönlichkeit beſeſſen zu haben ſcheinen, zu äußerſt korrekten, ja vielfach ſogar herzlichen geſtaltet. Für das Nähere verweiſe ich auf „3 ans en Asie“ p. 258 ss. der neuen Ausgabe, wo namentlich dem ſpäter geſtürzten Premierminiſter Mirza-Agha-Khan ein ſchönes Denkmal geſetzt und deſſen Vertrauter, Mirza-Abbas-Khan, geradezu unter Gobineaus Freunde gerechnet wird.

Das hohe Anſehen, ja die außerordentliche Popularität, die Gobineau ſich in allen Ständen und Schichten des perſiſchen Volkes zu erringen wußte[1], ſind ihm nun aber faſt mehr noch als nach der politiſchen, nach der wiſſenſchaftlichen Seite zugute gekommen. Selten wohl iſt es einem großen Forſcher vergönnt geweſen, in ſolchem Umfange diplomatiſche, geiſtige und menſchliche Beziehungen zuſammenzufaſſen, um ſie im Dienſte der Wiſſenſchaft nutzbar zu machen, wie es Gobineau möglich wurde. Vor allem verſtand es ſich von ſelbſt, daß alles, was irgend von hervorragender geiſtiger Bedeutung im Perſerreiche ſich vorfand, wie durch Wahlverwandtſchaft angezogen, der ſeltenen Erſcheinung des Denkers und Dichters im Diplomatengewande ſich näherte[2]. Daneben knüpfte Gobineau ununterbrochen neue Verbindungen mit den verſchiedenſten Ge-

[1] In der vorangeführten Stelle des Kellerſchen Briefwechſels preiſt er ſich glücklich ob der Freundſchaft, welche die Perſer, Herren und Diener, groß und klein, ihm immer, oft in der rührendſten Weiſe, bekundet hätten.

[2] Eine Charakteriſtik der Hauptgeſtalten „3 ans“, neue Ausgabe, p. 438 ss.

lehrten aus dem Abendlande an oder ſpann ältere fort, ſo mit Barbier de Meynard, der der Geſandtſchaft beigegeben war, mit Victor Place, mit dem Aſſyriologen Botta, mit dem preußiſchen Konſul Blau, dem öſterreichiſchen Hüglin, dem ruſſiſchen Khanikoff, mit Sabatier, dem Pater Huc, Alfred Maury, mit Pott in Halle und vielen anderen. Am allerletzten darf hier Prokeſch vergeſſen werden, mit dem er ſozuſagen in jedem Augenblicke in geiſtigem Austauſch blieb und auf einem ſeiner liebſten Arbeitsgebiete, dem der Medaillen, geradezu zuſammenarbeitete, wie der Briefwechſel ausweiſt.

Wir werden das Fazit der wiſſenſchaftlichen Leiſtungen Gobineaus als Orientaliſten, und insbeſondere als Iraniſten, erſt am Schluſſe ſeines zweiten perſiſchen Aufenthaltes, ja zum Teil ſogar noch ſpäter, ziehen können, zumal er ſeine größeren Werke über Perſien und Zentralaſien erſt nach jenem hinausgegeben hat. Aber um den älteren der fünfziger Jahre vollſtändig zu charakteriſieren, darf doch nicht übergangen werden, wie Gobineau während desſelben jede freie Minute mit Forſchungen ausgefüllt hat, wie er jede Bekanntſchaft in dieſem Sinne ausnutzte, wie ſein Lehrer im Perſiſchen, Mirza Agha, ihn in die Dialekte des Landes, ſeine Diener ihn in deren religiöſe Sekten und Geheimlehren einweihten, wie er ſeine Reiſen in dem gehobenen Gefühle, an denkwürdigen Stätten zu weilen, zu topographiſchen und hiſtoriſchen, ſeine handſchriftlichen Funde und Ankäufe zu literar- und kulturgeſchichtlichen Studien verwertete, wie er namentlich als Sammler im Orient ſeine größte Tätigkeit entfaltet hat. Den Gipfel der Sammelwut erreichte er im Gebiete der Medaillen, weil er hier für ſeinen Freund Prokeſch mitzuſorgen hatte. Nicht nur jedem Gelehrten, der ihm in den Wurf kam, auch jederlei Kindern des Landes, bis zu den harmloſeſten Dorfbewohnern, wurde erbarmungslos die Frage vorgelegt: „Habt ihr Medaillen?“ Daß Gobineau beim Sammeln perſiſcher

Altertümer einige Male das Opfer von Betrügereien geworden ist, steht wohl fest. Doch lernte er beizeiten sich gegen Händlerschliche vorsehen und im Punkte der Übervorteilung gute Miene zum bösen Spiele machen, wenn ihm das angestrebte Objekt entsprechend wertvoll schien[1].

Wenn somit kein Winkel persischen Landes und Lebens unbeachtet und ununtersucht blieb, so sind es doch fast durchweg nur vorbereitende Studien, welche auf diese früheren Jahre entfallen. Zu den Werken über die Religionen und Philosophien Zentralasiens, über die Keilschriften, über die Geschichte der Perser, über die Medaillen, über die „verschiedenen Äußerungen des sporadischen Lebens" ist damals der Grund gelegt worden.

Vollendet wurde (und zwar nach der Heimkehr) damals nur der Reisebericht der 3 ans en Asie, der in seinem zweiten Teile, ideell genommen gewissermaßen einem ersten des späteren Werkes Religions et Philosophies dans l'Asie Centrale, erst mit letzterem zusammen zu betrachten sein wird, indem er in systematischer Anordnung ausführliche Schilderungen von Land und Leuten, Religion und Gesellschaft Persiens bringt.

Der erste Teil dagegen enthält nach Tagebüchern und Reiseniederschriften, dazu Erinnerungen und vereinzelten späteren Untersuchungen, allerlei Völkerpsychologisches, Ethnographisches, Geographisches, Archäologisches ꝛc. ꝛc. mit allgemeinem Reisebeschreibungsgeplauder stilvoll gemischt, dazwischen Anekdoten, Scherze und Zwischenfälle jeder Art[2].

---

[1] Man vergleiche seine Bemerkung über die Kuriositätenhändler „3 ans" (Neue Ausgabe) p. 380 ss. und eine Briefstelle vom 18. November 1855: „Les choses en Perse ne valent pas leur prix, mais ce que vaut celui à qui on les donne et je vaux beaucoup, je m'en aperçois souvent."

[2] Darauf, daß man es mit der Chronologie in diesem Buche nicht allzu genau nehmen dürfe, indem die Daten überhaupt nicht

Eine maleriſche Anſchaulichkeit herrſcht in dem Ganzen, die einerſeits im Dienſte leichten Witzes und heiterer Unterhaltung, anderſeits für die Wiedergabe vieles Tieferſchauten zur Verwendung kommt.

Der alte Orientkenner Prokeſch ſchreibt an Gobineau während der Lektüre über dies Buch: „Je suis dans vos ‚3 ans en Asie'. Depuis bien longtemps je n'ai rien lu de plus frais. C'est une promenade sous les Sycomores de Schubra, à côté de bassins superbes et de jets d'eaux étincelants, avec la vue sur les monuments Arabes et sur les pyramides de jadis; c'est la marche à travers une prairie parsemée de fleurs comme un tapis de Perse et où les odeurs et les couleurs (frères jumeaux de la même mère) vous enguirlandent tout joyeux."

Neben dieſe Berichte in Buchform ſind, als parallele Ausſtrahlungen des gleichen Erlebens und Erkennens, die eingehenden brieflichen zu ſtellen, welche teilweiſe zu wahren Denkſchriften ſich auswuchſen. Voran ſtehen hier die perſiſchen Briefe an Tocqueville, welche jetzt im Briefwechſel mitgeteilt ſind. Die an Mérimée ſind leider verloren, doch iſt uns einiges auf indirektem Wege gerettet. So erfahren wir aus Mérimées Briefen an Gobineau manches über die Zigeunerſtudien Gobineaus, die ja auch Mérimée ſehr am Herzen lagen (vgl. Revue des Deux Mondes, 15 oct. 1902 p. 729. 733 ss., wo jene Briefe mitgeteilt ſind). Ein Sendſchreiben an Mérimée über die Raſſen Afghaniſtans ſchien dieſem wichtig genug, um es Julius Mohl für das Journal Asiatique zu übergeben, wo es Série V T. VII p. 524—533 abgedruckt iſt. Ebenſo veröffentlichte Alfred Maury einen Brief Gobineaus vom 31. Oktober 1855 über die Raſſen Ägyptens in ſeinem „Bulletin de la Société de Géographie", von wo er in das

Gobineaus ſtarke Seite geweſen ſeien, hat mich ſeine Tochter, Frau Baronin Guldencrone, aufmerkſam gemacht.

Sammelwerk „Gobineaus Raſſenwerk" S. 424—427 hinübergenommen worden iſt.

Eine für die Pariſer Akademie beſtimmte Denkſchrift über Perſien wird im Tocquevilleſchen Briefwechſel erwähnt, von der ſich aber ſonſt keine Spur mehr hat auftreiben laſſen.

Endlich haben auch zwei Deutſche in der „Zeitſchrift der deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft" Bd. XI, 1857 wiſſenſchaftliche Mitteilungen Gobineaus in Briefform der Öffentlichkeit zugänglich gemacht: Pott, mit dem Gobineau aus Anlaß des Essai, trotz mehrfacher wiſſenſchaftlicher Gegnerſchaft, in freundſchaftliche Beziehungen getreten war, ſolche über „Die Wanderſtämme Perſiens", mit eigenen Nachträgen (a. a. O. S. 689—699)[1], und Prokeſch über die Medaillen der Arſaciden („Sur quelques médailles à légendes iraniennes de l'époque Arsacide." Brief Gobineaus vom 12. März 1857, a. a. O. S. 700—707).

Nehmen wir endlich noch hinzu, daß auch in ſeiner amtlichen Tätigkeit — in ſeinen Geſandtſchaftsberichten — das Bleibende im politiſchen Leben, der ethnographiſche Hintergrund, notgedrungen eine bedeutende Rolle ſpielen mußte, ſo können wir, die Splitter zum Ganzen fügend, wohl ſchon hier ermeſſen, wie allſeitig ein bedeutender Geiſt des Abendlandes einen dieſem letzteren bisher ferne liegenden Kulturausſchnitt des Orients in ſich aufgenommen und wiedergegeben hat.

Noch muß wenigſtens mit einem ganz kurzen Worte auch deſſen gedacht werden, daß Gobineau gegen Ende ſeines erſten Teheraner Aufenthaltes ſich vorübergehend einmal wieder der Dichtung zugewandt hat, und zwar in einem der perſiſchen Geſchichte entnommenen Drama „Feridun". Er kam aber nicht recht in Zug damit, und daß er die Arbeit unvollendet

[1] Zu Gobineaus Zigeunerſtudien iſt noch zu vergleichen, außer Mérimée a. a. O., de Goeje, „Mémoire sur les migrations des Tsiganes" p. 37. 38. 64—66. 70.

gelaſſen hat, beweiſt am beſten, daß er ſelbſt damit nicht zufrieden war[1].

Der Gegenſtand des Stückes iſt die Erhebung der Iranier unter Feridun gegen die Aſſyrer unter Zohak. An dichteriſchem Werte ſteht es weit hinter dem Alexandre zurück und hat ſomit für ſein Lebenswerk keine Bedeutung. Das Farbloſe, Typiſche herrſcht in den Geſtalten vor, auch die Handlung entbehrt individueller Belebung. Einzig die Gegenüberſtellung der beiden Völker, der unabhängig geſinnten Iranier, eines „Volkes von Königen", und der ſervilen Aſſyrer iſt hier poetiſch, wie ſpäter wiſſenſchaftlich, gut geglückt.

Nachdem Gobineau im Sommer 1857 nochmals allein einen äußerſt arbeitsreichen ländlichen Aufenthalt im Lager von Djyzer genommen hatte, hielt er ſich vom Herbſt ab zur Abreiſe bereit, da, nachdem ſein Geſchäftsträger-Interim reichlich ein Jahr gedauert, endlich ein neuer Geſandter in der Perſon des Barons Pichon ernannt worden war. Aber monatelang mußte er bis zu deſſen Eintreffen noch Geduld haben, ſodaß ſelbſt der Januar noch darüber verging, bis er ihm die Geſchäfte übergeben konnte. Fünf ſchwere Kiſten, mit Schätzen, Manuſkripten, Medaillen und Altertümern beladen, gingen ihm voran[2], drei Koffer mit Büchern und zwei Hunde begleiteten ihn. Bis zur Abreiſe waren die Ankäufe weiter gegangen, und einige Kleidungs- und Wäſcheſtücke mußten in Teheran bleiben, um im letzten Augenblicke noch ſieben handſchriftlichen Foliobänden Platz zu machen.

---

[1] Nur die erſten Szenen ſind voll ausgeführt, die ſpäteren nur ſkizziert. Das Manuſkript enthält 19 Blätter Reinſchrift, 7 Blätter Bleiſtiftſkizzen mit vielen Korrekturen. Am Schluſſe der Vermerk: „23 décembre 1857."

[2] An Prokeſch, dem er dieſe vor der Abreiſe anempfiehlt, ſchreibt er: „J'ai une bonne partie de mon âme dans ces ballots . . . Soyez assez bon pour me sauver la vie en sauvant tout cela."

Der Abſchied von Teheran fiel Gobineau nicht leicht, wiewohl er ihn der Heimat und den Seinen zuführen ſollte. „Zum letzten Male durchwanderte ich die Bazare, in denen ich mich ſo viel herumgetrieben hatte und die ich lieb hatte. Ich nahm in Gedanken Abſchied von der lachenden, neugierigen, trubulöſen und im Grunde ſo gar nicht ſchlechten Menge, die ich nicht wiederſehen ſollte. Das Herz war mir etwas ſchwer, ich geſtehe es, wiewohl ich ſo vieles, das ich liebte, ſo vieles, das mir fehlte, wiederfinden ſollte. Ich kann nicht leugnen, daß ich an dieſer Welt hing." („3 ans" p. 463.)

Auf der äußerſt ſtrapaziöſen und ſelbſt nicht gefahrfreien Winterreiſe, die die Verzögerung von Pichons Eintreffen ihm aufgenötigt hatte, ſollte er ein letztes Mal noch beſonders rührende Zeichen orientaliſcher Menſchlichkeit, Treue und Hingebung empfangen. Drei ſeiner Diener begleiteten ihn über Täbris und Erzerum nach Trapezunt. In Täbris, das ihm einſt ſo verhängnisvoll geworden, lag diesmal Gobineau ſelbſt mehrere Tage am Fieber; die drei großen Kinder wachten nächtelang bei ihm, ohne daß er ſie darum gebeten, „in einem Zuſtande der Beunruhigung, als wären es Frauen geweſen". Als es dem Hunde Zâl in ſeinem Korbe zu langweilig wird, trägt ihn einer der drei ſtundenlang auf den Armen, um ihn zu unterhalten, „weil er wußte, daß ich ihn lieb hatte".

Über alle die einzelnen Fährniſſe dieſer Heimfahrt gibt abermals 3 ans genauere Auskunft. Allein nach Täbris, wohin man in ſieben Tagen zu gelangen gehofft hatte, brauchte man neunzehn. Pfadloſe Wege, Schneeſtürme, Verkehrsſtörungen aller Art; manchmal fegt der Wind die Geſichter blutig wie ein Raſiermeſſer. Für Gobineau werden alle dieſe Dinge nur immer neuer Anlaß, ſeinen Mut, ſeine Findigkeit und ſeinen Humor leuchten zu laſſen. Wenn es einmal zu toll wird, ſie eingeſchneit in einem Dorfe ſitzen und nicht weiter können, im Stationszimmer das Licht nur durch die Türe ein-

dringen, der Rauch wegen des Sturmes nicht hinaus kann, legt er ſich auf die Erde und lieſt in der Ilias. Selbſt in den Krankheitstagen von Täbris kauft er noch Seleucidiſche Tetradrachmen und Alexanderdrachmen für Prokeſch ein.

Zwei Monate etwa dauerte dieſe Kraftprobe, die als letzten Unfall noch einen Sturz auf dem Schwarzemeer-Dampfer zeitigte, welcher Gobineau eine ziemlich heftige Verletzung am linken Beine zuzog. Am 16. März konnte er Prokeſch von Erzerum aus melden, daß er Ende des Monats bei ihm in Konſtantinopel zu ſein hoffe. Dort mag er, wie zuvor die Seinen, ſich weidlich Leib und Seele geſtärkt und im Umgang mit dem liebſten und verehrteſten Freunde alles auf einmal nachgeholt haben, was ihm nach dieſer Seite drei Jahre lang gefehlt hatte.

Am Schluß ſeiner Reiſe ſollte er noch erfahren, daß ſowohl der Ägyptus, der ihn einſt nach Alexandrien, als die Victoria, die ihn nach Buſchir gebracht hatte, geſcheitert ſeien. Er zog daraus irrig den ſymboliſchen Schluß, daß auch ſeine Orientfahrten für immer ihr Ende gefunden hätten. Nur wenige Jahre, und wir werden ihm an den alten Stätten wieder begegnen.

Anfang Mai 1858 traf er in dem in der Nähe von Giſors belegenen Schloß Trye ein, das er im Vorjahre käuflich erworben und das ſeine Gattin ihm inzwiſchen wohnlich eingerichtet hatte. Dort begrüßte er jetzt auch das vor Jahresfriſt ihm geborene zweite Töchterchen Chriſtine. Immer geneigt, alles „zum Beſten zu finden", erklärte er Schloß und Kind im höchſten Maße nach ſeinen Wünſchen; kargt er ſchon erſterem gegenüber nicht mit Bezeichnungen des Entzückens, ſo ſcherzt er von letzterem: „J'ai trouvé Christine une merveille; elle vaut bien une médaille iranienne; ce n'est pas trop dire."

Zweites Kapitel.

Paris und Trye. Neufundland. 1858—1861.

Zum erſten Male alſo treffen wir jetzt Gobineau in einem eigenen Heim, dem Ziele langjähriger Wünſche. War es zu verwundern, wenn ihm, der dem Heimatſinn in der Revue provinciale und anderwärts ſo warm das Wort geredet hatte, dieſer, erſt durch ſein Pariſer Leben und dann durch ſeine andauernden Abweſenheiten, auch praktiſch immer lebhafter geweckt, immer ſtärker entwickelt worden war?

Aber wo war ſeine Heimat? Die Bretagne, mehr eine Verlegenheitsauskunft, ein Notſchlupfwinkel für den Vater, kam für den Sohn keinen Augenblick in Frage. Im Herbſt 1853, als das alte Familiengut in Jzon einmal wieder zum Verkaufe ſtand, dachte er daran, ſeinen Oheim zum Wiederankauf zu beſtimmen. Aber (an Delpit, 10 octobre 1853): „il doit être trop tard et, au fond, c'est une grande faiblesse de ma part que d'y penser puisque j'aurai toujours grand peine à me diriger dans le sud ouest de la France.“

So trugen praktiſche Erwägungen, in Verbindung mit der inſtinktiven Bevorzugung des Nordens, den Sieg über eine mehr oder minder gefühlsmäßige Anhänglichkeit an eine ferne, nie wieder zu belebende Vergangenheit davon, und Gobineau, der ſeit 1855 in den Beſitz des Vermögens ſeines Oheims — nach Abzug der Legate etwa dreihunderttauſend Francs — gelangt war, griff mit beiden Händen zu, als ſich

ihm, nicht allzu fern von Paris, ein Landsitz bot, der in der Tat für seine damalige Lage ungewöhnliche Vorteile zu bieten schien.

Um ganz zu ermessen, was ihm sein Trye bedeutete, muß man eigentlich auf dem Boden dieser seiner Wirkensstätte selbst gestanden, insbesondere den Park, die mächtige Lindenallee geschaut haben, die ihm, zum ersten Male im Leben mit dem Gefühle des „dies ist dein!" das Herz mächtig schwellend[1], Stimmung und Befinden wie geistige Schaffenskraft gleichermaßen hob und festigte. In tiefer Ländlichkeit belegen, war der Ort Trye-Château doch genügend von kommunalem Leben durchpulst, um sich darin nicht in der Wüste vorzukommen (die ja übrigens Gobineau, wie wir aus Persien wissen, unter Umständen auch liebte). Hier, auf einstigem Normannenboden[2], fern dem Stadtgetriebe, das er auf seinen Wert sattsam erkannt hatte, inmitten eines im wesentlichen noch unverdorben gesunden Schaffens — die normännische und benachbarte Landwirtschaft ist an Wert und Wichtigkeit für Frankreich etwa der Hannovers für Deutschland zu vergleichen —, bei dem helfend

[1] So schreibt er am 15. Mai 1860 an Madame Mohl: „Je regarde pousser l'herbe dont je suis entouré et les arbres qui sont les plus beaux du monde par la simple raison qu'ils m'appartiennent; car, je vous avoue que je mets au dessus de tout et du reste ce qui a le bonheur d'être à moi. Chemin faisant, aussi, je travaille depuis le matin jusqu'au soir", und einige Jahre später (20. November 1863) an Delpit: „Trye est le seul endroit du monde où j'aie l'esprit et le corps libre."

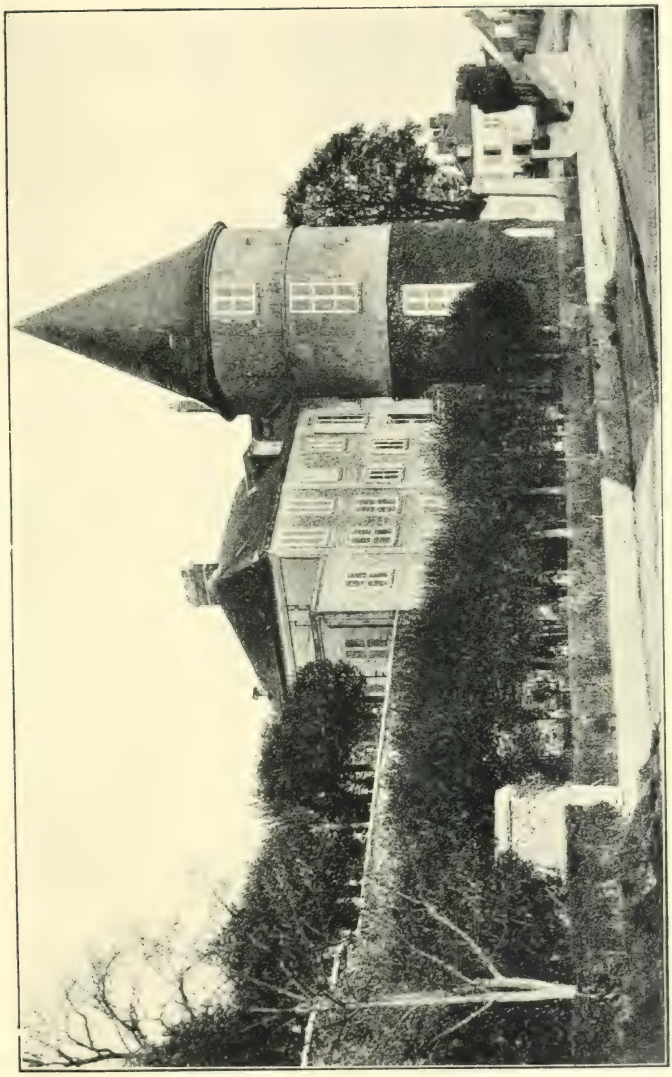
[2] Trye-Château (so schreibt Gobineau durchweg, während neuerdings die Schreibung mit i die gebräuchlichere ist) liegt auf der Grenze der einstigen Provinzen Normandie und Picardie. Bei seinem Besuche dieser Gegenden wurde dem Verfasser der Ort von Ortseingesessenen als zu ersterer gehörig bezeichnet, während Gobineau selbst sich (in einem Briefe an Delpit) einen Picard nennt. Ähnlich wird als Heimatprovinz seiner Gattin einmal (in den Aufzeichnungen ihrer Tochter) Saintonge, einmal (von Gobineau selbst) Périgord angeführt: hier wie dort enge Nachbarprovinzen.

Hand anzulegen ihm mit der Zeit, da er als Maire an die Spitze der Gemeinde trat, mehr und mehr eine Freude wurde, inmitten alter Denkmäler, die, wie Schloß, Mairie und Kirche, ihm eine ehrwürdige Vergangenheit verkörperten, hier lebte, mit einem Wort, noch ein Stück von jenem Norden, der Gobineau lebenslang so magisch anzog, und dessen Spuren er als die eigentlich großen und segensvollen durch die Geschichte seines wie der anderen Völker Europas verfolgte[1].

Ganz Ruhe, und vor allem ganz Arbeit: so lassen sich im allgemeinen die Zeiten von Trye charakterisieren. Intimstes Sichgehenlassen in der Familie, zu der bis zu einem gewissen Grade auch der vielfach in Trye zu Besuch weilende alte Jugendfreund Germann Bohn zählte, ausgelassenes Tollen mit den Kindern unterbrachen den Ernst und die Anstrengungen des Schaffens. Übrigens aber trieben das dem Menschen, und zumal dem Genie eingeborene Gesetz und Bedürfnis des Wechsels, und nicht minder seine vielerlei Beziehungen und Verpflichtungen Gobineau aus der ländlichen Stille immer wieder in die Hauptstadt, von wo er dann meist Gäste mitbrachte, in deren Mitte namentlich die Abende aufs anregendste verliefen.

In den ersten Monaten nach seiner Heimkehr war allerdings dafür gesorgt, daß er erst allmählich in Trye warm wurde und zu relativer Sorglosigkeit gelangte. Das übliche Echo jeder größeren Unternehmung in Gobineaus Leben, die Geldklemme, fehlte diesmal weniger denn je. Nicht nur, daß ihn seine kostbaren Sammlungen in große Ausgaben gestürzt hatten, die Regierung ließ ihn auch auf die Rückerstattung der sehr hohen Reisekosten und Servicegelder lange Zeit warten,

[1] Geschichtliche Nachrichten über Trye, Beschreibung der hauptsächlichsten Bauten und Merkwürdigkeiten ꝛc. in der Broschüre von Alfred Fitan: „Notice historique sur Trie-Château", Méru 1891. Zuletzt, ehe Gobineau das Schloß kaufte, hatte es dem Grafen de la Ferronnays gehört.



Schloß Trye.

ſodaß er dieſe privatim verzinſen mußte. Dazu kamen die ſehr bald zu Tage tretenden großen Übelſtände in Trye.

Der Kauf des Schloſſes war offenbar in manchen Beziehungen mehr ein Akt der Begeiſterung als der Beſonnenheit, mehr eine Eingebung des Herzens als des Verſtandes geweſen. Der bauliche Zuſtand war ein derartiger, daß die eingreifendſten Reparaturen ſich als notwendig erwieſen — eine Notwendigkeit, die dann in der Folge noch vielfach wiedergekehrt iſt — und Gobineau der Schweſter melden konnte: „Il ne s'agit pas d'embellissements pour Trye, mais d'empêcher le mal de s'y faire et de veiller à ce que des réparations indispensables ne deviennent pas une ruine.“ Und um das Unglück voll zu machen, mußte nun auch noch im Frühſommer 1858 ein Hagelwetter mit Sturm über Schloß und Park hereinbrechen, das die ſchlimmſten Verwüſtungen anrichtete, alle Frucht vernichtete und den jungen Schloßherrn um Tauſende ſchädigte. Mit philoſophiſcher Ruhe ertrug er dies alles; nach Kräften parierte er die Schläge, und wie ſo manches Mal das Gute dem Übel zu verdanken iſt, ſo auch verdanken wir der ſchlimmen Finanzlage Gobineaus in jener Zeit in erſter Linie das ſchöne Reiſebuch der 3 ans en Asie.

Sein und der Seinigen Herzenswunſch, nach der langen fernen Trennung einmal auch mit Vater und Schweſter ein Wiederſehen zu feiern, ſollte über allen jenen und anderen Dingen unerfüllt bleiben. So ging der Sommer hin, bis in die kleinen Sorgen des Tages hinein das Schickſal ſein Machtwort ſprach. Wenige Wochen, nachdem Gobineau ſeinem heftigen Verlangen nach einem Beſuche in Redon, immer noch als einem nicht zu erfüllenden, Ausdruck gegeben, ward er an das Todeslager des Vaters berufen, der am 15. Oktober ſtarb. Ob er ihn noch lebend angetroffen, laſſen die erhaltenen Briefe ſeiner Gattin und ſeines Schwagers an Caroline nicht erkennen. Daß ihn aber der Schlag ſchwer betroffen und im

Innerſten bewegt habe, dürfen wir nicht bezweifeln. Einige Zeit darauf (10. Januar 1859) ſchreibt er an Delpit: „Depuis longues années je ne l'avais pas vu. Je suis d'ailleurs, comme vous le savez, presque toujours absent de France; ce n'en est pas moins un grave et douloureux événement.“

Inzwiſchen hatten ſich auch die dienſtlichen Verhältniſſe Gobineaus vielfach unerquicklich angelaſſen. In Perſien ſchon fand er vieles widerwärtig in der Karriere, was wohl begreiflich erſcheint. Eine andere Frage iſt, ob ſein Zorn immer die rechten Leute traf, und er ſich infolge Reizbarkeit und Mißtrauens nicht manchmal im Urteil vergriff, auch andauernd andere von ſeinem überlegenen Standpunkte und Charakter aus zu ſtreng, zu hart beurteilte. Tatſache iſt jedenfalls, daß nach ſeiner Heimkehr bei ſeinen Vorgeſetzten ſtark gegen ihn gearbeitet worden war — der Haß der Kleinen gegen die Großen! —, und ſchon damals, nach dem erſten Jahrzehnt, dachte Gobineau, heftiger denn je in ſeine wiſſenſchaftlichen Forſchungen vertieft, daran, ſich aus dem Dienſte zurückzuziehen. Hätte er allein geſtanden, ſo hätte er dies vielleicht auch getan, um ſich ganz ſeinen geiſtigen Aufgaben zu widmen. So, als Oberhaupt einer Familie, mußte er dagegen den Gedanken daran im Keime erſticken.

Im nächſten Winter war die Rede davon, ihn ohne Graderhöhung auf vier Jahre nach China zu ſenden. Aus Rückſicht auf die Seinigen lehnte Gobineau dies ab. Der Miniſter, Graf Walewski, willigte zwar in die Rückgängigmachung, „mais il m'a fait dire que c'était une mauvaise note et que si je faisais des observations pour le premier poste qu'on me donnerait, je serais mis en non-activité. Amen.“ (23 février 1859 an Prokeſch.)

Im Frühjahr erhielt er den Auftrag, mit einem Kriegsſchiffe, dem Gaſſendi, ſich für den Sommer nach Neufundland zu begeben, um in Gemeinſchaft mit dem Kommandanten,

ſpäteren Admiral, de Montaignac und zwei engliſchen Kommiſſaren durch Abgrenzung die Streitigkeiten zu regeln, welche ſich in jener Gegend hinſichtlich der den Franzoſen bei Abtretung der Inſel belaſſenen Fiſchereigerechtſame zwiſchen der engliſchen und der franzöſiſchen Bevölkerung erhoben hatten.

Es war an ſich kein Vergnügen, monatelang in einem ſo vernachläſſigten Teile der Natur, im nebelkalten Norden zwiſchen Eisblöcken herumzutreiben, und auch die Beſchäftigung, die ihm dort wurde, könnte man ſich an ſich intereſſanter denken. Aber gerade hier zeigt ſich Gobineaus Spannkraft und eigener innerer Reichtum auf der Höhe. Treffend hat Mérimée dem Reiſebericht über Neufundland, den ihm der Freund im nächſten Jahre ſandte, den Eindruck entnommen, daß „er aus ſeinem Inneren alles Intereſſe, das dieſe Expedition biete, entnommen habe". Ja, ſo iſt es, er hat ihr Wert verliehen; wie die Biene auch minderwertigen Blüten doch immer noch für ihren Honig wertvolle Stoffe entnimmt, ſo hat Gobineau auch jenen Geſtaden, an die ihm der genannte Freund (und wer nicht!) nimmer folgen zu wollen erklärte, doch noch wertvolle Bereicherungen ſeines Schaffens abgewonnen, wie wir aus einer Betrachtung ſeines ihnen gewidmeten Buches — auch an die köſtliche Novelle „Die Renntierjagd" ſei ſchon hier erinnert — erſehen werden. Möglich genug, daß er's weniger gut ausgehalten hätte, wenn er nicht als Tröſter ſein wiſſenſchaftliches — vor allem ſein Keilſchrift- — Material an Bord gehabt hätte, in das er ſich in jeder freien Stunde, bei jedem Wind und Wetter, mit dem nur ihm eigenen rabiaten Eifer verſenkte. Aber die Hauptſache iſt doch, daß er auch die Sache ſelbſt, Amt und Auftrag, Land und Leute und was immer ſich dem Auge, dem Geiſt, dem Herzen darbot, mit ebenſolchem erfaßte und in ſich aufnahm, ſodaß ihm doch auch dieſe Fahrt ſchließlich zu einem Erlebnis wurde. So iſt es denn auch nicht mehr als recht und billig,

daß er ſich in jenen Gewäſſern verewigt hat, indem einer Bucht in der Nähe von Neufundland der Name „Anse de Gobineau“ beigelegt wurde[1].

Menſchlich war es für Gobineau viel wert, daß er ſich mit dem Kollegen von der Marine, dem Marquis de Montaignac, vortrefflich verſtand. Im Spätherbſt war er wieder daheim in Trye. Einige Zeit darauf erhielt er die Todesnachricht ſeines Jugendfreundes de Serre, wie ihn zuvor, hoch im Norden, in Neuſchottland, die ſeines ehrwürdigen Mentors Tocqueville getroffen hatte.

Dienſtlich ſollte Neufundland zunächſt nur eine Epiſode bleiben. Wiewohl Gobineau ſeine dortige Aufgabe zur Zufriedenheit des Miniſters gelöſt hatte, ging er doch bei der nächſten Verteilung von Geſandtſchaftspoſten leer aus. Seine Freunde lagen ihm an, er müſſe ſich mehr ſehen laſſen, bemerklich machen; die ferne Abweſenheit in Perſien wie die Zurückgezogenheit in Trye hätten ihn zu ſehr in den Schatten gerückt. So entſchloß er ſich, die nächſten Winter in Paris, in der großen Geſellſchaft zu verleben und tat auch ſonſt verſchiedene Schritte, um ſich vorwärts zu bringen. Prokeſch empfahl ihn warm an den Fürſten Richard Metternich, den damaligen öſterreichiſchen Botſchafter, der bei Napoleon III. persona gratissima war. Im Februar 1860 hatte er auch perſönlich eine Audienz beim Kaiſer, der auf Grund eines eingereichten Verzeichniſſes ſeiner Dienſte ſich ſeiner anzunehmen verſprach. Im Sommer 1860 finden wir ihn dann als Mitglied der Kommiſſion für die Teilung der ſavoyiſchen Staats-

[1] „Anse“ iſt ein Seemannsausdruck für „flache Bucht“. Im Nachlaß befindet ſich ein Blatt „Extrait du Pilote de Terre Neuve par le C. Amiral Cloué“, einer Beſchreibung des Meeresgebietes um Neufundland entnommen, mit Anweiſungen zur ſicheren Fahrt daſelbſt. Darin findet ſich obige „anse de Gobineau“ mehrmals erwähnt. Vg. auch Gobineau an Keller unterm 11. Auguſt 1880.

ſchuld. Im November war die Rede davon, ihn als Geſandten nach Tanger zu ſenden, was Gobineau nicht nur dienſtlich, ſondern namentlich auch im Gedanken an die von den Mauren bei ihrer Vertreibung aus Europa dorthin mitgenommenen Manuſkripte, die er zu finden hoffte, mit Freuden begrüßt hätte. Doch zerſchlug ſich die Sache, und er mußte abermals volle dreiviertel Jahre warten, ehe ihm (Auguſt 1861) der Geſandtſchaftspoſten in Teheran übertragen wurde.

In ſeinen Seelenzuſtand während der Pariſer Winter laſſen uns die Briefe an Prokeſch — dem er mehr wie irgend einem anderen ſein Innerſtes zu enthüllen pflegte — einen Einblick tun. Äußerlich mehr denn je der glänzende Held der „Konverſation", als welchen ihn ſeine Landsleute immer mit Vorliebe bewundert haben, litt er innerlich ſchwer und tief an einer Unbefriedigung, die ſich zu gleichen Teilen aus ſeinem ſchon damals beginnenden Widerwillen gegen das Pariſer Leben und das Treiben der großen Geſellſchaft, aus dem Druck des Stockens der Amtslaufbahn, aus dem Liegenlaſſenmüſſen ſeiner wiſſenſchaftlichen Tätigkeit über Diners und Viſiten zuſammenſetzte. Laſſen wir auch nicht unbeachtet, daß dieſe wiſſenſchaftliche Tätigkeit — die Keilſchriftarbeiten — eben damals gleichfalls von einer Art war, die alles andere eher als Harmonie in Gobineaus Gemüt ausbreitete, die ihn vielmehr mit einer Art von Fanatismus erfüllte, ſodaß auch ſie, wenn er ſich in Ruhemomenten ihr ruckweiſe wieder zuwandte, ihm die verlorene innere Ruhe nicht wieder bringen konnte. So werden wir es am Ende begreifen, wenn er während dieſer Jahre mehrmals dem Freunde klagt, er betrachte dieſe als verloren, und nach denſelben, kurz vor der Einſchiffung in Marſeille, als er endlich eine feſte Tätigkeit zurückgewonnen hat, in den entſetzten Ausruf ausbricht: „Welch ein Leben habe ich geführt!"

Immerhin zwar dürfen wir nicht vergeſſen, welch hohe Anforderungen Gobineau immer und unter allen Umſtänden an ſich und ſein Leben und Schaffen ſtellte, und werden dann nicht bezweifeln, daß auch in dieſer ſcheinbaren Wüſte und Leere ihm noch immer der Blüten und Früchte zur Genüge erwachſen ſein werden.

Am wenigſten mag das von der eigentlichen offiziellen Welt gelten, wenn auch damals, wo Napoleons III. Ruhm und Anſehen ihren Höhepunkt erreicht hatten, es dieſer — oft geſchilderten — Geſellſchaft an Glanz ſo wenig wie an einer gewiſſen ſprudelnden Animiertheit gefehlt hat. Aber die Veranſtaltungen, in denen ſie gipfelte, etwa ein Ball bei der Kaiſerin, konnten doch in einem Gobineau, in ſeinen damaligen Jahren, nur auch wiederum das Gefühl, ſeine Zeit zu vergeuden, auf die Spitze treiben. Dem Herrſcher ſelbſt ſcheint der Zufall ihn nicht ein einziges Mal auch nur einigermaßen nähergebracht zu haben, was man beklagen mag, da Napoleon III. für Geiſter ſeiner Art gelegentlich wenigſtens das Verſtändnis des Wohlwollens bewieſen hat und außerdem ſeine außerordentliche Herzensgüte nach ſo unendlich vielen Seiten hin für anderes, das dieſer allerunbegreiflichſt zuſammengeſetzten Geſtalt fehlte, ergänzend und ausgleichend eingetreten iſt. Ernſtliches von ihm zu erwarten hätte er aber wohl nimmermehr gehabt, und auch ſein Hof mußte ihm immer fremd bleiben. Auch bei einem Manne wie dem Fürſten Metternich kann, bei aller Herzlichkeit, mit der er ihm begegnete, ſchwerlich von irgendwelchen inneren Beziehungen die Rede geweſen ſein.

Von der kaiſerlichen Familie haben ihm namentlich zwei Frauen ihre Gunſt zugewandt: die Prinzeſſin Julie (Enkelin Lucian Bonapartes, Marquiſe von Roccagiovine), und in unvergleichlich höherem Maße die Prinzeſſin Mathilde, die Schweſter des Prinzen Napoleon und Couſine Napoleons III., dem ſie einſt auch zur Gattin beſtimmt geweſen war. Dieſe

vielgefeierte Frau, die unter anderen Arsène Houssaye im vierten Bande seiner Confessions, Sainte-Beuve im elften seiner Causeries du Lundi, Carpeaux in einer prächtigen Büste des Louvre verewigt haben, diese allerseltenste Vereinigung von Adel der Gesinnung, Seelengüte und Reichtum des Geistes, in deren Räumen im Elysée und auf ihrem Schlosse zu St. Gratien sich wie von selbst alles von echtem Verdienst und literarischer Bedeutung zusammenfand, was in der Luft der Tuilerien mit ihrer Frivolität und Geistesenge nicht gedeihen konnte, scheint auch Gobineau und den Seinen einen erquickenden Anteil an ihrem sonnigen Dasein vergönnt zu haben. Im Juni und Juli 1861 finden wir die ganze Familie auf sechs Wochen bei ihr zu Besuch auf ihrem Landsitze zu St. Gratien.

Von den Salons der Vorgesetzten waren vor allem die der beiden auswärtigen Minister Napoleons, Drouyn de L'Huys und Graf Walewski, mit einer gewissen Regelmäßigkeit aufzusuchen. Der erstgenannte ist während vieler Jahre Gobineau ein überaus wohlwollender Freund und vielleicht der einzige unter seinen Oberen gewesen, der einen mehr als oberflächlichen Begriff von seiner geistigen Bedeutung hatte, ohne sich davon abgeschreckt oder gar zur Gegnerschaft angetrieben zu fühlen, wenn er auch das Gefährliche einer Leistung wie des Essai scharf erkannte und dem Schützling vorsorglich warnend zum Bewußtsein zu bringen bemüht war. Mit Thouvenel scheint dagegen Gobineau nie in ein einigermaßen näheres oder auch nur annehmliches Verhältnis getreten zu sein: diesem trefflichen Manne gegenüber fehlte ihm offenbar das rechte Verständnis, und so wohl auch von der Gegenseite. Sehr intim waren, namentlich von seiten Madame de Gobineaus, die Beziehungen zur Familie Tascher de la Pagerie, die, gleich der ihrigen, von der Insel Martinique stammte, und bei welcher außerdem von Gobineaus Seite — von seiner Großmutter

väterlicherseits her — sogar Verwandtschaft bestand. Der Herzog wohnte, als Oberstkämmerer der Kaiserin, in den Tuilerien, was für die Verbindungen Gobineaus am Hofe von Wert gewesen sein mag.

Manche andere Namen, die wir hier noch hinzufügen könnten, würden mehr oder minder nur Namen bleiben. Geistige Werte aber mögen sich vereinzelt auch in dieser Welt vorgefunden und Gobineau genähert haben; auch die Verbindungen von ehedem waren wohl nicht ganz eingeschlummert: so findet sich im Nachlaß — an seine royalistischen Antezedentien und zugleich an seine Jugendliebe für Goethe gemahnend — das Widmungsexemplar einer Übersetzung des Faust von einem Prinzen Polignac, mit Vorrede von Arsène Houssaye, welche eben damals (in Paris, 1859) erschienen war.

In die Reihen der engeren Freunde von einstens hatte der Tod in den letzten Jahren arge Lücken gerissen. Tocquevilles Hinscheiden erwähnten wir schon; auch der edle Meister Ary Scheffer war nicht mehr. Von dem Vierblatt der Intimen war de Serre gleichfalls dahin, d'Avril, der die diplomatische Laufbahn beschritten hatte, wohl meist von Paris abwesend. Nur Monnerot und Bohn hatten dort ausgehalten.

Ein ganz neuer Kreis eröffnete sich Gobineau in der Société Asiatique, deren Mitglied er in den fünfziger und sechziger Jahren war. Seine Reisen im Orient, seine persischen Briefe und Berichte, seine ungewohnt geniale und temperamentvolle Nachlebung und Widerspiegelung dieser uns so fernen, ihm so nahen Welt hatten ihm ein wertvolles Kapital an Achtung, Sympathie und Freundschaft unter den in jener Gesellschaft vereinigten Orientalisten eingetragen; leider sollten alsbald, wie wir sehen werden, die Keilschriften sich als ein bedenklicher Keil in diesen Umgang hineinschieben und mindestens Gobineaus Autorität stark darunter leiden, wenn auch die freundschaftlichen Beziehungen mit einzelnen davon unberührt

blieben. Das gilt namentlich von Julius Mohl — wieder einmal einem Schwaben, wie Bohn und Keller —, der eigentlichen Seele der Asiatischen Gesellschaft, den schon allein der Umstand Gobineau andauernd nahehielt, daß auch für ihn das Persische, in seinem Unterricht, als Professor am Collège de France, wie in seinem literarischen Schaffen, das in seiner großartigen kommentierten französischen Übersetzung des Königsbuches gipfelte, den eigentlichen Schwerpunkt seines reichen und vielseitigen Wirkens bildete. So hat es an ehrlichem Interesse und wahrhaft lebendigen Berührungen zwischen den beiden nie gefehlt. Auch Mohls Gattin, eine Engländerin, nahm an diesen herzlichen Beziehungen regen Anteil[1].

Ähnlich wie Goethe für jedes Gebiet menschlicher Erkenntnis sich einen Leibberater erkor, der den eigenen Kenntnissen und Forschungen auf jenem Gebiete nachhelfen mußte, hat auch Gobineau es gehalten. Viele seiner Freunde sind instinktiv unter diesem Gesichtspunkte von ihm aufgesucht worden: an Ausnutzung kann dabei auch nicht der leiseste Gedanke kommen, da die Gegenseitigkeit bei einem Manne seiner Art immer von Hause aus gewährleistet war. Ein schönes Beispiel dieser Art bietet Viollet-le-Duc, der große Architekt und größte Architekturtheoretiker seiner Zeit. Gobineau hatte ihn bei der Prinzessin Mathilde kennen gelernt und sich sofort mit dem Heißhunger des Lernenden an ihn angeschlossen[2]. Daß und was auch Viollet von ihm gelernt hat, ist aus „Gobineaus Rassenwerk" S. 95ff. zu ersehen. Auf welcher Höhe der Verkehr der beiden Männer gestanden hat, davon gibt der Reisebericht aus Teheran vom Januar 1862, der anderen Orts mitgeteilt

[1] Im Gobineau-Archiv befinden sich die — meist nicht bedeutenden — Briefe Gobineaus an Mohl und Gattin, sowie zwei Briefe Mohls, deren einer ihn als heftigen Preußenfresser kennzeichnet.

[2] „Vous êtes mon prophète en architecture; j'ai besoin de l'Évangile du maître" schreibt er ihm aus Athen, 28 février 1867.

iſt, einen ſchönen Begriff[1]. Auch zwei andere, ſehr eingehende Briefe dürften bei Fachkennern eines Tages noch ihre Würdigung finden[2].

Dreier bedeutender Männer iſt endlich noch beſonders zu gedenken, die am beſten hier, wo Gobineau noch einmal wieder Pariſer geworden war, mit angereiht werden, wiewohl der freundſchaftliche Verkehr mit ihnen ſich über ganze Jahrzehnte erſtreckte.

Der undurchſichtigſte von allen Freunden Gobineaus, derjenige, von dem wenigſtens ſein Biograph am letzten eine Charakteriſtik wagen würde, iſt Charles de Rémuſat (1797 bis 1875). Weder die erhaltenen Briefe an Gobineau, noch ein Einblick in ſein reichhaltiges politiſches und literariſches Schaffen, ſoweit er ſich jenem ermöglicht, noch endlich die Äußerungen anderer über den ſo ſeltſam für ſich ſtehenden Mann ermutigen und berechtigen zu einem Geſamturteil über denſelben. Höchſtens kann man die übereinſtimmenden Eindrücke von jenen drei Seiten dahin zuſammenfaſſen, daß man ſagt: es fehlte ihm als Miniſter und Parlamentarier wie als Akademiker und Mann der Wiſſenſchaft, bei den allervortrefflichſten Eigenſchaften des Charakters wie des Geiſtes, ein gewiſſes durchſchlagendes Etwas, die Überzeugung, die Leidenſchaft, um eine große Rolle zu ſpielen, und ſo iſt viel Vornehmheit, viel Feinheit in ihm verklungen, viel ſcharfblickende Erkenntnis verhaucht, weil philoſophiſche Kühle, ſkeptiſche Zurückhaltung ihr im Wege ſtanden und ſie um ihre Wirkung brachten. Aber es iſt all-

[1] „Quellen und Unterſuchungen" Bd. I.

[2] Der eine, aus St. Gratien vom 9. Juli 1861, behandelt ein ausführliches Fragment aus dem Zend Aveſta (Vendidad I 2. 46/47. 61—76. 87—95) über ariſche Bauten und bringt zum Schluß eine Beſchreibung von Demavend. Der zweite, aus dem Lager von Djyzer, 1. September 1862, enthält die Beſchreibung mingreliſcher Bauten, georgiſcher Kirchen, Troglodytenwohnungen ꝛc., mit zahlreichen Zeichnungen.

zu klar, daß hiermit dieſe Geſtalt noch in keiner Weiſe erſchöpft iſt, als daß wir auch nur ein weiteres Wort über ſie verſuchen ſollten[1].

So ſchwer nun aber auch Rémuſat an ſich zu faſſen iſt, ſo leicht iſt er es in ſeinen Beziehungen zu Gobineau. Wir dürfen ohne Zaudern ſagen, er ſei der ſelbſtloſeſte unter allen ſeinen Gönnern und Freunden geweſen. Von dem Augenblick an, da er — anſcheinend noch als Freund ſeines Oheims — ſich für ihn und ſeine literariſchen Erſtlingsleiſtungen zu intereſſieren begann, hat er, immer ganz nur Wohlwollen, ganz Bewunderung für das reiche, blühende Talent, das ſich ihm hier erſchloß, wie ein getreuer Eckart über ſeinem Leben gewaltet. Er war es, der ihm die Débats erſchloß und damit (im Ternove) einen erſten durchſchlagenden Erfolg, er auch, der ihm, noch kurz vor ſeinem Tode, mit Stockholm ſeinen letzten diplomatiſchen Poſten verſchaffte. Und was nun allenfalls dieſer mit dem letzten Kerne ihres Weſens nicht aus ſich heraustretenden Natur an Wärme fehlte, das brachte verſtärkt ſeine Gattin hinzu, wie es ſcheint, einer der vollendetſten Typen der Franzöſin, zu deren „großer Seele" Gobineau noch zu einer Zeit, da im übrigen ſchon Miſanthropie vernehmlich bei ihm

[1] Über Rémuſat urteilen unter anderen Tocqueville in den Souvenirs, p. 118. 301, Thureau-Dangin in ſeinem mehrerwähnten Werke T. III 118, IV 110. 329, Albert Sorel in ſeinen Études de littérature et d'histoire (Paris 1901) p. 9, Pierre Marcel in der Introduction ſeines Essai politique sur Alexis de Tocqueville p. 24. 30ss. 39. 54. Seine Schriften ſind teils politiſchen, teils und hauptſächlich philoſophiſchen Inhalts; insbeſondere hat er ſich die Geſchichte der Philoſophie zum Arbeitsgebiete gewählt. Entſprechend ſeinem eigenen Worte „Les vies des hommes illustres sont, à tout prendre, le plus grand monument de l'histoire des nations" („S. Anselme de Cantorbéry" T. I p. 2) bedient er ſich mit Vorliebe der biographiſchen Form auf dieſem Felde. Für ſein Hauptwerk gilt ſein „Abélard" (2 Bde.), von dem, wie auch von ſeinem Anselme de Cantorbéry, ſich Widmungsexemplare im Gobineau-Archiv befinden.

mitzuſprechen begann, bewundernd aufſchaute. Wie er einmal (gegen Tocqueville) Rémuſat ſeinen Paten nennt, ſo iſt ihm vollends deſſen Gattin zeitweiſe eine Mutter, eine Schweſter geweſen, und, wie es ſcheint, hatte ſie auch das tiefere Verſtändnis für ihn, mindeſtens die verwandtere Anlage. Auch ſie war ganz Verve, und ſo wirkte auch „jener Zauber, dem ſich niemand entziehen kann" (ihre eigenen Worte) aus Gobineau auf ſie doppelt und dreifach.

Ungern verlaſſen wir dieſe Menſchen, bei denen alles Innigkeit, Herzlichkeit, Ehrlichkeit war, um uns einem anderen Verhältniſſe zuzuwenden, bei dem dies alles ſo ganz anders, ſo leidig entgegengeſetzt ſich anließ. Im Kreiſe der Scheffers hatte Gobineau vor Jahren Erneſt Renan kennen gelernt, der Henris Schwiegerſohn wurde, wie er ſelbſt Arys Liebling und faſt Adoptivſohn geworden war. Es entſpann ſich hieraus ein Umgang zwiſchen den beiden glänzenden Geiſtern, der wiſſenſchaftlich ihnen gegenſeitig reiche Anregung und Befruchtung einbringen ſollte, menſchlich ebenfalls nach außen bis zuletzt die Formen der Freundſchaft trug, während dieſe doch innerlich längſt unheilbar unterwühlt und vergiftet war. Gewiß haben hier Gegenſätze ihres innerſten menſchlichen Weſens mitgewirkt, die keine Gemeinſamkeit der geiſtigen Intereſſen, gelegentlich ſelbſt der politiſchen Anſchauungen, überbrücken oder auch nur abſchwächen konnte. Aber in der Hauptſache geht die Entfremdung in ihren Urſachen doch auf gewiſſe Vorgänge zurück, die ſich in den Jahren nach dem Erſcheinen des Essai abſpielten. Renan hatte dieſen (brieflich) mit aufrichtiger, warmer Bewunderung begrüßt und Gobineau in Ausſicht geſtellt, daß er durch öffentliches Eintreten für ſein Werk hiervon Kunde geben werde. Statt deſſen ſchwieg er nicht nur völlig, ſondern lohnte Gobineau die reichen Anregungen und Belehrungen, die er eingeſtandenermaßen von ihm empfangen, und die ſelbſt bis zu Entlehnungen gingen, durch

eine direkte Verleugnung ſchlimmſter Art, die Gobineau im tiefſten erbitterte, und die er nie verwunden hat[1].

Wenn dennoch die Beziehungen nicht ganz abgebrochen wurden, ſo war es, weil die Häuſer Scheffer ſich als Nährboden von Liebe und Freundſchaft allzu unerſchöpflich erwieſen, weil die Tradition, die dort geknüpft, wie automatiſch weiterwirkte; weil vor allem Madame Renan, reichlich ſo ſehr wie ihre Couſine Madame Marjolin, mit glühender Bewunderung und verſtändnisinnigſter Liebe an Gobineau feſthielt bis ans Ende und ſo ausgleichend wirkte, indem ſie den Gatten immer wieder mitriß und den Freund vermochte, den zu ertragen, den er am liebſten von ſich geſtoßen hätte.

Die Gegenſätze freilich traten nach ſolchen Erlebniſſen um ſo unausgleichbarer hervor, und wenn Gobineau in den Werken Renans, die dieſer nicht müde wurde ihm immer wieder zu widmen, noch wohl einzelnes ſympathiſch begrüßt, ſo wird das Urteil darüber doch im ganzen immer herber, und zu der Zeit, da er ſelbſt in immerhin einſeitiger und ſchroffer, aber doch großartiger Entwicklung ſeinen Charakter auf die Höhe gebracht hatte, in den ſiebziger Jahren, fand er den einſtigen Freund — abermals nur zu berechtigt! — des Charakters immer mehr bar, und den Schriftſteller, in den „Évangiles“ z. B., „ſüßlich und parfümiert, als wär's ein Friſeur“.

Ganz anders ſteht es nun wieder um den dritten der hervorragendſten Pariſer Freunde Gobineaus, um Proſper Mérimée[2]. Der ſehr herzliche, nie im geringſten getrübte

[1] Sehr eingehend werden dieſe Dinge behandelt, auch eine Charakteriſtik von Renans Wirken gegeben, in „Gobineaus Raſſenwerk“ S. 42—59. Leider habe ich von dem daſelbſt Geſagten nicht ein Wort zurückzunehmen. Man kann Renans Verhalten nicht anders beurteilen.

[2] Die Briefe Mérimées an Gobineau ſind veröffentlicht in der Revue des Deux Mondes 1902, 15 octobre und 1 novembre. Die

Freundesbund mit dieſem dürfte zunächſt manchen befremden, da gewiſſe Züge in Mérimées Charakter, und gerade die, welche neuerdings in der Briefliteratur mehr hervorgetreten ſind, vor allem ſein berüchtigter Zynismus, doch gar zu ungobineauiſch anmuten. Wenn aber Hillebrand in ſeiner vortrefflichen Charakteriſtik Mérimées („Zeiten, Völker und Menſchen" Bd. II: Welſches und Deutſches. 2. Aufl. Straßburg 1892. S. 142—157) recht darin hat, daß jener Zynismus nur eine Maske, die ein warmes Gemüt verbarg, daß Mérimées Skeptizismus der der Wahrheitsliebe, daß er ſelbſt ein durch und durch lauterer, mutiger, allem Schein abholder, dabei vornehmer Mann geweſen ſei, wenn er, mit einem Wort, auch im Charakter Gobineau ſehr nahegeſtanden hat, dann wird uns der Zuſammenklang der Geiſter um ſo weniger wundernehmen, denn die Berührungen, die es hier gab, waren ſchier unendlich. Auch Mérimée hatte einen Teil ſeines Lebens in der praktiſchen Laufbahn, im Staats- und Verwaltungsdienſte wie in der Journaliſtik, geſtanden; auch er war viel gereiſt, war mehrmals im Orient geweſen; auch er beherrſchte viele Sprachen und Literaturen; auch er war, als Hiſtoriker und Archäologe, ein hervorragender Vertreter der Wiſſenſchaft, dazu ein ſcharfer Beobachter und ein Weltmann von Rang; auch er ſtand den Künſten, vor allem den bildenden, ſehr nahe; als Dichter aber vollends war er einer der glänzendſten ſeiner Zeit. Goethe zählte ihn zu ſeinen Lieblingen und nannte ihn einen „ganzen Kerl" ſchon nach ſeinen

---

Gobineaus an Mérimée dürften als verloren zu betrachten ſein, da die Rettung von Mérimées Papieren vor der Einäſcherung des von ihm bewohnten Hauſes in der Rue de Lille durch die Kommunards anſcheinend nur eine Hypotheſe oder ein frommer Wunſch von Verehrern Mérimées war. Ein Originalpaſtellgemälde des letzteren (Zigeunerin), mit Widmung an Gobineau, befindet ſich im Straßburger Gobineau-Archiv.

Anfängen: seine Novellen hat er nicht mehr erlebt. Wie diese aber auf Gobineau gewirkt haben müssen, dafür spricht nichts deutlicher, als eine ganze Reihe mehr oder minder direkter Anklänge, namentlich an „Colomba“, die Krone aller französischen Novellen, die sich in Gobineaus „Souvenirs de voyage“ (gewissermaßen einer Huldigung an den dahingeschiedenen Freund) finden[1]. Eine fernere, nnd ganz gewiß nicht unwesentliche, Gemeinschaft zwischen beiden lieferte die Politik: Mérimée war eine der ganz wenigen hervorragenden Gestalten jener Epoche, die den Mut hatten, konservativ zu sein. Auch er erblickte, wie Gobineau, im aufgeklärten Despotismus das wahre Heil seines Vaterlandes. (Bekannt ist sein nahes Verhältnis zur Kaiserfamilie und sein bis zum Tode getreues Ausharren bei ihr.) Und endlich ein Letztes, doch auch nicht ganz Unwesentliches, das aus Mérimées Briefen, neben allen anderen hier berührten Saiten, vernehmlich genug widertönt: die Heiterkeit und Jovialität, die Vorliebe für den Witz (einschließlich des calembourg), die feine Ironie, die Anekdotenjägerei, was alles zwar Männern dieses Ranges nur den Stoff für Zwischenmomente lieferte, nur ein menschliches Aufatmen zwischen der höheren Tätigkeit jeder Art bedeutete, aber als organischer Bestandteil ihrer beiderseitigen Naturen ihnen doch manche ernste Stunde gewürzt und manche lustige bereitet haben mag.

Wenn Gobineau von seinen Pariser Wintern klagte, daß das Gesellschaftsleben ihn angreife, daß es in seiner Weise mindestens so anstrengend sei wie die Arbeit, ja wenn er andere Male die letztere als Ablenkungs- nicht nur, sondern geradeswegs als Ausruhemittel bezeichnet, so werden wir begreifen, wie sehr er sich mit allen Kräften an diese klammerte und nicht nur in seinem Trye von früh bis spät sich ihr hin-

[1] Ich verdanke diesen — durch reichliche Beispiele belegten — Hinweis meinem Freunde Franz Hahne, dem deutschen Übersetzer der Gobineauschen Reisenovellen.

gab, ſondern ſelbſt in Paris jeden freien Moment zu benutzen verſtand. Freilich konnte er in der ländlichen Ruhe ganz anders der ihm gemäßen und angeborenen Lebensweiſe — er war von ſtrengſter Mäßigkeit und großer Frühaufſteher — ſich hingeben, an deren Durchführung ihn in der Hauptſtadt die ſpäten Abendgeſellſchaften und das luxuriöſe Leben zu ſeinem größten Verdruſſe hinderten.

So ſind denn ſchließlich auch jene Zwiſchenjahre wohl verhältnismäßig, aber doch keineswegs abſolut, arm an Arbeitserträgniſſen geweſen. Veröffentlicht worden freilich iſt damals nur wenig, in der Hauptſache nur die beiden Reiſewerke, deren zweitem, „Voyage à Terre-Neuve“ (Paris, bei Hachette, 1861), wir jetzt noch einige Worte zu widmen haben[1].

Der Erfolg, den dies Werkchen davontrug — es war ſehr ſchnell vergriffen —, war ein wohlverdienter, vor allem freilich auf das Motto: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“ aufgebauter. Aber die mannigfaltigen Themen des Buches gehen ſo natürlich und unmittelbar ineinander über — die Anordnung iſt die des chronologiſchen Erzählers, nicht die des ſyſtematiſchen Betrachters — und ſind vor allem in einem ſo einheitlichen Geiſte gehandhabt, daß man ſtets und überall den Gleichen heraushört, den ganzen Mann vor ſich hat.

So zeigt die Reiſe nach Neufundland an einem kleineren Beiſpiele typiſch Gobineaus ganze Art, Welt und Leben zu betrachten. Faſt über ihre Bedeutung iſt es ihr zugute ge-

[1] Leider iſt dies Buch, das inhaltlich ſo außerordentlich reich und in Ton und Stil geradezu ein Muſter Gobineauſcher Darſtellungsweiſe iſt, ziemlich unwiederbringlich der Öffentlichkeit entzogen. Denn da die Franzoſen ſich zu einer Geſamtausgabe der Werke wohl kaum mehr aufſchwingen werden, ſo iſt nicht abzuſehen, wie es zu einem Neudruck kommen ſollte. Auch an eine deutſche Überſetzung dürfte ſo leicht nicht zu denken ſein, da es ſich doch immerhin um ein Nebenwerk handelt.

kommen, daß ihr Verfaſſer damals auf der Höhe des Lebens ſtand. Aus jedem Worte quillt und ſprudelt eine Fülle und Friſche der Inſpiration, der Beobachtung, der Stimmung, wie kaum je wieder anderwärts. Nichts, aber auch nichts entgeht ihm. Die Schilderungen ſind durchweg von packender Sinnfälligkeit, die Darſtellung bald tändelnd leicht, bald durch Denkerarbeit vertiefter. Das Ganze aber iſt durchzogen von einer ſtrahlenden Heiterkeit, ſodaß Mérimées Worte von jedem Leſer nachempfunden werden dürften: „Je vous ai lu avec grand plaisir. . . . Vous m'avez appris une chose, c'est que vous étiez très gai et que vous aviez la bosse de l'observation comique. Après votre grand ouvrage sur les races humaines et même vos Trois ans en Asie, je vous croyais un grand philosophe et un politique. Maintenant vous me paraissez un *humouriste* charmant! Êtes-vous donc ce que dit Madame Malaprop de Cerbère, three gentlemen at once?“

Beginnen wir mit dem amtlichen Auftrag. Die für Frankreich unglücklichen Friedensſchlüſſe von 1713 und 1763 hatten dieſem Lande zwar ſeine Beſitzungen im nördlichſten Teile Amerikas gekoſtet, aber das Recht, in den Gewäſſern von Neufundland eine maritime Station zu unterhalten und vor allem das der ausſchließlichen Fiſcherei und damit ſommerlicher Niederlaſſungen auf einem ſehr großen Teil der Küſten jener Inſel — das Terrain wechſelte in den beiden genannten Friedensſchlüſſen — belaſſen. Über ein Jahrhundert war alles gut gegangen, trotzdem eine Anzahl engliſcher Niederlaſſungen ſich in das den Franzoſen vorbehaltene Gebiet eingeſchoben hatte. Erſt unter dem Julikönigtum fand man franzöſiſcherſeits dieſen Zuſtand nicht mehr erträglich und regte allerlei Änderungen und Entſchädigungen, wie z. B. Ausdehnung der Fiſchereigerechtſame auf die Küſte von Labrador, an, die ſich aber zerſchlugen bezw. nicht bewährten. Dagegen war nun

erſt eine wirkliche Beunruhigung in jenen Gegenden geſchaffen, ſodaß Napoleon III. eine Neuklärung der Lage als notwendig erkannte. Die Erhebungen, die durch die vereinigten Kommiſſare der beiden Reiche im Sommer 1859 unter gründlichſter Abſuchung ſelbſt der entlegenſten Winkel vorgenommen wurden, ergaben, daß die Wiederherſtellung des status quo ante bei weitem das Wünſchenswerteſte für beide Teile ſei, und ſo durfte Gobineau zuſammenfaſſend es dem Kaiſer Napoleon als eines von deſſen nicht geringſten Verdienſten anrechnen, Frankreich ein Recht im vollen Umfange neu geſichert zu haben, das nicht nur dem franzöſiſchen Handel bedeutende Vorteile einbrachte, ſondern, was ungleich mehr wert war, ſeiner Marine Tauſende von tüchtigen Seeleuten zuführte.

Nun das Biographiſche. Wo Gobineau einmal ſelbſt autobiographiſch Hand angelegt hat, wie in Aſien und hier, da ſehen wir mit einer Klarheit, mit einer Unmittelbarkeit ſozuſagen jeden Schritt und Tritt, jedes einzelne Sinnen- wie Seelenerlebnis vor uns, als ſeien wir dabei geweſen.

Das durchſchnittliche Landſchafts- und Wetterbild war freilich trübſelig genug: „Nichts Neues, immer nur Fiſchbehälter verſchiedener Art[1], immer der nämliche (Fiſch-) Duft, grauer Himmel, Regen, Nebel, kalte Feuchtigkeit, ein wildes, unfruchtbares Land, mindeſtens ein ſchwimmender Eisberg, der ſich öde und geödet am Horizonte herumtrieb.“ Aber es gab Mittel genug, das auszugleichen. Wieder und wieder rühmt Gobineau die gaſtliche Aufnahme, die ihm nicht nur in den franzöſiſchen, ſondern vor allem auch in allen engliſchen amtlichen und geſellſchaftlichen Kreiſen zuteil wurde (ſeine Vorliebe für Engländer dürfte damals ſtarke Nahrung gefunden haben). Aber auch im übrigen traf er noch auf genug Dinge, die ihm

[1] „cageots“ und „chauffauts“ (normänniſche Provinzialismen), die anderen Orts beſchrieben werden.

einen erfreulichen Widerhall gaben. Alles Urwüchsige, alles echt Volksmäßige hat von je lebhaft zu ihm gesprochen. Und vollends das Seemannsleben, in das er hier auf ein volles halbes Jahr untertauchte. Die Mannschaft, die Schiffsjungen, nicht zuletzt der Koch des Gassendi — eines alten Kastens, der „niemanden mehr etwas zu leide tat" —, ein jeder bekommt ein Lob oder doch ein paar launige Worte. Vergnügungen, wie ein primitiver Ball an Bord, die Feier des Sieges von Solferino werden herzlich mitgenossen. Das Leben und Treiben der Fischer der verschiedenen Reviere wird bis ins einzelnste mitgelebt, ihren Leiden und Freuden, insbesondere ihren religiösen Belangen und Versorgungen nachgegangen. Manches Original aus ihrem Kreise lebt vor uns auf. Sind sie vielfach mit komischen Zügen ausgestattet, so fehlt es doch auch nicht an ernsten, ja ergreifenden Seelengemälden. So das des Piloten von St. Pierre, der Gobineau die Worte entlockt: „Il a plus de soixante ans et les années n'ont pas mordu sur sa vigueur et son énergie physiques. Les chagrins n'ont pas été plus puissants que les années; il a perdu quatre fils, tous noyés, tous emportés par la mer, et nuit et jour il court encore lui-même sur cette mer qui lui a tout pris. Une vie composée de telles fatigues, tissue de tant de périls, semée de tant de douleurs, n'a pas courbé ce matelot. Parvenu au cœur de la vieillesse, il travaille et travaillera jusqu'à sa mort." Und dieser Mann steht keineswegs vereinzelt da in jener ganzen Gesellschaft, die nicht weiß, was Selbstmord, was Revolte ist: dem Fischer der Bank von Neufundland erteilt Gobineau ganz generell im Hinblick auf seinen beispiellosen Wagemut, seine nie wankende Ausdauer, seine Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit, seine Festigkeit und Geistesgegenwart bewundernd den höchsten Ehrentitel: „er ist ein Mann!" Sehr schön harmoniert hiermit die Charakteristik einzelner Musterbilder von Seelenhirten, die über

dieſer, fern der modernen Welt gleichſam vergangene Tage vertretenden Schar walten und ſich Gobineau tief eingeprägt haben; während nun wiederum eine andere, gleichfalls eine Vergangenheit, aber eine rettungslos verlorene, verkörpernde Schar — das zu Grabe gehende Indianertum — durchaus und ungemiſcht düſter-traurig anmutet, ſodaß kaum ein Strahl Gobineauſchen Humors ſich hervorwagt, um ſie zu beleuchten, wie etwa, wenn er erzählt, daß die alte Herrſcherfamilie der Micmacs dem Ausſterben geweiht ſei, weil ihr verwitweter letzter Sproß, deſſen ganzer Beſitz zerfetzte Kleider und ein durchlöcherter Hut waren, auf den bloßen Zauber ſeines Namens hin keine neue Lebensgefährtin fand. Im übrigen beſchließt er die verſchiedenen Schilderungen der Indianerbilder, die ſich ihm darboten, mit den Worten: „Comparant le passé de ces pauvres gens avec leur présent, je m'en allai un peu ému de la tristesse de leurs regards, de l'effacement de leur sourire, de leur expression de résignation complète d'humilité. . . . C'était de plus en plus le spectacle de la décadence: la misère avant-courrière de la mort. . . . Encore quelques années, la terre couvrira leurs derniers tombeaux.“

Beſonders wohltuend tritt in Terre-Neuve einmal wieder der Patriot hervor, den jene Miſſion in Gobineau erweckte, nachdem er im Orient einigermaßen eingeſchlafen war. Ein eindringender Rückblick auf die franzöſiſche Koloniſation im Norden Amerikas, auf die Entdeckungen und Eroberungen franzöſiſcher Tatkraft im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert ſchwellt ihm das Herz. Er ſtellt die Koloniſten jener Gebiete am höchſten von allen ſeines Landes, und auch der Umſtand, daß ſie deſſen Krone entriſſen ſind, trübt ihm nicht die Freude daran, daß dieſe einſtigen Normannen, jetzigen Kanadier als ein allerwertvollſter Beſtandteil ein neues Volk und Land mit haben begründen helfen, deſſen in unſeren

Tagen vollzogenen ungeheuren Aufschwung er schon damals prophetisch vorausgesagt hat. Auch die französische Marine, die ja in der Tat unter Napoleon III. einen sehr hohen Rang behauptete, erfüllt ihn mit Stolz, und er zaudert nicht, die Elite der französischen über die der englischen Seeleute zu stellen.

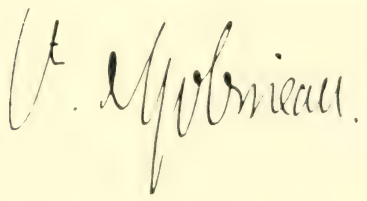
Wir haben hiermit unwillkürlich schon den Übergang zu jenen Betrachtungen allgemeiner Natur vorgenommen, an denen es dieser Schrift ebenfalls keineswegs mangelt. Daß der Politiker in Gobineau nie und nirgends schweigen konnte, versteht sich zu sehr von selbst, britische wie französische Verfassungs- und namentlich Kolonialverhältnisse werden alle Augenblicke gestreift, und mancher Faktor des Staatslebens, der heute unvermindert die gleiche oder gar gesteigerte Geltung hat, wird mit bekanntem Scharfblick gekennzeichnet[1].

Der eigentliche rote Faden des Ganzen aber sind die gründlichen Analysen von Neufundland und Nachbarländern (Neuschottland, Labrador) nach ihrer geographischen und landschaftlichen, anthropologischen und historischen, politischen und volkswirtschaftlichen, religiösen und kulturellen Seite, nebst eingestreuten Städtebildern von Sidney, Halifax u. a. Der Schöpfer des Essai verleugnet sich natürlich auch hier nicht, die Rassen- und Volkspsychologie steht im Vordergrunde. Namentlich zur Charakteristik der Iren wird manches Interessante beigebracht[2].

[1] Nur ein Beispiel: wie auf unsere Tage gemünzt lautet das Wort (p. 136) von der englischen Flotte: „Le nombre des navires peut s'accroître indéfiniment, c'est là une question de dépense: il ne saurait en être de même du personnel, que tous les efforts du monde n'augmentent pas à jour dit, *s'il n'existe déjà dans les conditions où on le souhaite.*“

[2] In „Gobineaus Rassenwerk“ S. 429 ff. ist ein zusammenhängender Abschnitt daraus, „Über die Rassenverhältnisse Britisch-Nordamerikas“, zum Abdruck gebracht.

Blitzartig durchzuckt Gobineau die Erkenntnis der — heute ja wohl auch von keinem Anthropologen mehr bezweifelten — Einheit der gelben Raſſe in Aſien und Amerika, als er in den erſten Indianern, die ihm begegnen, alte Bekannte von den Turkmenenhorden her zu begrüßen glaubt. Eine andere, faſt noch merkwürdigere Reminiſzenz an Zentralaſien brachte ihm das Zuſammentreffen mit dem General Williams, dem heldenmütigen Verteidiger von Kars während des Krimkrieges, der auch lange in Perſien geweſen und dort ſehr bekannt war, und mit dem nun Gobineau in den Salons von Halifax nach Herzensluſt von Kurden, Luren und Türken („in einem verlorenen Winkel von einem nicht minder verlorenen") plaudern konnte. Zu dieſen haben nun auch wir ihn noch ein zweites Mal zu begleiten.



Nach einer Photographie um das Jahr 1860.

Drittes Kapitel.

Perſien zum zweiten Male. 1861—1863.

Am 27. Auguſt 1861 unterzeichnete der Kaiſer Gobineaus Ernennung zum Geſandten in Teheran, und einige Wochen ſpäter, die er in arger Hatz, in beſtändigem Hin und Her zubrachte („j'ai vécu sur la grande route", ſchreibt er der Schweſter), trat er in Marſeille die Reiſe an, und zwar diesmal allein, da es ſich ausſchloß, die Seinigen den einmal erlebten Fährniſſen der Ferne ein zweites Mal auszuſetzen — eine Trennung, die beiden Teilen gleich ſchwer angekommen ſein mag. Dieſe zweite Reiſe nach Perſien brachte ihm mehrere Epiſoden, die ihm Herz und Sinn nach vielem Niederziehenden der letzten Zeiten mächtig hoben: einen Aufenthalt in Tiryns und Mykenä, dann in Athen, wo der ganze Zauber der griechiſchen Landſchaft auf ihn eindrang, die erhabenen Ruinen, die bildenden Künſte ihn mächtig feſſelten und zu eingehendſter Beſchauung anregten, und wo auf dem Rückwege von Eleuſis eine Gruppe junger Mädchen, die aus einem antiken Brunnen ſchöpfen, ihn ganz unmittelbar ins altgriechiſche Leben verſetzten („les attitudes, les costumes, le paysage, c'était une scène toute antique"), darnach die ſeltene Freude eines Wiederſehens mit Prokeſch in Konſtantinopel. Ein ungewöhnliches Glück bewahrte ihn diesmal ſowohl im Mittelmeer, wie im Schwarzen und Kaſpiſchen Meer vor

der Wut der Stürme, die, mit Ausnahme eines Anfalles, der ihn in der Nähe von Tenedos mit betraf, immer dann losstobten, wenn er gerade an Land war. Auch zu Lande traf er es ähnlich günstig und hatte nur beim Heraustreten aus den Gebirgen von Kaswin starke Schneestürme zu bestehen. Die Fahrt durch den Kaukasus, die ihm durch das Entgegenkommen der russischen Regierung wesentlich erleichtert wurde, war ihm in mehrfacher Beziehung interessant und wohltuend. Vor allem begeisterten ihn die Menschen jener Landstriche aufs höchste: in den Mingreliern sah er die Urbilder der griechischen Schönheit leibhaftig auf Erden wandeln. Aber auch geistig fand er während der längeren Aufenthalte in Kutais, Tiflis und Baku, die ihm das Warten auf sein Gepäck auferlegte, vollauf seine Rechnung. Es war ja nur natürlich, daß von russischer Seite gerade für jene wilden Gebiete, die in der zukünftigen Geschichte des Reichs eine so bedeutende Rolle zu spielen berufen waren, besonders regsame Elemente zum Dienste sich drängten, und da sie zum Teil der besten russischen Aristokratie entstammten, so verstand sich Gobineau vortrefflich mit ihnen und gewann sich selbst einzelne nähere Freunde unter ihnen. Der anderen Ortes erwähnte Fürst Labanoff gehört wohl hierher; außerdem nennt er den Landwirtschaftsminister für den Kaukasus, General Kolubakim, den gleichnamigen Generalgouverneur von Kutais, den Generalgouverneur von Tiflis, General von Minckwitz u. a.

Nach mehr als dreimonatlicher Reise traf Gobineau Anfang Januar 1862 in Teheran ein, das er im ganzen unverändert, aber von den Folgen einer Hungersnot und den Maßnahmen einer unweisen Regierung stark mitgenommen fand. Seine Reise von der Grenze bis zur Hauptstadt und sein Einzug in die letztere glich einem Triumphzuge, so sehr hatte sich das Bild des Mannes, der, im Gegensatze zu dem, was von englischen und russischen Diplomaten dort bisher aufgetaucht

war, als erſter jenem ſo empfänglichen, kindlich naiven Schlage einen ganzen, vollen Menſchen offenbart hatte, der perſiſchen Volksſeele eingeprägt. Wir müſſen ihn hier wieder ſelbſt hören (an Prokeſch, 20. Januar 1862), um die zum Teil ſo rührenden Vorgänge unmittelbar mitzuerleben: „Les grands et le peuple se souvenaient de moi et m'ont, en quelque façon, porté sur les mains depuis la frontière jusqu'à Téhéran. A mon entrée solennelle, les gens du bazar se jetaient dans les jambes de mon cheval pour me saluer et se rappeler à moi et ce qui ne s'était jamais vu, j'ai fait la route depuis la porte de la ville jusqu'au palais de la légation, en répondant aux gens par leurs noms et en demandant des nouvelles de leurs enfants. Un pauvre diable a appris mon arrivée dans son village; il est parti le soir et a marché toute la nuit dans la neige pour venir m'apporter trois perdrix et pleurer sur mes mains. Je ne lui ai jamais rendu le moindre service. Ce sont des drôles de gens. Il paraît que les Européens valent beaucoup mieux.“

Über ſeinen diesmaligen Stab und Haushalt in Teheran berichtet er der Schweſter einige Monate ſpäter: „J'ai un attaché, Mr de Rochechouart, et un chancelier Mr Querry que j'avais autrefois et un drogman qui est un drôle que je n'emploie à rien. Un moulla juif avec qui je lis le Korân et la Bible et dispute sur la philosophie. [An anderer Stelle: „J'ai un savant moulla juif à ma solde qui ne me quitte pas, avec qui je lis le Korân tous les jours et qui me fait des discussions à perte de vue, à la vérité, c'est généralement contre la stupidité de ses correligionnaires.“] Un derviche qui mange de l'opium du matin au soir et m'adresse de temps à autre des poésies où je suis comparé à Alexandre le Grand avec quelqu'avantage, j'ose le dire. Le soleil et la lune, comme dit Musset,

se battent pour entrer dans ses rimes. J'ai une petite chienne blanche qui s'appelle Mandane et le chien de Mr Querry Kizil, fils de la précédente qui ne me quittent pas. [Das Bild der Menagerie im Hofe der franzöſiſchen Geſandtſchaft wird ſpäter weit bunter, auch Rochechouart hielt ſich Hunde und Falken, eine Katze mit Familie, gelegentlich ſogar Haſen und Schildkröten traten hinzu.] J'ai mon mirza, mon secrétaire persan, mirza Abdoulgaffar, ou plus simplement Gaffar qui est la personne la plus discrète de la Perse et le grand mandataire de mes augustes volontés. J'ai mon ferrasch-bachi avec sa brigade, mon pischkedmetbachi avec la sienne, mon mirakhor avec ses gens d'écurie, j'ai mon cheval blanc arabe que le Roi m'a donné et qui rend toute la ville jalouse. [Dieſer Araberſchimmel des Schahs war freilich ein Danaergeſchenk, da er ſich ihm nicht gewachſen fühlte.] Ne suis-je pas un potentat bien heureux?"

Über die Funktionen der zuletzt aufgeführten Würdenträger darf ich meine Leſer aus den Aſiatiſchen Novellen unterrichtet vorausſetzen. Auffallen könnte es, daß in dieſer Aufzählung eine Hauptperſon: ſein europäiſcher Diener Camille, ein früherer Buchbinder, fehlt, der dafür aber anderen Ortes ſeine beſondere Rolle ſpielt. Er ſorgte ſehr gut für Gobineau, gab ihm, wenn er von geiſtiger Arbeit erſchöpft war und ſich bei körperlicher erholen wollte, gelegentlich Unterricht in ſeinem alten Handwerk, was unſeren ſtets ſanguiniſchen Helden zu den gewagteſten Hoffnungen für die Zeit verleitete, da er ſich erſt ſeine ganze Bibliothek ſelbſt einbinden würde, und, was weit wichtiger, in der Sparſamkeit. Anſcheinend waren unter ſeiner Dienerſchaft mehrere, die ſchon bei dem früheren Aufenthalte dazu gehört hatten; ſie „weinten beim Wiederſehen wie die Kälber" und waren im übrigen davon durchdrungen, daß ein zweites Weſen wie ihren Herrn die Erde nicht wieder berge, wozu Gobineau mit beliebter Selbſtironie bemerkt: „J'en

suis venu à trouver qu'on ne me rend pas là que la plus stricte justice."

Den Umgang mit den Weiſen des Landes pflegte er diesmal noch weit eifriger als das erſte Mal. In dem Buche über Zentralaſien findet ſich (im vierten Kapitel) eine Aufzählung der berühmteſten Philoſophen des Perſerreiches, von denen ein gut Teil ſeine perſönlichen Freunde waren. Die Streitereien über die göttliche Einheit oder den Dualismus waren das tägliche Brot der Geſandtſchaft. Orient und Okzident gerieten dabei manchmal heftig aneinander, ſo Oſtern 1862, worüber Gobinean ſeiner Tochter berichtet: „Pendant que je vous écris le père Antonio — der der Geſandtſchaft die Meſſe las — soutient une forte bataille dans la chambre à côté contre un moulla musulman, mon moulla juif a volé à son secours, bien généreusement, puisqu'il s'agit de la divinité de notre Seigneur, et est arrivé, brochant sur le tout, Mirza Gaffar qui est Nossairi. De sorte que c'est un fameux tapage, on s'assassine de textes, on se poignarde avec le Korân, on s'assomme avec le Pentateuque. C'est fort beau."

Im allgemeinen aber hatte Gobineau bei dieſen Zuſammenkünften ganz anderes im Sinn, als dergleichen geiſtige Kräfteſeſſungen, nämlich die Förderung ſeiner eigenen Arbeiten, denen wir nachher eingehende Betrachtungen zu widmen haben. Wenn je in ſeinem Leben, hat er während ſeiner perſiſchen Jahre von früh bis ſpät ganz der geiſtigen Arbeit gelebt, bei einer Lebensweiſe von quaſi Waſſer und Brot, die er ſelbſt abwechſelnd bald der des Brahmanen, bald der des Eremiten, bald der des Nekromanten vergleicht, welcher ſich in die Höhlen der Gebirge zurückzieht, um dort ſeine Geheimniſſe auszubrüten. Wie ein Nachhall dieſes Vergrabens in die Arbeit klingt es, wenn er nach der Heimkehr (4. November 1863) einem Freunde, Delpit, ſchreibt: „J'imagine que je vous

trouverai au milieu d'édifiants monceaux de papier. *Je pense de plus en plus que c'est le plus beau des paysages.*" In erſter Linie waren es immer die Keilſchriften, die ihm jetzt ſo gut in die Glut des Sommerlagers von Djyzer folgten, wie er ihnen zuvor mit erſtarrten Fingern auf ſeiner vom Winde geſchüttelten Korvette im St.-Lorenz-Golf obgelegen hatte.

So ſehr ein derartiges Leben an ſich nach Gobineaus innerſtem Herzen war, ſo mußte es ihn doch mit der Zeit aufreiben; dazu kam die Sehnſucht nach den Seinigen, die in den erhaltenen Briefen an die Tochter vielfachen, oft rührenden Widerhall findet. Der Unterricht an die letztere wurde, wie beim erſten perſiſchen Aufenthalte mündlich, ſo jetzt brieflich weiter erteilt[1].

Auch Prokeſch machte ihm einigermaßen das Herz ſchwer, indem er ihm wiederum einen Poſten in Deutſchland lockend vor Augen hielt, der ihm bei weitem das Liebſte geweſen wäre. So wurde allmählich Xenophon, der Meiſter des Rückzugs aus Aſien, ſein Ideal, ſein Ruhm ließ ihm keine Ruhe und er ſehnt die Stunde herbei, „da er ſich auf die Spuren des großen Kapitäns werde ſtürzen können". Ende Auguſt 1863 war dieſe herbeigekommen; zuvor hatte noch das Napoleonsfeſt ſeiner Popularität die Krone aufgeſetzt, indem es ihm da geglückt war, durch energiſche Maßnahmen einen empörenden Gewaltakt des Stadtoberhauptes, ſogar durch Anrufung der Intervention des Schahs, rückgängig zu machen. Schon daß man ſich an ihn um Schutz bei ſolchen Gelegenheiten wandte, zeigt,

[1] Eine Fülle intereſſanter Urteile birgt, neben allerlei Späßen und namentlich drolligen Tiergeſchichten, dieſe Korreſpondenz. Als eine geſchloſſene Einheit löſt ſich daraus eine Gruppe von Charakteriſtiken griechiſch-römiſcher Helden heraus, bei welchen das Paradoxe, das wir von den entſprechenden Stellen des Essai und der Histoire des Perses her kennen, durch eine übermütige burſchikos-ironiſche Zutat abgedämpft iſt.

wie nahe er dem Herzen des Volkes ſtand. Und ſo mag denn der Dankruf, der im Moment des Abſchieds auf den Lippen von alt und jung in Teheran lag: „Gott ſchütze den Vezier“ ihn wie ein Segensruf auf der Heimfahrt und darüber hinaus umſchwebt haben. Dieſe ging diesmal, da Prokeſch nicht in Konſtantinopel anweſend war, über das Kaſpiſche Meer in ſeiner ganzen Länge, dann die Wolga hinauf bis Niſchnij-Nowgorod und über Moskau, Petersburg und Berlin heim. Am 12. Oktober 1863 traf Gobineau wieder in Trye ein, zunächſt für einen ſechsmonatlichen Urlaub, von dem ſich aber vorausſehen ließ, daß er einen Stellungswechſel im Gefolge haben würde. Ehe wir ihn dort wieder aufſuchen, haben wir zuvor noch einen Rückblick auf ſeine diesmalige Tätigkeit in Teheran zu werfen.

Zunächſt die amtliche.

Allzuviel hatte es mit dieſer nicht auf ſich, und was wir vernehmen, war meiſt nicht erquicklicher Natur. Einerſeits ſchärfte ſich ihm der Blick unwillkürlich immer mehr für die Schäden um ihn her, ſo lieb er das Volk auch hatte („Je ne retrouve plus mon Téhéran d'autrefois, sous plus d'un rapport. Rien n'échappe aux perfectionnements du siècle“ ſpottet er einmal), anderſeits und vor allem machten ihm europäiſche Landsleute zu ſchaffen. Wir finden an vielen Stellen ſeiner Werke wie ſeiner Briefe die bitterſten Klagen über die moraliſche Beſchaffenheit der Chriſten im Orient — erſt nach der Zeit ſeiner perſiſchen Geſandtſchaften iſt es aufgekommen, daß auch beſſere europäiſche Elemente ſich in jenen Ländern angeſammelt haben —, am draſtiſchſten etwa in dem Worte an ſeine Tochter: „ils ne valent pas les coups de bâton qu'ils reçoivent.“ Damals vollends ſcheint ihm kaum einmal ein anſtändiger Europäer begegnet zu ſein. Von einem Landsmann, der zwei Jahre in der Gefangenſchaft der Turkmenen geweſen war, und den er daraus befreite, heißt es:

„Entre nous soit dit, il ne valait pas la peine. C'est un triste sire.“ Das Schlimmſte brachte ihm aber die Befaſſung mit der Angelegenheit eines franzöſiſchen Artilleriekapitäns, der in perſiſche Dienſte getreten war und als Leiter einer Waffenfabrik große Summen veruntreut hatte. Entgegen der bisherigen Praxis der Geſandtſchaften, die in ſolchen Fällen ein Auge zuzudrücken pflegten, hielt es Gobineau für ſeine Pflicht, den Schuldigen zu entlarven, ihn vor einer militäriſchen Kommiſſion zur Verantwortung zu ziehen und zugleich die Anklageſchrift gegen ihn nach Paris zu ſenden, wiewohl er ſich nicht verhehlte, daß die ungewohnte Strenge ſeines Eingreifens ihm vielleicht auch dort nicht überall Freunde machen würde. Aber er konnte nicht anders, und man begreift ſeine Worte an Prokeſch: „C'est la première fois qu'une légation reconnaît qu'un coquin est un coquin et l'arrête. Heureusement que les faits sont criants. Tout voleur sur lequel je mettrai la main, je le traiterai de même[1].“

Ebenſowenig wie dieſe, mögen andere katoniſche Maßregeln, wie die von Erfolg gekrönten Bemühungen, die Servicekoſten der Geſandtſchaft auf die Hälfte zu reduzieren, ihn bei gewiſſen Leuten beliebt gemacht haben. Immerhin hätte er hierfür wenigſtens den Dank der vorgeſetzten Behörde gewärtigen ſollen. Wie wenig dieſe aber damals überhaupt ſeinen Wert zu ſchätzen wußte — Drouyn de L'Huys war noch nicht wieder am Ruder —, erhellt am deutlichſten aus der Aufnahme, die ſie ſeinen weitergehenden politiſchen Plänen bereitete. Ein Blick hierauf wird uns belehren, daß es ganz gewiß nicht Gobineaus Schuld war, wenn in jenen ſechziger Jahren nicht größere Dinge ſich im franzöſiſchen Namen in Zentralaſien zugetragen haben.

[1] Ein Echo dieſer Vorgänge iſt wohl in der Erzählung von dem Kollegen Gamber Allis als Schutzflehenden in Schah-Abdulaſim in den Aſiatiſchen Novellen zu erkennen.

Seit Baſterots Darſtellung (in der der Neuausgabe des Essai vorausgeſchickten biographiſchen Skizze p. XXIV—XXV) iſt das Weſentliche dieſer Angelegenheit bekannt. Da Baſterots Mitteilungen auf mündliche Angaben Gobineaus zurückgehen, und außerdem muſterhaft knapp und klar ſind, ſo wüßte ich kein beſſeres Verfahren, als zunächſt ſeine Worte — deutſch — wörtlich wiederzugeben und ſie ſodann um einiges weitere mir inzwiſchen bekannt Gewordene zu bereichern.

„Er hatte in Teheran einen Attaché von etwas ſeltſamem Charakter, aber voller Kühnheit und lebendigen Geiſtes. Graf Rochechouart widmete ſeinem Vorgeſetzten eine tiefe Zuneigung, und das Buch, das er ſpäter über China ſchrieb, wo er als Geſchäftsträger war, ehe er in jugendlichem Alter in St. Domingo ſtarb, verrät den Einfluß von Gobineaus Ideen auf ſein Denken[1].

„Zu jener Zeit war Rußland noch nicht Herr in Zentralaſien. Zwiſchen dieſer rückſichtslos auf ihr Ziel losſteuernden Macht und dem ſeit langem von den Fürſten Aſiens gefürchteten England war ein höchſt beſtimmter Platz für einen bedeutenden Einfluß Frankreichs, das gewiſſermaßen das Gleichgewicht hielt. Unſer Anſehen war noch unverſehrt.

„Durch ſeine außergewöhnlichen Beziehungen zu den Trägern aſiatiſcher Wiſſenſchaft beſaß Gobineau die Mittel, Rochechouart, der ſich für dieſe intereſſante Sendung anbot, den ſchwierigen Zugang zu den Khanaten Zentralaſiens zu erſchließen.

„Das Miniſterium des Auswärtigen verweigerte ſeine Zuſtimmung. Man nahm dort Gobineaus Ideen mit Mißtrauen

[1] Über Rochechouart und ſeine wertvollen und intereſſanten Bücher über Oſtaſien iſt in „Gobineaus Raſſenwerk“ S. 219 ff. einiges mitgeteilt. Gobineau hielt an dem hochbegabten Manne bis zuletzt mit aufrichtiger Hochſchätzung und erwidernder Liebe feſt und hat ihn unter anderem durch Aufnahme einiger Züge ſeines Charakters in die Geſtalt Laudons in den Plejaden verewigt.

auf. Ohne Zweifel ſprach man ihnen mit dem Worte chimäriſch das Endurteil; und alsdann vernachläſſigte Gobineau, zu ſtolz, zu feinfühlig, um ſich ſelbſt zur Geltung zu bringen, vielleicht zu ſehr jene Kunſt der Inſzenierung, die manchmal notwendig wird."

Im ganzen iſt hiermit zweifellos das Weſentliche richtig getroffen. Gobineaus Briefe und Berichte aus Perſien gewähren uns aber in einzelnes noch einen intimeren Einblick. Sie laſſen (namentlich die Briefe an Prokeſch) keinen Zweifel darüber, daß ſowohl ſein Selbſtbewußtſein als ſein Tatendrang damals auf der Höhe ſtanden. Er erinnert daran, wie vielſeitig er bei der Heterogeneität ſeiner amtlichen Sendungen in die Geſchäfte eingeweiht worden, wie er zu arbeiten wiſſe, wie es ihn dränge, an größeren, bedeutenderen Entwicklungen aktiv teilzunehmen. Die Zukunft ſcheint ihm reich an Hoffnungsknoſpen ſelbſt dann, wenn nur ein Drittel davon zur Entfaltung gelange. Es muß etwas zu machen, und er muß der Mann dieſes Etwas ſein. Beſonders kraftvoll wird dieſer letzteren Überzeugung in einem Briefe vom 20. November 1862 Ausdruck gegeben: „Je crois donc à la possibilité de faire du bien. Mais j'observe aussi que par suite du système suivi dans toute l'Europe depuis trente ans avec un triste succès, les meilleures intentions sont souvent servies par les plus pauvres capacités et comme je ne crois pas qu'on puisse faire les affaires autrement qu'avec des *hommes*, je pense qu'il est nécessaire, indispensable en ce moment d'employer le peu qu'on a. D'où je conclus, sans modestie, qu'il faut se servir de moi."

Dieſem ſtolzen Hochgefühl des eigenen Wertes entſpricht durchaus die Zielſicherheit, das durch und durch klare Bewußtſein, in welcher Richtung er ſeine Kräfte einzuſetzen habe. Mit ſeiner ganzen Seherkraft hat er auf einen Blick erkannt, wie todgeweiht die Welt um ihn her ſei. „Tout ce pays-ci, avec

sa dynastie de pillards kadjars, va finir horriblement mal“, ſagt er ſchon 1856, und in demſelben Briefe: „Tout ce pays est plein de l'idée de Dieu. La décrépitude, la vieillesse, la corruption extrême, la fin, enfin, est partout dans les institutions, dans les mœurs, dans les caractères, mais cette constante et absorbante préoccupation sacrée ennoblit singulièrement toute cette ruine.“

Nicht als ob er es an redlichen Verſuchen hätte fehlen laſſen, dieſe Bewegung nach dem Abgrunde zu aufzuhalten. Er erkennt, daß die europäiſche Diplomatie wohl imſtande ſein werde, den politiſchen Todeskampf dieſer Aſiaten noch um ein gutes Stück zu verlängern. Was er der eigenen Regierung über perſiſche Zuſtände berichtet hat, lehrt, daß er dem Könige wie den Miniſtern gegenüber weder mit Wahrheiten noch mit Ratſchlägen zurückgehalten hat, um ſie auf beſſere Wege zu leiten. Aber er blieb doch Prediger in der Wüſte und verhehlte ſich keinen Augenblick, daß die Gebiete, die er jetzt dem Abendlande erſt eigentlich erſchließen helfe, fortan der Tummelplatz ganz anderer, nämlich europäiſcher Intereſſen werden würden, daß die Zerklüftung und Zerrüttung der zentralaſiatiſchen Reiche einer aufſtrebenden, wachſamen und energiſchen europäiſchen Großmacht die reichſten Ausſichten eröffne. Freilich könne eine ſolche Aufgabe gar nicht weitblickend genug angefaßt werden, und die anfängliche Politik der rivaliſierenden Großmächte, Rußland und England, welche alles mehr oder minder unfähigen Agenten überließen, könne ſich nur in kleinlichen Intrigen abſpielen, bei denen jene ſogar den Eingeborenen gegenüber vielfach den Kürzeren zögen. In unſeren Tagen ſehen wir endlich die beiden genannten Mächte die Schlinge zuziehen, welche ſie ſeit langem dem Perſer übergeworfen haben, aber Gobineau konnte doch ſchon am 1. April 1856 dem Freunde ſchreiben: „Il faut avouer que jusqu'à présent le gouvernement du Schah entre les deux

ministres russe et anglais était un peu comme un homme arrêté le soir au coin d'un bois par deux voleurs.“ Er hat dann jahrelang das Wettringen der beiden auf dem aſiatiſchen Theater in allen ſeinen Stadien aufs eingehendſte verfolgt und ſeinen Eindrücken davon brieflich Ausdruck gegeben, aber auch mit dem ſoeben angeführten Worte „jusqu'à présent“ ſehr deutlich zu verſtehen gegeben, daß jetzt und hier Frankreichs Rolle einzuſetzen habe. Er hatte ſchon während des erſten perſiſchen Aufenthaltes einmal, zur Charakteriſierung der Stellung des franzöſiſchen Geſandten, das Wort eines perſiſchen Staatsmannes angeführt: „es gibt in Perſien drei Herren, den Schah, den Großvezier und vor allem den franzöſiſchen Geſandten“, und er durfte ſich mit Stolz vor Augen führen, was er ſelbſt dazu getan hatte, um dieſe Stellung aufrechtzuerhalten, ja zu erhöhen. Die ungewöhnlich reichen Verbindungen, von denen Baſterot berichtet, waren durchaus nicht nur wiſſenſchaftlicher, ſondern zugleich politiſcher und vor allem — was im Orient alles iſt — religiöſer Natur. Sie beſtanden mit den Großen ſo gut wie mit Kleineren; ſie beſchränkten ſich nicht auf die Stämme Perſiens, ſondern reichten über Afghaniſtan bis zu den Feueranbetern Indiens. So iſt ihm wohl ganz unwillkürlich, über das engere Programm hinaus, das er der franzöſiſchen Politik für Perſien vorgezeichnet ſah, und das er in die Worte „cessation d'efforts déstructifs et ensuite consolidation silencieuse“ prägnant genug zuſammenfaßt, der Plan gekommen, gleichzeitig mit der möglichſten Stärkung und Aufrechterhaltung der Welt Irans auch über deren Nachbargebiete den franzöſiſchen Einfluß nach Kräften auszubreiten. Zunächſt dachte er an eine Geſandtſchaft nach Khiwa und Bokhara[1], für die er eben Rochechouart

[1] So berichtet er ſelbſt in ſeiner letzten Schrift: „Ce qui se fait en Asie.“ Vgl. meine Mitteilungen über dieſe in „Gobineaus Raſſenwerk“ S. 479.

auserſehen hatte. Aber, wie wir ſahen, wurden ſeine Pläne a limine abgelehnt.

Ich möchte nicht, mit Baſterot, mangelnde Inſzenierungskunſt hierfür verantwortlich machen, glaube auch nicht, daß der oben von mir berührte Faktor der für Gobineau damals nicht günſtigen Beſetzung der leitenden Stelle der auswärtigen Politik für die Erklärung des Scheiterns ſeiner Pläne ausreicht. Der letzte Grund hierfür iſt vielmehr wohl in der Perſönlichkeit Napoleons III. zu ſuchen, der ſich damals in die unglückſeligſte ſeiner Unternehmungen, die mexikaniſche, dermaßen zu vertiefen und feſtzulegen begann, daß ihm anderes daneben leicht „chimäriſch" erſcheinen mochte. Volles Licht wird in die Abwicklung dieſer Dinge kaum je kommen, da ſie anſcheinend aktenmäßig nicht zu belegen ſind, es wenigſtens reichlich zweifelhaft erſcheint, ob Gobineaus Vorſchläge zu einer wirklichen Denkſchrift oder Eingabe ſich verdichtet haben und in welcher Form ſie abgelehnt worden ſind. Nicht aber dürfen wir daran zweifeln, daß er damals, ſoviel an ihm lag, ſeinem Vaterlande einen Dienſt erſten Ranges geleiſtet haben würde, wenn ſeine Regierung ihn nicht daran gehindert hätte.

Viertes Kapitel.

Die Werke über Asien.

Weit unbedingter noch als für die politische, erscheint es für die wissenschaftliche Tätigkeit Gobineaus im Orient geboten, das Gesamtschaffen während der beiden Teheraner Aufenthalte zusammenzufassen, ja selbst die Zwischenjahre in Paris, Trye und Neufundland mit einzubegreifen. Dies Jahrzehnt von 1855 bis 1864 stellt ein ununterbrochenes Ringen um einzelne ihn hervorragend beschäftigende Probleme des orientalischen Lebens dar. Drei große Werke sind daraus hervorgegangen: die Geschichte der alten Perser, das Werk über die Keilschriften, endlich die auf die beiden Bücher 3 ans en Asie und Religions et Philosophies dans l'Asie centrale sich verteilende Behandlnng der Ψυχή, des sozialen und geistigen Lebens, der modernen Perser. Die Besprechung des erstgenannten, der Histoire des Perses, müssen wir für unseren zweiten Band vertagen, nicht nur aus dem äußeren Grunde, weil die Ausarbeitung zum guten Teile in die Athener Zeit fällt, sondern auch aus dem inneren, weil mit dem erst dort an Ort und Stelle voll eingesogenen und verarbeiteten Griechentume tatsächlich ein neues bedeutsames Moment in jenes Werk eingezogen ist.

Die beiden anderen haben kaum irgend etwas gemeinsam: selbst in der darauf verwandten Zeit und Arbeit besteht ein starker Abstand. Die Keilschriften hat sich Gobineau in unermeßlichen Mühen abgequält, die Werke über Neupersien sind

ihm wie spielend nebenher erwachsen; in gerade umgekehrtem Verhältnis dagegen stehen ihr Wert und ihr Erfolg: das eine ein Schmerzenskind, eine verlorene Liebesmüh', wenn es je eine gegeben hat, das andere für immer einer der schönsten Lichtpunkte in Gobineaus Schaffen[1].

Das Menschlich-Biographische tritt bei den Keilschriften mehr als bei irgend einer anderen seiner Schriften in den Vordergrund. Sie füllen — leider, muß man sagen — einen ganz unverhältnismäßigen Teil seiner Korrespondenz, und da das Sachliche im wesentlichen in Gestalt eines unwiderruflichen Verdiktes abgetan ist, so können wir uns auch zunächst nur an jene persönliche Seite halten, um dann im Anschlusse daran die sachliche nachträglich wenigstens historisch zu würdigen.

Gobineau selbst hat sich, wie wir sahen, dem Nekromanten der Berghöhle, dem Alchymisten auf der Suche nach dem Stein der Weisen verglichen, auch in seinem großen Zauberer ist viel Autobiographisches, bis in die Rückschläge auf seine Umgebung, sein intimstes Leben hinein. Der dämonischen Versuchung, die der Orient auf starke Phantasien ausübt, ist er

[1] Der Poet in Gobineau war während jenes Jahrzehntes dermaßen zum Schweigen gebracht, daß er kaum eine Erwähnung verdient. Wie ein ferner Seufzer der Sehnsucht erklingen die Worte, die er im Dezember 1862 an seine Tochter schreibt: „Maman ne veut plus que je fasse de ces choses-là (nämlich wie seine Jugendtragödien). Elle a raison et je ne recommencerai pas. J'en suis pourtant quelquefois tenté très fort." Indessen möchte ich doch ein Dichtungsfragment, das sich im Nachlasse befindet, „La Belle au bois dormant", auf den zweiten Teheraner Aufenthalt zurückführen, da die Kapitelunterschriften Persien als Entstehungsland angeben und die Erwähnung des Beauvaisis im dritten Kapitel auf eine Zeit hinzudeuten scheint, wo Gobineau jene Gegend schon heimatlich nahegerückt war. Vermutlich haben ihm die fernen Kinder bei dieser Dornröschendichtung vorgeschwebt, die übrigens über die ersten drei Kapitel nicht hinausgekommen ist. Sie ist hübsch, aber, trotz einzelner echt poetischer Wendungen und Gobineauscher Humorblitze, nicht bedeutend.

in reichlichem Maße erlegen. Der Wahn einer Entdeckung, einer wissenschaftlichen Umwälzung ersten Ranges umfing, fast möchte man sagen belastete ihn vom ersten Augenblicke an, da er sich diesen Studien zuwandte. Um ihn indessen nicht ungerecht zu beurteilen, darf man dabei sich nicht auf den heutigen Standpunkt stellen, wo die Keilschriftforschung auf einem höchst sicheren Boden ruht, sondern muß sich in die damalige Zeit zurückversetzen, wo noch keineswegs unbedingte Sicherheit in der Methode der Entzifferung herrschte, wo vielmehr die Möglichkeit eines anderen Systemes derselben noch offen stand, da ja in der Tat die Rawlinson und Genossen nach manchen Seiten noch tasteten und erst Oppert, Gobineaus damaliger Gegner, nach der philologischen und linguistischen Seite Festigkeit in diese Studien brachte. Gerade in dem Moment, wo Gobineau diesen näher trat, hatte die bedeutsame Entdeckung Rawlinsons von der Mehrdeutigkeit gewisser Keilschriftzeichen einen großen Rückschlag von Skepsis im gelehrten Publikum hervorgerufen, wie er unter anderem auch in einem Artikel Renans im Journal des Savants von 1859 zu Tage trat. So stürmte denn Gobineau begeisterungsfroh in die offene Arena. Er selbst hat diese seine Verfassung in späteren Jahren einen Rausch genannt. Bald genug konnte er nicht mehr verkennen, wie schwer der Kampf sein werde, den er entfesselt — der Kampf eines gegen alle. Aber nur um so mehr steigert er seinen Kampfesmut bis zur Extase. Nicht nur sich selbst gibt er fortwährend die Peitsche, auch die Freunde in allen Ländern werden mit auf die Beine gebracht, um dem zum Siege zu verhelfen, was ihm zeitweise zur Hauptangelegenheit seines Lebens geworden war. In guten Augenblicken gab ihm diese, wie nicht anders denkbar, Stoff zu manchem Scherze, er ist seinen Kindern der roi cunéiforme, er drückt seine Schwester an sein Keilschriftherz. Aber bald sollten doch die schlimmen Augenblicke überwiegen. Er vergleicht sich dem von

der Meute gejagten Aktäon. Mehr und mehr stöhnt er unter seinem Werke wie unter einer Last; Sorgen bedrängen, ja ein ihm sonst fremder Zug, ein quälendes Mißtrauen befällt ihn, er will das Manuskript nicht aus der Hand geben, er fürchtet, daß ihm seine Entdeckung entwendet werden könne. Als Vierziger muß er bereits melden, daß ihm das Haar ganz weiß ob dem allen geworden sei.

Solchen Äußerungen stehen dann in mindestens gleicher Zahl andere gegenüber, daß der Sieg um so glorreicher sein werde, je heißer errungen, daß er nach langem Tappen in dem verworrenen Labyrinth jetzt das Licht sehe, daß er ein Endchen des Schleiers der Isis gefaßt habe, daß er seiner Sache sicher sei wie der Sonne, daß der Staub sinken und die Wahrheit bleiben werde, daß dies seinen großen Ruhmestitel bilde, und daß es darum auch nicht zuviel sei, sich einer Lebensfrage wie dieser Scientia nova zum Opfer zu bringen. Mit einer Beharrlichkeit, einer Gründlichkeit hat er sich dabei bemüht, sich und seine Freunde in dem Glauben zu befestigen, daß er gerade hier ganz besonders solide, Schritt um Schritt, sozusagen mathematisch sicher vorgehe, daß er sich sogar für berechtigt hielt, über den Leichtsinn, die Phantasien und Gewaltsamkeiten seiner Vorgänger harte Worte auszusprechen.

Und so bricht schließlich doch immer wieder die Freude, das triumphierende Selbstbewußtsein durch, das ihm diese nach der Masse des bewältigten Materiales wie nach den zur Verwertung gelangten Gedankenkräften allerdings enorme Arbeitsleistung einflößte, und da er in die Rechnung zudem noch den wichtigsten, leider nicht zutreffenden, Faktor ihrer materiellen Richtigkeit einstellte, so begreift man, daß er sein Keilschriftenwerk sogar ausdrücklich weit über die Religions et Philosophies stellt.

Eitler Wahn! Sehen wir jetzt einmal zu, um was es sich handelte. Während er in seiner kleinen Schrift: „Lec-

ture des textes cunéiformes“ (Paris 1858) sich wenigstens in Bezug auf die Deutung des materiellen Inhaltes der Keilschriften noch nicht von den bisherigen Forschern entfernte und nur von den dreisprachigen Inschriften die zweite und dritte — seitdem als akkadisch-sumerisch bezw. assyrisch festgestellte — Gattung als im Huzwaresch oder Pehlewy, der ältesten Mischung aus iranisch und arabisch, bezw. in einer arabischen Sprache geschrieben deuten wollte, den zweiten Divergenzpunkt aber, die nach seiner Ansicht weit spätere Entstehung der Keilschriften, nur kurz andeutete, erhebt er in dem großen Werke „Traité des écritures cunéiformes“ (2 Bände, Paris 1864) den Anspruch, die ganze bisherige Keilschriftforschung radikal über den Haufen zu werfen[1].

Nicht nur, daß er die zeitliche Ansetzung der Keilschriften, die sich eben damals in dem heute allgemein angenommenen Sinne anbahnte, daß dieselben Jahrtausende vor Christo von den Sumero-Akkadern erfunden, dann von deren semitischen Besiegern übernommen und mit der Ausdehnung der assyrischen Macht über ganz Vorderasien verbreitet, nach dem Falle Babylons auch zu den Persern gelangt seien, verwarf und die Erfindung und Verwertung nur für jüngere Jahrhunderte vor Christo gelten lassen wollte; nicht nur daß er jetzt fester denn je bei seinen vermeintlichen Keilschriftensprachen bezw. -dialekten blieb und das Assyrische, das Oppert aus den Inschriften der dritten Gattung herauszuschälen begann, für eine bloße Phantasie des letzteren erklärte[2] („Mr. Oppert traduit dans

[1] Das Werk hat seinerzeit ziemliches Aufsehen erregt und wurde schnell vergriffen, die letzten Exemplare sogar zu hohen Preisen bezahlt, trotz der so begreiflichen Achtserklärung seitens der Fachgelehrten.

[2] Ähnlich hat zwanzig Jahre nach Gobineau J. Halévy das Sumero-Akkadische als Sprache leugnen und für eine bloße kabbalistische Geheimschrift erklären wollen, damit aber ebensowenig Glück gehabt wie Gobineau.

une langue inconnue qu'il dit être l'Assyrien et qu'il arrange en prorata de ses besoins", äußert er einmal brieflich); vor allem war ihm jetzt die verhängnisvolle Erleuchtung gekommen, daß der Inhalt der Keilschriften in der Hauptsache nicht historischer, sondern sakraler Natur, nicht Edikte und Proklamationen der Großkönige und ähnliches, sondern Gebetsanrufungen, Litaneien und dergleichen seien. Sogar die von ihm selber früher im ersteren Sinne behandelten Inschriften wie die von Bisutun wurden jetzt palinodisch umgedeutet. Das Bedenkliche, das schon allein hierin lag, beirrte ihn so wenig wie der sozusagen am Wege liegende Einwand, den ihm später Prokesch machte[1], daß ernsthafte Völker wie die hier in Frage stehenden sich so ausschließlich der Talismanik hingegeben und ihre Felsen und Mauerwände nur mit banalen Formeln bedeckt haben, daß sie dermaßen aus der Ausnahme die Regel gemacht haben sollten. Er wollte in Erwiderung darauf zwar eine zweite Gattung von Dokumenten, die historischen, gelten lassen, aber nur in Kursivschrift und in den Schatzkammern der Könige, während er dabei blieb, daß die Keilschrift der Denkmäler sich in der Talismanik erschöpft habe. „Toute l'Asie est talismanique."

Wir haben keinen Grund, zu bezweifeln, daß ihm dieser Gedanke aus sich gekommen sei; noch weniger aber läßt sich daran zweifeln, daß, nachdem er sich einmal darein verrannt hatte, gewisse Berater und Helfer, denen er sich verschrieben, eine große Rolle bei der Aufführung seines Truggebäudes gespielt haben. Im einzelnen ist diese Rolle nicht ganz klar. Fest steht nur, daß er sich zur Entzifferung der Keilschrifttexte muselmännischen und jüdischen Mullas anvertraute, in erster Linie seinem Leibmulla Mulla Lalazar von Hamadan, der für

[1] Literarisch faßt ihn sehr gut J. Mohl im Rapport annuel de la Société Asiatique vom 19. Juni 1864 (Journal Asiatique 6me Série T. 4 p. 68).

ihn überſetzte, der ihn in die Geheimniſſe der Kabbala, der aus der älteren Geheimlehre der Juden hervorgegangenen myſtiſchen Religionsphiloſophie des Mittelalters, einweihte und dazu verführte, deren Buchſtaben- und Zahlenſpielereien auf die einer ſo ganz anderen Welt entſtammenden Keilſchrifttexte zu übertragen. „Er verwechſelte", wie Seillière treffend ſagt, „nur allzu offenſichtlich die raffinierten, kindiſchen Kommentare einer durch Wortſpielereien ſozuſagen in ihren Wurzeln vertrockneten Wiſſenſchaft des modernen Orients mit einer originellen und ſoliden Erklärung jener Denkmäler einer fernen Vergangenheit; er glaubte in einigen Zauberformeln des Wohlwollens oder Haſſes den ſo lange vergeblich geſuchten Schlüſſel der meſopotamiſchen Epigraphik zu halten."[1] In dem einen Wort „j'ai le témoignage direct d'auteurs juifs", das er für die Identität der Talismanik mit der Keilſchrift anführt, liegt ſein Verhängnis, mit der größten wiſſenſchaftlichen Anſtrengung ſeines Lebens jäh zu ſcheitern, beſchloſſen. Von da war nur noch ein Schritt bis zu jenen unglaublichen Phantaſien, wonach ſeine angeblich talismaniſchen Formeln, nach dem Motto der Weiſen jener ſeltſamen Wiſſenſchaft „wenig Worte, vielerlei Sinn", je nachdem von rechts nach links oder umgekehrt geleſen, immer den gleichen Sinn haben, übrigens aber in viererlei, achterlei, ja noch weit mehrerlei und vor allem zugleich immer ſowohl im guten wie böſen Sinne ſollten geleſen werden können.

Kein Wunder da, wenn ein Gegner wie Oppert leichtes Spiel mit ihm hatte. In einem einzigen Punkte nur ſind Gobineaus Einwände gegen dieſen zu Recht beſtehen geblieben: da nämlich, wo ſich der Ethnologe in ihm aufbäumte gegen die gerade von Oppert mit beſonderer Beſtimmtheit vertretene Hypotheſe, daß die Sumero-Akkader der finniſch-tatariſchen

[1] „Le comte de Gobineau ꝛc." p. 276.

Menschengruppe angehörten. In diesem Punkte hat die spätere Wissenschaft zu größerer Vorsicht eingelenkt und betrachtet jene heute als isolierten rätselhaften Rest einer Völkervorwelt, der sich keiner der großen Gruppen sicher eingliedern lasse. Im übrigen aber konnte Oppert, dessen Stärke das Sprachliche war, den Wildling von Teheran und Trye nach dieser Seite kaum ernst nehmen, und was den materiellen Punkt der Ergebnisse der Texte betraf, so richteten sich Gobineaus Aufstellungen ganz von selbst durch das, was Oppert, nach Grotefend, Lassen-Burnouf, Westergaard, de Saulcy, Rawlinson und Hincks eines der Hauptglieder in der Kette der Keilschriftentzifferer, zu Tage förderte. Gobineau erwähnt eines gegen ihn geschriebenen Artikels von Oppert, den er injuriös und wenig sachlich nennt und der wegen seiner außerordentlichen Heftigkeit allgemein mißfallen habe: wir dürfen aber nicht vergessen, daß Oppert stark gereizt war, daß er in diesem Falle die Wahrheit vertrat, daß Gobineau dagegen in dem leidenschaftlichen Wahne, dies seinerseits zu tun, drauf und dran war, ihn in seinem Siegeslaufe zu hemmen, sogar den großen Preis, der ihm dann doch zufiel, zu gefährden. Später, als alle diese Dinge der Vergangenheit angehörten, hat er in seiner Geschichte der Keilschriftforschung (in der „Grande Encyclopédie", Artikel Cunéiformes) Gobineau mit ruhigem Hohne abgefertigt und ihm sogar die Schmach angetan, bei der sehr ausführlichen bibliographischen Zusammenstellung der Keilschriftliteratur seine Schriften gar nicht mit aufzuführen. Selbst dies können wir im Grunde nicht als ungerecht bezeichnen, wenn wir bedenken, daß Gobineau in der Tat zum wirklichen Bestande jener Wissenschaft nichts beigetragen hat und daß das wirklich Haltbare und Wertvolle aus seinem Traité auf anderem Gebiete liegt. Halten wir uns an das, was der Titel ankündigt und was der Haupt-, angeblich der einzige Inhalt seines Werkes ist, so ist und bleibt jener Traité

ein durchaus verfehltes Werk, und der Biograph Gobineaus kann ſich in dieſem Falle nur ſeinen Gegnern anſchließen; er wird unwillkürlich von bitterem Unmut erfaßt, wenn er ſich vergegenwärtigt, welche koſtbaren Jahre uns die unſeligen Keilſchriften geraubt haben, die ſo faſt vergeudet erſcheinen, während ſie an anderer Stelle, für andere wichtige Pläne, die Gobineau im Verlaufe ſeines Lebens beſchäftigt haben, ſo bitter not geweſen wären. Eine andere Phantaſieverirrung (der Ottar Jarl), der Gobineau erlegen iſt, trug uns doch in ihrer bewußt-unbewußten Verquickung von Dichtung und Wahrheit — von dem verbleibenden Reſt genealogiſcher Wirklichkeiten ganz abgeſehen — wenigſtens ein wertvolles Stück normänniſcher Provinzialgeſchichte und ein ebenſolches franzöſiſcher Kultur- und Sittengeſchichte ein, die ſogar als Ganzes immer ihre Bedeutung behalten werden. Hier dagegen wird zwar einzelnes in ſeinem Werte von uns anerkannt, aber ſchwerlich irgend etwas, wenigſtens für ein lebendiges Fortwirken, dauernd gerettet werden können.

Die von Gobineau bekämpften Aſſyriologen haben auf der von ihm verworfenen Grundlage der aſſyriſchen und der ſumero-akkadiſchen Sprache und des hiſtoriſch-tatſächlichen Inhaltes der Keilſchrifttexte einen Monumentalbau aufgeführt, der zu den ſtattlichſten der Wiſſenſchaft zählt, indes der Glaspalaſt ſeiner phantaſtiſchen Sakral-Talismanik von jenen ebenſo mühelos in Scherben zerſchlagen wurde, als er ſelbſt ihn mühevoll errichtet hatte.

Es war eine ſchwere Niederlage, und das Stigma von den Keilſchriften her hat, unter gelegentlichem unberechtigtem Rückſchlag auf die übrigen Werke, Gobineau lange, überlange angehaftet, wie der Verfaſſer ſich noch Ende des Jahrhunderts in Rückſprachen mit hervorragenden franzöſiſchen Orientaliſten überzeugen konnte. Aber wie die Niederlagen wahrhaft Großer faſt nie ohne mindeſtens eine ſiegreiche Epiſode ſind, ſo auch

hier. Aus dem Zusammenbruch des Traité wird der gerecht Abwägende doch mindestens im Sinne einer Abschwächung der Verirrung, eines ausgleichenden Wertaktivums bedeutende Partien des zweiten Bandes retten können und müssen.

Ohnehin ist es ja von Hause aus wenig psychologisch wahrscheinlich, daß ein Geist wie Gobineau lediglich für einen Wahn, für einen Irrtum derartig in Begeisterung und in Harnisch geraten sein sollte. Offenbar wirkte etwas mit, was dies wohl verlohnte. Offenbar ist er bis zu einem gewissen Grade selbst hier wirklicher Entdecker gewesen, hat er als erster die Hand auf einzelne der Einsichten und Kenntnisse gelegt, die dem Abendlande aus Asien seitdem mehr und mehr zugeflossen sind.

Zweierlei trat ihm aus den alten Zeiten jener Länder vor allem geheimnisvoll anlockend, bis zur Beängstigung ihn erfüllend, entgegen: die vielverflochtenen religiösen Ideen und Gebräuche, die er, teils im Leben teils in der Literatur verschiedener Völker aufgespürt, letzten Endes alle in die Religionsphilosophie der alten Chaldäer ausmünden, und sodann eben jene seltsamen Keilschriften, um deren verborgenen Sinn er jetzt schon seit Jahrzehnten die besten Köpfe sich abmühen sah. Das ehrwürdige Alter jener Religionsphilosophie stand ihm fest — Gobineau hat bereits intuitiv geahnt, daß die Kultur des Zweistromlandes über dessen semitische Bewohner hinaus in die von ihm noch als hamitisch bezeichneten Zeitläufte zurückreiche —; aber alle ihre Originaldenkmäler, das wußte er, waren verloren. Nur aus den Nachklängen, die sie teils im religiösen Leben der Folgezeit, teils in den Literaturwerken, der Bibel, dem Koran, dem Talmud, der Gemara, den Schriften der späteren Juden und Araber hinterlassen hatten, konnte er ein annäherndes Bild derselben zu gewinnen hoffen. Oder sagen wir richtiger: hätte er hoffen sollen; denn wir sahen ja, daß eines Tages das Blendwerk des Gedankens, daß

er auch in den Keilschriften solche Nachklänge, wo nicht gar die Originaldenkmäler selbst, aufgefunden habe, Besitz von ihm nahm[1] und daß alles, was er an Arbeit für die Begründung dieses Gedankens aufgewandt hat, als rettungslos verloren zu betrachten ist. Nicht ganz so steht es nun aber um die Ausführungen, die er den vermeintlichen Konkordanzen mit den Keilschriften, d. h. in Wirklichkeit eben jenen Literaturwerken der Juden, Araber und Perser und den Spiegelungen chaldäischer Religionsphilosophie im religiösen Leben dieser selben Völker gewidmet hat[2]: hier finden sich zweifellos wertvolle Bausteine für die Religionsgeschichte jener Gebiete, und seine Mullas, insbesondere sein Hamadaner Rabbi, kommen so wenigstens in einem anderen Sinne zu Ehren, als er es sich gedacht hatte. Es wäre freilich gar nicht denkbar gewesen, daß er ihrer Belehrung solchen Einfluß vergönnt hätte, wenn der Okkultismus, dem sie huldigten und dienten, nicht auf einer verwandten Saite seines eigenen Inneren angeklungen[3],

[1] Dies wäre, nebenbei bemerkt, auch für ihn ein Grund gewesen, die Entstehung und die Blüte der Keilschriftliteratur vielmehr möglichst weit zurück anzusetzen. Er scheint sich des Widerspruchs, in den er durch die weit jüngere Datierung derselben geriet, gar nicht bewußt worden zu sein.

[2] Gegen zweihundert Texte hat er allein für diese Seite seiner Arbeit herangezogen, und man weiß, daß orientalische Schriftsteller sich für gewöhnlich nicht der Kürze befleißigen. Er selbst schreibt einmal: „Je vous assure que j'ai bien fouillé et travaillé pour cela, lu des livres à faire dresser les cheveux sur la tête et eu des conversations avec des moullas musulmans et juifs à en devenir imbécille“ (20 octobre 1862, an Prokesch).

[3] Dreyfus, „La vie et les prophéties du Cte de Gobineau“ p. 243, macht mit Recht darauf aufmerksam, daß der Katalog von Gobineaus Handschriften auffallend viele Werke über Magie enthalte. Ebendaselbst führt er die merkwürdige Tatsache an, daß Gobineaus Andenken zu einer Zeit, da er im großen Publikum gänzlich vergessen war, in gewissen theosophischen Kreisen sehr lebendig gepflegt worden sei.

wenn nicht in ihm eine sympathische Bewunderung für das, was namentlich die Kosmologie, aber auch die Physik, die Astronomie, ja die Spekulation der alten Chaldäer großes barg, vorgebildet gewesen wäre. Die diese Dinge behandelnden Abschnitte sind denn auch besonders schön (mit Recht redet Dreyfus von der „vollendeten Schönheit jener Blätter, auf denen er all seine Kraft und sein tiefes Begreifen darangesetzt habe, um die Ergebnisse seiner Unterredungen mit den orientalischen Meistern für uns festzuhalten"); und nicht minder gilt das von allem, was er zur Volks- und zur Sprachpsychologie, über die Kraft und die Tiefen des „Wortes", über das Wesen der Vokale im Semitischen, über die Durchgeistigung, die Personifizierung des Alphabetes daselbst, ferner was er über die Beteiligung der plastischen Künste an der Talismanik und so manches andere beigebracht hat. Äußerst lebensvoll sind vor allem die Schilderungen der Entstehung und der Rolle dieser Talismanik selbst, die, ein wundersames Gemisch von Wissenschaft (auf einer Geheimverbindung von Lauten und Zahlen beruhend, indem jeder Buchstabe zugleich im geheimen einen Zahlenwert besitzt) und magischer Kunst, in der Praxis darauf hinauslief, den Menschen Schutzmittel gegen die unbekannten gefährlichen Mächte der Natur zu schaffen und in dieser Absicht das ganze Leben jener Völker des Orients mit einem Riesennetze übersponnen hat, das Gobineau in vielen seiner Teile — wo eben nicht gerade die Keilschriften dafür in Frage kommen — vortrefflich beobachtet und wiedergegeben hat. Sehr eindrucksvoll schließt endlich, nach dem dritten und vierten Kapitel des vierten Buches, „Philosophie des documents cunéiformes" und „La parole figurée et les proboles matérielles", ein fünftes „Développement historique des idées chaldéennes" das Ganze ab. Hier wird in wuchtigen Zügen dargetan, wie die chaldäischen Geheimlehren, nicht ohne vielfache schädigende Rückschläge, im religiösen Leben der

Juden, der Perſer, der Araber, der Griechen ſich eingeniſtet, wie ſie das römiſche Weltreich, die chriſtliche Welt, ja bis in unſere Tage hinein Aſien und Europa mit mancherlei in der Talismanik wurzelnden abergläubiſchen Vorſtellungen und Gebräuchen durchrankt haben[1].

Wie ſo manches Mal, wuchſen ihm auch hier die Schwingen während der Arbeit zu immer kühnerem Gedankenfluge. Nachdem er einmal auf der Brücke ſeiner chaldäiſchen Religionsphiloſophie eine Begegnung von Morgenland und Abendland herbeigeführt hatte, wollte er das Thema deren geiſtigen Austauſches nun auch noch in unverhältnismäßig viel größerem Umfange weiterbehandeln. Kurz bevor er in Teheran zum

[1] Das gleiche Thema hat, Jahrzehnte ſpäter, Friedrich Delitzſch, der Hauptvertreter der deutſchen aſſyriologiſchen Wiſſenſchaft in unſeren Tagen, auf ſtark erweiterter Baſis und mit ganz anderem Material ausgerüſtet, in ſeinem Vortrage „Mehr Licht“ (Berlin 1907) S. 40 ff. u. ö. behandelt. Aber in dieſen Gedankengängen ſteht ganz zweifellos Gobineau einmal wieder als Finder, als Vorläufer da.

Wenn ich früher an einem anderen Orte die Hoffnung geäußert hatte, daß dieſe Partien ſeines Keilſchriftwerkes einmal vielleicht durch einen Neudruck würden wieder zugänglich gemacht werden können, ſo muß ich jetzt dieſe Hoffnung zurückziehen, da ich inzwiſchen erkannt habe, daß der Grundgedanke der Identität der Keilſchriften mit den Talismanen doch auch hier immer wieder auftaucht und ſtörend dazwiſchentritt, und an ein Verſtümmeln des Textes behufs Beſeitigung jener Irrungen doch erſt recht nicht gedacht werden kann. So müſſen auch dieſe Früchte Gobineauſchen Geiſtes, als in verlorener Umgebung, geopfert werden und dürfen nur allenfalls in gelegentlicher anthologiſcher Verwertung oder als Befruchtungsmaterial ſpäterer Forſcher auf Berückſichtigung rechnen. Daß auch frühere dieſen Seiten des immerhin groß angelegten Werkes wohl gerecht geworden ſind, lehrt unter anderen J. Mohl a. a. O. p. 69: „... une foule d'observations fines et frappantes qui se trouvent dispersées dans l'ouvrage ... Ces deux volumes sont le résultat du travail assidu d'un homme plein d'esprit et d'instruction qui a passé bien des années en Asie en observateur attentif des idées religieuses et des habitudes mentales des Orientaux.“

zweiten Male seine Zelte abbrach, am 5. August 1863, schreibt er der Schwester: „Je ne prétends pas m'enfermer dans l'orientalisme. . . . Maintenant j'ai entrepris une grande affaire. Sous le nom de *Commentaire sur le Paradis de Dante*, je veux faire l'histoire du développement intellectuel du premier moyen-âge, montrer la grande diversité de ses sources, la force avec laquelle il a mis en œuvre, en les redressant, les idées arabes et juives et la vie considérable qu'il a déposée dans le catholicisme dont je montrerai combien l'énergie est toujours réelle et proportionelle à ce premier élan. Ce sera une grande tâche que je ne ferai point en abrégé ni en tableau, faisant l'historique entier de chaque idée. Il y faudra beaucoup de peine, mais je crois que je réussirai."

Auch in die Heimat hat er den Plan noch mit hinübergenommen, wie eine Briefstelle aus dem November desselben Jahres zeigt: „Je vais m'occuper beaucoup du moyen-âge et laisser un peu l'Orient sur l'arrière plan." Dann haben die Ereignisse, die Versetzung nach Athen zumal, ihn weggespült; aber daß er in all seiner Großartigkeit damals gefaßt werden konnte, durfte nicht übergangen werden, und meine Leser werden längst begriffen haben, daß für einen Gobineau die Pläne als solche das eigentlich Charakteristische sind, und öfters die nicht ausgeführten kaum minder ins Gewicht fallen als die vollendeten.

Für damals nun hat er wenigstens nicht unterlassen, zu dem ihm so am Herzen liegenden Wechselverkehr von Orient und Okzident an seinem Teile ein kräftiges Stück beizutragen. Nachdem Mulla Lalazar und sein würdiger Gegenpart Mulla Abul Hassan ihn einmal in die Geheimnisse ihrer klassischen religiösen Literatur eingeweiht, nachdem er über Koran und Talmud genügend gestöhnt und frohlockt hatte, mußte nun auch die neuere und neueste Philosophie dem ewig Heiß-

hungrigen noch herhalten: von der arabiſchen ruft er aus (10. octobre 1862): „C'est inouï ce que l'on écrit! Comme ce monde est vivace et comme ses idées sont durables et éternelles!“

Dem gewaltigen Reichtum gegenüber, den ihm dieſe Welt und ihre Dolmetſcher boten, empfand er ſchließlich dringend das Bedürfnis einer Gegengabe. Schon im April 1862 berichtete er an Prokeſch von einer äußerſt ausgeſprochenen und originellen philoſophiſchen Bewegung auch in Perſien, die man ihrer Tendenz nach in der Hauptſache als platoniſch bezeichnen könne. Ihr Hauptvertreter, Hadjy Mulla Adj, lebte in einer kleinen Stadt Khoraſſans und wurde vom Volke abgöttiſch verehrt, von Gobineau aufrichtig bewundert. Einige ſeiner Schüler gehörten Gobineaus Umgang in Teheran an und drückten ihm wiederholt ihren Wunſch aus, auch mit der europäiſchen Philoſophie und ihren Vertretern in Beziehung zu treten. Nicht ohne Bitterkeit bemerkt Gobineau dazu: „Ils ne savent pas qu'ils auraient affaire à des gens qui savent tout et qui leur nieraient tout à plat leur existence.“

Wie ſo ganz anders er ſelbſt zur Wertſchätzung der beiderſeitigen Lehren ſtand, ſollte ſich gerade aus Anlaß der Arbeit zeigen, die er jetzt auf Bitten ſeiner perſiſchen Freunde unternahm: der Überſetzung von Descartes' „Discours sur la méthode“ ins Perſiſche. „Je vous avoue en toute humilité“, ſchreibt er an Prokeſch, „que Descartes me paraît misérable, et l'idée que l'homme fini peut découvrir l'infini par une série de calculs certains une des grandes inepties qui ait jamais passé par une tête humaine. Mais comme c'est européen! Les Asiatiques se trompent sans doute; ils ont pourtant une chose de leur côté: c'est la grandeur et la puissance et la hardiesse de leurs hypothèses.“

Kein anderer als der Schah Naſreddin trug die Koſten des Druckes von Gobineaus Überſetzung, die dann von allen

Philosophen und Mullas des Landes mit leidenschaftlichem Interesse aufgegriffen und einer Elite derselben in einer Anzahl Sitzungen von Gobineau selbst vermittelt wurde. Wie sie sich Descartes nach ihrer Weise zurechtlegten und verarbeiteten, erzählt Gobineau in seinem Buche über die Religionen und Philosophien Zentralasiens (3. Édit. p. 138—139), wie auch, daß sie ferneres Verlangen nach abendländischer Philosophie, vor allem den — nach seiner Auffassung — „asiatischen" Geistern Spinoza und Hegel, daraus gewonnen hätten.

Mit diesem soeben erwähnten Buche sind wir nun bei dem letzten und reifsten Produkte seiner persischen Tätigkeit überhaupt, bei dem schönsten Geschenke, das er uns von dort mitgebracht, angelangt[1].

---

[1] „Les Religions et les Philosophies dans l'Asie centrale" erschien zuerst in Paris bei Didier 1865, und im Handumdrehen waren zwei Ausgaben davon verkauft. Dann hat es Jahrzehnte im Buchhandel gefehlt. Im Jahre 1900 habe ich eine neue Ausgabe veranstaltet und in der Einleitung dazu den damals gänzlich Vergessenen seinen Landsleuten erstmalig wieder nahezubringen gesucht. Auch diese ist bereits seit mehreren Jahren vergriffen, und bei der Haltung der französischen Verleger Gobineau gegenüber erscheint es leider zweifelhaft, ob und wann eine vierte erscheinen wird. Um so wünschenswerter wäre es, daß endlich eine deutsche Ausgabe in Angriff genommen würde, da bisher nur ein Fragment (die Kapitel über das persische Theater, in der Übersetzung von C. Fr. Glasenapp, Bayreuther Blätter 1881) in deutschem Gewande öffentlich bekannt geworden ist. Zweierlei erscheint mir allerdings als Vorbedingung für eine solche deutsche Bearbeitung unerläßlich: erstlich müßte ihr Verfasser nicht nur gründlich mit Gobineaus Art, sondern auch einigermaßen mit persischen Dingen vertraut sein; und sodann dürfte er sich nicht auf dies Buch allein beschränken, sondern müßte beträchtliche Abschnitte des zweiten Teiles von 3 ans en Asie mit dem Grundstamm der Religions et Philosophies zusammenziehen, von deren historischem Teile (der reichlich ausführlichen Erzählung der äußeren Schicksale des Bâb und seiner Sekte),

Wenn ſein Keilſchriftenwerk, wie wir ſahen, ſozuſagen von Hauſe aus unter einem Unſtern geſtanden hat, ſo haben dagegen, wie wenn es gälte, etwas gründlich wieder gut zu machen, dieſen Arbeiten über das neuere Perſien in ſeltenem Maße alle guten Sterne geleuchtet. Das beruht freilich vor allem darauf: welcher Teil von Gobineaus Weſen bei beiden Werken ſchöpferiſch im Spiele war bezw. für die Löſung der Aufgabe erfordert wurde.

Galt es dort in erſter Linie Kräfte des Verſtandes, Schließen, Kombinieren, demnächſt ſtrenge Methodik, Sprachkenntniſſe großen Stiles, ſo war hier die Beobachtung, die Anſchauung alles. Mit allen Kräften des Leibes und der Seele ins Herz eines Volkes zu ſchauen hat nicht leicht wieder ein Mann ſo vermocht wie Gobineau. Im vorliegenden Falle war nun aber auch ſein eigenes Herz in ungewohntem Maße und kaum minder als ſein Geiſt mit ins Spiel gezogen: raſtloſer Forſchungsdrang, gepaart mit liebevollem Sichverſenken in alle Einzelheiten der Volksſeele haben ein ſo unmittelbares Nacherleben perſiſchen Weſens hervorgerufen, daß alsdann für deſſen Wiedergabe dem Autor die Worte beredteſter Schilderung wie von ſelbſt, ungeſucht und ungezwungen, aus dem Inneren hervorquellen.

Um dem Weſen dieſer Werke (3 ans iſt hier von Asie centrale nicht zu trennen) auf den Grund zu kommen, um den eigenen Zauber zu begreifen, den ſie von Anfang an auf alle Leſer ausgeübt haben, müſſen wir alſo eines feſthalten: wenn ein großer Philoſoph zweifellos mit Recht ſagt: „Genialität iſt Objektivität", ſo werden doch die Früchte ſolcher Genialität

falls es ſich aus Umfangsrückſichten notwendig erweiſen ſollte, ruhig etwas geopfert werden könnte, um der weit wichtigeren ideellen Einheit willen, welche faſt den ganzen zweiten Teil des Schweſterwerkes gebieteriſch zur Ergänzung verlangt.

in dem Maße an Geschmack und Wert gewinnen, als der Denker oder Künstler mit ihr nicht allzu weit aus der Sphäre des eigenen Wesens herauszutreten braucht, als in den von ihm behandelten Menschen und Dingen ihm verwandte Saiten anklingen. Nun ist es ja klar, daß Gobineau einerseits mit der Überlegenheit vollendeter Objektivität über der ganzen hier geschilderten Welt steht, anderseits aber auch durch einen den Asiaten wahlverwandten Zug sympathetisch zu ihr hingezogen wird. Es war nur die Außenseite weit tiefergehender innerer Vorgänge, wenn er, wie wir sahen, durch sein leutseliges, joviales Wesen, das von dem grober Engländer und Russen so grell abstach, sich aller Herzen gewann. Hier handelte es sich nicht etwa um oberflächliche Berührungen, sondern der ganze Mensch hatte in diesem Boden zeitweilig tiefe Wurzeln geschlagen. In seinem so wunderbar vielgestaltigen Wesen finden sich unter anderem auch die Züge vertreten, die er den Orientalen als Hauptvorzüge nachrühmt: jene gesteigerte Geistigkeit als Folge höchster materieller Bedürfnislosigkeit, jene unerschöpfliche Neugier in geistigen, jene angeborene Zufriedenheit und Genügsamkeit in praktischen Dingen, wie endlich auch das davon unzertrennliche Übergewicht der Phantasie über den Verstand, der intuitiven über die abstrakte Erkenntnisweise.

Aber freilich, in diesen Eigenschaften erschöpfte er sich nicht, sie lieferten ihm nur erst die rechte Grundlage für ein kongeniales Erfassen[1]. Hinzu brachte er, und diesmal als

[1] Daß das beste Teil seines vielberufenen Enthusiasmus für den Orient doch letzten Endes der Enthusiasmus des Forschens, die rein objektive Freude des Schauens und Erkennens, des gereiften Abwägens war, die sich durch nichts abschrecken läßt und allem die gute Seite abgewinnt, bezeugt uns Gobineau selbst, wenn er (20. August 1862) an Delpit schreibt: „Vous me parlez de mon enthousiasme pour l'Orient. Il est absolument pareil à mon enthousiasme pour Terre-Neuve. Je me suis fait une loi de ne jamais chercher le mauvais

ein echter Meister, die besten Eigenschaften des Europäers, große historische Horizonte, treffliche Gliederung und Durchgeistigung einer reichen Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen, einen Sammelfleiß und eine Gründlichkeit, die unwillkürlich an das große Vorbild seines Meisters Tocqueville gemahnen, der ja auch ein modernes westliches Volkstum ebenso allseitig ausgeschöpft hat wie hier Gobineau ein sehr altes östliches. Ein spezifischer Unterschied tritt — abgesehen von denen, welche die Verschiedenheit des Gegenstandes bedingt — darin zu Tage, daß Gobineaus Werk weit weniger abstrakt als das Tocquevilles erscheint: er ist ganz anders ins Leben hinabgestiegen, hat viel mehr selbst miterlebt, ist weit mehr als Mensch und Künstler, wiewohl kaum weniger als Denker, an seinen Vorwurf herangetreten.

Nach allen diesen Seiten ist die Entstehungsgeschichte gerade dieser Bücher besonders interessant. Zu seiner Belehrung hat Gobineau, neben der mündlichen wie literarischen Orientierung, kein, aber auch kein denkbares Mittel des Reisens, des Verkehrs unbenutzt gelassen. Soviel er nur konnte, ließ er sich vom Geist der persischen Geschichte und Kultur an den Stätten, wo sie sich abgespielt, umwehen. Ganz methodisch, und doch ohne daß sie es ahnten oder gar an Ausbeutung zu denken brauchten, wußte er die zahlreichen Freunde, die er in allen Schichten, in allen Ständen, in allen Sekten des Volkes besaß, für seine wissenschaftlichen Zwecke zu nutzen. Die fran-

côté des choses. Celui-là se présente de lui seul et il est aisé de le constater. Mais le bon, c'est différent. Il faut souvent se donner un peu plus de peine pour le découvrir surtout lorsque ses apparences sont trop nouvelles et paraissent étranges à des yeux européens. Comme je suis intimement persuadé que nous n'avons pas tout inventé et que nous ne sommes pas les gens les plus spirituels du monde et encore que bien des questions prises au rebours de notre façon de les traiter, peuvent fort bien n'en être pas résolues plus mal que cela, j'ai peu de peine à être juste pour tout le monde."

zösische Gesandtschaft war, je nach Bedarf, bald eine Stätte der Justiz, ein Asyl, ein Beratungshof, bald eine Pilgerherberge, immer aber ein Sammelpunkt aller irgendwie interessanten und ungewöhnlichen Erscheinungen.

Nach einer Seite namentlich sind Gobineau seine Beziehungen bedeutsam geworden: für die religiösen Dinge nämlich, die ja nun einmal den Völkern des Orients die große Hauptsache sind, die überall durchbricht, auf die alles zurückgeht und hinausläuft. So groß war der Zauber seiner Persönlichkeit, daß er dank dem ihm von allen Seiten entgegengebrachten Vertrauen mehr als vielleicht einer vor ihm und nach ihm von den Geheimnissen des persischen Sekten- und Mysterienlebens ans Tageslicht der Wissenschaft zu locken vermocht hat.

Da waren zunächst die Gebern, die kümmerlichen, traurig zusammengeschmolzenen Überreste der alten glaubensfreudigen Parsen, denen ihre fast nur noch instinktiv festgehaltene Religion, die Lehre Zoroasters, dermaßen abhanden gekommen und unkenntlich geworden war, daß sie sich in deren Denkmälern (dem Zendavesta) in keiner Weise mehr zurechtzufinden vermochten. Gobineau nahm sich ihrer liebevoll an, er machte sich sogar, nach Spiegels deutscher Übersetzung, daran, den Vendidad für sie ins Neupersische zu übertragen, und riß dadurch einen ihrer Mobeds (Priester) zu so ekstatischer Dankbarkeit hin, daß er schwur, er müsse Paschuten, der geweissaget Prophet sein, der die Lehre Zoroasters überall wiederherstellen werde, und er dürfe sie nun nicht mehr verlassen. Und als später von Bombay aus, wo die Parsen weit größere und angesehenere Niederlassungen besitzen, einer ihrer Gelehrten, Manukdjy-Lymdjy-Sahab, die persischen Provinzen durchreiste, um seine Religionsgenossen aufzusuchen, zu trösten und das Los der stark Zurückgesetzten nach Möglichkeit zu verbessern, ging ihm Gobineau dabei so eifrig an die Hand, daß ihm das

ständige Komitee, das sich zum gleichen Zwecke in Bombay gebildet hatte, in einem (noch erhaltenen) Schreiben seinen Dank dafür aussprach.

Während des ersten persischen Aufenthaltes war es vornehmlich die nach ihm wahrscheinlich zur Arsacidenzeit durch buddhistische Missionare eingeführte und namentlich unter den persischen und türkischen Nomadenstämmen weit verbreitete Geheimreligion der Nossairi, welche seine Aufmerksamkeit fesselte. Eine Anzahl seiner Diener gehörten ihr an, und als er merkte, daß einer derselben von den übrigen mit besonderer Ehrfurcht behandelt und als einer ihrer Heiligen verehrt wurde, richtete er auch sein eigenes Betragen darnach ein und wußte sich den Mann, wie alsbald auch andere seiner Glaubensgenossen, um so mehr innig nahe zu bringen und zur offenen Mitteilung zu ermutigen, als die Verehrung, die er ihm für seine sittlich äußerst hochstehende Religion bekundete, aufrichtig und tief empfunden war. Nicht ohne Stolz redet er wiederholt in seinen Briefen von dem Funde, den er mit dieser letzteren gemacht habe.

Unverhältnismäßig bedeutsamer freilich war ein zweiter, den er in den sechziger Jahren hinzutat: die neue Religion der Bâbi. In ähnlicher, nur weit umfassenderer Weise galt es hier Materialien zu sammeln; hatte er sich doch vorgesetzt, nicht nur die Lehre, sondern auch die Entstehung, die äußere Geschichte dieser Sekte in den wenigen Jahrzehnten ihres Bestehens zu beschreiben, und hatte daher für diesen Zweck bei Freund und Feind, bei Bâbisten und Muselmännern gleichermaßen seine Fühler auszustrecken, um der Wahrheit möglichst allseitig auf die Spur zu kommen.

Wir wollen, um unsere spätere Darstellung nicht unliebsam zu zerreißen, gleich hier einen Vorgang anreihen, der sich freilich erst nach Erscheinen des Gobineauschen Werkes abgespielt hat, aber doch schon hier, wo wir seiner Beziehungen

zum Bâbismus und seinen Vertretern gedenken, nicht fehlen darf, um so weniger fehlen darf, als er Gobineau nachträglich auch noch mit dem Haupte des Bâbismus selbst, dem damaligen Bâb Hussein Ali, in Berührung brachte.

Dieser lebte seit vielen Jahren in der Verbannung, da der Bâbismus, der zur Zeit seines ersten Aufblühens blutige Unterdrückungen durch die Staatsgewalt hervorgerufen hatte, seitdem in Persien verpönt geblieben war. Nach mehrfachem Wechsel des Aufenthalts war er in den sechziger Jahren in Adrianopel interniert, von wo er sich im Jahre 1868 an Gobineau mit der Mitteilung wandte, daß einige seiner Anhänger in Ägypten, unter Konnivenz der türkischen Behörden, Gegenstand brutaler Vergewaltigung von seiten des persischen Konsuls geworden seien. Gobineau, der fürchtete, daß sein Werk, durch welches zum ersten Male nähere Kenntnisse über den Bâbismus in die Öffentlichkeit gelangt waren, mit Veranlassung zu einer solchen Haltung der persischen Regierung gegeben haben könne, tat sofort alle möglichen Schritte nicht nur bei den Konsuln des eigenen Landes in Beirut und Haifa, sondern auch bei Prokesch in Konstantinopel, der sich mit Eifer der Sache annahm und Fuad Pascha zum Eingreifen zu Gunsten der Bâbi zu bestimmen suchte. Ein zweiter Brief des Bâb (aus Akka oder St. Jean d'Acre), der Gobineau im Januar 1869 zuging, enthält dessen warme Danksagungen für seine, darnach wohl erfolgreiche, Intervention[1].

Eine kurze Skizze des Buches über Zentralasien[2], die uns jetzt noch obliegt, ist nicht denkbar ohne eine vorhergehende

[1] Beide Briefe finden sich abgedruckt in „Quellen und Untersuchungen" ꝛc. Bd. I.

[2] Welchen geographischen Begriff er mit dieser Bezeichnung verbindet, sagt Gobineau p. 142: Persien und Nachbarländer, einige Landstriche Indiens und einen Teil der asiatischen Türkei, in der Gegend von Bagdad.

ebenſolche des zweiten Teiles von 3 ans en Asie. Beide Werke bilden ein untrennbares Ganzes, dem es freilich an der rechten Ökonomie der Einteilung durchaus gebricht, da Gobineau das erſte niederſchrieb, ohne eine Ahnung, daß er einſt das übrigens auch in ſich wieder einigermaßen unproportionierte zweite ſchreiben würde. Dieſem Übelſtande, für den der Verfaſſer ſomit nicht verantwortlich zu machen iſt, könnte nur allenfalls eine ſyſtematiſch zuſammenziehende deutſche Bearbeitung abhelfen. Im ganzen greifen aber beide Schilderungen doch vortrefflich ergänzend ineinander, nur weniges wiederholt ſich, indem in 3 ans z. B. die Gelehrtengeſchichte und das Theater ſich beſcheiden ankündigen, die dann im Hauptwerke eine breite Ausführung finden.

Zunächſt alſo 3 ans. Das Eingangskapitel verſichert uns der unbedingteſten Objektivität des Autors insbeſondere auch in dem Sinne, daß ihm jede leiſeſte Anwandlung von Europäerhochmut ferngelegen habe und daß er die Völker, die er zu ſchildern unternommen, ganz nur aus ſich, unter ſteter Feſthaltung des in immer neuen Spiegelungen ſich offenbarenden Gegenſatzes aſiatiſchen und europäiſchen Geiſtes beurteile; es gibt ſodann eine Schilderung der perſiſchen Nation, nach ihrer Raſſenzuſammenſetzung, nach ihren hervortretendſten Zügen. Die Perſer ſind die älteſte monarchiſche Nation unter den lebenden, daraus folgt die lebhafte Anteilnahme auch der niederen Klaſſen an ihrer Geſchichte, die freilich, bei dem faſt gänzlichen Fehlen einer ſoliden Geſchichtſchreibung, einen mehr phantaſtiſchen Charakter trägt. Das Alter und die mannigfachen Schickſale des Volkes, der bunte Wechſel der ſeit dem Siege des Islam ſtets landfremden Dynaſtien haben der Volksſeele eine ſtarke Beimiſchung von kühlem Skeptizismus gegeben, eine gänzliche Indifferenz gegen alles, was Staat und Regierung bedeutet; wogegen der Perſer von einem glühenden, einem wahrhaft „unſterblichen“ Patriotismus beſeelt iſt, ſobald es

seinem Lande gilt: so wird Persien Persien bleiben, selbst wenn man es zerstückeln, wenn man es seines Namens berauben wollte.

Das zweite Kapitel ist der Religion gewidmet. Auf diesem Gebiete offenbart sich dem tieferen Blick sehr bald eine allbeherrschende Heuchelei, eine Verheimlichung der wahren Gefühle. Die Entstehung dieses Phänomens geht auf die Sassanidenzeit zurück, in welcher die übermächtige Stellung der Mobeds (der Priesterschaft) und deren Druck zuerst Geheimreligionen hervorriefen, welche später eine so große Rolle im Leben der Nation spielen sollten. Nach dem siegreichen Eindringen des Islam machte die Priesterschaft mit diesem ihren Frieden, die Mobeds wurden zu Mullas, aber der Islam selbst hat in Persien nie wahrhaft Wurzel geschlagen, auch nicht, nachdem er, in seiner schiitischen Fassung, unter weitgehender Berücksichtigung der religiösen Vergangenheit des Landes, insbesondere der Verehrung der Imams (der einheimischen Heiligen), zur Staatsreligion erhoben worden war. Er blieb dem Perser immer nur ein lose umgehängter Mantel, unter welchem sehr verschiedene alte und neue religiöse Anschauungen und Kulte, halb indisch, halb persisch, ungeschmälert, ja zunehmend fortbestanden.

Von diesen werden sodann im dritten Kapitel einige Hauptgruppen vorgeführt: die Sufi — die Mystiker Persiens —, die Nossairi, die Gebern. Am interessantesten, weil neu, sind die Mitteilungen über die Nossairi, eine pantheistische, nach indischer Weise auf die Emanationslehre sich gründende Glaubensgenossenschaft, welche sich zwar wiederum in eine Reihe (acht nach Gobineau) von Untergruppen spaltet, an den Hauptanschauungen aber übereinstimmend festhält: daß die Welt, in ihren tausenderlei Gestaltungen, zumal in allen Lebewesen, ein Ausfluß, eine Ausstrahlung der Gottheit, daß insbesondere die Menschenseele göttlichen Ursprungs und zur

einſtigen Rückkehr in ihren reinen, ewigen, göttlichen Urzuſtand beſtimmt ſei; daß das Erdenleben, für das die Wiedergeburt nicht ausgeſchloſſen wird, einen Durchgang, eine Vorbereitung ſolcher Regeneration bedeute; daß unter den Inkarnationen der Gottheit eine Anzahl höher begnadeter voranleuchten, Führer, Reformatoren, Patriarchen, von den Noſſairi Pyrs genannt, welche den Menſchen wie gute Genien zur Seite treten, um ſie ihrer höheren Natur im Kampfe gegen die Begierden des Lebens nahe zu halten oder wieder nahe zu bringen. Wenn in dieſen Pyrs urſprünglich indiſche Vorbilder (die Bodhiſattwas des Buddhismus) ſich nachweiſen laſſen, ſo hat die Entwicklung dieſer Religion auf muſelmänniſchem Boden dagegen zur Folge gehabt, daß unter anderen auch Abraham, Moſes, Zoroaſter, Jeſus Chriſtus, Ali u. a. unter dieſe Geweihten aufgenommen wurden. Außerordentlich hoch ſtanden die Noſſairi nach der ethiſchen Seite. Der Grundgedanke, daß alles Exiſtierende göttlichen Urſprungs, daß ſomit ſchlechtes Betragen gegen die Mitmenſchen, Mißhandlung der Tiere, Mißbrauch der Dinge ganz unmittelbar eine Beleidigung der Gottheit, daß Diebſtahl, Ehebruch, Lüge nicht nur Fehler, Sünden, Verbrechen, ſondern wahre Sakrilege, ſozuſagen gottesmörderiſche Handlungen ſeien, gibt ihrer geſamten Moral eine höhere Weihe. Die Heiligung iſt das große Ziel ihres Lebens, Menſchenliebe das Hauptmittel zu deſſen Erreichung. Neben die natürliche Verwandtſchaft ſtellt der Noſſairismus noch eine geiſtige Brüderſchaft, ein geiſtliches Freundſchaftsverhältnis, das faſt heiliger gehalten wird als die Bande des Blutes. Dieſe Freundſchaften, auf dem Geſetze der Ergänzung beruhend, beſtehen nicht nur zwiſchen Angehörigen des gleichen Geſchlechtes, ſondern auch zwiſchen Männern und Frauen. Sexuelle Durchbrechung ihres auf das Heil der Seele gerichteten Charakters wird ſchlimmer als Inzeſt geachtet. Auch ſonſt ſind die Beziehungen zwiſchen den

Geſchlechtern ſehr ſtreng geregelt. Polygamie iſt verboten, Scheidung ausgeſchloſſen[1].

Ein kurzer Ausblick auf die chriſtliche Miſſion in Zentralaſien, deren Ausſichten Gobineau gleich null erklärt, beſchließt das Kapitel.

Kapitel 4 behandelt den Perſonenſtand: den Schah, die Miniſter, die „Mirzas", die Geſchäftsleute, die Organiſation des Handwerks, die Arbeiter, die Induſtrie, das allgemein verbreitete Mäklermétier, die berühmten — und gerade durch Gobineau ſo berühmt gewordenen — Spitzbübereien; die perſiſche Armee, deren Soldaten nie zum Dienſte gehen, im Sommer, weil es zu heiß, im Winter, weil es zu kalt iſt; die Rentiers, die Bauern, das Steuer- und Beamtenweſen, die allgemeine Lebenseinrichtung, die Reiſewut der Perſer und die verſchiedenen Arten und Gelegenheiten des Reiſens, namentlich die religiöſen Pilgerfahrten.

Kapitel 5, überſchrieben: „Les caractères. Les relations sociales", beſchäftigt ſich zunächſt mit dem Mangel alles eigentlichen Staatslebens in Perſien, mit dem Vermittlerweſen, der grundſätzlichen Intervention eines Dritten, die angeſichts dieſes Mangels zum Ausgleich gegen den ſchrankenloſen Individualismus in allen Lebensverhältniſſen an die Stelle der ſtaatlichen Autorität tritt. Sodann wird die perſiſche Geſellſchaft beleuchtet, die nicht die grellen Gegenſätze wie bei uns aufweiſt, der daher auch vor allem Bettelei und Almoſen in einem grundſätzlich anderen Lichte, als jeder Ehrenrührigkeit

[1] Seit 1900 gibt es eine ausführliche Schrift über die Noſſairi von Duſſaud: „Histoire et Religion des Nosairis." Lieder derſelben erſchienen im Journal Asiatique 1879 T. XIV p. 190–261. In dieſen Arbeiten handelt es ſich indeſſen um eine Sekte Syriens, deren Zuſammenhang oder gar Identität mit der uns hier beſchäftigenden perſiſchen zweifelhaft erſcheint. Nach Duſſaud p. XXX wäre es nicht ausgeſchloſſen, daß ſogar der Name Noſſairi der letzteren nur irrtümlich und mißbräuchlich beigelegt wäre.

entbehrend, erſcheinen. Es folgen lebensvolle Schilderungen aus dem perſiſchen Volksleben, Beſchreibungen der Bazare, des Charakters und der Sitten der Frauen, des Tones und der Manieren der Geſellſchaften; Gelehrte, Künſtler, endlich das Theater werden kurz geſtreift.

Das ſechſte Kapitel erörtert eingehender die Frage der einſtigen unausbleiblichen Eroberung Perſiens durch die europäiſchen Mächte. Militäriſch, politiſch, wirtſchaftlich wird dieſe nicht die leiſeſte Schwierigkeit haben. Geiſtig und ſittlich dagegen werden die heutigen Europäer ihren ſchädigenden Rückſchlägen ſo wenig entgehen wie einſtens die Griechen und die Römer; denn „Aſien iſt zwar ein höchſt verführeriſches Gericht, das aber die vergiftet, die es verzehren".

Das Buch über Zentralaſien beginnt mit einer Charakteriſtik der Aſiaten, vornehmlich nach der geiſtigen — oder, was faſt dasſelbe beſagt, nach der religiöſen — Seite. Nicht, wie bei uns, ſind dort die Denkkreiſe beſtimmt umgrenzt, nicht wird überhaupt eine Einheitlichkeit, eine Gleichartigkeit des Gedachten oder Geglaubten auch nur angeſtrebt; überall Ungemeſſenheit, Unbegrenztheit, wuchernde Widerſprüche, Schwanken des Urteils, Überwiegen der Einbildungskraft, ein ſpitzfindiges Spiel mit Gedankengängen um ihrer ſelbſt willen. Während im Abendlande die Methode des abſtrakten Schließens, ja die Experimentalmethode dem Überſinnlichen immer weniger Raum zu laſſen ſich anſchickt, herrſcht dort eine Art metaphyſiſcher Heißhunger, ein durch nichts gebändigter Hang zum Übernatürlichen, eine wahrhaft dämoniſche Vorliebe für jederlei Rätſeltiefen. Materialismus wäre in Aſien nicht denkbar — allein ſchon ein Grund, Gobineau dem Orient ſo nahe zu rücken. Was bei uns die Vernunft, iſt dort der Glaube; der geſunde Menſchenverſtand ſpielt daneben eine geringere Rolle. Theologiſche Liebhabereien durchdringen alle Schichten, keiner will auf die geliebte Spekulation verzichten, und ſo ſieht ſich

am Ende dies Volk von einer wirren Fülle der religiösen Begriffe überflutet, Dogmen und Kulte wirbeln durcheinander. Des Geheimcharakters mancher Sekten und Glaubenslehren wurde früher schon gedacht: daher die ernste Zurückhaltung ihrer Bekenner, das Sich-in-Schweigen-hüllen, solange es angeht, und wenn es nicht mehr angeht, das Ketmân, d. h. die in System gebrachte Überlistung übelwollender Andersgläubiger, eine Glorifikation der geistigen Notlüge. Aus den zahlreichen Übergängen, der durchgehenden Vermischung der religiösen Ideen und Bekenntnisse, die aus Zentralasien „ein wahres Pandämonium gemacht haben, in das alles eindringt, in dem alles sich umfängt, sich mischt, sich gelten läßt, und nur der philosophische Zweifel ausgeschlossen bleibt", folgt endlich eine weitgehende Toleranz, der Ausschluß jedes Fanatismus in Glaubensdingen, wie er anderen Ländern und Bekenntnissen — auch den nichtpersischen Muselmannen — eignet.

Die nächsten Kapitel gelten dem Islam in Persien. Nach einigen historisch-analytischen Erörterungen über den Islam überhaupt, seine Zusammensetzung, seine historische Mission[1], wird seine Umgestaltung im Schiismus näher betrachtet und eingehender als in dem früheren Werke dargetan, wie allmählich der alte Parsismus der Sassaniden, selbst der heimische Dualismus im Gegensatz zu dem unitarischen Gottesbegriff der Sunniten, unter seiner Hülle wieder die Oberhand gewann, sodaß er zuletzt kaum mehr blieb als „ein Kompromiß, eine Kokarde, ein Sammelzeichen".

Kapitel 4 enthält einen Abriß der Geschichte der Philo-

[1] Gobineau hatte im allgemeinen eine weit günstigere Auffassung vom Islam als die herkömmliche. Schon von Tocqueville mußte er sich darüber verspotten lassen. Vergleiche über die Mission des Islam Histoire des Perses T. I p. 259 ss. Auch hier in Asie Centrale tritt er der weitverbreiteten Anschauung entgegen, daß er sich mit geistiger Entwicklung nicht vertrage.

ſophie in Zentralaſien bis auf die neueſte Zeit, Kapitel 5 eine kurze Charakteriſtik der Freidenker und der Einwirkungen und Spiegelungen europäiſcher Ideen im Geiſtesleben der Aſiaten. Nach dem Motto, deſſen Wahrheit Gobineau reichlich erprobt haben mochte, „de telles historiettes sont aussi des documents“, wird in dieſem Abſchnitt der Ton etwas leichter, Anekdoten werden reichlicher zum Beleg verwendet. Treffend hat Prokeſch es ausgefunden, daß Gobineau durch die Art, wie er Voltaire und Napoleon in der Auffaſſung der Aſiaten erſcheinen laſſe, die Anſchauungen der Europäer über dieſe letzteren habe perſiflieren wollen. Den Übergang zu den Philoſophen bilden die Sufi, die hier, wie in 3 ans, entſchieden etwas zu kurz kommen. Der Grund iſt leicht zu erſehen: über dieſe Quietiſten, dieſe ſtillen Seelen, die ſich durch die Extaſe mit Gott vereinigen wollen, war nichts irgendwie Neues zu bringen, und ſo drängt denn unſer Autor weiter zu dem, was er für ſeine eigentlichen Entdeckungen hält und in dem er, und wir mit ihm, den Schwer- und Gipfelpunkt ſeines ganzen Werkes erkennen müſſen.

In der Tat wirkt es ja faſt wundergleich, jenes Doppelphänomen, deſſen genauere Kenntnis Gobineau als erſter dem Abendlande vermittelt hat: wie dieſe ſelben Perſer, die, zermiſcht durch Araber und Türken, Mongolen und Tataren, durch und durch degeneriert unter der Mißwirtſchaft und den Verwüſtungen des Deſpotismus, kaum mehr als die verlebten Schattenbilder der einſtigen darſtellen, es doch noch vermocht haben, im neunzehnten Jahrhundert aus ſich, d. h. aus dem unerſchöpflichen Grundſtock ihrer uralten Kulturelemente heraus, deren ungemein hohe Bewertung durch Gobineau ſie eben dadurch in ihrer Berechtigung dartun, zwei Dinge zu ſchaffen, die ſonſt Nationen nur in ihrer Blüte zu zeitigen pflegen: eine durchaus erhabene neue Religion und ein nicht minder erhabenes nationales Theater.

Dem Bâbismus ist fast die Hälfte des ganzen Gobineauschen Werkes gewidmet (Kapitel 6—12): schon dadurch bekundet er die außerordentliche Teilnahme, die er dieser in unserer Zeit fast einzigen Erscheinung geschenkt hat. In klassischer Schlichtheit, der man die innere Bewegung kaum einmal anmerkt, in dem Vollgefühl der Bedeutung einer solchen ersten Darstellung, schildert er bis ins einzelnste das Leben und Wirken Mirza Ali-Mohammeds, des „Bâb" (= Tor, nämlich zu Gott), seine Kämpfe, erst mit der Priesterschaft, dann mit der weltlichen Behörde, seinen Tod, den er als Blutzeuge seiner Lehre erduldet, die Heldentaten und Märtyrerleiden seiner Apostel und Bekenner, die an das Größte gemahnen, was die Weltgeschichte an Parallelerscheinungen aufweist[1].

[1] Unter den aus Gobineaus Nachlaß auf die Pariser Bibliothèque nationale gelangten bâbistischen Handschriften hat E. G. Browne im Jahre 1892 eine außerordentlich wertvolle geschichtliche Darstellung der ältesten Zeiten des Bâbismus aus bâbistischer Feder (das Nuktatu'l Kâf des 1852 martyrisierten Mirza Djani von Kaschan) entdeckt, welche Gobineau seltsamerweise gar nicht benutzt zu haben scheint — was sich wohl kaum anders als dadurch erklären läßt, daß das Manuskript erst nach der Abfassung seines Buches bezw. der betreffenden Partien desselben in seinen Besitz gelangt und er nachher durch Lebensumstände, bei denen man unwillkürlich auch wieder an seine Überinanspruchnahme durch die Keilschriften denkt, an der Vervollständigung oder Berichtigung seines Textes an der Hand der neuen Quelle behindert worden sei. Daß sein Bericht als ganzes an Wert und Glaubwürdigkeit durch diesen Umstand nicht verliert, hat Browne selbst anerkannt. Man vergleiche hierüber auch Fr. Friedrich, „Studien über Gobineau", Leipzig 1906, S. 252ff., dessen Abschnitt über die Religionen und Philosophien Zentralasiens nebst Anhang überhaupt viel Gutes enthält. Immerhin bleibt es wünschenswert, daß die in ihrer Art einzige Handschrift — die Bâbi haben alles übrige entsprechende Material vernichtet oder im Sinne der Neugestaltung ihrer Sekte als Behaī, über welche siehe weiter unten, tendenziös überarbeitet — der Wissenschaft zugänglich gemacht werde. Browne hat bis jetzt erst deren behaistische Bearbeitung durch Mirza Hussein von Hamadan aus dem Jahre 1880

Auch der Lehre des Bâb weiſt Gobineau mit Recht einen ſehr hohen Rang an, er nennt ſie aus dem Geiſte der Kraft und der Weitherzigkeit geboren. Freilich bezieht ſich dies Lob wohl weniger auf das Materielle ihres Inhalts, und vollends müſſen wir über manches Schematiſtiſche der Einkleidung, wie namentlich über das echt orientaliſche Zahlenſpiel, in das die Ideen hineingepreßt werden (die Zahl 19, die göttliche Zahl, der numeriſche Ausdruck für Gott ſelbſt, wird zum Ausgangspunkt einer ganzen Einteilung, ſelbſt der praktiſchen Welt, nach dem Neunzehnerſyſtem), nach Kräften hinwegſehen. In erſterer Beziehung iſt es ja begreiflich, daß der Bâbismus eine durchaus ſynkretiſtiſche Religion iſt, zu der die verſchiedenſten Glaubenslehren beigeſteuert haben, und ſo konnte von Browne mit Recht geſagt werden, daß ihre Originalität nur im Syſtem, im ganzen beruhe, während ſie in allen Einzelheiten auf altes orientaliſches Erbgut zurückgehe[1]. In ihrem dogmatiſchen Kerne, wie auch in der Strenge der Moral,

„The Tārīkh-Jadīd or New History of Mirza Ali Muhammad the Bâb", Cambridge 1893, veröffentlicht. Das gleiche mit der urbâbiſtiſchen Faſſung zu tun, hat ihn wohl bisher die Rückſicht auf ſeine Freunde unter den Behāī, welche „ihm dieſen Triumph der Wiſſenſchaft ſchwer verübeln", abgehalten. Doch ſoll er neuerdings wieder damit umgehen, die Pariſer Handſchrift zu edieren. (H. Römer, „Die Bābī-Behāī", Potsdam 1912, S. 4.)

[1] Daß Gobineau trotzdem, und mit gutem Fug, von dem Bewußtſein durchdrungen war, gerade mit dem Bâbismus etwas durchaus Ungewöhnliches und Neues zu bringen, beweiſen die ſpottenden Worte, die er auf die Anzweiflung von deſſen Originalität durch einen ſeiner Rezenſenten erwiderte: „Quelqu'un que j'aime d'ailleurs beaucoup, M. Franck de l'Institut, a fait deux articles dans le Journal des Savants, sur mon livre, et il prononce que la doctrine du Bâb n'est pas originale! Je voudrais bien savoir ce qu'on entend par original! Il est clair qu'il s'est servi de sentiments existants pour la faire naître et de mots existants pour l'exprimer. Mais dans l'Asie actuelle, je trouve fort original tout ce qu'il veut créer."

erscheint sie der der Nossairi verwandt. Auch hier der Gedanke einer Emanation, einer zeitweiligen Trennung von der reinen göttlichen Essenz, und als deren Frucht die Mangelhaftigkeiten der Welt und der Menschennatur, die Entstehung des Bösen; auch hier als Ende die Wiedervereinigung mit Gott, als höchster Lohn, womit — am jüngsten Tage — von selbst die Vernichtung der Bösen zusammenfällt, indem einzig das Nichts das wahre Ende des Übels bedeuten kann.

Die Vertiefung dieser Lehren gegenüber denen des Islam springt in die Augen; auch die Ethik ist ihrem Kern nach ernst und streng, namentlich auch im Punkte der Ehefragen, dabei, entsprechend dem weichen, lauteren und tiefsympathischen Charakter des Bâb, voll edler, zartsinniger Züge, von denen andere, wie z. B. die Erlaubnis nicht nur, nein die Anempfehlung schöner Kleider und Schmucksachen zur Erhöhung der Lebensfreude, in ihrer naiv-lauteren Wahrhaftigkeit um so rührender abstechen.

Was aber offenbar Gobineau am mächtigsten am Bâbismus gepackt hat, und worin in der Tat seine Stärke vor fast ausnahmslos allen anderen Religionen beruht, das ist seine Fassung des Offenbarungsgedankens. Schon der Islam war ihm mit dem Beispiel vorangegangen, die großen Geweihten früherer Religionen in sein Pantheon aufzunehmen; bei den Nossairi fanden wir ähnliches. Aber der Prozeß der Einverleibung trägt hier doch mehr nur den Charakter eines faktischen Rechnungtragens, eines mehr oder minder opportunistischen Herübernehmens, nicht eines durchgeistigten Nacherlebens oder auch nur ebenbürtig vollen Würdigens früherer Offenbarungen. Der Bâbismus spricht es von den formulierten Glaubenslehren zum ersten Male grundsätzlich und in großen Zügen aus, daß die Gottheit sich nicht auf eine einzelne Religion festlege, daß demgemäß auch keine einen Vorrang vor der anderen zu beanspruchen habe. Gott zieht die Menschen

immerfort zu ſich zurück und empor durch eine Kette, durch eine Reihe zur rechten Zeit angebrachter Anſtöße. Die Kette iſt die der Propheten, die Anſtöße ſind die Offenbarungen, welche dieſe bringen. Sie ſind die eigentlichen Vermittler zwiſchen Gott und dem Univerſum, unmittelbare Ausflüſſe der göttlichen Natur, der Gottheit näher als die übrigen Menſchen, die aber in niederem Grade, jeder nach ſeinem beſonderen Beruf und Beſtimmung, ebenfalls die Mitteilung des göttlichen Weſens empfangen. Sie ſind gleichſam Gottes Worte, ſeine Buchſtaben, ſind zugleich Menſchen und Gott. Jeder dieſer Propheten ſteht auf ſeiner Staffel, jeder genügt ſeiner Zeit und wirkt dann, wenn er die Erde verlaſſen hat, unſterblich weiter, Moſes, Jeſus, Mahomet, der Bâb. Dieſer letztere, der ſich nicht einmal als einzelner Offenbarer, ſondern nur als die Spitze einer Gruppe begnadeter Mitoffenbarer fühlt, will ſeinerſeits durchaus nicht das Ende der Reihe bedeuten. Er iſt nur ein Vorläufer, ſeine Lehre nur ein Übergang. Sein Wirken präjudiziert ſo wenig für die Zukunft wie für die Vergangenheit. Der Endesoffenbarer, der große Unbekannte, „der, den Gott kund tun wird", wird am jüngſten Tage erſcheinen. Am jüngſten Tage auch wird man dann Gott ganz erkennen.

Keiner wird das überwältigend Großartige dieſer Faſſung der göttlichen Offenbarung verkennen wollen[1]; und angeſichts der Tatſache, daß der brutale Theismus des Islam im Gottesbegriff der Bâbiſten eine wunderbare Verinnerlichung und Vergeiſtigung erfahren hat, dürfte jene bis in die Reihen der Freidenker hinein warme Zuſtimmung finden. Antipodiſch ſteht ſie freilich dem Chriſtentum gegenüber, das mit ſeinem „Jeſus allein" ſich bis zu einem ſolchen Grade für die beſte, ja die

[1] Auch ſie hat freilich im Orient ihre Analogien, vornehmlich im Sufismus (Römer, „Die Bâbî-Behâî" S. 42 ff.). Eine gänzlich originale Zutat iſt dagegen die Ankündigung des letzten und größten Propheten.

einzig wahre Religion hält, daß es nicht nur in früheren Jahrhunderten mit Gewalt diese seine Suprematie verfochten hat, sondern auch heute noch, wenn auch aussichtslos, Missionsansprüche uralten und erhabenen Kulturreligionen wie denen Indiens und Persiens gegenüber aufrechterhält. Dagegen nähert sich nun wieder der Bâbismus dem Christentum durch seine Weltentrücktheit, indem er jede weltliche Regierung nur als ein mehr oder minder notwendiges Übel betrachtet. Er sagt nicht einmal deutlich: „Gebet dem Schah, was des Schahs ist", sondern ließ diesen Punkt so sehr im Dunkeln, daß einzelne seiner Vorkämpfer sogar, unter Benutzung des Imamglaubens, politische Aspirationen an ihn anknüpfen konnten, was ihm dann im amtlichen Persien das Grab gegraben hat.

Der Vollständigkeit wegen wäre nur noch nachzutragen, daß Gobineau von den Geheimbüchern der Bâbi eines (eine Art Katechismus, Bigyan, „Livre des Préceptes") in französischer Übersetzung seinem Buche beigegeben hat. Die Anmerkungen dazu geben einen schönen Beweis dafür, eine wie starke Brücke der in beiden Welten Lebende von okzidentalischer zu orientalischer Denkweise abgab. Im übrigen heben die Fachkenner hervor, daß Gobineau, dem es namentlich an hinreichend genauer Kenntnis des Arabischen gefehlt habe, später von anderen Orientalisten an Gründlichkeit und Sicherheit in der Übersetzung und Deutung der Schriften der Bâbi weit überboten worden sei[1].

[1] Die Bâbistudien sind, namentlich in den letzten Jahrzehnten, in verschiedenen Ländern mit vielem Eifer und schönem Erfolge fortgesetzt worden. Der hervorragendste Nachfolger Gobineaus ist Edward G. Browne, Professor des Arabischen an der Universität Cambridge, der im Jahre 1888 eigens zur Erforschung der weiteren Schicksale der Bâbi und ihrer Lehre nach Persien ging und seine reichen Entdeckungen in verschiedenen Schriften (Artikeln des Journal of the Royal Asiatic Society 1889 und 1892: „The Bâbîs of Persia", Beschreibung seiner

Den glänzenden Abschluß unseres Buches (Kapitel 13—16) bildet Gobineaus meisterhafte Schilderung des persischen Theaters. Vergegenwärtigen wir uns die merkwürdige Tat-

Manuskripte, sowie zwei selbständigen Werken: „A Travellers Narrative written to illustrate the Episode of the Báb", Cambridge 1891, und „A year amongst the Persians" 1893) niederlegte. Auch Lord Curzon hat in seinem Buche „Persia and the Persian question" 1892 wertvolle neue Mitteilungen gemacht. Seit vergangenem Jahre besitzen wir auch in Deutschland eine vornehmlich auf Browne sich stützende allseitige und gründliche Darstellung der Geschichte des Bâbismus von Hermann Römer, „Die Bâbî-Behâ'î, die jüngste muhammedanische Sekte", Potsdam 1912, auf welche alle diejenigen, die sich über die Entwicklung namentlich auch des neueren Bâbismus, über seine religionsgeschichtlichen Verwandtschaften wie seine Literatur eingehender unterrichten wollen, verwiesen seien.

Der Verfasser einer Biographie Gobineaus hatte sich, in der Hauptsache, grundsätzlich auf die Darstellung dessen zu beschränken, was dieser selbst für die Wissenschaft des Bâbismus geleistet hat. Immerhin muß er es als zu seiner Aufgabe gehörig betrachten, wenigstens in allerknappster Zusammenfassung auch die hauptsächlichsten Daten des nach jenem über die Fortentwicklung des Bâbismus Erkundeten nachzutragen. Diese knüpft sich vorwiegend an ein dem Adel Persiens entstammendes Brüderpaar, von denen der jüngere, Subhi Ezel (geboren 1830) noch bei Lebzeiten des Bâb von diesem zu seinem Nachfolger ernannt wurde und nach dessen Tode auch tatsächlich die Nachfolge antrat. Er war aber, ähnlich wie der Bâb selbst, ja in noch höherem Grade, eine stille, passive Natur, und nachdem der Bâbismus und seine Anhänger (1852) des Landes verwiesen worden und auch die Brüder sich den Flüchtigen angeschlossen hatten, wäre die ganze Bewegung während des darauffolgenden Exils, als dessen Hauptorte 1852—1864 Bagdad, 1864—1868 Adrianopel erscheinen, der Gefahr des Erlöschens ausgesetzt gewesen, wenn nicht der energischere ältere der Brüder, Hussein Ali (geboren 1817, als Bâb Behâ Allâh genannt) zuerst im Namen seines Bruders, dann sich selbst an dessen Stelle schiebend, spätestens in Adrianopel, vielleicht schon in Bagdad, die Sekte zusammengehalten und ihr ein neues und weites Feld geschaffen hätte. Nur eine ganz kleine Minderheit hielt zu Subhi Ezel, sodaß 1866 oder 1867 ein Schisma ausbrach, bei welchem die Frage, ob es sich bei dem

sache, daß während des ganzen Verlaufes der persischen Geschichte nie von einem Theater die Rede gewesen war: noch unser August Wilhelm Schlegel zählt in seinen Vorlesungen

gegenwärtigen Báb schon um den man juzhiruhu 'llāh (der, welchen Gott erscheinen lassen wird, den Endespropheten) handle, die entscheidende Rolle gespielt zu haben scheint. Die Ezelī verneinten sie und erklärten jeden derartigen Anspruch für verfrüht, die Behāī bejahten sie, und Behā Allāh erklärte sich kühn für den vom Báb Verheißenen. Die hieraus erwachsenden Streitigkeiten erweckten in unliebsamer Weise die Aufmerksamkeit der türkischen Regierung und führten (1868) zur Verhaftung der beiden Brüder und zur Verbannung des älteren nach Akka, des jüngeren nach Cypern. Behā Allāh hat alsdann noch vierundzwanzig Jahre lang von Akka aus seine Sekte geleitet, ihre Religion gänzlich neu kodifiziert und durch zahlreiche Briefe und Traktate wie durch Audienzen, die er den zu ihm pilgernden Gläubigen gab, die Verbindung mit ihr aufrechterhalten. Fünfundsiebzigjährig ist er dort, eine ehrwürdig-imposante Gestalt, im Jahre 1892 gestorben, während seinem Sohne Abbas Effendi, nach ihm dem anerkannten Haupte, erst die Umwälzung im Türkenreiche von 1908 nach zweiundvierzigjähriger Gefangenschaft die Befreiung brachte, von der er jedoch keinen Gebrauch macht.

Wiewohl es nicht möglich ist, die derzeitige Ausbreitung des Bábismus auch nur annähernd zahlenmäßig abzuschätzen, steht doch so viel fest, daß derselbe, seit Behā Allāhs Weitblick und Tatkraft ihn den veränderten Zeitverhältnissen anzupassen wußte, stetig an Anhängern gewonnen hat. Unter Abbas Effendi ist sogar die Mission in den Westen erfolgreich betrieben worden, in zahlreichen Städten Amerikas, in Frankreich und Deutschland (Stuttgart) bestehen Bābī-Behāī-Gemeinden. Freilich ist der innere Charakter der Sekte ein wesentlich anderer geworden. Der Zahlenspuk, mit welchem der erste Báb sein Lehrgebäude durchrankt hatte, ist verschwunden, dafür aber auch das spezifisch Persische beseitigt, ein Zug ins Universale an die Stelle getreten. Schon Behā Allāh entwickelte 1890 dem ihn aufsuchenden Browne Völkerfrieden und Religionsfreiheit als sein Programm. Die moralische Haltung der Bábi hat sich nach wie vor auf bedeutender Höhe gehalten. „Brüderliche Liebe, Freundlichkeit gegen Kinder, Höflichkeit und ruhige Würde, Umgänglichkeit, Gastfreundschaft, Freiheit von Vorurteilen, freier Verkehr mit Christen — das sind ihre Grund-

über dramatiſche Kunſt und Literatur die Perſer kurzerhand unter den Völkern auf, die es bis zu einem ſolchen nicht gebracht hätten. Und nun taucht plötzlich zu einer Zeit, da von perſiſcher Geſchichte kaum mehr die Rede ſein kann, da bereits die europäiſchen Großmächte die Fänge nach Land und Volk auszuſtrecken beginnen, ein wahrhaftiges Drama unter ihnen auf, ein Drama, das abermals neben den gewaltigſten Beiſpielen anderer Völker einen nicht ganz unwürdigen Platz einnehmen dürfte. Wie war dies möglich? Das Perſervolk trug ſeit den Tagen der arabiſchen Eroberung im tiefſten Inneren eine nie vernarbte Wunde. Die Hinſchlachtung der Nachkommen Alis, des Vetters und Eidams des Propheten, Haſſan und Huſſein, und aller der Ihrigen in der Ebene von Kerbela feierte man als einen nationalen Trauertag, in der gleichviel ob geſchichtlich begründeten oder nur legendariſchen Annahme, daß Huſſein, der eine der Söhne Alis, die Tochter des letzten Saſſanidenkönigs zur Gattin gehabt habe. So identifizierte ſich denn das ganze Volk mit den Opfern jener dunklen Stunde. Stumm und ſtill hatte alles das Leid jener Tragödie zwölf Jahrhunderte lang getragen, bis dieſes endlich noch einmal übergewaltig, mit elementarer Wucht zum Ausbruche kam in Form nun auch künſtleriſch gefaßter Tragödien, für welche es ebenſo das Hauptthema lieferte, wie einſt die Geſchicke der Atriden für die Bühne Athens. Namenlos, alſo recht eigentlich volksmäßig, ſind dieſe perſiſchen Dramen

ſätze" (nach Lord Curzon, „Persia" p. 502). Den letztgenannten nähert ſich Behā Allāh noch ganz beſonders, indem er, über die ſchiitiſche Kirche hinaus, zugleich als der wiedergekommene Chriſtus vor die Chriſtenheit des Weſtens hintritt, mit dem Anſpruch, „das goldene Zeitalter des Völkerfriedens, der Religionsverbrüderung und Menſchenverbrüderung unter einem Hirten und einer Sprache heraufzuführen" (Römer a. a. O. S. 174). Alles in allem gliedert ſich der Bābismus mehr und mehr der großen theoſophiſchen Bewegung ein, welche heute die Kontinente der alten wie der neuen Welt durchflutet.

(Tazyèhs). Keiner redet davon, wer sie gedichtet, ja ihre Verfasser sind von den Mullas, von den — in den Schlußworten des Buches von Gobineau unsterblich dafür gebrandmarkten — Gelehrten verachtet. Man kann sagen, das ganze Volk hat daran gedichtet, wie einst das ganze Volk an den Vorgängen, die sie darstellen, gelitten hat und wie noch heute das gesamte Publikum — recht eigentlich also wieder das Volk — mit den Schauspielern in lautes Wehklagen ausbricht, sich den Busen schlägt und das Haar zerrauft, wenn es in der Darstellung sozusagen das alte Leid von neuem erlebt.

Gobineau ist in die seelischen Erschütterungen einer solchen nationalen Trauerfeier mit seinem ganzen Sein mit hineingerissen worden: aus tiefstem eigenen Erleben scheidet er zwischen wahrer und theatralischer Erhabenheit, zwischen natürlicher Volkskunst und künstlicher Luxuskunst, stellt er das persische Theater, als zugleich religiöse und nationale Institution, neben das griechische in alter und das spanische in neuerer Zeit und in Gegensatz zu den nur für die oberen Schichten ausgebildeten Kunsttheatern der übrigen europäischen Völker. (Heute würde er in den zwitterhaften Versuchen, die durchgeistigtsten Produkte unserer Bühnenkunst in „Volksvorstellungen" der Arbeiterwelt zugänglich zu machen, nur eine Bestätigung in seiner Ansicht, nur eine unfreiwillige Satire erkennen.)

Die Schilderungen der Bühne, der Leitung, der Darsteller wie des Publikums sind von liebevollster Sorgsamkeit. Auch eine kurze Übersicht über die hauptsächlichste Literatur der Tazyèhs wird gegeben, und, damit der Leser nicht nur mit Abstraktem abgespeist werde, eines der schönsten derselben, „Die Hochzeit des Kassem", ihm in Übersetzung vorgeführt. Gewiß für viele mit hat Prokesch geurteilt, wenn er sagt: „C'est d'un tragique sublime — cela ne se compare qu'avec les Perses d'Eschyle — c'est un monument funèbre construit de blocs de marbre luisant et noir", und Gobineau

ſelbſt (an Monnerot, 12 octobre 1865): „Est-ce que tu ne trouves pas que c'est de la poésie aussi forte, aussi grande, aussi belle que tout ce qu'on peut désirer de mieux? Il y a du Roméo et Juliette dans la scène des adieux.“

In den Werken Gobineaus über das moderne Perſien feiert das Genie im Sinne Schopenhauers, als das „reine Subjekt des Erkennens“, einen ſeiner ſchönſten Triumphe. Ihr unvergänglicher Wert beruht vor allem darauf, daß warmes Menſchentum hinter dieſem Tiefblick voll untrüglicher Wahrheit ſtand, ja daß ſelbſt der göttliche Humor der Aſiatiſchen Novellen ſchon von ferne mit hineinlugt.

Vor allem das Buch über Zentralaſien iſt denn auch andauernd und über alle Wechſel hinweg gewürdigt worden. Mit ſeltener Einmütigkeit hat man ihm das Ehrenprädikat eines klaſſiſchen Werkes gegeben, und wo ja einmal ein Rabenruf in dieſen Einklang hineingetönt hat, iſt er an ſeiner eigenen Heiſerkeit erſtickt[1]. Insbeſondere auch die glänzende, echt künſtleriſche Form iſt namentlich von Nichtfranzoſen wieder und wieder geprieſen worden.

[1] Mir iſt im Grunde nur einer bekannt geworden: A. L. M. Nicolas („Seyed Ali Mohammed dit le Bâb“, Paris 1905) hat ausgefunden, daß das eigentliche Verdienſt an Asie Centrale nicht Gobineau, ſondern ſeinem Leibmulla Lalazar zukomme, ja er bringt es fertig, Gobineau überhaupt ſo ziemlich jedes Verdienſt abzuſprechen. Wie beſchämend ſteht dieſem kleinlichen und engherzigen Verhalten eines Landsmannes das des mehrerwähnten Engländers, Browne, gegenüber, der für die Wiſſenſchaft doch wohl noch ganz anderes bedeutet als Nicolas, und der in allen ſeinen Schriften keine Gelegenheit vorübergehen läßt, Gobineau die Huldigung dankbarer Bewunderung darzubringen. Übrigens hat Nicolas doch auch von franzöſiſcher Seite die gebührende Zurückweiſung gefunden, durch Cl. Huart, in der Revue de l'Histoire des Religions T. 53. 1906 p. 388, wo es unter anderem heißt: „Je voudrais qu'on rendît mieux justice aux initiateurs qui se débattaient au milieu de difficultés bien aplanies depuis longtemps“ und ſodann eine gedrängte Überſicht von Gobineaus Verdienſten gegeben wird.

Den Reigen eröffne hier Profeſch, der (27. Dezember 1865) ſchreibt: „Ce livre fait classe à part; c'est le premier qui a corps et âme, qui marche comme un être vivant. ... Ce livre doit faire époque; c'est le plus sérieux que vous ayez écrit et il aura l'avenir pour lui.“ Am meiſten iſt er natürlich, neben der des perſiſchen Theaters, von der Darſtellung des Bâbismus gefeſſelt: „Je suis sur le point de me faire Bâby moi-même. Tout est merveilleux dans l'histoire de ce phénomène historique et humanitaire, jusqu'à l'ignorance même de l'Europe sur un fait d'une importance si colossale. Moi, digne représentant de l'Europe sous ce rapport, je n'en savais pas le premier mot. C'est de vous que je l'ai appris.“

Ähnlich urteilte ſpäter Albert Sorel (im Temps vom 22 mars 1904): „Son livre sur les Religions et les Philosophies dans l'Asie centrale est demeuré, pour moi, son ouvrage le plus original, le plus accompli et qui aurait dû suffire à sa réputation.“

Nicht anders haben ſich die erſten orientaliſtiſchen Fachmänner ausgeſprochen, ſo Barbier de Meynard (La poésie en Perse p. 70): „Je ne connais pas d'écrivain européen qui ait aussi bien compris l'orient moderne et qui le représente avec un coloris aussi puissant“; Profeſſor Browne in Cambridge, der als der beſte Kenner der modernen Perſer in unſeren Tagen gilt, des öfteren, ſo in „A travellers narrative“ 1891 p. 202: „This most brilliant, most graphic and most charming work must ever remain a classic unsurpassed and indeed unapproached in the subject whereof it treats“, Houtsma in Utrecht im Leidener „Muſeum“, Februar 1903, und andere mehr[1].

[1] Von Beſprechungen des Werkes über Zentralaſien nenne ich hier noch Ad. Franck im Journal des Savants 1865 p. 665ss. 767 ss.

Wie endlich Gobineau auch noch in unserer Zeit unverändert — trotz einzelner Berichtigungen, die die nimmer rastende Wissenschaft zu Einzelheiten seiner Erkenntnisse gebracht haben mag — und unvermindert fortleuchtet und zündet, dafür zeuge uns als einer für viele ein selbst so hervorragender Forscher und Reisender wie Victor Bérard, der in seinem Buche „Révolutions de la Perse", Paris 1910, p. 17 sagt: „Il faut, au bout du compte, en revenir aux voyants. Qui veut connaître la Perse, se mette en route sous la conduite de Pierre Loti ‚vers Ispahan' . . . Et c'est à Gobineau ensuite qu'il faut se confier; car cet autre voyant, dont les Allemands ont fait un prophète, fut un homme d'expérience autant que d'intuition: pour les humanités iraniennes, ses 3 ans en Asie, ses Religions et Philosophies sont parfois ce que vers Ispahan est pour les terres persanes. A la lumière de ces deux phares, qui répandent leur clarté sur le chaos des explorations scientifiques, des rapports diplomatiques et consulaires, des dépêches et correspondances de journalistes, il m'a semblé que l'on pouvait discerner quelque direction dans les sautes et renverses de cette tempête persane."

Renan im Journal Asiatique 6 Série T. 12, Rapport annuel p. 60ss. Auf Grund meiner Neuausgabe: Barbier de Meynard in derselben Zeitschrift, 1899, p. 568ss., F. Justi im Archiv für Religionswissenschaft, 1900 Nr. 12. Die weitaus ausführlichste ist die erstgenannte, die auch der Originalität und schöpferischen Bedeutung des Werkes wie seiner darstellerischen Kraft in hohem Maße gerecht wird.

Fünftes Kapitel.

Zwiſchenjahr 1863—1864.

Den Winter 1863 auf 1864 brachte Gobineau mit den Seinigen wieder meiſt in Paris zu, wo ihm aber das Großſtadtleben, von deſſen Anforderungen und Gepflogenheiten er ſich in der Stille von Teheran gänzlich entwöhnt hatte, immer weniger behagen wollte. Dagegen knüpfte er jetzt mit Trye ein engeres Band, indem er die auf ihn gefallene Wahl zum Maire annahm[1].

Seine Tätigkeit auf dieſem praktiſchen Gebiete fällt erſt in ſpäteren Jahren ernſtlicher ins Gewicht, daher für hier ein kurzes Stimmungsbildchen (an die Schweſter, 21. November 1863) genügen möge: „Mon préfet et mon village m'ont demandé d'être maire. Je le suis. Je marie les jeunes demoiselles, je passe les pompiers en revue, je gémis sur les cabarets, je fais améliorer la classe des bonnes sœurs et j'encourage les gamins à réciter leurs leçons à Monsieur le maître. Je suis très beau en écharpe, je te prie de le croire.“ Daß er in dieſer erſten Zeit als Maire nicht ſonder-

[1] Bereits am 19. Auguſt 1860 war er zum Mitglied des Gemeinderats gewählt worden. Seine Ernennung zum Maire erfolgte 22. Oktober 1863, ſeine Einführung und Vereidigung am 8. November. Protokoll darüber im Gemeindebuch Nr. 95: „Installation du maire.“ Er erneuerte den Eid am 20. September 1868, nachdem er am 8. Auguſt 1865 — damals abweſend — neu ernannt worden war. (Gemeindebuch Nr. 167.)

lich in Zug gekommen, lehrt eine Briefſtelle aus dem September 1864, in der er klagt, daß, während ganz Frankreich ſich mit pompiers (Feuerwehrleuten) bedecke, er ſeine Truppe nicht über achtzehn Mann hinausbringen könne, und ſeine Gemeinde die ſchläfrigſte des ganzen Departements nennt, allerdings bekennend, daß auch er ſelbſt dieſen Dingen nur mäßige Begeiſterung entgegenbringe. Ähnlich äußert er ſich in einem Briefwechſel mit dem Präfekten 1864 anläßlich einer Kandidatur zum Generalrat, die damals noch nicht zum Ziele führte. In beiden Beziehungen ſollte er ſpäter weſentlich anders denken und handeln.

Im Herbſt 1864 fand endlich ein Plan eine wenn auch nur flüchtige und vorläufige Ausführung, den er ſeit vielen Jahren gehegt hatte: ein Beſuch der Stätten ſeiner Väter, Bordeaux und Izon. Faſt von Jugend an war er dort im Geiſte daheim geweſen, er grub lange und unermüdlich nach Materialien für ſeine Familiengeſchichte. Dem treuen Helfer bei dieſem Beginnen, Jules Delpit, ſprach er es wieder und wieder aus, wie es ihn nun auch perſönlich dorthin ziehe, wie ſeine Anhänglichkeit an die Heimatprovinz Guyenne unerſchütterlich in ihm verankert ſei. „Soyez convaincu que je suis tout aussi bon Gascon que mon aimable correspondant et comme lui du vieux bois dont on les faisait“ (5 septembre 1851). „Bien que devenu Picard, je n'en suis pas moins resté très curieux de ce qui est Aquitaine“ (15 juillet 1858). „Tenez-moi pour un vieux Bordelais fanatique à qui rien n'est plus agréable que le souvenir de son pays“ (30 août 1861). Und dieſes Heimatgefühl, dieſe Anhänglichkeit, an die er ſich förmlich klammerte, hat er dann fort und fort auch durch die Tat bewieſen, indem er nicht nur der Bibliothek ſeiner Heimatſtadt Widmungsexemplare ſeiner Werke überſandte, ſondern auch alle auf die Geſchichte der Guyenne bezüglichen wiſſenſchaftlichen Unternehmungen ſeiner dortigen

Freunde, vornehmlich Delpits und Léo Drouyns, bis an ſein Lebensende aufs wärmſte unterſtützte.

Nach der Heimkehr aus Perſien wurde die Sehnſucht dorthin immer drängender. Im November 1863 ſchreibt er an Delpit, er habe im Orient immer Gewiſſensbiſſe empfunden, wenn er ſeine muſelmänniſchen Freunde nach Mekka habe ziehen ſehen, indem ihm dabei immer der Gedanke an Bordeaux gekommen ſei: „C'est un pèlerinage que j'ai grand désir de faire et que je devrais avoir fait.“

Wir wiſſen nicht einmal genauer, wann dieſe Pilgerfahrt zum erſten Male ſtattgefunden hat, nur aus ſpäteren Briefen erſehen wir, daß es kurz vor der griechiſchen Reiſe geweſen und daß ſie nur wie im Fluge vor ſich gegangen ſein muß. („Ce séjour en forme de tourbillon.“) Immerhin war eines der großen Herzensverlangen Gobineaus damit geſtillt. Da er aber den Beſuch ſpäter mit mehr Ruhe wiederholt hat und auch die Bordelaiſer Freunde ihm mit der Zeit nur immer näher gekommen ſind, ſo werden auch wir gut tun, uns für jetzt mit dieſer kürzeren Erwähnung von beidem zu begnügen.

Am 8. Oktober 1864 war die Ernennung zum Geſandten in Athen, die ſeit dem Auguſt ſo gut wie feſtſtand, endlich zur Tatſache geworden. Zu dieſer, wie anſcheinend ſchon zu der letzten, Beförderung hatte Fürſt Metternich weſentlich mitgewirkt. Gobineau nahm ſie mit Jubel auf, nicht nur vom Geſichtspunkt der Karriere — bei einigem Glück konnte ihm Athen eine Vorſtufe von Konſtantinopel werden —, ſondern vor allem auch als Menſch und geiſtiger Arbeiter. Schon auf der erſten Heimkehr aus Perſien hatte er ſich, nur ein paar Stunden, in Athen aufgehalten und fühlte, daß er dorthin zurückmüſſe, fühlte es an dem ganz anderen Geſchmack, den ſeitdem Äſchylos für ihn habe. In helle Begeiſterung war er dann dort auf ſeiner zweiten Orientfahrt geraten. Jetzt jubelte alles in ihm dem geweihten Lande entgegen. Was half es

ihm, daß er über deſſen alte Bewohner einſt bitter Klage geführt hatte? Er hätte nicht Gobineau ſein müſſen, wenn ihm dort nicht das Herz aufgegangen, wenn er nicht ein ganz Neuer dort geworden wäre!

Anfang November ſchiffte er ſich mit den Seinigen in Marſeille ein, bald darauf ſind ſie im Piräus angelangt, und die „himmliſche Stadt" ſchlägt ihn wie noch keine zuvor in ihre Bande.

Anhang.

A. Quellenbericht.

B. Zur Methodik.

A. Quellenbericht.

Man hätte fürchten können, daß das Niederſchweigen, das die zeitgenöſſiſche Welt an Gobineau geübt hat, eine entſprechende Unterdrückung der biographiſchen Quellen zum Seitenſtücke oder im Gefolge gehabt hätte. Das iſt aber keineswegs der Fall geweſen, vielmehr haben wir es dankbar anzuerkennen, daß nicht nur an allen amtlichen Stätten, ſondern auch in den Händen der verſchiedenſten Privatperſonen, an welche jener die wertvollſten Kundgebungen ſeines Weſens gerichtet hat, die betreffenden Dokumente in der allerbeſten Hut geweſen ſind. Ja, es hat faſt den Anſchein, als ſei gerade die tiefe Ruhe, in der man den Verkannten und Vergeſſenen allzu lange gelaſſen, den meiſten jener Schriftſtücke geradeswegs zugute gekommen; zum mindeſten gilt das in dem Sinne, daß ſie noch nicht in das widerwärtige, für redliche und ſachliche wiſſenſchaftliche Arbeit nicht ſelten verhängnisvolle Getriebe des Autographenmarktes hineingeriſſen, ſondern faſt durchweg auf den Wegen verſtändnisvollen Entgegenkommens, nicht ſelten ſogar edelmütiger Hingabe für die Benutzung oder Erwerbung zu gewinnen waren: ein Umſtand, den derjenige mit beſonderer Freude und Erkenntlichkeit zu würdigen vermag, der, wie der Verfaſſer, bei früherer Gelegenheit Proben vom Gegenteil hat erfahren müſſen.

Die ſchlimmſten Lücken, die wir zu beklagen haben, ſind ſo, nächſt dem Zufall, der Unſtete und Heimatloſigkeit von Gobineaus letzten Jahren — die ihn wohl öfter zum Überbordwerfen von allerlei Ballaſt aus dem Lebensſchiffe veranlaßte — ſowie der Übereiltheit einzelner Freunde, welche ſeine Briefe vorſchnell vernichtet haben, zuzuſchreiben. Dafür haben uns von anderen Seiten wieder außerordentlich günſtige Sterne geleuchtet. Insbeſondere iſt es gar nicht hoch genug zu ſchätzen, daß faſt alle Nächſtſtehenden, jedenfalls die inner-

lich Nächſtſtehenden, ausgiebig ſelbſt in Briefen, Aufzeichnungen und Erinnerungen, wenn auch zum Teil intimer Art und nicht durchweg für die Öffentlichkeit beſtimmt, das Wort ergriffen haben. Schon der Vater hatte in ſeinen Lebenserinnerungen durch ſein Selbſtporträt dem Bilde ſeines Sohnes glücklich vorgearbeitet. Dann kam die Schweſter Caroline mit der biographiſchen Skizze ſeiner Kindheit und Jugend; die Tochter mit ihren Mitteilungen aus der beſten Manneszeit, endlich die Gräfin La Tour mit ſolchen über das letzte Jahrzehnt.

Alles in allem iſt es ſo dem Biographen vergönnt geweſen, eine nicht gewöhnliche Reichhaltigkeit des biographiſchen Materiales zu erzielen. Hat er auch ſtark zwei Jahrzehnte ſeines Lebens daranſetzen müſſen, es zuſammenzubringen, ſo darf er doch hoffen, daß die Geduld, die er mit dem Hinausſchieben der Ausarbeitung ſeinem Leſer zugleich mit zugemutet hat, ſich nunmehr auch für dieſen durch die erreichte größere Vollſtändigkeit lohnen werde.

Es erübrigt nun noch ein Rechenſchaftsbericht im einzelnen über die mannigfaltigen Quellen, auf denen dieſes Lebensbild ſich aufbaut, welchem ich die Bemerkung vorausſchicken möchte, daß über Briefwechſel und Werkegruppen wie ſonſtige biographiſche Dokumente, welche in die ſpäteren Jahre Gobineaus entfallen und daher erſt im zweiten Bande zur Verwendung kommen, auch naturgemäß erſt in dieſem berichtet werden wird. Dies gilt insbeſondere auch von den Skulpturen.

I. Werke.

In erſter Linie ſtehen, wie billig, die Werke des Mannes im weiteſten Umfange, alſo nicht nur die veröffentlichten und allen zugänglichen, ſondern auch die nachgelaſſenen (zum Teil erſt noch herauszugebenden) und vor allem die verſchollenen, die überaus zahlreichen, in Zeitſchriften und Zeitungen verſprengten Einzelarbeiten, die bisher in der Bibliothèque Nationale begraben lagen, ohne daß man auch nur die geringſte Ahnung davon hatte, und die es erſt auf Grund von Erwähnungen in der Korreſpondenz möglich wurde von dorther auszugraben.

Während es im allgemeinen genügen dürfte, hier auf die Behandlung der einzelnen Werke in meinem Texte zu verweiſen, erſcheint

es dagegen angezeigt, dieſer letzteren Gruppe noch einige beſondere Worte zu widmen.

Kein Zweifel, daß eine Sammlung dieſer Jugendarbeiten eine lohnende, faſt eine gebotene Aufgabe für die Späteren ſein würde. Wenn auch aus ſogleich zu erörternden Gründen manches auszuſchalten wäre, ſo bleibt doch immer noch ein ungewöhnlicher Reichtum von dauernd wertvollem übrig, und je mehr Gobineaus Publikum zunimmt, deſto mehrere werden, und deſto reichlicheres, an Belehrung und Anregung darin finden.

Freilich wird es kaum möglich ſein, hier etwas auch nur annähernd Vollſtändiges zu gewinnen. Die Tätigkeit Gobineaus in dieſer Zeit war ſo reichhaltig und nach verſchiedenen Seiten verteilt, daß ſelbſt die Spuren, geſchweige die Arbeiten ſelbſt, kaum je alle aufgefunden werden dürften[1].

Zudem iſt ein großer Teil von Gobineaus Mitarbeit insbeſondere an der Quotidienne anonym erfolgt. Bedenken wir anderſeits, daß jene ganze Tätigkeit naturgemäß eine an Wert ſehr ungleiche war, daß vieles von Hauſe aus, als nur für den Tag berechnet und daher vom Tage verſchlungen, ausſcheidet, daß daher nur ein dritter Beſtandteil auf Dauerwert und entſprechende Verwertung Anſpruch erheben kann, ſo iſt damit gegeben, in welchen Grenzen eine ſolche Sammlung der Jugendarbeiten nur vorgenommen werden könnte. In

[1] Ich trage hier für alle Fälle noch ein paar Erwähnungen nach, die im Texte nicht berückſichtigt worden ſind, weil ich über die betreffenden Schriften und Pläne nichts weiter mitzuteilen weiß: am 31. Oktober 1839 ſpricht Gobineau gegen Caroline von einem „livre que je commence en ce moment sur l'interdit lancé en 1606 par Paul V. sur les Vénitiens, livre surtout philosophique et politique plus qu'historique encore et pour lequel je réunis des matériaux depuis plus d'un an", am 11. Juli 1840 von einem „petit traité philosophique et polémique", für den er die Kirchenväter und ſonſtige chriſtliche Autoritäten durchblättere. Endlich ſeien einige (mit ziemlicher Sicherheit, mindeſtens Wahrſcheinlichkeit, 1842 in der Union catholique erſchienene) Artikel wenigſtens aufgezählt: (9. April 1842) über Afghaniſtan, über das „Memorandum"; (30. April 1842) über Türkei, Indien, Walachei; über Robert Peel („sur la loi de Sir Robert Peel"). Das leider bis jetzt durchaus nicht aufzuſpürende „Feuilleton über Hoffmann" wurde ſchon im Text erwähnt.

jedem Falle wird sie eine äußerst mühsame und schwierige, auch kostspielige, Arbeit bedeuten, von der zurzeit noch völlig dahinsteht, ob, wann und von wem sie einmal geleistet werden wird. So habe ich vorerst wenigstens zweierlei für meine Pflicht gehalten: erstlich, auf sämtliche mir bekannt gewordene Abhandlungen, mit mehr oder minder eingehender Analyse, hinzuweisen und ihren Erscheinungsort für alle diejenigen mitzuteilen, welche sie näher kennen lernen wollen; zweitens, in dem des öfteren herangezogenen Parallelwerke eine Reihe von Proben daraus zu geben, die mir unter irgendeinem Gesichtspunkte, sei es dem biographischen, sei es dem allgemein geistesgeschichtlichen, hervorzuragen und daher von allgemeinerem Interesse zu sein schienen.

II. Briefe und Erinnerungen.

Eine höchst wichtige Ergänzung zu den Schriften bilden die Briefe.

Erfreulicherweise ist es dem Biographen möglich geworden, die wertvollsten und wichtigsten Briefsammlungen aufzutreiben und an sicherer Stätte, im Gobineau-Archiv der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg, zu bergen. Dort ruhen jetzt die nahezu sechshundert Briefe an Vater und Schwester (der eigentliche Stammfonds aller urkundlichen Bestände, der Hauptquell unseres biographischen Wissens über Gobineau, ja geradezu eine Art Autobiographie in Briefform und in jedem Falle ein Schatz allerseltenster Art), die an Gattin, Töchter und Schwager, die an die Gräfin La Tour, der gesamte Briefwechsel mit Prokesch und mehrere kleinere. Andere sind dem Verfasser von den Besitzern, Behörden oder Privaten, aufs bereitwilligste zur Verfügung gestellt worden, wie die Briefe an Tocqueville von dessen Großneffen, Herrn Grafen Tocqueville, die nahezu hundertfünfzig an Adelbert von Keller von dessen Enkel, Herrn Professor Wolfgang Keller in Münster, die wenigen, aber bedeutungsvollen an Violletle-Duc von dem Sohne in Paris, welcher der väterlichen Tätigkeit treu geblieben ist, die zahlreichen (über zweihundert) an Delpit von dem Vorstande der Bibliothèque municipale de Bordeaux, die an Wagner und seine Gattin von der letzteren. Diesen allen auch öffentlich aufs herzlichste hierfür zu danken ist mir so Pflicht wie Bedürfnis.

Nach anderen Seiten sind alle Nachforschungen vergeblich geblieben, beispielsweise ist es nicht möglich gewesen, von den Briefen an de Serre, an Rémusat und Gattin, an Rochechouart irgendeine Spur aufzutreiben. Einzelne Besitzer haben aus mehr oder minder intimen Gründen die Benutzung ihrer Briefschaften verweigern zu sollen geglaubt, noch wieder andere, wie Germann Bohn und die Baronin de St. Martin, die ihrigen vernichtet. Immerhin ist, soweit Gobineaus eigene Briefe in Betracht kommen, ein sehr günstiges, fast glänzend zu nennendes Ergebnis erzielt worden: etwa zweitausend von seiner Hand habe ich verwerten dürfen.

Weniger gut steht es um die Briefe an Gobineau. Zwar sind auch hier die allerwichtigsten gerettet und zum guten Teil auch bereits veröffentlicht, wie die Tocquevilles, Mérimées (in der Revue des Deux Mondes, erstere dann auch in Buchausgabe), die einer Reihe hervorragender Denker und Forscher in dem Sammelwerke: „Gobineaus Rassenwerk". Auch von Prokesch liegen die meisten, aus späterer Zeit unter anderem die von Lord Lytton und Dom Pedro vollzählig, vor. Aber Verluste sind doch hier nach Tausenden zu registrieren. Gobineau scheint in der späteren Lebenszeit periodisch Briefe verbrannt, hierbei dann aber so wenig wie bei der ohne sein Zutun durch das Geschick erfolgten sonstigen Dezimierung seines Nachlasses irgend etwas wie System, vielmehr lediglich blinder Zufall gewaltet zu haben. Die Bedeutung der Schreiber wenigstens erscheint kaum berücksichtigt. Nicht nur sind die Schreiben vieler hervorragender Freunde und Bekannten Gobineaus bald sämtlich, bald zum großen Teile verloren[1], sondern es sind auch umgekehrt vielfach solche von ganz unbedeutenden erhalten.

Nehmen wir, unter gebührendem Bedauern des Verlustes so vieler uns entgangener Kundgebungen ihm nahestehender und verwandter Naturen, den Rest mit um so größerer Dankbarkeit hin, so werden wir immerhin sagen dürfen, daß selbst dessen bescheidenere Spezimina dazu beitragen, das Lebensbild Gobineaus nach einer anderen als der rein

[1] So ist z. B. von Viollet-le-Duc, von Drouyn de L'Huys und vielen anderen gar nichts, von Keller und Delpit nur je ein paar Briefe erhalten, wiewohl solche, nach denen Gobineaus zu schließen, von den beiden Letztgenannten in großer Anzahl existiert haben müssen.

geiſtigen Seite zu vervollſtändigen, indem ſie uns in einer Reihe von Typen veranſchaulichen, oder doch ahnen laſſen, was alles er an Liebe und Verehrung, an Erhebung und Erquickung auch durch ſeine menſchliche Perſönlichkeit im Leben ausgeſtreut hat. Wir werden namentlich im zweiten Bande Gelegenheit haben, hiervon Proben zu geben.

Verſuchen wir das Weſen von Gobineaus Briefen in einigen kurzen Bemerkungen zu charakteriſieren, ſo wäre zunächſt darauf hinzuweiſen, daß er ſelbſt allen Briefwechſel immer nur als einen Notbehelf, einen Erſatz für mündlichen Verkehr oder ſchriftſtelleriſche Ausſprache betrachtet hat. Er beleuchtet ſchon in ſehr jungen Jahren (1839) einmal in einem Briefe an ſeinen Vater die Schwierigkeiten einſeitiger Darlegungen, wie ſie Briefe doch immer nur geben können, und fährt dann fort: „Si tu joins à cela la quantité de tout ce que j'écris par jour de différentes choses et souvent sur des matières fort ennuyeuses, tu concevras que je ne considère les relations épistolaires qu'avec une sorte d'effroi, tout en les adorant quand ce sont les autres qui m'écrivent.“ Dennoch verſenkte und vertiefte er ſich mit der Zeit in dieſe brieflichen Beziehungen dermaßen, daß er ſelbſt über die Breite, in die er dabei gerät, öfter außer ſich iſt und ſich anklagt: „Mes lettres sont d'une longueur absurde“ (in dem genannten Briefe an den Vater), und noch dreißig Jahre ſpäter an die Gattin: „Je t'envoie des mémoires et non des lettres.“ Sein Biograph dagegen hat dieſe rege Mitteilſamkeit und ſprudelnde Fülle der Briefe, die ihm ſeine Aufgabe ſo ſehr erleichtert hat, oft geſegnet. Ihr iſt es in erſter Linie mit zu verdanken, daß wir trotz der unverhältnismäßig geringen Spiegelung Gobineaus in der zeitgenöſſiſchen Welt doch nachträglich noch ein ſo allſeitiges und lebendiges Bild von ihm zu gewinnen vermögen.

Aber auch über die Kernpunkte ſeiner Lehre und Weltanſchauung finden ſich in ſeiner Korreſpondenz vielfach die eindringlichſten Aufſchlüſſe. Zwar iſt, je nach den Adreſſaten der Briefe, der Ton öfter ein leichterer, daher manches ſchillernd Geiſtreiche, übermütig oder burſchikos Hingeworfene etwas mehr ins Ernſte zu überſetzen, aber die knappe, blitzartige Faſſung bringt dafür anderes ungleich mehr zu Ausdruck und Geltung als die breitere Form der Schriften. In anderen Fällen bieten dagegen die Briefe denkſchriftenartige Berichte oder Darlegungen ganz im Stil und Ton größerer Abhandlungen, ja manch-

mal ſind ſie direkt ſolche, wie namentlich einzelne an Prokeſch über perſiſche Medaillen. Eine Reihe intereſſanter Parallelen zwiſchen Briefen und Büchern weiſt der Briefwechſel mit dem Letztgenannten (Prokeſch) auf: insbeſondere finden ſich große Abſchnitte aus 3 ans en Asie hier bereits ziemlich in extenso. Auch ſonſt hat Gobineau eingehende politiſche und ethnographiſche Schilderungen aus den Ländern, in die ihn ſein Beruf verſchlug, ſeinen Freunden immer gern zuteil werden laſſen: ich erinnere hier nur an die aus der Schweiz wie aus Perſien in dem Tocquevilleſchen Briefwechſel.

Im allgemeinen gilt für die Briefe noch mehr wie für die Schriften, daß ſie vielfach unter dem Eindruck und Einfluß der großen Impulſivität Gobineaus, unter der ſtarken Mitwirkung ſeiner Phantaſie geſchrieben ſind, deren Eingebungen hier noch weniger als dort durch die Filter der Reflexion gegangen ſind. Man darf inſofern die Briefe nicht immer allzu wörtlich nehmen: er ſah in den Dingen oft das, was er darin zu finden *wünſchte*.

Andere Male (wie namentlich in den Briefen an die Angehörigen — die wir, wie der Leſer leicht bemerken wird, zur Hauptunterlage unſerer Darſtellung gemacht haben —) ſehen wir ihn aus liebevoller Rückſicht ſchönfärben, um möglichſt viel Freude zu machen, möglichſt wenig Sorge zu verurſachen. Ziemlich allen gemeinſam aber iſt, bis auf die letzten Jahre, jener Zug leicht ironiſcher Heiterkeit, ja Spaßmacherei, der ſich in einzelnen Fällen auch bis zu Illuſtrationen (Scherz- und Karikaturzeichnungen) verſteigt, wie z. B. einmal Gobineau als „fashionable“, ein anderes Mal der „grand homme“, d. h. ein ſpindeldürrer Rieſe, an dem ein Zwerglein emporſchaut, der weisheittriefende Machthaber von Teheran, und ſo mehr.

Beſonders zu bedauern iſt es, daß von den Briefen der Schweſter an Gobineau in der Hauptſache nur die des letzten Jahrzehntes erhalten ſind; abgeſehen von dem biographiſchen Wert, den vielerlei einzelne Mitteilungen und Notizen beſeſſen haben würden, iſt doch auch Carolinens Geſamtbild ſo durchaus wohltuend, anziehend und bedeutſam, daß man es gerne, und gerade für die früheren Zeiten, wo gewiſſe Gegenſätze noch weniger ausgeprägt hervortreten, etwas mehr ausgeführt ſehen möchte. Zum Glück iſt es möglich geworden, ehe dieſe Briefgruppe im Austauſche gegen die Gobineauſchen Briefe an die

zurzeit auf der Insel Wight lebenden, weil aus Frankreich ausgetriebenen, Benediktinerinnen, deren Gemeinschaft einst Caroline als Mère Bénédicte angehörte, ausgeliefert wurden, eine Kopie derselben herstellen zu lassen, in welcher Fassung sie nun also doch fortan dem Gobineau-Archiv gesichert ist.

Unvergleichlich bedeutsamer noch als ihre Briefe ist die Jugendskizze, die uns Caroline de Gobineau von ihrem Bruder hinterlassen hat. Da diese, wie auch größere Abschnitte aus den Lebenserinnerungen Louis de Gobineaus, nicht nur im Text der Biographie zur Verwertung, sondern auch im Quellenbande zum Abdruck gelangt sind, so erübrigt sich hier jede weitere Bemerkung über diese beiden Denkmäler; wogegen es mich drängt, mit besonderem Danke der überaus interessanten und zuverlässigen biographischen Erinnerungen zu gedenken, mit denen mich Frau Baronin von Guldencrone namentlich für die mittlere Periode des Lebens ihres Vaters ausgestattet hat. Sie bilden die eigentliche Hauptquelle für vieles aus der Zeit von Frankfurt bis Athen einschließlich und namentlich auch für die Kenntnis ihrer Mutter wie der ersten Freunde Gobineaus. Sie sind daher von mir durchweg aufs gewissenhafteste benutzt worden.

Die im Nachlasse vorgefundenen, von der Hand des Grafen San-Vitale (eines Freundes aus den letzten Jahren) geschriebenen „Notes sur la vie, la carrière et les œuvres du Cte de Gobineau" enthalten allerlei anscheinend auf die Gräfin La Tour, vielleicht auch auf Gobineau selbst zurückgehende Winke und Notizen und leiten nach manchen Seiten über zu den

III. Amtlichen Quellen.

Nach dem für die Archive des Auswärtigen Amtes in Frankreich bestehenden Reglement ging es zwar nicht an, daß ich selbst von den Depeschen Gobineaus nähere Kenntnis hätte nehmen dürfen; durch das außerordentliche Entgegenkommen zweier Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, der Herren Delcassé und Pichon, sind mir aber, dank der liebenswürdigen und eifrigen Verwendung unserer Botschafter, Seiner Durchlaucht des Herrn Fürsten Radolin und des Herrn Freiherrn von Schoen, nicht nur verschiedentlich wertvolle Auskünfte über einzelne Daten aus Gobineaus staatsmännischer Laufbahn erteilt, es

ist mir auch in einige amtliche Schriftstücke allgemeineren Charakters aus der Feder Gobineaus hinreichend Einsicht verstattet worden, um mich danach, was mir als Biographen die Hauptsache, von der charakteristischen Übereinstimmung des Stiles in allen seinen schriftstellerischen Kundgebungen überzeugen zu können[1]. Wenn im übrigen, nach Bismarcks Ausspruch (bei Busch, Tagebuchblätter II 171), Privatbriefe von Staatsmännern ungleich wertvollere Ausbeute gewähren sollen als ihre amtlichen Depeschen und Berichte, so können wir uns in unserem Falle, bis einmal auch die letzteren der öffentlichen Benutzung anheimfallen, dessen getrösten, daß die ersteren in so erfreulichem Umfange auch für das Politische vorhanden sind.

IV. Mündliche und schriftliche Unterweisung.

In außergewöhnlich reichem Maße habe ich mich einer der allerwichtigsten Quellen, der mündlichen und schriftlichen Unterweisung durch zahlreiche Persönlichkeiten, welche Gobineau im Leben intim nahegestanden haben, erfreuen dürfen.

Sogar von den Jugendgefährten sind mir zwei, Germann Bohn und der Baron d'Avril, noch persönlich bekannt geworden; anderen, wie der Baronin de Saint Martin und Madame Marjolin, bin ich zwar nicht selbst mehr begegnet, habe aber durch Vermittlung der Gräfin La Tour noch wertvolle Mitteilungen von ihnen einziehen können.

Wiederum ist es sodann Frau Baronin Guldencrone, der ich die mannigfachsten brieflichen wie mündlichen Auskünfte über Beziehungen und Ereignisse aus ihres Vaters Leben verdanke, für die spätere Zeit auch einiges ihrer jüngeren Schwester, Madame Christine Serpeille in Paris.

Frau Gräfin Mathilde de La Tour, die vertraute Freundin des letzten Jahrzehnts, hat mich der Reihe nach 1893 während eines Besuches bei mir, 1896 während eines ganzen auf ihrem Schlosse Chaméane in der Auvergne gemeinsam verbrachten Sommers und sodann in fast

[1] Insbesondere ist mir die Benutzung der Denkschrift über die Schweiz aus dem Jahre 1850, sowie der ergänzenden Etude de l'industrie suisse, gestattet worden, von welcher sich denn auch im Quellenbande einige Abschnitte mitgeteilt finden.

alljährlich sich wiederholenden Begegnungen zum Erben der Kunde um Gobineaus Leben und Art, wie 1898 zum Erben seiner literarischen Rechte, 1901 zu dem seines (von mir zwei Jahre darauf in Straßburg niedergelegten) Nachlasses eingesetzt. Auch ihres Treufreundes, des Grafen Basterot, darf ich hier am letzten vergessen.

Des weiteren seien noch genannt, als Urheber der allerverschiedensten, alle in ihrer Art gleich wertvollen Aufschlüsse, die Herren Barbier de Meynard, Marquis de Vogüé, Albert Sorel in Paris, Carlo Mancini und Maestro Arrigo Boito in Mailand, last not least: Richard Wagner und Gattin in Bayreuth.

Ich habe sämtliche Persönlichkeiten, welche mir so Beiträge zum Leben Gobineaus geliefert haben, entweder näher, zum Teil sogar intim, gekannt, oder, unter besonderer Berücksichtigung der betreffenden Verhältnisse, für die sie als Gewährsleute auftraten, im allgemeinen wie nach Seite ihrer Glaubwürdigkeit gewissenhaft studiert. Ich prüfte alle Mitteilungen nach und hielt sie zusammen. Durchweg durfte ich feststellen, daß die enthusiastische Hingabe der Freunde an Gobineau der Wahrhaftigkeit ihrer Angaben keinen Eintrag getan hat. Wo aber ja einmal ein Schwanken sich einzustellen drohte, gab mir die innere Stimme den Maßstab mit um so größerer Sicherheit, als sich aus der Gesamtheit meines Materiales am Ende ein Bild von seltener Klarheit ergab, das nun untrüglich in meinem Innern lebte.

Natürlich ist es an dieser Stelle nicht möglich, aller derer zu gedenken, die, Gobineau ferner, mich dennoch gelegentlich durch einzelne Winke und Nachweise unterstützt haben. Es versteht sich aber, daß ich grundsätzlich alles, auch die kleinste Anekdote, dankbar aufgegriffen habe, als welche unter Umständen und im rechten Zusammenhange verstärkte Bedeutung gewinnen kann.

Ganz übergehen darf ich hier schließlich auch ein für den Leser vielleicht weniger, für mich und mein Werk dagegen im höchsten Maße wichtiges Ereignis nicht: nämlich, daß ich selbst Ende Mai und Anfang Juni 1882 noch die Bekanntschaft Gobineaus bei Wagner in Bayreuth gemacht habe. Wie es überhaupt als eine schöne Fügung zu betrachten ist, daß er, durch die Besuche Deutschlands in seinen letzten Jahren, gleich einer Erscheinung der großen durch ihn entfachten Bewegung vorangezogen ist, so habe ich auch immer gerne ein Symbol darin er-

blickt, daß ich damals aus ſeinem eigenen Munde Erzählungen aus und über Schweden — ſeinen Lieblingsgegenſtand — habe hören dürfen. Bin ich ihm in jenen Tagen auch nicht irgendwie näher getreten, ja tat ich meinerſeits dazu auch keinerlei Schritte, da ich noch keine Zeile von ihm geleſen hatte, ſo war es mir doch im ſpäteren Leben um ſo unſchätzbarer, mir jene verkörperte höchſte menſchliche Vornehmheit zu vergegenwärtigen, den tiefen und vollen Klang ſeiner Stimme in mir nachhallen zu laſſen, den nie vergeſſen kann, wer ihn nur einmal vernommen hat.

* * *

Nächſt den im vorhergehenden aufgezählten unmittelbaren Quellen käme dann zur Vervollſtändigung noch eine mehr mittelbare in Betracht: die Literatur über Gobineau und die für ſeine Lebensbeſchreibung wichtigen geſchichtlichen und geiſtesgeſchichtlichen Gebiete. Im allgemeinen ſpielt ſie naturgemäß in dieſem erſten Bande eine geringere Rolle als ſie es für den zweiten tun wird. Auch darf ich mich für das einzelne wohl auf meine Anführungen im Text, mehr noch in den Anmerkungen, beziehen. Beſonders hervorheben möchte ich an dieſer Stelle nur allenfalls, wie viel ich für die Auffaſſung allgemeinfranzöſiſcher Dinge den Werken Tocquevilles und Thureau-Dangins, vor allem aber auch eines deutſchen Landsmannes, Karl Hillebrand, verdanke. Ebenſo iſt es mir ein Bedürfnis, auch hier nochmals es auszuſprechen, was mir der mündliche Austauſch mit einzelnen Männern für die Erfaſſung des geiſtigen Bildes Gobineaus wert geworden iſt. Wieder und wieder habe ich hier an erſter Stelle den unvergeßlichen Albert Sorel zu nennen. Die romaniſtiſchen Fachkreiſe Deutſchlands hat Gobineau gegenüber ehrenvoll Guſtav Gröber, die hiſtoriſchen vor allen Alexander Cartellieri vertreten.

Schwer würde es mir fallen, alles hier zu regiſtrieren, was mir an Teilnahme und Beihilfe im Laufe der Jahre von den allerverſchiedenſten Seiten für mein Werk geworden iſt.

Nicht genug rühmen kann ich die Liberalität und Hilfsbereitſchaft der amtlichen Stellen in Frankreich wie in Deutſchland. Der Behörden des Auswärtigen Amtes in erſterem Lande gedachte ich ſchon; neben

sie trete, wie billig, die Verwaltung der Pariser Nationalbibliothek, auf welcher ich für die ausgedehntesten Studien reiche Förderung gefunden habe, und ebenbürtig die der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek (Herr Geheimrat Wolfram) in Straßburg wie der Großherzoglichen Universitätsbibliothek in Freiburg, deren Leiter, Herr Dr. Jacobs, mir noch in letzter Stunde eine wichtige Lücke schließen zu helfen mit liebenswürdigstem Eifer bemüht gewesen ist.

Von meinen französischen Freunden möchte ich vor allem vier anführen, die unermüdlich für meinen Gobineau gewirkt haben: Herrn Ferdinand Clozel, Gouverneur früher der Elfenbeinküste, jetzt des Obersenegal, Herrn Jules Lefaivre, französischen Gesandten, zurzeit in Montevideo, Herrn Dr. J. B. Mispoulet, redigierenden Sekretär der Deputiertenkammer, und Herrn Alexandre Taufferat-Radel, Vorsteher des historischen Bureaus des Auswärtigen Amtes. Auch die rastlosen Bemühungen Tancrède de Visans um Gobineau dürfen hier so wenig unerwähnt bleiben wie der freundschaftliche Eifer Edouard Schurés und des Abbé Brémond.

In Deutschland sind es die Alten und doch immer Neuen, deren Auge unwandelbar über meinem Tun gewacht hat. Nächst den mir Allernächsten möchte ich hier nur zwei Namen — für alle anderen mit — genannt haben: Oskar Meyer in Straßburg und Rudolf Schlöffer in Jena. Was mir Graf Prokesch bedeutet hat, ist bereits anderwärts zum Ausdruck gekommen.

B. Zur Methodik.

Die schwierigste Frage, die sich dem Biographen Gobineaus für die Gestaltung seines Textes aufdrängte, war die nach der Behandlung der Briefe, insbesondere der Familienbriefe. Zweierlei Ansichten und Möglichkeiten standen sich gegenüber: die einer Sonderveröffentlichung der größeren Briefsammlungen und die einer möglichst weitgehenden Hineinverarbeitung derselben in den Text. Beide haben unter den Beratern, welche dem Werke ihr Interesse zugewandt haben, ihre Fürsprecher gefunden. Die Entscheidung zu Gunsten des letzteren Verfahrens aber gaben die folgenden Erwägungen.

Vor allem wird eine Ausgabe der Gobineauschen Briefwechsel immer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ja es erscheint fast fraglich, ob sie überhaupt so bald zu bewerkstelligen sein wird. Hier ist nicht etwa nur an die inneren Schwierigkeiten gedacht (das viele Intime, für Veröffentlichung Ungeeignete, das sie zum Teil enthalten, u. a.), nein, diese Art Quellenpublikationen bleiben auch, rein äußerlich genommen, immer ein starkes Wagnis, dessen sehr große Kosten nach den bisherigen Erfahrungen ziemlich ausschließlich die Veranstalter (in diesem Falle die Gobineau-Vereinigung) zu tragen haben und für die sich ein eigentliches Publikum nur äußerst schwer wird finden lassen, solange eben Frankreich Gobineau gegenüber fortfährt beiseite zu stehen und in Deutschland zwar theoretisch alle Welt, in praxi aber sehr wenige über soviel Französisch oder aber über soviel Interesse für die Sache verfügen, daß sie beides durch Kauf bekundeten. Eine deutsche Ausgabe aber, nach welcher meist sofort der Ruf erschallt, könnte anständigerweise, ja pflichtgemäß, doch immer erst einer solchen in der Originalsprache folgen.

Anderseits nun aber besteht ein besonders großes und berechtigtes Verlangen gerade nach den Gobineauschen Briefen, als welche sein

Weſen nach vielen Seiten am ſprechendſten und ſympathiſchſten zum Ausdruck bringen, und im Gegenſatze zu den ſoeben erörterten engſten Möglichkeiten muß jedermann den Wunſch hegen, daß jene möglichſt weit hinaus wirken und von möglichſt vielen geleſen werden. Da erſchien denn nun aber keine Stelle günſtiger als die Biographie, bei der dies letztere hoffentlich und vermutlich der Fall ſein dürfte: ſelbſt eine Abzweigung, etwa in Zeitſchriften, erſchien demgegenüber als eine halbe und vorübergehende Maßregel. Die Quinteſſenz der wichtigſten Briefwechſel in das Lebensbild Gobineaus ſelbſt organiſch mit hineinzubeziehen mußte ſich mir ſo je länger je mehr als der einzig denkbare Ausweg darſtellen: er bedeutet das Dauerhaftere, Solidere, er bedeutet ſehr wahrſcheinlich das Wirkſamere, er bedeutet vor allem das Sicherere, durch welches übrigens eine etwaige ſpätere Geſamtveröffentlichung der Briefe für ein engeres Publikum in keiner Weiſe ausgeſchloſſen wird.

Dies alſo unzweifelhaft feſtgeſtellt, ergab ſich nun aber die weitere Frage, in welcher Sprache die Briefauszüge wiederzugeben ſeien. Meiner Gewohnheit gemäß habe ich auch dieſe wiederum einer ganzen Reihe beſonders kundiger und berufener Beurteiler vorgelegt und dabei die nicht wenig beruhigende Genugtuung gehabt, diesmal der einſtimmigen Anſicht zu begegnen, daß gar nicht daran zu denken ſei, dieſe allercharakteriſtiſchſten und unmittelbarſten Spiegelungen der Weſensart Gobineaus, die in ihrer Geſamtheit es mit jedem ſeiner Werke an Wert und Bedeutung aufnehmen können, einer Leſerſchar, welche ihn wirklich von Grund aus kennen lernen wolle, anders als in ſeiner eigenen Originalfaſſung zuzumuten. Wie ſehr dieſe Ratſchläge mit meiner eigenen Sinnesart übereinſtimmten, brauche ich kaum zu erwähnen: ich würde es durchaus als eine Vergewaltigung, als eine Pietätsloſigkeit empfunden haben, hier, wo Gobineau gewiſſermaßen an ſeinem eigenen Bilde mitzeichnet, als Überſetzer retouchierend einzugreifen. Auch zu dem heute vielfach beliebten Auskunftsmittel der Hinzufügung einer deutſchen Überſetzung habe ich mich, als zu einer nutzloſen Verwöhnung des Publikums, nicht entſchließen können: ſie würde mein Buch nur unnatürlich ausgedehnt, mich im Raum beſchränkt und übrigens mir auch die Überzeugung nicht ausgetrieben haben, daß, wer das Franzöſiſche nicht ſo weit beherrſcht, daß er dieſe

Briefauszüge leſen kann, auf ein gründliches und letztes Verſtehen ihres Urhebers eben werde verzichten müſſen.

Nur nebenbei möchte ich erwähnen, daß ich ein ähnliches Verfahren wie bei den Briefen auch bei den vergriffenen und unveröffentlichten Werken angewandt, kurzum, die Originalfaſſung überall da gebracht habe, wo ſolche mehr oder minder (zurzeit wenigſtens) nur bei mir zu finden iſt. Dagegen habe ich mir eine Abweichung hiervon nicht nur bei den jetzt in aller Händen befindlichen Werken, ſondern auch in den Fällen verſtattet, wo ich im Textbande nur referierend, unter Anführung kürzerer Stellen, vorzugehen hatte, während der geſamte Wortlaut des Originales im Quellenbande ſeine Stelle fand. Es ſind dieſer Fälle übrigens nicht viele, ſodaß eine etwa ſtörende Durchbrechung des einheitlichen Geſamtbildes und -eindruckes meiner Darſtellung nicht zu befürchten ſtand.

Bedingungsloſer Billigung wird es hoffentlich begegnen, daß ich die allgemeiner durchgedrungenen Werke, zumal wenn ich mich ſchon an anderen Stellen darüber verbreitet hatte, in meinem Texte verhältnismäßig kürzer abgetan und nur ſolche, für die vorerſt keine Ausſicht beſteht, ſie dem Publikum zugänglich zu machen — wie Don Juan und Jean Chouan —, mit eingehenden Analyſen und Beſprechungen, ſelbſt reichlichen Zitierungen, bedacht habe. Ein Mittleres habe ich bei Werken zur Anwendung gebracht, welche, der Öffentlichkeit zurzeit noch entzogen, in abſehbarer Zeit doch Ausſicht haben, ihr wieder zugeführt zu werden.

In einem Werke, das das Leben eines Franzoſen erzählen ſoll, hätte ich unſere Sprachreiniger um jeden Preis wohl um keinen befriedigen können. Immerhin möchte ich ihnen (auf Grund früherer Erfahrungen) zu bedenken geben, daß das Durchſetzen des ihnen als Allgemeinideal vorſchwebenden „deutſchvölkiſchen" Gewandes hier unfehlbar zu Unnatürlichkeiten und inneren Widerſprüchen hätte führen müſſen, daß ich mich, namentlich in politiſchen Dingen, unwillkürlich manchmal der Auffaſſung, ja ſelbſt der Ausdrucksweiſe des Volkes, dem meine Betrachtungen galten, anpaſſen mußte, daß ich daher auch gewiſſe Bezeichnungen, wie Regime u. ä., unter Umſtänden ruhig angewandt habe, um anzudeuten, daß ich aus jener Auffaſſung heraus, die dort einzig das Wort haben konnte, zu ſprechen hatte.

Vor dem gleichen Gerichtshofe hätte ich mich allenfalls auch noch über die Faſſung meiner Daten bei den Briefauszügen zu verantworten, die ich da, wo ſie in den Fluß meiner Sätze hineingezogen ſind, deutſch, wo ſie dagegen zum Zitat gehören und dann in der Regel unmittelbar davor oder danach auftreten, unbedenklich franzöſiſch gegeben habe.

Schließlich noch ein Punkt.

Ich habe an anderer Stelle geſagt, daß ich mir als Ziel geſetzt habe, ein Monument Gobineaus, möglichſt in Lebensgröße, zu ſchaffen. Dabei hat mir aber alles andere eher als eine uferlos breite Darſtellung dieſes Lebens vorgeſchwebt. Vielmehr erkannte ich von Anfang an die hohe Berechtigung der Stimmen, die mich warnend daran erinnerten, daß ein Buch, welches wirklich Verbreitung finden ſolle, wie ich es doch für dieſes erhoffe, heutzutage nicht mehr von zu ſtarkem Umfange ſein dürfe. Und da dennoch das biographiſche Material mir in äußerſter Fülle zuſtrömte, ſo entſchloß ich mich, die eigentliche Biographie als ein in ſich voll geſchloſſenes Ganzes, als ein nach Umfang und Preis jedem leicht zugängliches, handliches und abgerundetes Werk in zwei Bänden zu geſtalten und dies dadurch zu ermöglichen, daß ich davon noch beſondere Quellenbände abzweigte, die dann jeder nach Bedarf und Wunſch hinzu erwerben mochte. Dies geſchah bereits früher mit dem im Texte öfter angezogenen Buche: „Gobineaus Raſſenwerk“, es geſchieht jetzt wiederum mit den in zwei Bänden der Biographie als Parallelwerk ſich angliedernden „Quellen und Unterſuchungen zum Leben Gobineaus“, in welchen biographiſche Dokumente der verſchiedenſten Art mit Auszügen aus ſeinen Schriften und Briefen, Beſprechungen ſeiner Werke, Mitteilungen auch über ſeine hervorragendſten Freunde ꝛc. zuſammengetragen werden.

So ergab ſich ein gewiſſes Ergänzungsverhältnis, auf das freilich überall da, wo die entſprechenden Lücken im Hauptwerke ſich zeigten, aufmerkſam zu machen und der Leſer darüber aufzuklären war, an welcher Stelle der Parallelwerke er jene ausfüllen könne. Ich hoffe, daß ein ſolches öfteres Zitieren nicht als Übelſtand werde empfunden werden, oder doch, daß die dadurch für einen Teil der Leſer gebotene Möglichkeit einer allſeitigeren und vollſtändigeren Orientierung ihn zum mindeſten aufwiegen werde.

Lebhafter denn je beklage ich im Momente, da ich mir das Buch in die Hände der Leser gelangend vorstelle, das Fehlen einer wirklich befriedigenden bildlichen Wiedergabe seines Helden. Ich mochte dennoch mit dem, was ich zur Verfügung hatte, nicht zurückhalten, und die Verlagshandlung hat dankenswerterweise keine Mühe gescheut, es in möglichst wirksamer Weise zur Geltung zu bringen.

Ein Register über das Gesamtwerk hoffe ich seinerzeit dem zweiten (Schluß-)Bande beizugeben.

PQ
2260
G9S3
Bd.1

Schemann, Ludwig
Gobineau
Bd.1

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY